Die Kunstdenkmäler der Prov. Brandenburg

Band: I Teil: 1

P. Eichholz

Westprignitz

Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg.

Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg.

Herausgegeben
vom
Brandenburgischen Provinzialverbande.

Band I. Teil 1
Westprignitz.

Berlin, 1909.

Die Kunstdenkmäler des Kreises Westprignitz.

Unter der Schriftleitung
des
Provinzialkonservators, Landesbaurats Professor Theodor Goecke
bearbeitet
von

Architekt Paul Eichholz, Privatdozent Dr. Friedrich Solger,
Oberlehrer Dr. Willy Spatz.

Mit 4 Karten, 49 Tafeln, 357 Abbildungen im Text.

Berlin.
Druck und Kommissionsverlag: Vossische Buchhandlung.
1909.

Unter Vorbehalt aller Rechte
aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901.

Vorwort.

Mit dem Amte des Provinzialkonservators ist auch die Schriftleitung dieses Werkes an den Unterzeichneten übergegangen. Ein Zufall hatte es bekanntlich gewollt, daß das zweite, die Ostprignitz umfassende Heft zuerst erschienen ist. Jetzt folgt nun das erste Heft, oder wie es fortan genannt werden soll, da die Hefte über Erwarten stark ausgefallen sind, der erste Teil des ersten Bandes, die Westprignitz umfassend. Das Manuskript ist noch unter Leitung meines Amtsvorgängers fertig gestellt worden, der auch die meisten Abbildungen ausgewählt hat. In seiner ganzen Verfassung unterscheidet sich also der erste vom zweiten Teil nur wenig. Die zeichnerische Aufnahme und Verzeichnung der Denkmäler war ebenso wie die kunstgeschichtliche Untersuchung und Darstellung die Arbeit des Architekten Eichholz. Die geschichtliche Einleitung hat Herr Oberlehrer Dr. Spatz verfaßt, der auch die geschichtlichen Daten nebst Quellen für die einzelnen verzeichneten Orte lieferte. Die geologisch-geographische Übersicht ist wieder Herrn Privatdozenten Dr. Solger zu verdanken. In Abweichung von der Einleitung des zuerst erschienenen Teiles ist diesmal nach Angabe der Schriftleitung eine besondere kunstgeschichtliche Übersicht hinzugefügt worden, die ebenfalls Herrn Architekten Eichholz zum Verfasser hat. Außerdem ist der vorliegende Teil um ein Verzeichnis der Familien bereichert, die sich als Grundbesitzer, Patrone oder Stifter um die Förderung der Kunst verdient gemacht haben. Der vor- und frühgeschichtliche Teil, den Professor Dr. Götze bearbeitet, wird wieder in einem besonderen Beihefte erscheinen.

Für die Darstellung, insbesondere die Zeitstellung der wichtigeren Bauten und ihrer Teile sowie die Geschichte ihrer Entstehung sind zwar die Archivalien nach Möglichkeit benutzt, doch hat der Bearbeiter das Bauwerk selbst stets als wichtigste Urkunde angesehen.

In der zeichnerischen Wiedergabe der Bauwerke sind „Rekonstruktionen“ nur insoweit durchgeführt, als es sich um Fortlassung nebensächlicher entstellender Zusätze handelte oder insoweit die Herstellung durch bestimmte Anhalte gesichert erschien. In diesem Umfange sind sie aber, besonders für die älteren Bauwerke geradezu als geboten erachtet worden. Frei erfundene Zusätze bezw. Ergänzungen sind nur in leichter Punktierung angedeutet.

Nach Fertigstellung des die Ostprignitz umfassenden Teiles war erst die Grundlage zu einer Nachprüfung des dem Werke zugrunde gelegten Programms gegeben. Die Herstellungskosten sind höhere geworden, als für einen Teil von etwa 20 Druckbogen durchschnittlich angenommen war. Doch muß man berücksichtigen, daß es sich bei der Drucklegung des ersten Teiles gewissermaßen um einen Versuch gehandelt hat, daß insbesondere das Zusammen- und Ineinanderarbeiten von Verfasser und Buchdrucker, von Photograph und Lichtbilddrucker nicht gleich geklappt hat, und daß sehr viele Korrek-

turen auch noch nach dem Umbruche erforderlich geworden sind. Diese Erfahrungen werden der weiteren Drucklegung zu gute kommen; immerhin war damit zu rechnen, daß die ursprünglich angenommenen Durchschnittskosten kaum ausreichen werden.

Die Provinzialkommission für die Denkmalpflege hat deshalb noch einmal eingehend das Programm durchberaten, um zu prüfen, ob nicht etwa der Text kürzer zu fassen, oder die Zahl der Abbildungen zu vermindern sei; sie ist schließlich aber doch zu dem Ergebnisse gekommen, daß das Programm im vollen Umfange aufrecht erhalten werden müsse, wenn der ausgesprochene Zweck, mehr als ein nur für den Kunstgelehrten brauchbares Werk, ein Haus- und Familienbuch für vaterländische Kunstgeschichte zu schaffen, erreicht werden soll. Dagegen hat die Kommission im einzelnen folgende Grundsätze aufgestellt, die eine zu weit gehende Ausdehnung des Werkes verhindern sollen:

1. Die zahlreichen Abbildungen kunstgewerblicher Gegenstände können vermindert werden durch die Beschränkung auf besonders charakteristische, typische Beispiele.

2. Die Zahl der Lichtdruckbilder kann vermindert werden durch Ersatz von Autotypien.

3. Die photographischen Aufnahmen können eingeschränkt werden, wenn in größerem Umfange die zeichnerischen Aufnahmen Mitverwendung finden und zwar auch diejenigen, die seiner Zeit für das erste Denkmälerverzeichnis von Bergau gefertigt worden sind, soweit sie noch den heutigen Zustand wiedergeben.

4. Jeder Teil soll möglichst nur einen Kreis umfassen, wobei die zugehörigen Stadt- und Landkreise zusammengefaßt werden können, um die Herstellung besonderer Kreishefte möglichst entbehrlich zu machen.

5. Die Vergebung der Drucklegung einzelner Bände, noch dazu an verschiedene Unternehmer, die nicht immer zu einem gleichmäßigen Zusammenarbeiten kommen, läßt es empfehlenswert erscheinen, größere Teile des ganzen Werkes möglichst in einer Hand zu vereinigen.

6. Um eine flotte Drucklegung nicht aufzuhalten, sollen die Beihefte über die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler lose nebenher erscheinen.

Der für die Neubearbeitung des Denkmalverzeichnisses von der Provinzialkommission bestellte engere Ausschuß wird versuchen, diesen Grundsätzen entsprechend zu verfahren. Dieser Ausschuß besteht außer dem Schriftleiter aus den Herren: Geheimer Regierungsrat Professor Borrmann in Berlin, Geheimer Regierungsrat und Stadtrat Friedel, Professor Dr. Ing. K. E. O. Fritsch in Berlin-Grunewald, Regierungs- und Baurat Hesse in Frankfurt a. O. und Königlicher Baurat Körner, Steglitz.

Der Provinzialausschuß hat sich den Vorschlägen der Provinzialkommission für Denkmalpflege angeschlossen, indem er ausdrücklich betonte, daß unter den Einschränkungen das ganze Werk nicht leiden dürfe, weil es einerseits dem in der Kultur älteren Westen des preußischen Staates zeigen solle, daß der Osten nicht so arm an Kunstwerken sei, wie vielfach geglaubt werde, uud weil es andererseits der einheimischen Bevölkerung den Schatz wertvoller Denkmäler vorführen solle, die zwar der Vergangenheit angehören, aber meist doch noch Lebenskraft genug besitzen, um zu Neuschöpfungen anzuregen und damit eine neue Heimatkunst schaffen zu helfen.

Vorwort.

Durch den Wechsel des Amtes sowohl, als durch die längere Nachprüfung des Programms war ein Stillstand in der Bearbeitung eingetreten, die nun aber wieder gleichmäßig fortschreitet, so daß dem hiermit vorliegenden Teile der Westprignitz in kürzester Frist der den Kreis Lebus umfassende, von Herrn Architekt Dr. phil. Jung bearbeitete Teil folgen wird.

Zur Vorbereitung der Bereisungen sind Fragebogen an die Magistrate, Pastoren und eingesessenen Familien gesandt worden, die allerdings nur zum Teil beantwortet wurden, zum anderen Teile aber dankenswerte Hinweise geliefert haben.

Schließlich sei noch dankend der Unterstützung gedacht, die das Werk nicht nur bei Behörden, sondern auch von Grundbesitzern, Landräten und Bürgermeistern, Geistlichen uud Lehrern, sowie von Privatpersonen gefunden hat, die insbesondere dem Bearbeiter Herrn Eichholz oft in freundlichster Weise und in ausgedehntem Maße ihre Beihilfe haben zuteil werden lassen.

Auch für den vorliegenden Teil sind die photographischen Aufnahmen von dem Photographen Herrn Zeisig in Perleberg gefertigt worden. Autotypien und Strichätzungen hat die Firma Georg Büxenstein & Co. in Berlin, die Lichtdrucktafeln die Firma W. Neumann & Co. in Berlin hergestellt. Druck und Broschur besorgte die Vossische Buchhandlung in Berlin, welcher auch der Vertrieb des gesamten Werkes übertragen worden ist.

Berlin, im Juli 1909.

Theodor Goecke
Provinzialkonservator.

Inhaltsübersicht.

	Seite
Geographisch-geologische Übersicht	I
Übersicht über die Quellen	XXIII
Geschichtliche Einleitung	XXX
Kunstgeschichtliche Übersicht	XLVII
Beschreibung der Kunstdenkmäler	1
Ortschaftsverzeichnis	349
Verzeichnis der Abbildungen	351
Verzeichnis der Tafeln	360
Verzeichnis der Familien, Stifter u. s. w.	362
Meisterverzeichnis	367
Berichtigungen und Druckfehler	369

Lith. Anst. v. Bogdan Gisevius, Berlin W.

Geographisch-geologische Übersicht.

Zur geologischen Einführung.

Der einheimische Boden ist für das Verständnis unserer Bau- und Kunstdenkmäler in zweifacher Hinsicht von Bedeutung. Er bildet die Grundlage der Siedelung und birgt wichtige Rohstoffe, deren Eigenschaften auf die aus ihnen hergestellten Kunstwerke Einfluß haben.

Für die Siedelung sind die Entwässerungsverhältnisse und der Nahrungsreichtum des Ackerbodens maßgebend, sowie die vorhandenen Verkehrswege und Verkehrsscheiden, unter denen beiden die Wasserläufe und ihre Niederungen eine wichtige Rolle spielen. Die Darstellung der Bodengestaltung und der Verteilung der Bodenarten muß naturgemäß von der Entstehung des Bodens und seiner Formen ausgehen und erfordert zu ihrem Verständnis einige allgemeine Vorbemerkungen.

Der märkische Boden wie seine Formen sind hauptsächlich ein Werk der Eiszeit, jenes Abschnitts der Erdgeschichte, der in der Geologie als Diluvium[1]) bezeichnet wird. Die Inlandeismassen, die sich damals von Norden über unsere Heimat hin-

---

[1]) Zur Übersicht seien hier die Abteilungen aufgezählt, in die die geologische Wissenschaft die Erdgeschichte zerlegt und unter denen jedesmal die wichtigeren Gestein- und Erdbildungen der Mark angeführt sind, die in der betreffenden Zeit entstanden. Da im Boden im allgemeinen die später gebildeten Schichten. über den früher entstandenen liegen, so stehen in dieser Übersicht die jüngsten Bildungen zu oberst, die ältesten zu unterst, so daß also z. B. das Pliocän die jüngste, das Eocän die älteste Abteilung der Tertiärformation darstellt.

Känozoische Formationsgruppe (Neuzeit der Erde)	Quartärformation:	Alluvium:	Ablagerungen heutiger Flüsse, Seen und Moore
		Diluvium:	Moränen der Eiszeit und Absätze der Schmelzwässer.
	Tertiärformation:	Pliocän:	. . .
		Miocän:	Braunkohlen.
		Oligocän:	Septarienton.
		Eocän:	. . .
Mesozoische Formationsgruppe (Mittelalter der Erde)	Kreideformation:	. . .	
	Juraformation:	. . .	
	Triasformation:		Kalkstein von Rüdersdorf.
Paläozoische Formationsgruppe (Altertum der Erde)	Permformation:		Sperenberger Gips?
	Steinkohlenformation:	. . .	
	Devonformation:		Grauwacken von Dobrilugk und vom Koschenberge.
	Silurformation:		
	Cambrische Formation:	. . .	
	Algonkische Formation:	. . .	
Archäische Formationsgruppe.			

schoben, überdeckten sie mit den Schuttmassen des Bodens, den sie aus ihrem skandinavischen Ursprungsgebiete auspflügten oder unterwegs aufnahmen, und so stellt der märkische Boden, wie ihn das Inlandeis damals schuf, und wie wir ihn als Grundmoräne[1]) dieses Eises bezeichnen, zunächst ein unregelmäßiges Gemisch all der Materialien im verschiedensten Grade der Zerkleinerung dar, die die Eismassen auf ihrem Wege zu uns angetroffen hatten. Schwedische Granite, Diabase, Porphyre und Basalte samt ihren lehmigen Verwitterungsprodukten haben zu seinem Aufbau beigetragen, aber auch Kalksteine der verschiedensten geologischen Zeitalter vom silurischen Orthocerenkalk Südschwedens bis zur Kreide von Rügen, Sandstein und Tonschiefer, Sande und Tone der Tertiärzeit sind in ihn hineingearbeitet worden. So ergibt sich im allgemeinsten Falle ein tonig-sandig-kalkiger Boden, d. h. ein sandiger

---

[1]) Der Begriff „Moränen", der so vielfach auch in populären Darstellungen gebraucht wird, bedarf um der Vielseitigkeit seiner Bedeutung willen einer genaueren Erklärung. Er ist ursprünglich von den Verhältnissen der Alpengletscher hergenommen. Der Schnee, der sich oberhalb der Schneegrenze dauernd anhäuft, wird bekanntlich durch Sonne und Wind allmählich in Firneis umgewandelt und dieses schiebt sich unter der Wirkung seines eigenen Gewichts in Form von Eiszungen — den Gletschern — in die Täler hinab, wo es unter die Schneegrenze gelangt und dann abtaut. Bei diesem Abwärtsschieben bleibt das Gletschereis nicht rein, sondern nimmt von der Umgebung Schuttmassen auf, und diese sind es, die man als „Moränen" bezeichnet. Man unterscheidet:

1. Die Oberflächenmoränen, Gesteinstrümmer, die von den Talwänden auf das Eis hinabfallen und auf dessen Rändern zu langen Wällen (Seitenmoränen) sich anhäufen. Beim Zusammenfließen mehrerer Gletscherzungen bilden die inneren Seitenmoränen der Einzelgletscher auf dem vereinigten Eisstrom sog. Mittelmoränen.

2. Die Grundmoräne, die Schuttmassen, die unter dem Eise fortgewälzt und dort auch abgelagert werden, bezw. in dessen unterste Eisschichten eingefroren sind. Sie gehen über in

3. die Innenmoräne, das im Innern der Gletschermassen fortbewegte Gesteinsmaterial, gemischt aus Teilen der Grundmoräne und Bruchstücken aus den Oberflächenmoränen, die durch Gletscherspalten hinabgestürzt sind.

4. Die Endmoränen. Alle Schuttmassen, die das Eis bis dahin mitführt, müssen am unteren Gletscherende, wo das Eis abtaut, liegen bleiben und häufen sich hier zu End- oder Stirnmoränen an. Wird das Klima wärmer oder trockner und taut deshalb der Gletscher rascher ab, als er vorrückt, so wird das Gletscherende talaufwärts verlegt. Die alten Endmoränen bezeichnen dann aber noch die Stelle, bis zu der der Gletscher reichte, und bilden hier um so höhere Wälle, je länger das Gletscherende an der betreffenden Stelle stillgelegen hat.

Wie ersichtlich, ist das Auftreten von Oberflächenmoränen an das Vorhandensein von Talwänden geknüpft, zwischen denen sich der Gletscher bewegt. Beim Inlandeise, d. h. den riesigen über mehr oder weniger ebene Gebiete ausgedehnten Eismassen, wie sie einst Norddeutschland bedeckten und noch heute in Grönland vorkommen, fehlt die seitlich einengende Begrenzung, wir können von Seiten- und Mittelmoränen also nicht sprechen, hier erlangt die Grundmoräne die Hauptbedeutung. Auch die Endmoränen haben beim Inlandeise ein anderes Aussehen als beim Gletscher, da das Material der Oberflächenmoränen, das in jenen überwiegt, hier fehlt. Als Endmoränen deutet man im ehemals vereisten Gebiete Norddeutschlands einerseits wallartige Erhebungen, die hauptsächlich aus großen Steinblöcken zusammengesetzt sind, sog. Blockpackungen, andrerseits langgestreckte Rücken, die aus dem umgebenden Geschiebemergel aufragen und in denen der unter jenem liegende Sand oft steil aufragend die Mergeldecke durchbricht (sog. Durchragungszüge). Diese letzteren Rücken denkt man sich dadurch entstanden, daß das mit gewaltigem Druck auf seiner Unterlage lastende Inlandeis vor seinem Rande den Boden zusammen stauchte und dadurch emporwölbte.

Mergel, dem das Auftreten zahlreicher größerer Steine, sog. Geschiebe, den Namen des Geschiebemergels eingetragen hat. Örtlich kann sein Kalk-, Sand- und Tongehalt, wie sein Geschiebereichtum sehr wechseln und bald brauchbaren Ziegelton, bald große Steinpackungen erzeugen, die zur Pflastersteingewinnung ausgebeutet werden, bald wieder kann die Grundmoräne stark sandig ausgebildet sein, wie im Rheinsberger Gebiet und in gewissen Teilen der Neumark. Dazu kommen nachträgliche Veränderungen von zweierlei Art: erstens die Verwitterung, die den Kalk auslaugt und so aus dem Mergel einen Lehm macht, und zweitens der Einfluß der Schmelzwässer, die beim Abtauen des diluvialen Eises den Boden hier vorübergehend, dort dauernder überströmten und auswuschen und die feineren Teile als Sande, die feinsten an ganz ruhigen Stellen als Tone absetzten. Dies an sich schon ziemlich verwickelte Bild wird noch mannigfaltiger durch den Umstand, daß das Diluvium uns mehrfache Vorstöße des nordischen Eises brachte, zwischen denen in den sog. Interglazialzeiten Wind und Wetter auf den inzwischen neugeschaffenen Boden Brandenburgs wirkten und Tiere und Pflanzen ihn belebten. Mit jedem neuen Eisvorstoße wurden diese organischen Reste teils von den Sanden der vorauseilenden Schmelzwässer überschüttet, teils in die Grundmoräne des neuen Eises hineingearbeitet.

Wenn den Bildungen der Eiszeit auch der Hauptanteil an der Entstehung des märkischen Bodens zukommt, so liegen doch darunter noch eine Reihe anderer Gesteine und Bodenarten, die meist gewerbliche Wichtigkeit besitzen, wie die Braunkohlen, der Rüdersdorfer Kalk, der Sperenberger Gips u. a.

Wenn in den verschiedenen Abschnitten des vorliegenden Werkes der Versuch gemacht ist, die Grundzüge der Bodengestaltung im einzelnen aus ihrer Entstehung herzuleiten, so muß nachdrücklich hervorgehoben werden, daß es sich dabei um ein Gesamtbild handelt, zu dem die genaue Untersuchung nur einzelne Stücke liefert und das die Hypothese vielfach ergänzen muß, das mithin stark von den jeweiligen Anschauungen der Wissenschaft beeinflußt ist. Trotzdem schien es für den vorliegenden Zweck richtiger, unsere Kenntnisse zu einem möglichst verständlichen Bilde zu ergänzen, als aus Scheu vor Hypothesen auf jede Anschaulichkeit zu verzichten.

Betrachten wir zweitens den Boden als Schatzkammer wichtiger Rohstoffe, so trennen wir diese am besten nach ihrem Zwecke in Materialien zum Bauen, zur Herstellung von Geräten und zum Brennen, und knüpfen an die aus dem Boden entnommenen Stoffe zum Schluß die tierischen und pflanzlichen Produkte, die er mittelbar hervorbringt.

A. Materialien zum Bauen.

1. Werk- und Pflastersteine. Anstehender Felsboden, der regelmäßigen Steinbruchbetrieb ermöglicht, ist in der Provinz Brandenburg nur ganz beschränkt vorhanden (z. B. Rüdersdorf, Koschenberg, früher auch Freienwalde). Soweit daher Werk- und Pflastersteine nicht aus Nachbargebieten eingeführt werden, kommen als

Hauptmaterial die Feldsteine oder Findlinge in Betracht. Unregelmäßig im Geschiebemergel und -Sand zerstreut, auch wohl stellenweise aus ihm herausgewaschen und auf ihm lagernd, bilden sie die ersten Bruchstücke aus der Grundmoräne des diluvialen Inlandeises (vgl. die obige Anmerkung auf S. II).

Die Feldsteine sind zwar sehr weit verbreitet, aber doch lassen sich steinärmere Gebiete von reicheren unterscheiden, und daneben gewinnen einzelne Riesengeschiebe eine besondere Bedeutung teils als sagenumwobene Naturdenkmäler, wie die sieben Steine von Rietz bei Treuenbrietzen, teils als Material zu Kunstdenkmälern, darunter am bekanntesten die Schale im Lustgarten zu Berlin, die aus dem großen Markgrafenstein auf den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde hergestellt wurde. Das Vorkommen derartiger Riesengeschiebe unterliegt keinen erkennbaren Gesetzen. Auch für unsere gewöhnlichen Feldsteine können wir solche nur mit großem Vorbehalt aufstellen. In der Uckermark treten sie in dichten wallartig aufgetürmten Steinpackungen auf, die auf der Kante girlandenartig geschwungene Linien bilden. Man deutet sie als Endmoränen, die beim Rückzug des Inlandeises dadurch gebildet sein sollen, daß der Eisrand auf den Höhen des Baltischen Rückens längere Zeit zum Stillstand kam. Aber ebenso wichtig ist für manche Gegenden eine Anreicherung der Feldsteine in der Tiefe des Bodens, wobei man keine Nebenumstände findet, die auf Endmoränen schließen lassen. Die Findlinge gehören den verschiedensten Gesteinen an, die das Eis auf seinem Wege berührte. Im ganzen haben die harten Gesteine der Zertrümmerung am meisten Widerstand geleistet und überwiegen daher unter den Feldsteinen. Vor allem treten Granit und Gneis so herrschend auf, daß man kaum eine Feldsteinmauer finden wird, in der sie nicht eine wesentliche Rolle spielen. Ihnen nahe steht die außerordentlich dichte und feste Hälleflinta. Daneben kommen schwarze Basalte und Hornblendeschiefer vor, rötliche Porphyre, grünliche Diorite und Diabase, eine ganze Reihe von Sandsteinen und Quarziten, teils rot, teils gelblich, ferner eine ganze Anzahl verschiedener Kalksteinarten, die mehr oder weniger reich an Versteinerungen sind, und der Feuerstein, der seiner hohen kulturellen Bedeutung wegen weiter unten eine gesonderte Besprechung finden wird.

2. Ziegelton. Die weite Verbreitung von Ziegeltonen in der Provinz Brandenburg hat den Backstein zum wichtigsten Baumaterial gemacht. Es finden sich bei uns sowohl in geologischer als in technischer Hinsicht sehr verschiedenartige Tone. Nach ihrem geologischen Alter gliedern sie sich folgendermaßen, wobei wir mit den ältesten beginnen:

I. Tertiärformation.

a) Septarienton (mitteloligocänen Alters).

Eine Meeresablagerung, daher frei von gröberem Material und dadurch sehr fett, in der Hauptmasse auch frei von Kalk, der sich auf einzelne Knollen (Septarien) beschränkt. Bezeichnend für ihn sind gewisse Meeresmuscheln (z. B. Leda Deshayesiana) und Schnecken (z. B. Natica Nysti). In diesen oder frei in der Tonmasse kommen Schwefelkiesknollen vor, auch aus deren Zersetzung hervorgegangene Gipskristalle.

b) Braunkohlenton (miocänen Alters).

In Verbindung mit den märkischen Braunkohlenlagern findet sich zuweilen ein sehr reiner Ton, der zu feineren Verblendsteinen und zu keramischen Zwecken brauchbar ist. Er ist eine Ablagerung aus Süßwasserseen der Braunkohlenzeit. Da er arm an Eisensalzen ist, so gibt er beim Brennen helle Farben.

II. Quartärformation.

a) Geschiebelehm. Wo aus dem Geschiebemergel durch die Tagewässer der Kalkgehalt ausgelaugt worden ist, oder wo jener von vornherein kalkarm war und nicht zuviel Sand und Steine enthält, hat die Grundmoräne des Inlandeises von jeher ein willkommenes Lehmmaterial geliefert, das sich leicht brennt, allerdings meist nur geringwertige Hintermauerungssteine herzustellen gestattet.

b) Geschiebefreie Diluvialtone. Die Schichten der Eiszeit enthalten auch mehr oder weniger fette Tone ohne Geschiebe, Absätze fließender Gewässer in ruhigen Seebecken, also Bildungen auf eisfreiem Gebiet, in Zeiten, während deren sich das Eis weiter nach Norden zurückzog. Sie sind daher im allgemeinen in die Sande eingebettet, die von den Schmelzwässern des Eises abgelagert wurden, und zeigen meist eine Schichtung durch zwischengeschaltete feine sandigere Lagen. Wo die Verwitterung sie nicht ausgelaugt hat, pflegen sie etwas Kalk zu enthalten. Man unterscheidet wohl die Tone, die aus den Schmelzwässern beim Abtauen der letzten Vereisungsdecke abgesetzt worden sind, als „Beckentone" schlechthin von denen, die mit früheren Vereisungen zusammenhängen. Wegen ihres Auftretens zwischen den Eiszeiten werden diese als „interglaciale" Tone und Tonmergel bezeichnet. Zu ihnen gehören auch manche, in denen wir Reste von Wassertieren und -pflanzen finden, die also während einer längeren eisfreien Zwischenzeit in den damaligen Flüssen (bezw. Seen) ohne jede Beziehung zum Inlandeise abgesetzt wurden.

c) Alluviale Tone. Nach dem Verschwinden des Inlandeises haben sich Tone in erheblichen Mengen bei uns nur durch Absatz aus der Elbe und Oder in deren Überschwemmungsgebieten gebildet. Dahin gehören auch die berühmten Tone von Rathenow, die einem alten Elblauf ihre Entstehung verdanken. Sie sind kalkfrei, aber eisenhaltig und werden deshalb beim Brennen dunkelrot.

3. Materialien zur Mörtelbereitung.

a) Kalk kommt in drei Formen in der Provinz vor:

α) Als anstehender Fels in Rüdersdorf. Hier handelt es sich um Muschelkalk (der Triasformation angehörig), eins der ältesten Gesteine, das bei uns vorkommt. Die unteren Schichten des Rüdersdorfer Kalkes wurden früher wegen ihres Tongehaltes nicht abgebaut, haben jetzt aber eine große Bedeutung für die Zementfabrikation gewonnen.

β) Als Geschiebe. Unter unseren Feldsteinen kommen bekanntlich auch Kalksteine vor. Indem man sie auf den Äckern auslas und für sich aufschichtete, konnte man sich Kalkvorräte zur Mörtelbereitung schaffen, und stellenweise ist das noch bis in unsere Zeit geschehen. Zuweilen hat das Eis aber auch größere Kalkschollen vom Untergrunde losgerissen und in seine Grundmoräne eingebettet. Solche Kalkvorkommen

erregten dann die Hoffnung, daß es sich um anstehenden Fels handle, wurden vielfach abgebaut, waren aber meist bald erschöpft. Als eine besonders große Scholle solcher Art ist vermutlich der Kreideberg bei Potzlow in der Uckermark anzusehen.

γ) Als Wiesenkalk.

Das Regenwasser saugt den Geschiebemergel aus. Dadurch wird das Grundwasser und endlich auch das Wasser der Flüsse und Seen kalkhaltig. Durch die Lebenstätigkeit verschiedener Pflanzen wird dieser Kalk abgeschieden und bildet auf dem Grunde unserer Seen Lager von sog. „Seekreide". Dadurch sind viele alte Seebecken so weit ausgefüllt worden, daß Wiesenmoore sie vom Rande her einengen oder ganz überdecken konnten (erblindete Seen). Dann lagert der Kalk unter dem Wiesenmoore und wird in solchem Falle als „Wiesenkalk" zuweilen gewonnen. Er kann stellenweise sehr rein sein, ist andererseits aber auch oft verunreinigt durch Kieselguhr,[1] die den Wert des gebrannten Produktes herabsetzt. Unschädlicher ist die sehr gewöhnliche Beimischung von Humusstoffen. Bei erheblicher Verunreinigung durch Sand und Ton geht der Wiesenkalk in Moormergel über und verliert dann jeden Wert zur Mörtelbereitung.

b) Sand. Der märkische Sand ist an sich ungemein verbreitet. Zur Mörtelbereitung eignet er sich, wenn er nicht zu feinkörnig und dabei frei von Staub und Tonteilen ist. Solche „scharfen" Sande sind von den Schmelzwässern aller Eiszeiten vielfach abgelagert worden. Wir finden in ihnen zuweilen Knochenreste der eiszeitlichen Tierwelt, die vom Schmelzwasser verschwemmt worden sind. Unter den Sanden, die beim Rückzug der letzten Eiszeit entstanden, spielt eine wichtige Rolle der sog. „Talsand", der in den großen Niederungen unserer Heimat (Spreetal usw.) verbreitet ist.

c) Gips. Abgesehen von den Gipskristallen, die im Septarienton vorkommen (siehe oben) und von Gipseinlagerungen in den Tonen von Rüdersdorf (Triasformation), findet sich Gips in der Provinz nur bei Sperenberg, wo er durch Steinbruchsbetrieb gewonnen wird (wahrscheinlich der Permformation angehörig).

B. Materialien zu Geräten.

1. Der Feuerstein. Der Feuerstein ist bei uns geologisch gesprochen ein Geschiebe wie unsere Feldsteine. Er stammt aus den Kreideschichten, die heute noch in den Felsen Rügens und einiger dänischer Inseln sichtbar aufragen, zur Zeit der Vereisung aber wahrscheinlich an mehreren Stellen des Ostseegebietes zutage lagen und so in die Grundmoräne hineingearbeitet werden konnten. Alle Feuersteinkultur kann daher bei uns auch nicht älter sein als die erste Eiszeit, wofern wir nicht an Einführung des Materials aus dem Ostseegebiet denken wollen. Doch fehlt hierfür geradezu die Möglichkeit des Beweises. Nicht alle Feuersteine eignen sich zur Verarbeitung. Durch den Druck des Eises sind sie vielfach innerlich so zerquetscht, daß sie beim Aufschlagen in lauter kleine Teile zerspringen. Andere wieder haben große Hohlräume. Zum Teil rühren diese davon her, daß kalkige Versteinerungen hier eingeschlossen waren, die nachträglich durch Regenwasser ausgelaugt worden sind. Die

---

[1]) Schalen von Diatomeen (Kieselalgen), die in den betreffenden Seen lebten.

Entstehung des Feuersteins ist in manchen Punkten noch nicht ganz aufgeklärt. Er kommt in Form von Knollen in der Schreibkreide vor, die auf dem Boden eines vorweltlichen Meeres aus den Schalenresten größerer und kleinerer, hauptsächlich mikroskopisch kleiner Tiere und Pflanzen entstand. So sieht man als Urmaterial des Feuersteins denn auch die Skeletteile von Tieren an, und zwar die feinen Kieselnadeln der Kieselschwämme. Vielfach hat sich die Feuersteinmasse im Innern der Gehäuse von Meerestieren abgesetzt, oft füllt sie Seeigel- und Muschelschalen aus, und nach etwaiger Verwitterung der Schalen bleibt der Feuerstein allein zurück. Feuersteinausfüllungen von Seeigeln, die durch fünf strahlenförmig angeordnete Punktreihen auffallen, haben im Aberglauben als „Krötensteine", und in vorgeschichtlicher Zeit als Begräbnisbeigaben eine Rolle gespielt. Noch in der Neuzeit hat der Feuerstein bekanntlich eine technische Bedeutung gehabt für die Fabrikation von Flintensteinen und Feuerzeugen.

2. Andere Feldsteine. Da große Feuersteine in manchen Gegenden der Provinz nicht allzu häufig sind und vielfach durch das Fortschieben im Eise Sprünge bekommen haben, die sie zur Verarbeitung ungeeignet machen, so sind in vorgeschichtlicher Zeit auch andere Geschiebe zuweilen zu Werkzeugen, hauptsächlich Hämmern, verarbeitet worden, hauptsächlich Diorite und Hornblendeschiefer, aber auch Tonschiefer, Kalksteine u. a.

3. Metalle. Während die Bronze bei uns vom Auslande eingeführt ist, waren Eisenerze im märkischen Boden genügend vorhanden, um die Herstellung des Eisens an Ort und Stelle bereis in vorgeschichtlicher Zeit zu ermöglichen. Im Mittelalter sind mehrere Eisenerzlager längere Zeit ausgebeutet worden. Dabei handelt es sich immer um Raseneisenerze, d. h. mehr oder weniger unreinen Brauneisenstein (Eisenhydroxyd), der durch humussäurehaltige Tagewässer aus den verwitterten Lehmen und Sanden des Höhenbodens ausgelaugt und in den Niederungen unter der Moordecke wieder abgesetzt ist. Alle Eisenerzvorkommen sind daher an Moorniederungen gebunden, die Hüttenwerke naturgemäß an Flußläufe (z. B. Hohenofen, Zehdenick).

4. Materialien zur Glasindustrie und Keramik.

a) Sand. Der gewöhnliche Diluvialsand gibt wegen seines Reichtums an eisenhaltigen Mineralien ein grünliches Glas von geringem Werte. Dagegen sind die Sande, die in Verbindung mit den lausitzischen Braunkohlen vorkommen, zum Teil so rein, daß z. B. der Braunkohlensand von Hohenbocka (schon auf schlesischem Gebiet) sogar mit der Eisenbahn verfrachtet wird zur Glasfabrikation. Zahlreiche brandenburgische Glashütten verarbeiten ihn. In früheren Zeiten, als die Holzvorräte der großen Wälder ein ungemein billiges Brennmaterial lieferten, legte man Glashütten, wie die Zechliner an, weniger um den Sand als das Brennholz auszunutzen.

b) Ton. Zu keramischen Zwecken eignen sich sowohl Braunkohlentone, z. B. in der Umgebung von Senftenberg, als auch gewisse diluviale Tone und Tonmergel, wie der von Velten.

C. Brennstoffe.

a) Braunkohle. Die Märkische Braunkohle stammt aus dem Ende der Tertiärperiode, ist also älter als die Bodenschichten, die durch das Inlandeis geschaffen sind.

Unter ihrer Decke lagert sie sicher noch vielfach, ohne aufgefunden zu sein. Für den Bergbau wichtig ist sie meist dort in erster Linie geworden, wo sie an die Oberfläche trat, d. h. an Stellen, wo die Braunkohlenschichten — teils durch den Druck des vorrückenden Inlandeises, teils wohl schon durch ältere Faltungen — emporgewölbt sind. Daher zeigen die Braunkohlenflöze meist stark gestörte Lagerung, die den Abbau erschwert, z. B. die Flöze in der Gegend um Frankfurt a. d. Oder und bei Rauen. Vollständig eben gelagert sind dagegen die mächtigen Braunkohlenlager von Senftenberg. Während der Braunkohlenbergbau in neuester Zeit einen großen Umfang angenommen und den Torf als Brennstoff fast ganz verdrängt hat, dürfen wir ihm für das Mittelalter nur sehr beschränkte Bedeutung zuschreiben. Nennenswerten Braunkohlenbergbau gibt es in der Provinz erst etwa von 1840 ab. Sein Beginn reicht, abgesehen von älteren unbedeutenden Bauen bei Freienwalde, in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück[1]).

b) Torf. Die großen Moore der Provinz führen guten Torf nur da, wo wenig Verunreinigungen durch Sand und Schlick erfolgt sind, daher z. B. nicht im Oderbruch. Am berühmtesten waren die Linumer Torfstiche. Die ganze Torfgewinnung hat jetzt gegenüber der billigen und besseren Braunkohle jede Bedeutung verloren. Die Moore werden mehr und mehr Gegenstand der landwirtschaftlichen Kultur.

An die Materialien, die der Boden liefert, schließen wir diejenigen an, die Tier- und Pflanzenwelt hervorbringen.

Unter den tierischen Rohstoffen ist die Wolle besonders in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von großer Bedeutung gewesen, da die durch Thaer zweckentsprechend ausgebildete Schafzucht einen guten Ertrag von Ländereien ermöglichte, die für die Landwirtschaft ungünstig waren, vor allem eine gute Ausnutzung der Brache erlaubte. Doch ist aus der frühzeitigen Blüte des Tuchmachergewerbes zu ersehen, daß die Wollerzeugung von jeher eine Rolle gespielt hat. In neuester Zeit hat sie unter dem überseeischen Wettbewerbe eine Zeitlang außerordentlich gelitten, befindet sich jetzt aber vielfach wieder im Aufschwung. Daß die Ledererzeugung eine solche Bedeutung nicht hatte, liegt an dem mangelhaften Viehstande in der Mark, dem erst Friedrich der Große durch Schaffung großer Wiesenländereien in den entwässerten Niederungen und durch Einführung des sog. „englischen Wirtschaftssystems" aufzuhelfen suchte.

In vorgeschichtlicher Zeit sind tierische Stoffe zur Werkzeugherstellung wichtig. Hirschgeweihteile wurden zu Lanzen- und Pfeilspitzen oder Pfriemen, auch wohl zu Angelhaken verwendet. Außer den noch heute bei uns vorkommenden Hirscharten wurden dazu Geweihstücke vom Elch und Renntier, vielleicht auch vom Riesenhirsch benutzt. Unter den Knochenresten, die in vorgeschichtlicher Zeit Verwendung fanden, seien die des Mammuts hervorgehoben, aus denen u. a. Armringe gemacht wurden.

---

[1]) Vgl. Cramer, Geschichte des Bergbaues in der Provinz Brandenburg. 3 Bde. Halle a. S. 1872 bis 1889.

Das Elfenbein der in unserem Diluvialsande vorkommenden Mammutzähne scheint dagegen keine erhebliche Verwendung gefunden zu haben; heute ist es zu stark verwittert, um technischen Wert zu besitzen.

Unter den pflanzlichen Rohstoffen, die von gewerblicher Bedeutung gewesen sind, sei auf Flachs und Hopfen nur kurz hingewiesen. Der Weinbau stand im Mittelalter bei uns in solcher Blüte, daß eine starke Weinausfuhr aus der Mark Brandenburg bestand. Seit dem 18. Jahrhundert ist er rasch zurückgegangen[1]). Von außerordentlicher Bedeutung ist jedoch das Holz der Waldbäume gewesen. Wenn heute die märkischen Wälder ganz überwiegend Kiefernwälder sind, so ist das eine verhältnismäßig junge Erscheinung. Zur Zeit der Besiedelung durch die Germanen müssen wir uns als bezeichnende Bäume des Höhenbodens Eiche und Buche, in besonders sandigen Gegenden auch die Birke, in den Moorniederungen Erle und Birke, daneben auch Eiche und Pappel, besonders in den Talauen der großen Flüsse, denken. Die Bevorzugung des Nadelholzes in den heutigen Forsten ist lediglich eine Folge wirtschaftlicher Erwägungen. Für die Wälder der alten Zeit ist ferner zu bedenken, daß sie das herrschende Element der Landschaft waren. Wo heute Ackerfelder liegen, d. h. wo der Boden eine gewisse Fruchtbarkeit besitzt, dürfen wir für die frühere Zeit mehr oder weniger dichte Urwälder annehmen, und nur in unseren heutigen Nadelwaldgebieten, die sich auf unfruchtbare Sandgegenden beschränken, ist früher vielleicht der Baumstand weniger dicht gewesen oder hat stellenweise gar der Heide Platz gemacht. Auch unsere Moore trugen vor der Entwässerung mehr oder weniger Urwaldcharakter. Im Mittelalter schwand der Waldbestand unter der Axt des Kolonisten. In den Eichenwäldern litt der Nachwuchs darunter, daß die Schweine zur Mast dorthin getrieben wurden; die leichteren Hölzer mußten Brennstoffe liefern, und allmählich wurde ein Waldschutz, eine geregelte Forstgesetzgebung notwendig, aber erst im 19. Jahrhundert ist das Holz im Wert so gestiegen, daß es seine Bedeutung als Brennstoff fast ganz verloren hat.

---

[1]) Vgl. Schwarz, Der Weinbau in der Mark.

Die Prignitz-Ruppiner Böschung.

Grenzen.

Das obere Haveltal zwischen der mecklenburgischen Grenze und Liebenwalde, sowie die sumpfigen Niederungen, die von dort über das Kremmener Luch und dem Laufe des Rhins folgend zur unteren Havel ziehen, trennen von der Provinz Brandenburg einen nordwestlichen Zipfel ab, der im Norden und Nordwesten an Mecklenburg stößt, im Westen und Südwesten durch die untere Havel und Elbe von der Altmark geschieden wird und die drei Kreise Westprignitz, Ostprignitz und Ruppin enthält. Die Grenze dieser Landschaftsgruppe gegen Mecklenburg besteht aus zwei nahezu geradlinigen Abschnitten. Von der Elde bis Klein-Pankow verläuft sie etwa südwest-nordöstlich, zuerst am Rande der Eldeniederung, dann über die Ruhner Berge fort; von Klein-Pankow bis Wentow nimmt sie eine westnordwest-ostsüdöstliche Richtung parallel dem unteren Elbtale an, wobei sie teilweise der oberen Dosseniederung folgt. Im Süden bildet der Lauf des Rhins und der Dosse die Scheidelinie, im Osten weicht dagegen die politische Grenze etwas von der oben erwähnten natürlichen ab, insofern das Osthavelland bei Beetz und Sommerfeld ein wenig nach Norden über das Kremmener Luch, der Kreis Templin bei Zehdenick nach Westen über die Havel hinübergreift. In den kleineren politischen Verbänden tritt die Bedeutung natürlicher Grenzlinien meist stark zurück hinter dem Einfluß geschichtlicher Wechselfälle. Nur das Rhin- und Dosse-Luch schied durch seinen unüberschreitbaren Moorboden den Norden so scharf vom Süden, daß sie eine dauernde Grenze bildeten. Anders die obere Havel. Als schiffbarer Fluß, dessen Ufer nördlich Liebenwalde meist fest und durch keinen breiten Sumpfgürtel von der Umgebung getrennt sind, wurde die Havel früh eine wichtige Zufahrtstraße, und Zehdenick, das an ihr entstand, mußte nach beiden Seiten seinen Einfluß ausdehnen. War das Sumpftal im Süden ein unüberwindliches Hindernis des Verkehrs, so wurde das Haveltal zur wichtigen Verkehrsader. Ähnliche Gesichtspunkte müssen wir auch berücksichtigen, wenn wir die inneren Grenzen innerhalb des Prignitz-Ruppiner Landes betrachten.

Die alte Trennung in Prignitz und Grafschaft Ruppin bedeutet die Entwicklung zweier Wirtschaftsgebiete unabhängig von einander, deren Grenze im einzelnen vielfach gewechselt hat, ihre natürliche Ursache aber in den weiten Flächen trockenen Sandbodens findet, die sich, noch heute durch ausgedehnte Kiefernwaldungen bezeichnet, zwischen Wittstock und Lindow von der mecklenburgischen Grenze bis gegen Kyritz hinziehen und die v. Klöden im Anfange des 19. Jahrhunderts stellenweise als

„eine wahre nordische Wüstenei“ beschreibt. Sie lockten nicht zur Ansiedelung, die sich vielmehr einerseits auf den guten Lehmboden zwischen Gransee und Wusterhausen a. D., andererseits auf gleichfalls leidlich ertragsfähige Landschaften um Perleberg und Pritzwalk warf. So entstanden zwei Besiedelungsmittelpunkte, der Ruppiner und der Prignitzer. Die heutige Grenzlinie zwischen den Kreisen Ostprignitz und Ruppin ist bis 1817 vielfachen Veränderungen unterworfen gewesen. Besonders verwickelt wird sie dadurch, daß sich die mecklenburgischen Enklaven Netzeband und Rossow hier zwischen die brandenburgischen Gebietsteile einschieben.

Noch weniger läßt sich die Grenze zwischen Ost- und Westprignitz aus natürlichen Voraussetzungen ableiten. Sie entsprang lediglich dem Bedürfnis einer Vereinfachung der Verwaltung. Die sieben Kreise, in die die Prignitz vor 1817 zerfiel, wurden durch zwei ersetzt, und die neue Scheidelinie schnitt, um einigermaßen gleiche Hälften zu erzielen, manchmal selbst geschichtlich eng zusammengehörige Gebiete auseinander. Nur die Gesamtrichtung der Grenzlinie hat eine natürliche Ursache. Während die Gemeinden am Nordufer der Elbe und der unteren Havel durch den guten Boden, den die Anschlickungen infolge der Elbüberschwemmungen geschaffen haben, ein günstiges Siedelungsgebiet und durch ihre gemeinsame Beziehung zum Flusse eine natürliche Einheit bilden, sind sie von dem Hinterlande getrennt durch einen breiten Gürtel unfruchtbaren Sandbodens, untermischt mit sumpfigen Wiesen, der sich auf der Karte durch weite Waldungen und das Fehlen von Ortschaften kenntlich macht. Die Kreisgrenze folgt nun dem Ostrande dieses Waldgebietes und geht dann etwa in die alte Grenze zwischen dem Perleberger und Pritzwalker Kreise über, die sich in der Nähe des Stepenitztales hält.

Geländeformen.

Große beherrschende Züge treten im Geländebilde der Prignitz-Ruppiner Böschung kaum hervor. Man kann sie als einen Teil des Südabfalls des Baltischen Höhenrückens bezeichnen, insofern die größeren Wasserläufe alle an ihrem Nordrande entspringen und südwärts fließen. Aber die größten Höhen liegen weiter südlich, zusammen mit kleineren Hügelwellen erzeugen sie eine ziemlich verwickelte Oberflächengestaltung. Die verwirrende Menge der Einzelzüge zu einem Gesamtbilde zusammenzufassen, wird am besten durch die Schilderung ihrer Entstehung möglich sein, wie sie nach unseren heutigen Kenntnissen vermutlich aufzufassen ist.

Die meisten Hügelrücken sind mit dem Zurückweichen des diluvialen Inlandeises entstanden, aber schon unter dem Eise müssen die großen Formen des Landes fertig gebildet vorhanden gewesen sein. Unter diese großen Formen rechnen wir zwei Talsysteme, die sich fast rechtwinklig schneiden. Dem ersten gehört u. a. das untere Elbtal an, das sich durch das havelländische Luch geradlinig in das untere Spreetal fortsetzt, ferner u. a. das obere Dossetal. Dieses System paralleler Talmulden, die von Westnordwest nach Ostsüdost verlaufen, ist das letzte Ausklingen der die gleiche Richtung einnehmenden Gebirgsketten, die vom Thüringer Walde und dem Harze nach der Ostsee zu aufeinander folgen, und zu denen auch die Erhebung der Lüneburger

Heide gehört. Seine Rücken und Mulden beruhen auf Brüchen des Felsgerüstes unserer Erde, die nur im Zusammenhange mit dem Gebirgsbau ganz Europas näher verständlich werden. Diese nach dem Harze als „herzynisch“ bezeichneten Brüche hat auch die Grundmoräne des Inlandeises nicht ganz verdecken, sondern nur soweit verschleiern können, daß ihr Einfluß sich im brandenburgischen Gebiete auf die großen Züge der Landschaft beschränkt. Dazu gesellt sich ein zweites von Südsüdwest nach Nordnordost gerichtetes Talsystem, das wir in ähnlicher Weise als ein Ausklingen skandinavischer Bruchlinien ansehen dürfen und als das Småländische bezeichnen. Es zerlegt die langen herzynischen Höhenrücken in Querwellen, deren Täler von Elde, Stepenitz, Dosse usw. benutzt werden.

Die Kleinformen, die diese Hauptzüge vielfach stark verdecken, wurden erst durch den Rückzug des Inlandeises geschaffen. Wie weit das letzte Eis von Norden nach Süden vorgedrungen ist, wissen wir nicht, da die geologische Landesuntersuchung noch zu große Lücken aufweist. Aber es scheint, daß es die Ruhner Berge und Warnsdorfer Höhen nicht mehr überschritten hat, vielmehr drängte es sich zwischen beiden in Form einer Eiszunge hindurch, als deren Endmoräne jedenfalls der Höhenzug aufzufassen ist, der von den Ruhner Bergen zunächst südwärts geht, dann vor Perleberg ostwärts abbiegend sich bis in die Nähe von Pritzwalk verfolgen läßt (vgl. Taf. III. Fig. 1, Heide Bg. bei Rohlsdorf).

Weiter östlich schob das Eis sich offenbar, durch keine Höhen gehindert, weiter nach Süden und füllte die ganze havelländische Niederung aus, die seinen Strom naturgemäß nach Westen ablenkte. Von der Endmoräne am Westrande dieses Haupteislappens dürfte ein Rest in dem Kiesrücken erhalten sein, der bei Glöwen (Westprignitz) in großem Umfange ausgebeutet wird und sich nordöstlich gegen Demerthin hinzieht.

Die Brüsenhagener Niederung weiter östlich ist durchzogen von Hügelrücken, deren Längsrichtung durchweg Südwest-Nordost bis Südsüdwest-Nordnordost verläuft und sich damit an den Glöwen-Dermerthiner Rücken anschließt. Sie erklären sich leicht aus dem weiteren Zurückweichen des Eises. Dieses erfolgte nicht stetig, sondern ruckweise, da im Winter die Gletschermassen wieder ein wenig vordrangen. Bei solchen Vorstößen stauchten sie den weichen Untergrund vor sich auf, und so entstand die Rückenlandschaft, deren Längstäler die Richtung des damaligen Eisrandes bezeichnen (vgl. Tafel II, oben rechts). Eine solche Stauchungsmulde ist es auch, die am Ostrand des Scharfenberges bei Wittstock beginnend in ihrem südlichen Teile die Kyritzer Seerinne birgt. Ebenso lassen sich derartige Andeutungen des zurückweichenden Eisrandes in dem Talsystem der Temnitz wiederfinden. Das Eis schmolz im Süden rascher ab als im Norden, so daß sein Rand allmählich im Ruppiner Gebiet einen bogenförmigen, fast Nordwest-Südost gerichteten Verlauf nahm. Hier ist er deutlich aus einer Endmoräne erkennbar, die eine Pause im Eisrückzug bezeichnet und von der Hügelreihe westlich Zechlin über die Eichholz- und Blocksberge gegen Zühlow und Schwenow hin verläuft. Während der Eisrand hier eine Zeitlang ruhig lag, berieselten die Schmelzwässer das Vorland und ebneten

es, besonders im Westen, mehr oder weniger ein. So erzeugten sie die langsam gegen das Dossetal abfallende Sandebene südwestlich von Zechlin, die den gewaltigen Forstkomplex der Oberförstereien Zechlin, Neuendorf und Neu-Glienike trägt (vgl. Taf. III. Fig. 3).

Östlich der Zechliner Endmoräne ändert sich der Landschaftscharakter vollständig. Hier beginnt das Seengebiet, das die Gegend nördlich von Rheinsberg so reizvoll macht und bis weit nach Mecklenburg hineinreicht. Wir wissen die Entstehung dieser Seen noch nicht einwandfrei zu deuten. Es mag dahingestellt bleiben, ob wir sie als Ausfüllungen von Stauchungsmulden oder als das verwischte Abbild in der Tiefe gelegener Brüche vom Småländischen System anzusehen haben, oder ob hier jene eigentümliche Erscheinung der „Drumlinslandschaft" vorliegt, die sich mehrfach hinter Endmoränenzügen als ein System senkrecht auf jenen stehender unregelmäßiger Talmulden findet.

Während dieses Eisrückzuges strömten die Schmelzwässer, der allgemeinen Abdachung folgend, südwärts, sandige und tonige Grundmoränenbestandteile mit sich führend. In der großen Mulde, die damals die Stelle des jetzigen havelländischen und Rhin-Luchs einnahm, sammelten sie sich, ebneten sie mit ihren Sandmassen ein, nagten auch wohl an ihren Rändern, wodurch z. B. der Steilrand bei Breddin entstand, und flossen durch das untere Elbtal zum Meere ab. In mächtigen Windungen muß dieser „Urstrom" jene Gegend durcheilt haben (vgl. Tafel II, unten rechts). Auf der einen Seite bespülte er den Höhenrand von Osterburg, auf der andern die Böschung westlich und östlich von Perleberg. So entstand hier ein „Urstromtal" von etwa 3 Meilen Breite, das aber nur kurze Zeit den Wassern als Weg diente. Als das Eis sich so weit zurückgezogen hatte, daß das untere Odertal eisfrei wurde, lenkte dieses die Schmelzwässer ab, und die ungeheure Sandfläche der havelländischen Niederung und des Urstromtals lag trocken[1]). Unter dem Einflusse der nahen, gewaltigen Eismassen haben damals trockene, vom Eis her wehende Ost- und Ostsüdostwinde in der Provinz geherrscht, die ein wüstenartiges Klima erzeugten und die Bewachsung dieser Sandflächen verhinderten. Sie wehten den Sand zu Dünen zusammen, die als geradlinige und bogenförmige Kämme von Höhen bis zu 20 m noch heute — wenn auch bewachsen — erkennbar sind. Solchen „weißen" (durch den Menschen entwaldeten) Dünenbergen verdankt u. a. Wittenberge seinen Namen.

Mit dem weiteren Zurückweichen des Eises endete auch die Herrschaft der trockenen Ostwinde, und das Überwiegen feuchter westlicher Winde, entsprechend unserem heutigen Klima bewirkte die Ausbildung der jetzigen Bewässerungsverhältnisse. Die Flüßchen, die nun von der Prignitz-Ruppiner Böschung zur Havel und Elbe strömten, haben sich ihre Täler meist nicht selbst gegraben, sondern größtenteils die Muldenformen benutzt, die das zurückweichende Inlandeis geschaffen hatte. Dabei wurden

[1]) Nach anderer Auffassung — die zurzeit noch die verbreitetere ist — benutzten auch die Oder- und Weichselwässer vorübergehend das untere Elbtal zu ihrem Abfluß. Vgl. Wahnschaffe, Ursachen der Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes, 3. Aufl. 1909, auch Elbstromwerk Bd. 1 S. 209 ff.; ganz kurz in Albrecht und Graupe, Wanderbuch durch die Mark Brandenburg.

diese vielfach in Sümpfe und Seen verwandelt (Brüsenhagener Niederung, Kyritzer Seen usw.), die allmählich vertorften oder noch in dieser Umwandlung begriffen sind. Nur die Stepenitz und die Dosse haben sich stellenweise ein scharf eingeschnittenes Bett in ihren Untergrund genagt. Wo das Wasser die großen Niederungen erreichte, stockte der Abfluß, zumal beim Frühjahrshochwasser, und dadurch bildeten sich die gewaltigen Moorflächen des Rhinluches und havelländischen Luches und die kleineren Moore im Randgebiete des Urstromtals innerhalb der Westprignitz (Lenzer Silge u. a.). Ganz anders wirkten die Wasser der Elbe, die von den Mittelgebirgen reichliche Schlickmassen mit sich führten und diese in ihrem Überschwemmungsgebiete als fruchtbare fette Tondecke absetzten.

Bodenarten.

Aus dieser Entstehungsgeschichte ergibt sich die Verteilung der Bodenarten in ihren Grundzügen. In der Elbniederung Tonboden (Elbschlick), im Urstromtal und in den Luchgegenden Moor- und Sandflächen, zuweilen mit Dünen, im Höhenlande ein Wechsel zwischen moorigen oder seenführenden Niederungen und den Wellenformen der alten Grundmoräne. Letztere ist jedoch keineswegs überall lehmig oder mergelig, sondern oft stark sandig; auch wird sie vielfach von den sandigen Bildungen der älteren Eiszeiten (dem „unteren Diluvialsand") durchbrochen, so daß auch der Höhenboden überwiegend sandiger Natur ist. Am stärksten tritt das in der oben geschilderten Sandfläche südwestlich von Zechlin in die Erscheinung, und auch das Rheinsberger Seengebiet besteht vorherrschend aus dürrem Sande. Dieser Sandstreifen wurde oben bereits an die natürliche Grenzzone zwischen Prignitz und Ruppin angeführt.

Die Bodenarten verteilen sich folgendermaßen:

	Westprignitz	Ostprignitz	Ruppin
Lehm und Ton (fast nur in der Elbniederung) . . .	12,3 %	—	4,3 %
Sandiger Lehm und lehmiger Sand	57,6 „	53,8 %	48,7 „
Sand	24,0 „	39,2 „	33,6 „
Moor	3,8 „	5,7 „	9,8 „
Wasser	2,3 „	1,3 „	3,6 „

Flüsse und Verkehrswege.

Der ganze Osten, Süden und Südwesten der Landschaft wird heute von schiffbaren Wasserstraßen begrenzt, der oberen Havel, dem Ruppiner Kanal, dem z. T. kanalisierten Rhin, der Dosse, der unteren Havel und der Elbe. Von dieser Linie zweigen sich zwei schiffbare Wasserstraßen nach Norden ab, die des Rhins, der bis Zippelsförde schiffbar, in dem durch Verbindungskanäle aufgeschlossenen Rheinsberger Seengebiet flößbar ist, und die Dosse, deren Schiffbarkeit nur bis an den Rand des Höhengebietes bei Wusterhausen reicht und auf der von Rossow ab geflößt wird.

Die übrigen Flüsse: Temnitz, Jägelitz, Karthane, Stepenitz und Löcknitz haben teils zu wenig Wasser, teils zu viel Gefälle, um sich zu Schiffahrt und Flößerei zu eignen. Im letzteren Falle sind sie um so brauchbarer zum Mühlenbetrieb.

Was die Verkehrswege zu Lande betrifft, so gab Rauers vor kurzem eine Übersicht der früheren Handelsstraßen (mit Übersichtskarte, Petermanns Mitteilungen 1906 Heft III). Im 19. Jahrhundert haben die Eisenbahnen die Verkehrsverhältnisse völlig verändert.

Die ältesten Eisenbahnen des in Rede stehenden Gebietes sind die Berlin-Hamburger Bahn (eröffnet 1846) und die Berliner Nordbahn (erbaut 1871 bis 1878). An sie wurde in der Folgezeit eine Anzahl Neben- und Kleinbahnen angeschlossen. Die ältesten dieser Zweiglinien sind die Bahnen Wittenberge-Lüneburg (1872), Paulinenaue-Neu-Ruppin (1880) und Wittenberge-Perleberg, an die erst später die sog. Prignitzbahn über Wittstock (1884/85) nach Buschhof [-Neu-Strelitz], 1894/95) angeschlossen wurde. Der Umstand, daß die Prignitz wie Ruppin bis in die achtziger Jahre hinein fast nur am Rande von Eisenbahnen berührt wurden, hat vor allem auf die Entwicklung der Ostprignitzer Städte hemmend gewirkt. In neuester Zeit sind die Verkehrsverhältnisse durch Kleinbahnen und Chausseen außerordentlich gefördert worden.

Literatur.

Allgemeine geographische Verhältnisse:

Zache, Die Landschaften der Provinz Brandenburg. Stuttgart 1905.

Der Elbstrom, sein Stromgebiet und seine wichtigsten Nebenflüsse, herausgegeben von der Kgl. Elbstrombauverwaltung zu Magdeburg. Berlin 1898, 3 Bände, 1 Tabellenband und ein Atlas.

Geologische Daten siehe in: Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Preußen und den Thüringischen Staaten, die den einzelnen Sektionen beigegeben werden. Erschienen ist die Prignitz und Ruppin mit Ausnahme der nördlichen Teile.

Bevölkerungsstatistik:

Gemeindelexikon für das Königreich Preußen, auf Grund der Materialien der Volkszählung vom 2. Dezember 1895 und anderer amtlicher Quellen bearbeitet vom Kgl. statistischen Bureau. III. Stadtkreis Berlin und Provinz Brandenburg. Berlin 1898.

Frühere Ausgaben nach den Volkszählungen von 1871 und 1885.

Viehstands- und Obstbaumlexikon vom Jahre 1900 für den preußischen Staat. III. Stadtkreis Berlin und Provinz Brandenburg. Bearbeitet vom Kgl. statistischen Bureau. Berlin 1903. (Enthält auch Einwohnerzahlen der Gemeinden.)

Frühere Ausgaben nach den Viehzählungen von 1873, 1883, 1892.

Vorläufige Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1905 im Königreich Preußen sowie in den Fürstentümern Waldeck und Pyrmont. Im amtlichen Auftrage bearbeitet von Dr. jur. Max Broesike. Berlin 1906. (Enthält Einzelangaben nur über die Städte, sonst nur Einwohnerzahlen der Kreise mit Unterscheidung von Städten und ländlichen Gemeinden.)

Die Ergebnisse früherer Volkszählungen sind in verschiedenen Heften der „Preußischen Statistik" (herausgegeben vom Kgl. statistischen Amt) veröffentlicht.

Erwerbszweige siehe in „Berufsstatistik der kleineren Verwaltungsbezirke und „Gewerbestatistik der kleineren Verwaltungsbezirke". Nach den Berufs- und Gewerbezählungen (zuletzt 1895) veröffentlicht in der „Statistik des Deutschen Reiches". Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht.

Landwirtschaft:

Anbauflächen und Ernteerträge für die einzelnen Kreise, jährlich veröffentlicht seit 1878, siehe in den betreffenden Heften der „Preußischen Statistik" („Landwirtschaftliche Statistik").

Bodenwert und Bodennutzung siehe: Ergebnisse der Grund- und Gebäudesteuerveranlagung im Regierungsbezirk-Bezirk Potsdam. Herausgegeben vom Kgl. Finanzministerium. Berlin 1867. (Die Wertangaben sind naturgemäß nur als Verhältniszahlen noch von Bedeutung.)

Neue, wenn auch weniger eingehende Angaben bietet das oben erwähnte Viehstandslexikon. Den Anteil der verschiedenen Bodenarten an der Fläche der einzelnen Kreise gibt an: Meitzen, Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Preußischen Staates nach dem Gebietsumfange vor 1866. Bd. 4. Anlagen. Berlin 1869.

Viehzucht siehe: Viehstandslexikon; Meitzen, Boden des Preußischen Staates.

Besitzverhältnisse, Umfang der Wirtschaftsbetriebe usw. siehe: Hauptergebnisse der Berufszählung vom 14. Juni 1895 für den preußischen Staat im ganzen und die Ortsgrößenklassen im besonderen (Heft 142 der Preußischen Statistik), Teil II. Die landwirtschaftlichen Betriebe, insbesondere die landwirtschaftlichen Hauptbetriebe. Berlin 1902.

Die Landwirschaft des Deutschen Reiches nach der landwirtschaftlichen Betriebszählung vom 14. Juni 1895. (Statistik des Deutschen Reiches, N. Folge, Bd. 112. 1898.)

Meitzen, Boden des Preußischen Staates (siehe oben) Bd. 4 u. 7.

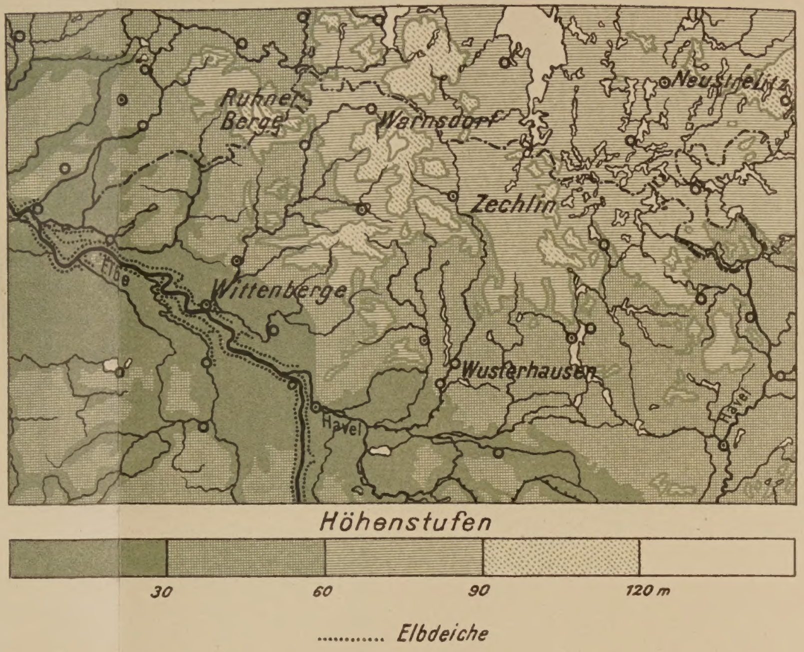
Industrie, Handel und Verkehr:

Jahresberichte der Handelskammer zu Brandenburg a. H. (besonders der erste Bericht von 1899 enthält eine gute Übersicht der Industrie, jeder der Berichte außerdem eine Verkehrsstatistik).

Dr. E. J. Neißer: Die wirtschaftliche Entwicklung, Lage und Leistungsfähigkeit von Handel, Gewerbe und Industrie im Bezirke der Handelskammer zu Potsdam (in seinem Umfange bis zum Jahre 1901). Berlin 1903.

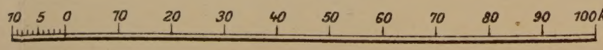
Berichte über die Verwaltung und den Stand der Gemeindeangelegenheiten der Stadt Wittenberge, erschienen für die Jahre 1896/97—1899/1900 (mit Rücksicht auf frühere Jahre), 1900—1902 und 1903 (darin auch Angaben über den Elbhandel und -verkehr).

Höhenverhältnisse.

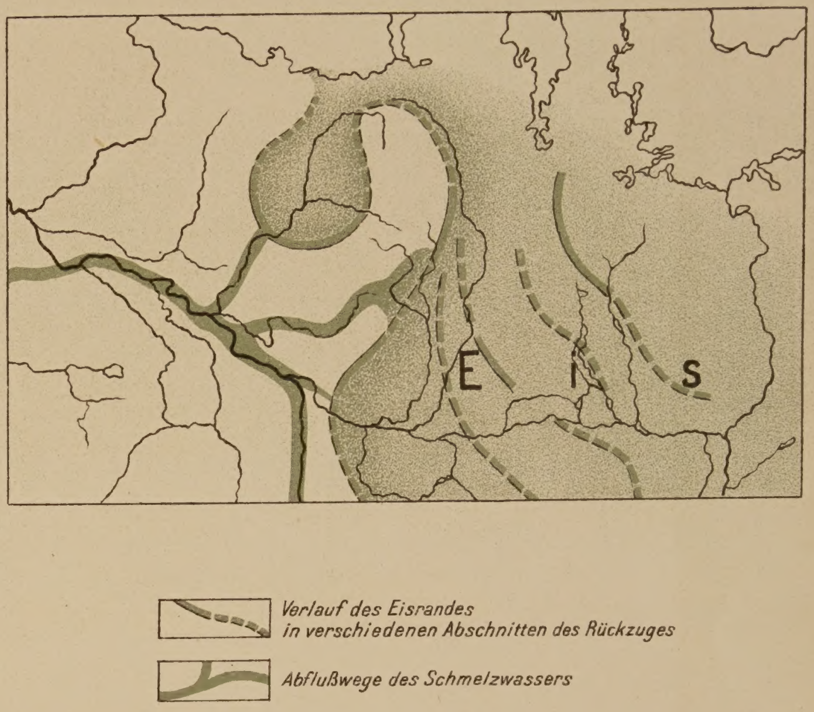


Bodenarten.

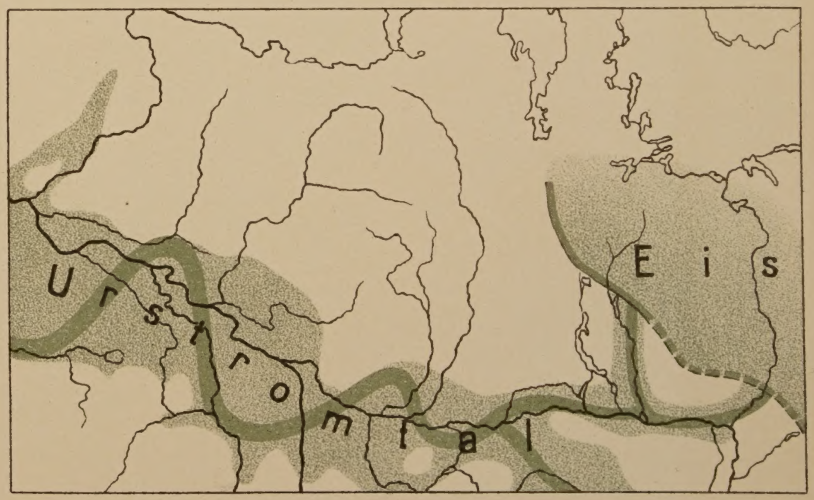
1 : 1500000.



Der Rückzug des diluvialen Eises aus dem Prignitz-Ruppiner Gebiet.



Die Entstehung des Urstromtals.



Gisaldruck d. Lith. Anst. v. Bogdan Gisevius, Berlin W. Bülowstr. 66.

Westprignitz.

Der Kreis Westprignitz (1460,5 qkm) liegt zwischen der Altmark im Südwesten, der Ostprignitz im Osten und dem Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin im Nordwesten in der Form eines Dreiecks, dessen Südwestseite der Elblauf einnimmt und dessen Ecken im Westen die Löcknitzmündung, im Nordosten die Putlitzer Feldmark und im Südosten die Gemeinde Jederitz bei Havelberg bilden. Geologisch und wirtschaftlich sind drei Zonen zu unterscheiden: das Höhenland, das (diluviale) Urstromtal (vgl. die allg. Einl. S. XIII) und die heutige Elbniederung.

Das Höhenland. Von Havelberg über Kletzke, Perleberg, Birkholz, Wustrow, Lenzen, Holdseelen verläuft — in der Landschaft oft nur schwach erkennbar — die Grenze des Westprignitzer Höhenlandes gegen das weite Tal, das die Schmelzwässer des zurückweichenden Inlandeises benutzten und in dessen Tiefenlinie die Elbe fließt. Innerhalb des Kreises ragt das Höhenland am höchsten im Südabfall der Ruhner Berge (zwischen Putlitz und Parchim) auf, deren Gipfel (schon auf Mecklenburger Gebiet) 178 m über dem Meere liegt. Nächstdem finden sich die größten Höhen an der Ostprignitzer Grenze bei Guhlsdorf (über 90 m). Sie treten hier in dem Höhenzuge auf, der sich weiter über Lübzow, Groß-Buchholz und Bresch zu den Ruhner Bergen hinzieht und als Endmoräne einer diluvialen Eiszunge zu betrachten ist (vgl. allg. Beschr. S. XII). Dieser bogenförmige Höhenzug, der seiner sandigen Beschaffenheit entsprechend vielfach mit Wald bedeckt ist, begrenzt das Flußgebiet der Stepenitz innerhalb des Höhenlandes. Die Stepenitz, deren Oberlauf in die Ostprignitz fällt, durchströmt die weite moorig-sandige Ebene der Putlitzer Heide, die als ein durch die Eisschmelzwässer zugeschütteter diluvialer See angesehen wird, und hat sich durch das Wellengelände südlich von Lockstedt ein scharf eingeschnittenes Tal gegraben, das stellenweise die Grenze gegen die Ostprignitz bildet. Bei Lübzow vereinigt sie sich mit dem Schladbache, der von den Ruhner Bergen in wiesenreichem Tal unmittelbar am Ostrande des Moränenbogens nach Süden fließt. Durch eine Lücke dieses Bogens hindurch wendet sie sich nach Perleberg, wo sie in das alte Urstromtal eintritt.

Südlich der Guhlsdorf-Lübzower Moräne senkt sich das leichtgewellte, fruchtbare Gelände zum Urstromtal und zur Karthane, die, in dem großen Bruch bei Dannenwalde (Ostprignitz) entspringend, zwischen Klein- und Groß-Leppin das Westprignitzer Höhenland durchschneidet.

Im Süden der Karthane ist der Höhenboden vielfach mit Flugsand überweht (Forst Havelberg). Bei Glöwen bieten die Scharfen Berge, die Ausläufer eines von Nordosten kommenden Moränenzuges, Anlaß zu einer großartigen Ausbeutung des Kieses, aus dem sie aufgebaut sind und dessen Abfuhr die unmittelbare Nähe der Berlin-Hamburger Bahn sehr erleichtert.

Westlich des Bresch-Lübzower Moränenzuges dacht sich das Land allmählich zu dem weiten Moorwiesenstreifen ab, in dem die Löcknitz mit sehr geringem Gefälle (in 27 bis 22 m Meereshöhe) in südsüdwestlicher Richtung dem Elbtale zufließt. Nach den Moorwässern, die sie unterwegs aufnimmt, heißt sie auch „Schwarzwasser".

Im Westen der Löcknitz erhebt sich das Land noch einmal zu über 60 m Höhe im Hilgenberge bei Warnow, um dann zur Eldeniederung abzufallen. In dieses Gebiet eingesenkt findet sich ein eigentümliches Tal von nordost-südwestlicher Richtung, dessen Entstehung noch nicht einwandfrei erklärbar ist und das die einzigen bemerkenswerten Seen der Westprignitz, den Rambower See und den fischreichen Rudower See bei Lenzen umschließt (vgl. Taf. III. Fig. 2 bei Mellen).

Der Boden des Höhenländes ist in den Tälern meist moorig, dazwischen besteht er größtenteils aus mehr oder weniger lehmigem Sand, der im allgemeinen nicht so leicht ist, wie in der Ostprignitz. Den schlechtesten Boden besitzt die Putlitzer Heide, die Havelberger Forst und die Damerower Forst östlich von Lenzen, deren Dünensande unten im Zusammenhange mit denen des Urstromtales besprochen werden.

Zwischen Gühlitz und Warnow wurde bei Ottiliengrube früher Braunkohle abgebaut, doch ist der Betrieb eingestellt worden. Ferner wurde Braunkohle gefunden bei Ponitz u. a. O. Gute Ziegeltone werden hauptsächlich in der Umgebung von Perleberg gewonnen. Außerdem bestehen in Perleberg drei Ofenkachelfabriken, die allerdings das Material z. T. von auswärts beziehen.

Das Urstromtal. Die Schmelzwässer des diluvialen Inlandeises wälzten sich einst in dem heutigen Elbtal und der Niederung des havelländischen Luches als mächtiger „Urstrom" zur Nordsee (vgl. allg. Einl. S. XIII). Sie ebneten den Talgrund zu einer weiten Sandfläche ein, aus der nur einzelne höhere Inseln aufragten, wie der Höhbeck (Altmark) gegenüber Lenzen.

Die trocknen Winde der Steppenperiode (allg. Einl. S. XIII), die in der Richtung des Urstromtals von Osten und Ostsüdosten her bliesen, riefen ausgedehnte Flugsandbildungen mit Dünenzügen bis zu 20 m Höhe hervor und überschütteten damit auch das Höhenland, wo dieses sich mit breitem Vorsprunge in die Talflucht hinausschob (Havelberger Forst, Damerower Forst). So begleitet ein kaum unterbrochener unfruchtbarer, meist waldbedeckter Sandstreifen im Nordosten die durch den Schlick der heutigen Elbe so fruchtbar gewordene Niederung. Wo er an das Höhenland stößt, ist er durch dessen Gewässer stellenweise in weite Brüche umgewandelt oder mit Wiesenmooren überwuchert worden. Solche Moorwiesen finden sich sehr ausgedehnt bei Plattenburg und in der Lenzer Silge westlich von Perleberg, die unter Friedrich dem Großen 1745 bis 1750 und 1782 bis 1785 entwässert wurde. Unter ihrem Moorboden finden sich größere Lager von Raseneisenstein. Sie sind heute ohne wirtschaftliche Bedeutung, haben aber im Mittelalter zeitweise Rohstoffe für den Rathenower Eisenhammer geliefert.

Die Elbniederung. Soweit die Elbe das alte Urstromtal in Besitz genommen hat, zeigt es fruchtbaren Tonboden. Wenn der schnell dahinfließende Strom auch in seinem eigentlichen Bett nur einen ziemlich scharfen Sand absetzt, so ändert sich das bei den Hochwassern, die alljährlich im Frühjahr und nach anhaltendem Regen auch zuweilen im Sommer eintreten (auf vier Winterhochwasser kommt durchschnittlich ein Sommerhochwasser). Ehe die Deiche sie einzwängten, breitete die Elbe sich dann über ein meilenweites Wiesen- und Buschgebiet aus, über das sich die Wassermassen nur langsam hinbewegten und in dessen Pflanzenwuchs sich die feineren tonigen Teile der aus den Mittelgebirgen herabgetragenen Flußtrübe als fruchtbare Decke absetzten. So besitzt die Prignitzer Elbniederung jetzt eine durchschnittlich etwa 1 m mächtige Bodendecke fetten Tones, der bei Wittenberge, Lenzen und an anderen Orten zu Ziegeln gebrannt wird. Da er kalkfrei ist, so gibt er sehr feste Ziegel, die durch ihre dunkelrote Farbe an die Rathenower erinnern.

Der Schlickabsatz der Elbe hat die Nebenflüsse zur Seite gedrängt, so daß diese viele Kilometer weit neben der Elbe herlaufen, ehe sie in sie einmünden. Besonders auffallend ist das bei der Löcknitz, die 20 km weit parallel der Elbe läuft. Zwischen beiden Flüssen dehnt sich die fruchtbare Fläche der Lenzer Wische.

Da der fette Boden auf das Hochwassergebiet beschränkt ist, so führten die Ansiedler von jeher einen Kampf mit der Elbe. Zuerst schützte man nur die Gehöfte, indem man sie auf künstliche Erhöhungen legte, sog. Wurten (noch jetzt vielfach erkennbar, z. B. in Unbesandten). Um aber auch die Äcker zu sichern, ging man bald zum Deichbau über, der sich in der Altmark bis ins 12. Jahrhundert zurück verfolgen läßt und auch in der Prignitz bald nach der Besiedelung unter Albrecht dem Bären begonnen haben wird. Die etwa 100 km langen Deiche, die, von hochwasserfreien Sanddünen unterbrochen, das Elbufer und die Nebenflüsse begleiten, soweit der Rückstau durch das Elbhochwasser reicht, schützen ein Gebiet von rund 311 qkm = 1/5 des Kreises. Sie werden im wesentlichen von den Anwohnern unterhalten, die zu Deichverbänden zusammengeschlossen sind.[1])

Das interessanteste Stück der Niederung ist die Lenzer Wische zwischen der Elbe und der unteren Löcknitz. Mit Ausnahme des kleinen Gutsbezirkes von Kietz besteht sie ganz aus Bauernländereien. Etwa zur Hälfte ist sie durch den Elbdeich gegen das Elbhochwasser, durch den Achterdeich gegen den Rückstau in der unteren Löcknitz geschützt. Die weiten Wiesenländereien an der Löcknitz selbst sind jedoch nur durch niedrige Sommerdeiche abgeschlossen, die die Frühlingsflut überschwemmt. Bei anhaltendem Hochwasser leiden auch die eingedeichten Ländereien meist durch das Regenwasser, das nicht abfließen kann, und durch das sog. Qualmwasser, das an

---

[1]) Vgl. „Der Elbstrom, sein Stromgebiet und seine wichtigsten Nebenflüsse." Herausgegeben von der Kgl. Elbstrombauverwaltung zu Magdeburg (Berlin 1898), Bd. I, S. 306 ff. und Bd. III, Abt. 1, S. 335 ff.

sandigeren Stellen unter den Deichen durchgepreßt wird. Bei niedrigem Wasserstand wird die Lenzer Wische durch Siele (Entwässerungskanäle) entwässert. Durch den Deich werden diese in Schleusen geleitet, die bei Hochwasser geschlossen sind.

Wie in den unteren Elbmarschen, beschränken sich die Waldungen fast ganz auf einige Stellen des Vorlandes, das, außerhalb des Deiches gelegen, dem Hochwasser preisgegeben ist. Dort liegen zwischen saftigen Wiesen buschige Auewälder, in denen Pappeln, Weiden, Eichen u. a. herrschen. Daß besonders Eichen hier früher sehr verbreitet gewesen sind, beweisen die zahlreichen Eichenstämme, die noch jetzt aus dem Bette des Stromes aufgefischt werden. Im Zusammenhange damit steht vielleicht auch die auffallend häufige Verwendung des Eichenholzes als Zimmerholz z. B. für Dachstühle, die im Mittelalter in der Prignitz üblich war. Indessen ist es wahrscheinlich, daß auch im Höhenland frühere größere Eichenbestände vorkamen.

Innerhalb der Deiche hat die Überschlickung vielfach guten Weizenboden geschaffen, doch ist man mehr und mehr zur Wiesenwirtschaft übergegangen.[1] Die nicht unbedeutende Heuausfuhr richtet sich größtenteils nach Berlin.

Auch nach der Eindeichung sind natürlich die Hochwasser der Elbe noch gefährlich und durch umfangreiche Strombauten möglichst geregelt worden. In seinem durch steinerne Buhnen auf rund 235 m Breite eingeengten Bett fließt der Strom bei Mittelwasser 4 bis 5 m unter den Deichkronen dahin. Auf die Elbfischerei hat die Stromregelung und die Steigerung des Schiffsverkehrs leider ungünstig gewirkt. Den tiefsten Stand erreicht das Elbwasser meist im September, den höchsten gewöhnlich im März. Schneeschmelze und Eisstopfungen bringen dann die gefährlichsten Hochwasser zustande, wie z. B. das vom März 1888, das mehrere Deichbrüche und im Zusammenhange damit Übersandungen der Einbruchsstellen herbeiführte.

Das Elbstromwasser dringt auch in den unteren Teil der Havelniederung ein. Diesem Umstande verdankt das Gebiet von Jederitz seinen besseren Boden gegenüber der Gegend von Lohm nnd Vogtsbrügge (Ostprignitz). Für die Elbe selbst hat das Ausweichen ihres Hochwassers in das Havelbecken die gefährliche Folge, daß dadurch Eisstopfungen, die die Stoßkraft des Wassers weiter oben im Beginne zerstört hat, nun unterhalb der Havelmündung leichter zustande kommen. Seitdem man durch zahlreiche Eisbrecher die Elbe offenhält, ist diese Gefahr vermindert, hat aber gerade 1909 wieder großen Schaden angerichtet.

Der Hauptindustrieort der Westprignitz ist Wittenberge. Die Führung der Hamburger Bahn über Wittenberge hat außerdem dort einen Umschlagspunkt von besonders günstiger Lage geschaffen. Elbaufwärts kommen hauptsächlich Getreide, Ölsaat und Steinkohlen, elbabwärts böhmische Braunkohlen, Ziegelsteine und durch die märkischen Wasserstraßen Holz.

---

[1]) So verhielt sich zu Mödlich im Jahre 1864 Ackerland : Wiesen : Weiden der Fläche nach wie 100 : 54 : 8, im Jahre 1900 wie 100 : 105 : 48.

Die Bedeutung Havelbergs liegt in der gleichen Richtung, ist jedoch erheblich geringer. Dagegen besitzt die Stadt den größten Schiffahrtsbetrieb der Gegend, auch zwei Schiffsbauwerften.

Statistik.

Gemeindearten	Zahl der Gemeinden	Einwohnerzahl 1871	Einwohnerzahl 1900	Einwohnerzahl 1905	Flächeninhalt (1900) ha	Bewohner auf 1 qkm (1900)	Zu- (+) und Abnahme (−) 1871 bis 1905 in %
Städte	6	27 934	37 901	40 429	17827,7	213	+ 44,8
Landgemeinden	145	36 380	33 496	38 605 (Landgemeinden und Gutsbezirke)	86679,5	39	− 10,2 (Landgemeinden und Gutsbezirke)
Gutsbezirke	70	6 578	5 396		41567,2	13	
Zusammen	221	70 892	76 789	79 034	146074,4	52,6	+ 11,5

Die Zunahme der Bevölkerung ist fast allein auf das Anwachsen von Wittenberge und Perleberg zu schieben, die meisten ländlichen Gemeinden zeigen eine Abnahme. Auch Havelberg, Lenzen und Wilsnack gehen zurück. Unter Zugrundelegung des heutigen Geburtenüberschusses ergibt sich, daß seit 1871 rund 10000 Menschen mehr die Westprignitz verlassen haben, als zugewandert sind.

Entsprechend der geringen Zunahme ist auch die Beschäftigungsart in der letzten Zeit ziemlich unverändert geblieben.

Von 1000 Erwerbstätigen kamen auf	im Jahre 1882	im Jahre 1895
Land- und Forstwirtschaft	466	452
Bergbau und Industrie	277	272
Handel und Verkehr	117	100
Häusliche Dienste, Tagelohn	32	18
Öffentliche Dienste, freie Berufe	54	54
Ohne Beruf oder Berufsangabe	54	104

Gebaut werden hauptsächlich Roggen, Hafer und Kartoffeln. In der Elbniederung überwiegt Wiesenwirtschaft und demgemäß Viehzucht (sowohl Rinder als Pferde). Die Schafzucht ist auf das Höhenland und meist auf den Großgrundbesitz beschränkt.

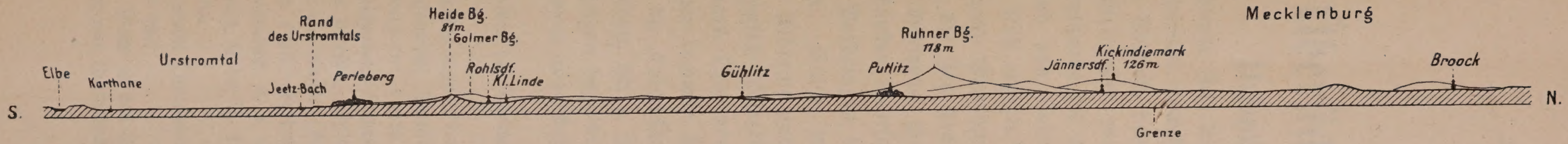
Auf 100 ha kommen (1900):	in Landgemeinden	in Gutsbezirken
Äcker und Gärten	52,5	47,8
Wiesen	13,6	10,4
Weiden und Hutungen	9,7	5,7
Forsten und Holzungen	17,0	31,8

Den 6 Städten des Kreises gehört $^1/_9$ des Bodens, darunter verhältnismäßig viele Wiesen (20 %) und Holzungen (26 %), was damit zusammenhängt, daß die

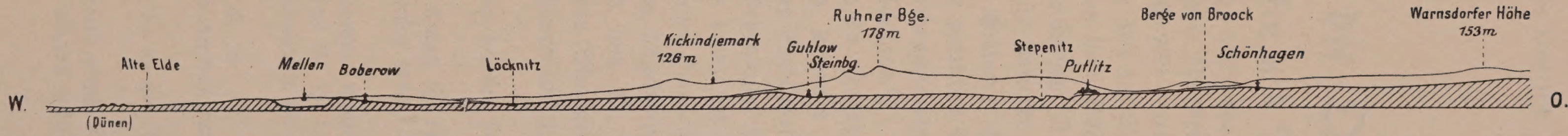
Städte meist am Rande des Urstromtals liegen. Der übrige Boden verteilt sich etwa im Verhältnis von 2:1 unter Landgemeinden und Gutsbezirke, der Wald etwa zu gleichen Teilen. Lehn- und Fideikommißgüter nehmen etwa 1/6 des Kreises ein, Dominalforsten nur 1/60. Die eigentliche Elbniederung ist sehr arm an Gutsbezirken. Kietz, Jagel und Rühstädt sind die einzigen Güter, die ganz in der Elbmarsch liegen.

Querschnitte durch die Prignitz.

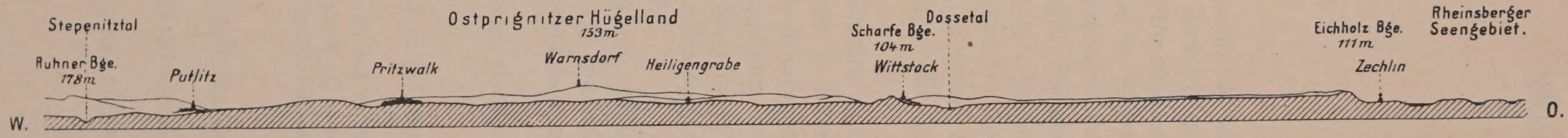
Längenmaßstab 1 : 250000, Höhenmaßstab 1 : 25000.



1. Von Norden nach Süden.



2. Von Westen nach Osten (westlicher Teil).



3. Von Westen nach Osten (östlicher Teil).

Übersicht über die Quellen.

Urkunden, Chroniken und Akten.

Chroniken und Urkunden aus dem 8. bis 11. Jahrhundert.

Über die älteste Zeit bis zum 8. Jahrh. nach Christi Geburt fehlen jegliche die Prignitz in Sonderheit betreffenden schriftlichen Quellen.[1] Einhards Annalen berichten über den Vorstoß, den Karl der Große 789 gegen die rechts der Elbe wohnenden slawischen Welataben machte.[2] Für die Zeit der Sachsenherrscher des 10. Jahrh. sind unsere Hauptquelle die um 967 verfaßten drei Bücher sächsischer Geschichte des Mönchs Widukind von Corvey, der in sallustischem Stile von der großen Schlacht bei Lenzen i. J. 929 erzählt.[3] Die wichtigste Urkunde aus dem 10. Jahrh. ist das vielfach interpolierte Gründungsprivileg des Bistums Havelberg v. J. 948.[4] Für das 11. Jahrh., die Zeit des Stillstandes der deutschen Ostmarkenpolitik, ist vornehmlich Adam von Bremens Hamburgische Kirchengeschichte, die Hauptquelle für die Geschichte des Fürsten Gottschalk, zu berücksichtigen.[5]

Das 12. Jahrhundert.

Seit dem Vordringen der Askanier im 12. Jahrh. beginnen die Quellen reichlicher zu fließen. Einige wenige Urkunden Konrads III. und Friedrichs I., ferner der Markgrafen Albrecht und Otto sowie des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg betreffen vornehmlich Havelberg.[6] Von Bedeutung ist Ebos Lebensgeschichte des Pommernmissionars Otto von Bamberg, der 1128 die Prignitz von Havelberg aus durchzog.[7] Ferner kommen Helmolds „Chronica Slavorum“ und die „Annales Magdeburgenses“ für die Kolonisationsgeschichte im allgemeinen in Betracht.[8]

Urkunden des 13. bis 16. Jahrhunderts.

Die Urkunden, deren Zahl für das 12. und 13. Jahrh. gering ist und erst im 14. Jahrh. zu steigen beginnt, wurden von den Markgrafen für Städte und Bischöfe, Bürger und Mannen ausgestellt und betrafen hauptsächlich Schenkungen, Verpfändungen,

---

[1] Die Angaben des Tacitus über die Semnonen beziehen sich auf die rechtselbischen Germanen im allgemeinen.

[2] Vgl. Annales regni Francorum ed. Pertz-Kurze, S. 84.

[3] Vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen (1904) I, 363; Widukind ist in der Oktavausgabe der Scriptores rer. Germ. erschienen.

[4] Vgl. Curschmann, Neues Archiv f. ältere deutsche Geschichtskunde. 28. Bd., S. 395 f.; die Urkunden Ottos des Großen, Diplomata Ottonis primi (D. O. I.), sind von Sickel in den „Urkunden der deutschen Könige und Kaiser“ (Hannover 1879) herausgegeben; die Havelberger Urk. ist hier S. 155 nach dem „Hausbuch von 1748“ abgedruckt.

[5] Vgl. Wattenbach, a. a. O., 2. Bd. (1894), S. 78 f.

[6] Vgl. Riedel, Codex II, 438; eine Urkunde Wichmanns von 1184 im Codex diplom. Saxoniae Regiae I. A. 2, 284.

[7] Vgl. Monum. Germaniae Script. XXI, 1 bis 99 und Jaffé, Bibliotheca Rerum Germanicarum V, 580 bis 692.

[8] Die von Sello in den Forschungen zur brandenb.-preuß. Gesch. (I, 111 bis 180) herausgegebene Chronica marchionum Brandenb. enthält über die Prignitz nichts.

Zoll- und Marktprivilegien sowie Lehnsangelegenheiten. Ferner erteilten die Bischöfe von Havelberg, das Domkapitel, die Edlen zu Putlitz, die Grafen von Schwerin sowie auch die Magistrate mannigfache Privilegien für Geistliche, Kirchen und Stifter, Städte und Mannen. Diese Dokumente, die bis zum 13. Jahrh. lateinisch, vom 14. Jahrh. an auch deutsch abgefaßt wurden und deren Zeugenreihen von besonderem Wert sind, haben sich nur zum Teil erhalten.

Während in Lenzen und Wittenberge die Urkundenbestände ein Opfer der Flammen wurden, lagern solche vornehmlich noch in Perleberg, auf der Plattenburg und in Wilsnack; die Archivalien des Stifts Havelberg sind in das Berliner Geheime Staatsarchiv (abgekürzt Geh. St.-Arch.) übergeführt worden, dessen Urkundenrepertorien in Vol. II bis VII die Regesten aller im Archiv aufbewahrten „Urkunden der märkischen Ortschaften" in alphabetischer Reihenfolge enthalten.[1]

Von Archiven der Nachbarlande kommen vorzugsweise in Betracht: Großh. Mecklenb. Hauptarchiv zu Schwerin (z. B. Urk. vom Jahre 1292, vgl. Riedel III, 346; ferner Urk. aus der Zeit des vorwaltenden mecklenburgischen Einflusses um 1319, vgl. Riedel XXV, 10 f.). Archiv der Stadt Wismar: Hanseakten (z. B. Urk. von 1417 bei Riedel III, 417). Hauptarchiv zu Neustrelitz (Havelberger Diözesanurkunden, vgl. Riedel XXV, 12).

Kopialbücher des 14. bis 17. Jahrhunderts.

Unter der Herrschaft der Wittelsbacher und vornehmlich der Zollern legte man Kopialbücher an, in die man Abschriften der ausgefertigten Urkunden, ferner auch Protokolle über die Lehnshuldigungen eintrug. Ein wertvolles Kopialbuch aus der Zeit Ludwigs des Älteren, enthaltend 86 Abschriften oder Urkundenauszüge aus den Jahren 1333 bis 1345, birgt die Stadtbibliothek zu Leipzig (vgl. Riedel I, 62 f.); sodann ist das Kopialbuch in der v. d. Hagenschen Bibliothek zu Hohennauen von Wichtigkeit. Im Geh. Staatsarchiv werden die vollständig erhaltenen kurmärkischen Lehnskopialbücher der Hohenzollernschen Kurfürsten aus dem 15. bis 17. Jahrhundert aufbewahrt (Rep. 78).

Chroniken aus dem 15. u. 16. Jahrhundert.

Im 15. und 16. Jahrhundert beginnen märkische Geistliche oder städtische Beamte sich in annalistischer Darstellung der Geschichte zu versuchen. Keine dieser Chroniken ist in der Prignitz bodenständig; hin und wieder nehmen Chronisten der Nachbarlandschaften, wie der Verfasser der Magdeburger Schöppenchronik, ferner Korner und Krantz auf die Prignitz Bezug.[2] Von einer Havelberger Chronik sind nur dürftige Fragmente erhalten.[3]

---

[1]) Die Bibliothek des Joachimsthalschen Gymnasiums birgt Kopien von hauptsächlich dem späteren Mittelalter entstammenden Urkunden. Leider ist noch in neuester Zeit manche Urkunde verloren gegangen, so eine betr. das Gericht zu Perleberg (vgl. Riedel XXV, 144).

[2]) Über Engelbert Wusterwitz vgl. Heidemann, Berlin 1878; über die Schöppenchronik vgl. Chroniken der deutschen Städte, VII, 331. Korner berichtet über den Kampf bei Pritzwalk i. J. 1425; Krantz in seiner Vandalia (Lib. XII, cap. 5) über Schloß Neuhausen. Vollständige Inhaltsangaben dieser Chroniken finden sich bei Kletke, Quellenkunde der Geschichte des preußischen Staats (Berlin 1858) I, 68 f.

[3]) Vgl. Riedel, Codex, D I., S. 289.

In dem Maße als sich vornehmlich vom 17. Jahrh. an die schriftliche von der Residenzstadt Berlin aus geleitete Zentralverwaltung ausbildet, gewinnen die Aktenbestände des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin C., Klosterstraße, an Bedeutung. Über den Inhalt einiger Reposituren sei kurz folgendes bemerkt:

Akten vom 16. bis 19. Jahrh. im Geh. Staatsarchiv.

Repositur 8 enthält die auf den hohen Adel bezüglichen Akten, z. B. Nr. 143 die der Edlen zu Putlitz.

Die Akten der einzelnen Städte und kurfürstlichen Ämter finden sich unter Repositur 21, so Nr. 69 Havelberg. Hier sind auch die Akten derjenigen Landschaften untergebracht, die keine besondere Repositur haben, und so enthält „Prignitz Nr. 113" die Schilderung der Notstände i. J. 1627, das Verzeichnis der Einwohner männlichen Geschlechts von 1652 in „Wilsnack", „Rüstede" u. s. f., ferner Kreis- und Ritterschaftsakten aus dem 17. und 18. Jahrh. (z. B. Nachweise über die Lehnpferde zu Anfang des 18. Jahrh., Aufbewahrung der Hypothekenbücher); unter „Prignitz Nr. 114/5" findet sich ein wertvolles, zum Zweck der Erhebung der Landsteuer i. J. 1540 aufgestelltes Verzeichnis der Dörfer der Prignitz, sowie Akten über den dreißigjährigen Krieg. In derselben Repositur 21 lagert unter Generalia Nr. 1a eine Sammlung von Akten, die städtischen Steuern betreffend (1577 bis 1699).

In Repositur 22 sind die aus dem 15. bis 18. Jahrh. stammenden Akten des niederen Adels vereinigt, z. B. Nr. 243 die derer v. Quitzow.

Für die Reformation und insbesondere Stadt und Bistum Havelberg bieten Repositur 47 und 58 mancherlei Ausbeute.

Repositur 62 birgt die nach Gütern geordneten Lehnssachen und kurfürstlichen Konsense, z. B. 51: Eldenburg, 108: Kletzke.

Repositur 78 enthält die Akten der Lehnskanzlei, z. B. I, Nr. 19: Musterung i. J. 1588. In Rep. 89 sind seit 1798 die Akten des Kgl. Zivilkabinetts vereinigt; in Rep. 92 lagert Bekmanns Nachlaß (III, Nr. 9: Beschreibung des Havelberger Doms). Rep. 93 enthält die Akten des Oberbaudepartements.

Nicht zum eigentlichen Hauptarchiv gehört die Abteilung Provinz Brandenburg; hier finden sich in Rep. 10 die Akten des Stifts Havelberg, in Rep. 16 das Schoßkataster von 1624 (mit Angabe der Hufenzahlen).

Für die Jahre 1722 bis 1806 kommen die erst nachträglich dem Geh. Staatsarchiv zugeführten Akten des Generaldirektoriums Kurmark in Betracht.[1]

Ständisches Archiv.

Die ständischen Akten der Kurmark und der Provinz Brandenburg, die hauptsächlich bis 1824 heraufreichen, sind in dem Ständischen Archiv zu Berlin W., Matthäikirchstraße 21/22, vereinigt.

Archivalien im Privatbesitz.

Die im Privatbesitz befindlichen und im allgemeinen nicht über das 16. Jahrh. zurückgehenden Archivalien haben vornehmlich familien- und gütergeschichtliches Interesse und befinden sich zum Teil in den Archiven der alten Rittergüter, wie in Dallmin, Demerthin, Kletzke und Plattenburg, zum Teil aber auch außerhalb der Prignitz.[2]

---

[1] Z. B. Tit. CXCVIII, Nr. 4: Eldenburg (1719 bis 21), Nr. 24: Philippshof (1775 bis 78); Tit. CCXLVI, Nr. 20: Etablissement ausländischer Familien unweit der Havelberger Seeschiffswerft.

[2] Akten der Familie v. Quitzow lagern bei Fräulein v. Quitzow (Berlin W., Marburgerstr. 4).

Kirchenbücher.

Die Kirchenbücher, die über Kirchenumbauten, Stiftungen u. dgl. Aufschluß geben, reichen im allgemeinen nur bis zum Anfang des 18. Jahrh. zurück. Im Kirchenbuch von Seedorf finden sich mancherlei Daten über die Dörfer der Wische, über Burg Eldenburg und ihre Amtleute von 1719 bis 1812 (vgl. auch Jahrbücher der Synode Lenzen).

Literatur, vornehmlich Urkundensammlungen.

16. und 17. Jahrhundert.

Die älteste, freilich nur kurze geographische Beschreibung der Prignitz findet sich in der von dem Professor Wolfgang Jobst zu Frankfurt a. O. 1572 veröffentlichten „Beschreibung des gantzen Churfürstenthumbs." 1586 erschien zu Wittenberg die „Historia von der Zerstörung des heiligen Blutes" aus der Feder des Domdechanten Ludekus. Städtebilder bringt das bei Merian zu Frankfurt a. M. 1652 erschienene Zeillersche Werk, betitelt „Topographia Electoratus Brandenburgie." Eine umfassende Bibliographie der älteren gedruckten Literatur stellte 1743 G. G. Küster zusammen.[1])

18. Jahrhundert.

Die mittelalterlichen Urkunden und Chroniken begann man Ende des 17. und im 18. Jahrh. zu sammeln, abzuschreiben und abzudrucken; besonders seien Lentz und Gercken genannt,[2]) ferner Johann Samuel Buchholz, 1729 bis 1745 Archidiakonus in Kyritz, der die heute in der Königlichen Bibliothek zu Berlin (Manuscripta Borussica, fol. 55) aufbewahrten „Prignitia diplomatica" zusammenstellte.[3])

Johann Christoph und Bernhard Ludwig Bekmann verfaßten eine zu Berlin 1751 bis 53 erschienene historische Beschreibung der Kurmark, die viele nicht mehr erhaltene Urkunden sowie wertvolle Abbildungen bringt. Auch Buchholtz, Geschichte der Churmark (1765 f.), ist durch den Abdruck mancher jetzt verloren gegangenen Urkunden von Wert (vgl. Riedel III, 82).[4])

Geographisch-statistische Notizen finden sich in Gundlings Brandenburgischem Atlas (Potsdam 1724), in Büschings „Erdbeschreibung" (Hamburg 1759) III, 1694 f., „Topographie" (Berlin 1775) und in seiner „Reise nach Kyritz" (Leipzig 1780), woselbst auch einzelne die Städte und Mühlen betr. Urkunden abgedruckt sind.

Borgstedes statistisch-historische Beschreibung (erschienen 1788) ist durch ihre Daten über die Friederizianische Kolonisation wertvoll; der erste Band der statistisch-topographischen Beschreibung der Mark von Bratring (Berlin 1804) enthält ausführliche Nachweisungen über jede Ortschaft der sieben Prignitzschen „Kreise".

---

[1]) Bibliotheca Historica Brandenburgica (Breslau 1743), S. 785 f.: „Scriptores qui Prignitiam illustrant".

[2]) S. Lentz, Diplomatische Stiftshistorie von Havelberg (Halle 1750), Phil. Wilh. Gercken, Fragmenta Marchica (Wolfenbüttel 1755 bis 63) und Codex Diplomaticus (Salzwedel 1769 bis 85); vgl. auch Joh. Pet. Ludewig, Reliquiae Manuscriptorum (Leipzig 1720 bis 41).

[3]) Über die Gundlingsche Sammlung vgl. Riedel III, 341 u. 364 f.; über die Seidelsche Sammlung vgl. Riedel XXV, 14.

[4]) Das 2. Buch des 5. Teils von Bekmann (erschienen 1753) bringt Urkunden und Wundergeschichten, Topographisches und Statistisches. Buchholtz gibt im Urkundenanhang die Hennigsche Sammlung zur Geschichte des Stifts Havelberg (z. B. Schreiben des Bischofs Sibod von 1220).

G. W. v. Raumer, der Verfasser der Regesten zur brandenburgischen Geschichte bis 1200,[1]) ließ 1831 bis 1833 als Fortsetzung von Gercken die beiden Bände des Codex continuatus (zitiert Cod. cont.) erscheinen. Riedel ist der Herausgeber des 36 Bände umfassenden und 1838 bis 1865 veröffentlichten „Codex diplomaticus Brandenburgensis.“ Die 1838 bis 1843 erschienenen ersten drei, ausschließlich der Prignitz gewidmeten Bände der ersten Abteilung seines Werkes (zitiert Riedel I, II, III) enthalten hauptsächlich Urkunden aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert.[2]) Nachprüfungen im Geh. Staatsarchiv sowie in den Archiven der Prignitz ergaben, daß der überwiegende Teil der erhaltenen Urkunden von Riedel abgedruckt ist, so daß nur eine Nachlese zu halten war. Besonderen Wert verleihen diesen insgesamt über 1500 Seiten zählenden Bänden die den einzelnen Kapiteln vorausgeschickten Einleitungen, in denen Riedel auf Grund von Akten des Geh. Staatsarchivs sowie der gedruckten Literatur die Geschichte der Bischöfe und des Domkapitels, der Städte, Familien, Klöster und Burgen bis zum 19. Jahrh. hin behandelt. Eine Nachlese bot Riedel im 7. (S. 85 f.), 17. und 25. Bande der ersten Abteilung sowie in dem Supplementband seines Codex (zitiert Riedel, Suppl.).[3]) Im 2. Band der 3. Abteilung (zitiert C, 2) bringt Riedel die Register der Lehnsleute auf Grund der Kurmärkischen Lehnskopiare.[4]) Ferner enthalten die Bände der 2. und 3. Abteilung (zitiert B und C), welche die Allgemeingeschichte der Mark behandeln, noch mancherlei urkundliches Material über die Prignitz. In der 4. Abteilung (zitiert D) sind S. 289 Fragmente einer Havelberger Chronik abgedruckt. 19. Jahrhundert.

Die Manuscripta Borussica der Königl. Bibliothek zu Berlin sowie Lehnsakten des Geh. St.-Arch. hat v. Eickstedt in seinen „Beiträgen zu einem neuen Landbuch“ (Magdeburg, 1840) verwertet. Das 1855 erschienene Neue Landbuch der Mark von Berghaus, das in seinem ersten Band die Prignitz behandelt, bringt hauptsächlich statistisches Material über das 18. und 19 Jahrh. und ist wertvoll durch seine Angaben über die Besitzverhältnisse um 1850 und über die Geschichte der Elbdeiche.[5]) Das Landbuch Kaiser Karls IV. gab Fidicin im Jahre 1856 heraus.[6])

Von historischen Werken allgemeineren Inhalts seien u. a. genannt:

Riedel, Die Mark Brandenburg um 1250 (1836); v. Heinemann, Albrecht der Bär (1864); v. Giesebrecht, Wendische Geschichten (1843); v. Sommerfeld, Zur Verfassungs- und Ständegeschichte der Mark (1903); Behre, Geschichte der Statistik in Brandenburg-Preußen (1905); Hennig, Kirchenpolitik der älteren Hohenzollern (1906).

---

[1]) Eine neue Ausgabe durch Hermann Krabbo steht in Aussicht.

[2]) Vgl. z. B. das Putlitzsche Privileg für die Stadt Putlitz (Riedel I, 322).

[3]) S. 468, die Perleberger Visitationsordnung von 1542, deren Original sich im Perleberger Pfarrarchiv befindet.

[4]) S. 429 f.: Die Lehnsleute i. J. 1499 bei der Huldigung für Joachim I.

[5]) Über Eindeichungen vgl. ferner „Der Elbstrom, sein Stromgebiet und seine wichtigsten Nebenflüsse“ (Berlin 1898) I, 306 f.

[6]) S. 26: „De castris in Pregnitz“.

Siegel Münzen und Wappen.

Über Siegel, Münzen und Wappen unterrichten:

J. C. W. Moesen, Prignitzsche Gerichts- und Städtesiegel (Kgl. Bibliothek, Mscr. Borussica, fol. 106 b).

Voßberg, Siegel der Mark (Berlin 1868 bis 1887).

Bahrfeld, Münzwesen der Mark bis 1415, Berlin 1889[1]; und Münzwesen der Mark 1415 bis 1640, Berlin 1895[2].

Sibmacher, Blühender Adel Preußens (1878), Abgestorbener Adel der Provinz Brandenburg (1880).

G. G. Winkel, Wappen und Siegel der Altmark und Prignitz (Magdeburg 1894).

Hupp, Wappen und Siegel der deutschen Städte [in farbiger Ausführung] (Frankfurt a. M. 1898, Heft 1: Brandenburg).

Vereinsschriften.

Die Veröffentlichungen des 1837 zu Berlin begründeten Vereins für die Geschichte der Mark enthalten für die Prignitz vielerlei Ausbeute; die Vereinsschriften erschienen zuerst unter dem Titel „Märkische Forschungen" (zitiert Märk. Forsch.), und zwar der 1. Bd. 1841, der 20. und letzte Band 1887; von 1888 an kommen alljährlich zwei Halbbände „Forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte" (zitiert Brand.-preuß. Forschungen) heraus, enthaltend größere und kleinere Aufsätze, Besprechungen und Sitzungsberichte. Die mecklenburgischen Jahrbücher bringen Einzeluntersuchungen, unter deren Verfassern besonders Archivar Lisch genannt sei.[3]

Literatur der Nachbarlandschaften.

Aus der Literatur der Nachbarlandschaften verdienen die altmärkischen, magdeburgischen sowie mecklenburgischen Quellen und Darstellungen in erster Linie Berücksichtigung. Eine Geschichte der Altmark im 12. und 13. Jahrh. verdanken wir Wohlbrück (Berlin 1855); eine Geschichte des Landes Stargard verfaßte Boll, erschienen 1846/7.[4] In den Magdeburger Geschichtsblättern (1908) behandelt Hoppe den Erzbischof Wichmann.

Familiengeschichte.

Ausführliche Familiengeschichten mit Urkundenanhang besitzen die v. Blumenthal, v. Klitzing, v. Kröcher und v. Winterfeldt. Ferner sei auf kleinere Schriften über die v. Königsmarck, v. Saldern und v. Wartenberg hingewiesen.[5]

Die alten Volkssagen hat der Pfarrer Handtmann zu Seedorf gesammelt; Fontane behandelt die Orte Quitzöbel, Rühstädt, Legde und Hoppenrade in seinem Buch „Fünf Schlösser."

---

[1] Über Perleberg S. 190, Havelberg, S. 263. Tafel XXVII, Siegel von Havelberg, 14. Jahrhundert.

[2] Über die Prägestätte Havelberg unter Friedrich II. vgl. S. 30, 32, 47.

[3] Vgl. Bachmann, a. a. O. Auch sei hingewiesen auf einen Aufsatz über Bauweise der bäuerlichen Gehöfte in der Prignitz im Archiv für Landeskunde in Mecklenburg (XVI, S. 287).

[4] Vgl. Bachmann, Literatur über die Großherzogtümer Mecklenburg (Güstrow 1889), S. 152 ff., 175.

[5] Die genaueren Titel sind angegeben bei Gundlach, Bibliotheca familiarum nobilium (Neustrelitz 1897). Der dritte Band der v. Klitzingschen Familiengeschichte ist 1907 erschienen und behandelt den Grundbesitz des Geschlechtes. Die „Urkunden und Angaben zur Geschichte derer von Wartenberg" sind bei Gundlach nicht erwähnt. Über die Genealogie der v. Möllendorf vgl. Gg. Schmidt im „Herold" (1878, S. 42; 1883, S. 96).

Karten.

Die erste Karte der Prignitz enthält der v. Schmettausche Atlas (1767 bis 1787). Die Blätter Kyritz und Lenzen geben eine ausgezeichnete Übersicht über die Verteilung von Wald und Feld, über Flüsse, Kanäle und Wege. Da die Blätter hohen militärischen Wert besaßen, wurden sie nur in zwei Exemplaren angefertigt, deren eines im Geh. Staatsarchiv, das andere im Großen Generalstab liegt. Eine Spezialkarte der Prignitz befindet sich in dem 1793 zu Hamburg erschienenen Sotzmannschen Atlas des Königreichs Preußen. Eine „Hauptstraßenkarte von den Preußischen Staaten" erschien 1824.

Unter den neuerdings von dem Verein für Geschichte der Mark veröffentlichten „Grundkarten" befindet sich die Doppelsektion Perleberg-Havelberg.

Geschichtliche Einleitung.

Vorgeschichtliche Funde.

Wenn auch aus dem zweiten und ersten Jahrtausend vor Christi Geburt keinerlei literarische Quellen die Geschichte der Prignitz erhellen, so geben doch zahlreiche vorgeschichtliche Funde von dem Kulturstand der germanischen Urbewohner der Prignitz eine ungefähre Vorstellung.[1])

Semnonen und Slawen.

Zu Zeiten Cäsars und des Kaisers Augustus setzten sich die Römer am Rhein fest. Römische Händler zogen damals, wie zahlreiche Funde silberner, mit den Bildnissen römischer Imperatoren geschmückte Münzen bezeugen, durch die Mark, und auch die vorgeschichtlichen Denkmäler jener Epoche zeigen den Einfluß römischer Kultur. Die Semnonen im Osten der Elbe, so berichtet Cornelius Tacitus im 38. Kapitel seiner „Germania", pflegten ihren Gottheiten in heiligen Hainen geheimnisvolle Menschenopfer darzubringen und gehörten zu dem großen Volke der Sueven, von denen Tacitus erzählt, daß sie das Haar nach hinten überstrichen und in einem Knoten zusammen banden. Im dritten und vierten Jahrh. nach Christi Geburt begaben sich die Semnonen auf die Wanderung. In die entvölkerten Lande zwischen Elbe und Weichsel rückten von Osten her zahlreiche slawische Stämme ein.[2]) So saßen zur Zeit Karls des Großen, wie wir aus den Annalen des fränkischen Reichs erfahren, „Welataben", von den Franken „Wilzen" genannt, in der Prignitz. Da diese Slawen in ständige Grenzfehden mit den Sachsen sowie mit den Abodriten im heutigen Mecklenburg, den Bundesgenossen Karls, verwickelt waren, glaubte der König ihren Übermut nicht länger ertragen zu dürfen und durchzog i. J. 789, weit und breit alles mit Feuer und Schwert verheerend, ihr Land, bis die Häuptlinge Geiseln stellten und Unterwerfung gelobten. In dem fränkischen Heer befanden sich auch Friesen, die einem Zusatz der Annalen zufolge „zu Schiff den Havelfluß hinauffahrend", „navigio per Habolam flumen", sich mit Karl vereinigten.[3]) Der Herrscher legte damals links der Elbe auf dem Höhenrücken Höhbeck, „Hohbuki", gegenüber der Lenzer Wische ein befestigtes Lager an, dessen Reste sich erhalten haben. Unter

[1]) Die Mehrzahl der Funde hat in dem Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin sowie in dem Märkischen Museum Aufstellung gefunden und wird in dem vorgeschichtlichen Teil des „Verzeichnisses der Kunstdenkmäler" besprochen.

[2]) Über die Einteilung der Slawen vgl. Leskien, Die slawischen Sprachen Norddeutschlands („Im Neuen Reich", 1871, S. 325).

[3]) Dies ist die erste Erwähnung der Havel! Über den Zusammenhang des Wortes Havel mit Haff vgl. Müllenhof, Altertumkunde II, 211.

den Nachfolgern Karls des Großen blieben die Slawen östlich der Elbe zumeist sich selbst überlassen. Erst im zehnten Jahrhundert wurde unter den Sachsenkaisern die Ostmarkenpolitik wieder mit Nachdruck aufgenommen.

König Heinrich I.

Im Jahre 929 kam es unter König Heinrich I. auf dem Boden der Prignitz zu einer gewaltigen Schlacht, von der Widukind, ein Mönch von Corvey, einen in klassisch-römisches Gewand gekleideten Bericht überliefert hat.[1]) Hartnäckig leisteten die Wenden den Legionen der Deutschen bei der Feste „Lunkini" (Lenzen) so lange Widerstand, bis Graf Thiatmar ihnen 50 Geharnischte in die Flanke schickte und so ihre Niederlage herbeiführte. Tausende von Wenden sollen in den Morästen der Löcknitz am Rudower See umgekommen sein. Unter Kaiser Otto dem Großen wurde die planmäßige Eroberung der gesamten Lande zwischen Elbe und Oder und zu gleicher Zeit auch ihre Christianisierung tatkräftig in Angriff genommen. Die Bistümer Havelberg und Brandenburg, vornehmlich für die Zwecke der Mission bestimmt, traten nach längeren Vorbereitungen i. J. 948 ins Leben. Der Diözese Havelberg wurden die altslawischen, innerhalb der Prignitz belegenen Gaue Nielizi mit Havelberg, Linagga mit Pochlustini (Putlitz) und Desseri mit Wizoka (Wittstock) zugeteilt, ferner auch die Uckermark und der angrenzende Teil von Pommern, so daß sich der Sprengel als breiter Streifen in der Richtung von Südwesten nach Nordosten, von der Elbe bis zum Haff hinzog; dazu kam noch im äußersten Südwesten der Gau Liezizi unmittelbar an der Elbe.[2]) Nachdem der Sprengel Havelberg eine Zeitlang unter dem Mainzer Erzbischof gestanden hatte, wurde er i. J. 968, zur Zeit als Dudo Bischof war,[3]) dem Sprengel des neugegründeten Erzbistums Magdeburg zugewiesen. Damals führte dem Bericht des aus Spanien kommenden Juden Ibrahim Ibn Jakûb zufolge eine aus Holz erbaute, etwa eine halbe deutsche Meile lange Brücke über die Elbe, dort wo bei Quitzöbel die Havel in den Grenzstrom einmündet.[4]) Weiter erzählt derselbe Reisende: „Wenn die Slawen eine Burg gründen wollen, so suchen sie sich Weideland, das an Wassern und Rohrsümpfen reich ist, und stecken dort einen runden oder viereckigen Platz ab, je nach der Gestalt und nach dem Umfange, den sie der Burg geben wollen. Dann ziehen sie ringsherum einen Graben und häufen die aufgehobene Erde auf. Diese wird mit Brettern und Balken ganz festgestampft. Ist dann der Wall bis zur erforderlichen Höhe aufgeführt, so wird an der geeigneten Seite ein Tor abgemessen und von diesem aus eine hölzerne Brücke über den Graben gebaut." Die Burgwälle bei Havelberg und Wittenberge gehen bis auf jene Tage zurück.

Otto der Große und das Bistum Havelberg.

[1]) Vgl. Widukindi Rerum gestarum Saxonicarum Lib. I, Kap. 36; die anderen Quellen wie die Annales Corbeienses, Thietmar von Merseburg, u. a. m. sind verwertet bei Giesebrecht, Wendische Geschichten I, 135 f., III, 248; vgl. ferner Waitz, Heinrich I., S. 128.

[2]) Vgl. Curschmann, Die Stiftungsurk. des Bistums Havelberg (Neues Archiv f. ältere dt. Geschichtskunde, 28. Bd., S. 395 f.), und Curschmann, Die Diözese Brandenburg (1906), S. 189 f. Das Werk von Böttger über Diözesan- und Gaugrenzen ist damit völlig überholt.

[3]) Vgl. Sickel, Diplomata Ottonis I, S. 502.

[4]) Vgl. Wigger, Jahrbücher des Vereins f. mecklenburg. Geschichte (1880), und Westberg, in den „Mémoires de l' académie de St. Pétersbourg, classe histor. phil. VIII, tome 3 (1899).

Slawische Vorherrschaft vom Ende des 10. Jahrh. an.

Als dem Nachfolger Ottos I., Kaiser Otto II., die Araber 982 in Süditalien eine furchtbare Niederlage beibrachten, loderten in dem eben unterworfenen Slawenlande die Flammen der Empörung auf; die christlichen Priester wurden erschlagen, die Kirchen verbrannt. Mochte auch Kaiser Otto III. i. J. 995 von Havelberg aus Züge gegen die Welataben unternehmen[1]) und auch einzelne slawische Festen und Ortschaften zerstören, so blieben doch in der Folgezeit die Bischöfe von Havelberg ohne eigentlichen Sprengel, „episcopi in partibus infidelium“[2]). Ein Versuch des nordsächsischen Markgrafen Wilhelm, die Prignitz zu unterwerfen, endete 1056 mit seinem Tode in einer Schlacht zwischen Quitzöbel und Werben. Unter den slawischen Häuptlingen machte sich freilich hier und da Hinneigung zum Christentum bemerkbar. So berichtet Adam von Bremen in seiner „Chronik der Hamburgischen Bischöfe“[3]) von dem Fürsten Gottschalk, zu dessen Gebiet auch die Prignitz gehörte, er habe ein Kloster zu Lenzen begründet, die Hamburger Kirche wie seine Mutter verehrt und oftmals in slawischen Predigten seinem Volk erläutert, was in den Reden der Priester unverständlich erschien. Doch dieser „Makkabäus“ erlitt am 7. Juni 1066 zu Lenzen den Märtyrertod, und mit ihm wurden der Priester Eppo sowie viele Geistliche und Laien erschlagen. Zu Beginn des 12. Jahrh. machen sich die ersten Anzeichen einer kräftigen vom Herzogtum Sachsen ausgehenden Ostmarkenpolitik bemerkbar. Als die Brizaner[4]) und Stoderaner in der Gegend von Havelberg und Brandenburg sich fehdelustig zeigten, umlagerte der Abodrite Fürst Heinrich, des Märtyrers Gottschalk Sohn, die Feste Havelberg und erzwang die Unterwerfung. Inzwischen zog sein Sohn Mistue mit 200 Sachsen und 300 Wenden im Lande der Lingonen zwei Tage lang „durch Wälder, Wasser und große Moore“, bis er die sorglosen Feinde bei Putlitz überfiel und große Beute machte.[5]) Als Bischof Otto von Bamberg seine Missionsfahrt nach Pommern antrat, konnte er sich 1128 in Havelberg bei dem deutschfreundlichen Slawenfürsten Wirikind mit Vorspann und Wagen versorgen.[6]) Sechs Jahre darauf übertrug Kaiser Lothar dem mit Otto von Bamberg befreundeten Grafen von Ballenstedt, Albrecht dem Bären, einen großen Teil der heutigen Altmark, damals „Nordmark“ genannt. Damit kommen wir zu dem entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der Prignitz. Nachdem Albrecht sich um 1136 in den endgültigen Besitz des lang umstrittenen Havelberg gesetzt hatte, unternahm er Verwüstungszüge durch die Prignitz, deren slawische Bewohner, Brizaner,

Markgraf Albrecht der Bär.

---

1) Vgl. Diplomata Ottonis III., No. 174: „actum Havelunberge“.

2) Im Chron. Halberst. wird 991 Hildericus, in der Vita Meinwerci 1017 Herico als Bischof erwähnt.

3) Vgl. Gesta Hamburgensis aecclesiae pontificum (Mon. Germ. Script. VII, 267 f.).

4) Von ihrem Namen, der wohl mit Breza = Birke zusammenhängt, hat man das Wort Prignitz herzuleiten versucht. Eine Zusammenstellung der verschiedenen Etymologien gibt Vogel, Slawische Ortsnamen der P., S. 42; er deutet den Namen P. als eine slawische Übersetzung des Namens „Vormark“; vgl. ferner Müschner, Zeitschr. für Etymologie, VIII, 1376.

5) Vgl. v. Giesebrecht, Wendische Geschichten, II, 194 f.

6) Vgl. Ebbonis vita Ottonis (Monumenta German. Script. XII, 861) und Jaffé, Bibliotheca V, 580 ff.

Lingonen, Smeldingen und Bethenitzen, politisch zersplittert und wenig widerstandsfähig waren.[1] Von 1138 an saßen hier die Deutschen fest im Sattel.

Als Bischof von Havelberg wirkte von dieser Zeit an der in der römischen Literatur wohlbewanderte Prämonstratensermönch Anselm, ein Mann, der Italien gesehen, mit Griechen in Konstantinopel disputiert und vor Päpsten gepredigt hatte. Neben ihn trat um 1151 eine Genossenschaft von Klerikern, das Domkapitel, dessen Mitglieder, etwa 12 an der Zahl, nach der mönchischen Regel der Prämonstratenser lebten. So wurde das Slawentum nicht allein mit dem Schwerte, sondern auch mit den Waffen des Geistes überwunden. Einen Höhepunkt dieser Entwicklung bildet 1170 die Weihe des Havelberger Doms unter dem Bischof Walo. Bischof Anselm.

In dem Jahrhundert von 1150 bis 1250 wetteiferten Bischöfe und Markgrafen darin, Kolonisten aus Altdeutschland in die menschenleeren „von den Heiden fast ganz verwüsteten Lande" zu ziehen.[2] Eine große Anzahl entstammte der Altmark und anderen altsächsischen Gegenden.[3] Niederfränkische Ansiedler ließen sich, wie sprachliche Untersuchungen ergeben, im Süden der Prignitz nieder.[4] Daneben kamen auch Kolonisten aus Holland, die sich vornehmlich in der Lenzer Wische festsetzten und dort auf den aus der Niederung emporragenden „Wurthen" ihre Häuser erbauten.[5] Die Slawen, an die einige aus dem Slawischen herzuleitende Namen wie Kyritz, Putlitz und Wilsnack, ferner der Ortsname Wendisch-Warnow erinnern, wurden nicht ausgerottet, sonst wäre nicht die Neuanlage eines slawischen Dorfes, „slavicalis villa", im 13. Jahrh. urkundlich bezeugt.[6] Auch darf man annehmen, daß in dem Kietz bei Lenzen sowie auf dem Wendenberg bei Havelberg sich Slawen hielten. Freilich konnten slawische Bauern, sobald sie ihre Dienste und Abgaben nicht leisteten, dem slawischen Recht zufolge ihres Landes beraubt werden.[7] Den deutschen Kolonisten wurden die neu vermessenen Hufen zu freiem, lediglich mit mäßigem Grundzins belastetem Besitz übergeben. Über die Gründung der Dörfer, die zum Teil die längliche Auen-, zum Teil Rundlingsform aufweisen,[8] haben sich keinerlei Nachrichten erhalten. Viele der altmärkischen Ortsnamen kehren in der Prignitz wieder, so Deutsche Kolonisation. Dörfer.

[1] Vgl. Annales Patherbrunn und Annales Magdeburg. zum Jahr 1136; Bernhardi, Lothar, S. 600 f.; zum folgenden vgl. v. Giesebrecht, Wendische Geschichten, III, 39.

[2] Vgl. Urk. des Markgrafen Albrecht v. J. 1151, abgedr. Riedel I, 8. Über Kolonisation im allgemeinen handelt v. Sommerfeld, Verfassungs- und Ständegeschichte der Mark (Berlin 1904), S. 96 f.

[3] Die Übereinstimmung der Ortsnamen Berge, Birkholz, Goldbeck, Horst, Karstädt, Leppin sowie auch vieler adliger Familiennamen deutet darauf hin.

[4] Vgl. Mackel, Die Mundart der P., im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung XXXI, S. 68.

[5] Vgl. Helmolds Chronica Slavorum zum Jahr 1159, ferner Riedel, Codex I, 20; über Urk. des Erzbischofs Wichmann (etwa 1159) betr. „Flamingi" in Wusterwitz vgl. v. Heinemann, S. 470.

[6] Vgl. Urk. v. J. 1275, abgedr. Riedel III, 93. Über Herleitung der Ortsnamen aus dem slawischen vergl. Brückner in der Zeitschr. Deutsche Erde (1905, S. 26).

[7] Vgl. Dranseer Urk., abgedr. Riedel I, 457.

[8] Mit dem vielumstrittenen Problem hat sich vorzüglich August Meitzen beschäftigt.

besonders Formen mit der Endung „hagen". Manche Ortsnamen haben ihre ursprüngliche Form bis zur Unkenntlichkeit verändert: so wurde aus „Swynekaue" Schweinekofen, aus „Sarkeleue" Sargleben.

Dann und wann führen zwei Dörfer gleichen Namens das unterscheidende Beiwort Klein und Groß; „Parva" weist wohl auf wendische Ortschaften hin, während „Magna" eine deutsche Neusiedelung bezeichnet (vgl. Groß- und Klein-Gottschow).

S Civitatis Wizstoc
Bischof von Havelberg auf dem Siegel der Stadt Wittstock an der Schweinricher Urk. von 1319 (Geh. St. Archiv, Schweinrich No. 1).

Die Gemarkungen der Dörfer umfaßten, wie es überhaupt in der Mark die Regel zu sein pflegt, 30 bis 60 für den Ackerbau bestimmte Hufen. Ortschaften wie Bochin und Garsedow zählen heute nur etwa 300, dagegen Glöwen nahezu 2000 ha, im Durchschnitt haben die alten Dörfer 1000 ha. Wohl der größte Teil des anbaufähigen Landes wurde bereits im 13. Jahrh. aufgeteilt, und die in der zweiten großen Kolonisationsperiode im 18. Jahrh. entstandenen Ortschaften, z. B. Neu-Sagast oder Saldernhorst, mußten sich mit Gemarkungen von etwa 100 ha begnügen.

Städte.

Die älteste Ortschaft mit städtischem Charakter war Havelberg, das schon 1151 als „urbs" erwähnt wird. Die übrigen Städte der Prignitz tauchen erst unter der Regierung der Markgrafen Johann I. und Otto III. (1220 bis 1266/67) aus dem Dunkel empor, das ihre Gründung umgibt. Perleberg, das bedeutendste Gemeinwesen, sowie auch Wittenberge unterstanden damals den Edlen zu Putlitz,[1]) in Havelberg übten Kapitel und Bischof maßgebenden Einfluß aus; in Lenzen geboten die Grafen von Schwerin.

[1]) Ein Siegel eines Johannes Gans gibt Voßberg, Siegel der Mark, D. 3, 10; vgl. Bahrfeld, Münzwesen, S. 274 und Siegel von Perleberg auf Tafel XXVIII.

In der Verfassung lehnten sich die Städte an Vorbilder in der Altmark an, und so wurden Lenzen und Perleberg mit Salzwedeler Stadtrecht begabt.

Über die Anfänge des Zunftwesens sind wir nur bei Perleberg und Havelberg unterrichtet: dort erscheinen die Schuhmacher und bald auch die Gewandschneider, hier die Fleischer frühzeitig zünftisch organisiert.

Auf den Flüssen, die nicht durch die Städte hindurch, sondern an ihnen vorbeiflossen, wurde Schiffahrt eifrig betrieben, und zwar selbst auf kleinen Flüßchen wie auf der Stepenitz, auf deren von Zeit zu Zeit künstlich gestautem Wasser die kleinen

Perleberger Hohlpfennig aus der Mitte des 13. Jahrh. sechsstrahliger Stern im Stadttor. (vgl. Bahrfeldt Nr. 355.) (Kaiser Friedrich Museum).

Perleberger Pfennig vom Ende des 13. Jahrh. Vorderseite: Der Markgraf mit ausgestreckten Armen mit vier Pfeilspitzen. Rückseite: Sechsstrahliger Stern in einem mit Lilien besetzten Sechsecke. (vgl. Bahrfeldt Nr. 591.) (Kaiser Friedrich Museum).

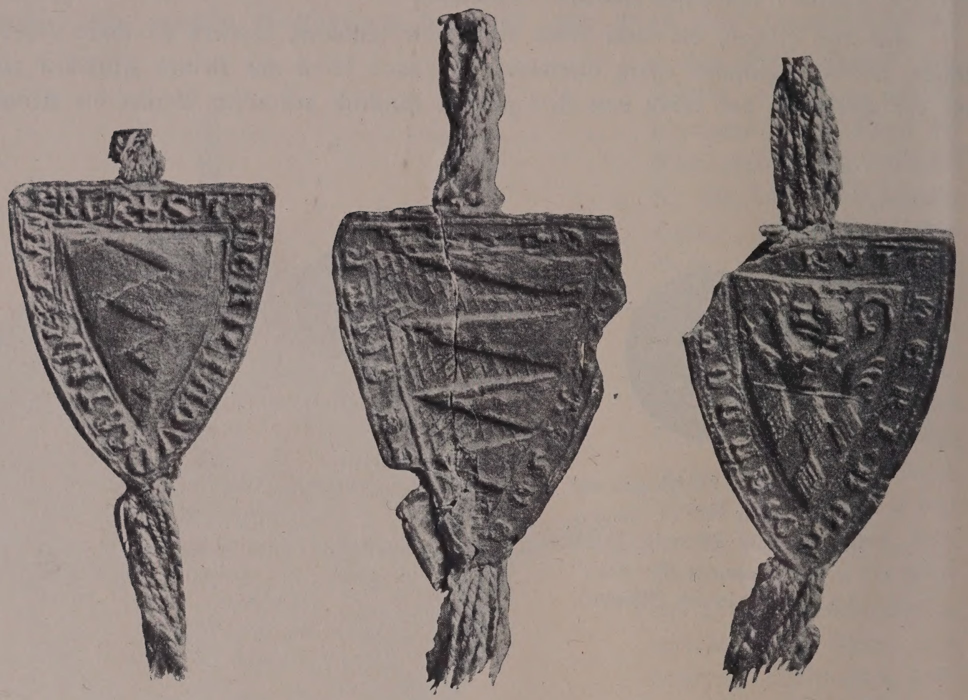
Fahrzeuge stromabwärts glitten.[1]) In Perleberg leiteten die Bürger Kanäle zum Zweck des Mühlenbetriebes durch die Stadt. Der quer durch die Prignitz von der mittleren Elbe zu den wendischen Hansestädten an der Ostsee hinführende Handelsweg erwies sich für die städtische Entwicklung als sehr förderlich.

Die Gemarkungen der Städte waren von beträchtlichem Umfang und vergrößerten sich noch in der Folgezeit durch Käufe, so daß selbst kleine Gemeinwesen wie Lenzen heutzutage Feldmarken von über 4000 ha besitzen. Die außerhalb der Stadtmauern gelegenen städtischen Ländereien schützte man durch Landwehren, von denen sich Reste bei Perleberg in der Nähe von Sückow erhalten haben.

Im Besitz umfangreicher Herrschaften behaupteten sich unter der Oberhoheit der Markgrafen die Edlen von Putlitz und Plothe, jene im Norden, diese im Südosten, während die Edlen von Havelberg frühzeitig verschwanden. Zudem begegnen Adelsgeschlechter.

[1]) Vgl. Riedel I, 73.

wir einer großen Anzahl von Rittern, „milites“, zumeist deutscher, hin und wieder auch slawischer Abstammung; so treten vier edle Slawen, „Slavi nobiles“, in einer Urkunde Albrechts II. von 1208 auf.[1]



Umschrift: S(igillum) Tiderici Advocati de Havelbergh.

Umschrift: Yvo de Koningesmarc.

Umschrift: Rutcher de Amendor(f).

Siegel an der Raderanger Urkunde vom 25. Juli 1296 (Geh. Staatsarchiv, Raderang Nr. 1).

Manche der Prignitzschen Adelsgeschlechter lassen sich bis in das 13. Jahrhundert zurückverfolgen. So wird in einer Kyritzer Urkunde von 1237 Johannes de Clitsinc,[2] 1271 Bertold de Quitsow[3] genannt, und als 1274 die askanischen Markgrafen dem Bischof von Havelberg 15 Hufen im Walde von Roddahn verkaufen, erscheint ein Johannes de Krochere als Zeuge.[4]

[1] Slawische Vornamen wie Iwan, Pritzbur sind häufig; über die Urk. von 1208 vgl. Riedel III, 89; vgl. ferner Riedel II, 440.

[2] Riedel III, 341; vgl. Gg. Schmidt, Die Familie v. K., I, 9.

[3] Riedel I, 245; vgl. auch IX, 6: Urk. von 1295.

[4] Riedel II, 450.

Bischöfe und Kapitel.

Die Bischöfe lassen sich von Albrechts des Bären Regierung an in ununterbrochener Reihe verfolgen. Im Jahre 1178 wurde Bischof Hubert durch Erzbischof Wichmann geweiht; 13 Jahre darauf erhielt Bischof Helmbert die Weihe.[1]) Bischof Sigebodo, von 1206 bis 1219, bereicherte die Kapitelsbibliothek durch einen Kodex der Weltchronik des Ekkehard von Aura. Bischof Wilhelm empfing vor seiner Weihe die Regalien durch Kaiser Friedrich II.[2]). Bischof Heinrich II., von 1270 bis 1290, der wie seine Nachfolger von dem Markgrafen durchaus abhängig war, überwies dem Kapitel Einkünfte der Wittstocker Pfarrkirche zur Ausbesserung des Refektoriums beim Dom. Er und seine Nachfolger hielten mit Vorliebe zu Wittstock

Umschrift:
S(igillum) Henrici Zele.

Umschrift:
S(igillum) Bernhardi de Buch.

Siegel von Vasallen an der Dranseer Urkunde vom 11. Februar 1311 (Geh. Staatsarchiv).

Hof. Bischof Johann I., 1291 bis 1304, erwarb das Dorf Blantekow sowie das Land Bellin und ließ sich von den askanischen Markgrafen Otto und Hermann die Anwartschaft auf Stadt, Schloß und Land Lenzen erteilen.[3]) Bischof Arnold verkündete

---

[1]) Vgl. Hoppe, Magdeb. Geschichtsblätter 1908, S. 23.
[2]) Krabbo, Die ostdeutschen Bistümer (Berlin 1906), S. 53.
[3]) Vgl. Curschmann, Diözese Brandenburg, S. 189.

1305 Ablaß für die Wohltäter des Hl. Geist-Hospitals zu Perleberg. Mit den Bischöfen im Wetteifer suchten die Dompröpste und Kapitelsherren, deren Hauptsitz der Domberg bei Havelberg war, ihren Güterbestand zu vermehren und mehr und mehr in der Prignitz zusammenzuziehen.

Niedere Geistlichkeit.

Von den Geistlichen wurde verlangt, daß sie „gut lesen, gut konstruieren, gut singen und angemessen lateinisch sprechen könnten", „bene legere, bene construere et bene cantare et congrue loqui latinis verbis".[1]) Jede Kirche wurde mit Land, durchschnittlich etwa zwei bis vier Hufen, ausgestattet. Die kirchlichen Einkünfte mehrten sich bald, vornehmlich durch die zahlreichen Altarstiftungen, die in Land oder Naturalabgaben bestanden.[2]) Den Gilden und Zünften galt es als Ehrenpflicht, in den städtischen Pfarrkirchen prächtige Altäre zu errichten, und so präsentierte 1353 die Gewandschneidergilde zu Perleberg einen „Altaristen" dem Bischof zur Bestätigung.

Askanische und Wittelsbacher Markgrafen.

Während die ältesten Askanier vielfach in der Prignitz weilten, — so hielt z. B. Otto I. 1170 auf dem Castrum Havelberg ein „Botding" ab[3]) — trat die Landschaft im 13. Jahrhundert politisch mehr in den Hintergrund und zwar in dem Maße, als die Landesgrenze sich nach Osten vorschob.

Nach dem Aussterben der Askanier i. J. 1320 fehlte der Prignitz ein halbes Jahrhundert hindurch unter der Herrschaft der Markgrafen aus Wittelsbachischem Hause eine den Frieden nötigenfalls erzwingende landesherrliche Gewalt. Wohl fanden sich 1325 die sechs Städte „Parleberch, Pritzwalk, Kiritz, Havelberch, Vrigensten und Meigenburch" mit Prignitzer Mannen, den Königsmarck, Quitzow, Kröcher, Karstedt und Klitzing, vorübergehend zu gemeinschaftlicher Aufrechterhaltung ihrer Sicherheit zusammen,[4]) doch auf die Dauer ließen sich die Gegensätze zwischen Adel und Städten, den fehdelustigen Rittern und den selbstbewußten, durch ihre Verbindung mit der Hansa reich gewordenen Bürgern nicht überbrücken. Dazu kamen die Unruhen zur Zeit des falschen Waldemar, der 1348 den Perlebergern ein Zollprivileg ausstellte; damals geht der Havelberger mit dem Brandenburger Bischof ein enges Bündnis ein.[5])

Kaiser Karl IV.

Als im Jahre 1373 der letzte Wittelsbachische Markgraf, Otto der Finne, die Mark käuflich an Kaiser Karl IV. überließ, verwies er „die Ratmannen und gemeinen Bürger" der Städte der Prignitz sowie die Ritter Bösel, Rohr, Quitzow, Retzdorf, Kehrberg, Königsmark, Winterfeld, Capelle, v. d. Weyde, Bismarck, Wartenberg, Möllendorf, Karstedt u. a. m. laut einer zu Strausberg ausgestellten Urkunde an den Luxemburgischen Herrscher.[6]) Im „Landbuch" Kaiser Karls von 1375 wird die von den Städten Lenzen, Wittenberge, Perleberg und Havelberg zu leistende „Orbede" angegeben: ursprünglich eine unmittelbar an den Markgrafen zu leistende Abgabe war

[1]) Vgl. Riedel I, 36.
[2]) Riedel I, 375, 414, 419 und XXV, 17 f.
[3]) Riedel IX, 2; vgl. Spangenberg, Hof- und Zentralverwaltung, S. 12.
[4]) Riedel I, 136.
[5]) Riedel VIII, 264.
[6]) Vgl. Riedel III, 398.

sie 1375 größtenteils verpfändet, daher floß von den 27 Mark Silber der Lenzener „Orbeta“ nur noch knapp ein Drittel dem Landesherrn zu. Von den Festen, „municiones“, im „Territorium Pregnitz“ gehörten sieben, darunter Lenzen, Perleberg, Wittenberge und Havelberg dem Markgrafen, drei Schlösser dagegen, „Wystock“, Plattenburg und „Czechelin“, dem Bischof, dessen Lehnsträger Gans zu „Putlist“ saß.[1])

Unter den schwachen Nachfolgern des bereits 1378 gestorbenen Kaisers, den Markgrafen Sigismund und Jobst, war die Prignitz wegen ihrer großen Zahl von „Räubern“ in ganz Deutschland übel berüchtigt. 1398 nahmen die Bürger von Perleberg die von Grabow gefangen und entließen sie erst wieder aus der Haft, nachdem sie gelobt hatten, auf ewige Zeiten Frieden zu halten.[2]) Manche Adlige gelangten damals in den Pfandbesitz landesherrlicher Burgen und Gerechtsame. So setzten sich die Kröcher auf „Friedrichstorf“, heute Fretzdorf, fest, und die Quitzow, die im Besitz von Eldenburg, Kletzke und Stavenow waren, trieben sogar eine weit über die Grenzen der Prignitz hinausreichende, gegen die Städte gerichtete Politik großen Stils.[3]) Besonders stark ausgebaut wurden die Zwillingsburgen zu Neuhausen, deren eine denen v. Rohr, die andere denen v. Winterfeldt gehörte.[4]) Die Bischöfe von Havelberg waren keine stillen Gelehrten mehr vom Schlage Anselms, sondern prachtliebende, kriegsgeübte Prälaten. Der 1370 gestorbene Bischof Burchard II. entstammte dem Hause der Grafen von Lindow; Bischof Johann Wöpelitz (1385 bis 1401) bürgerte den Marienkult ein und förderte das Wilsnacker Wunderblut. Die Städte setzten sich in den Besitz landesherrlicher Rechte, so der Gerichtsbarkeit, zogen benachbarte Gemeinden in das Stadtgebiet ein und erwarben vielfach auf dem platten Land Gerechtsame, nämlich Dienste oder Naturalabgaben. Seit Mitte des 14. Jahrhunderts bestand in Perleberg, der Haupt- oder „Sprachstadt“, eine Münze. Zustände um 1400.

Die Verbindung der Städte mit der Hansa, das kühne Hochstreben des Adels, die großartige Bautätigkeit der Geistlichkeit geben der Geschichte jener Tage ein reiches, vielgestaltetes Gepräge. Die Kehrseite der Medaille fehlt freilich nicht: die Zunahme der wüsten Dorfstätten[5]) und besonders die immer bedrohlicher werdenden Übergriffe der Nachbarfürsten. Im Jahre 1409 erkennt Caspar Gans die Lehnsoberherrlichkeit der Herzöge von Mecklenburg an; die Braunschweigischen Herzöge und die Erzbischöfe von Magdeburg suchen auf Kosten der Prignitz ihr Gebiet zu erweitern. Ja die gesamte Landschaft wird zugleich mit der Altmark von den in steten Geldnöten schwebenden Markgrafen an fremde Fürsten verpfändet; kurz, die Prignitz droht auseinander zu gehen, ihre Verbindung mit der Mittelmark ist gefährdet. Als 1412 der „oberste Verweser“ des Königs Siegmund, Burggraf Friedrich VI., Die ersten Zollern.

[1]) Ausgabe des Landbuches von Fidicin (1856), S. 26 f.

[2]) Vgl. Riedel I, 170.

[3]) Das Siegel eines Dietrich v. Quitzow aus dem Jahre 1362 gibt Voßberg, Siegel der Mark, D. 1, 8.

[4]) Riedel, Suppl. S. 389; „Nuehus“ wird 1373 bereits genannt (Riedel, C. III, 1 f.).

[5]) Z. B. Golm, vgl. Riedel I, 91; Zempow, Gr. u. Kl. Raderang, vgl. Riedel I, 455 f.

in die Mark kam, huldigten ihm wohl die Städte; auch der Bischof ließ sich seine Gerechtsame bestätigen, doch Caspar Gans, der von Jobst zum Hauptmann der Prignitz mit 100 Schock Groschen Jahresgehalt bestellt war, weigerte sich den Zollern anzuerkennen, und die Quitzows begannen sogar den offenen Krieg.

In den Feldzügen der Jahre 1413/14 brach der Zoller den Trotz der Quitzows, die sich auf ihre Prignitzschen Güter zurückziehen mußten.[1]) Freilich auch unter den neuen Herrschern hörten die Fehden vorerst nicht auf. 1429 wurde Groß-Gottschow verheert, 1438 Düpow, und im selben Jahre zogen die v. Rohr auf eigene Faust gegen die Herzöge von Mecklenburg zu Felde.[2]) 1444 zerstörten während der Dallminer Fehde die Perleberger eine Winterfeldtsche Burg.[3]) Noch 1475 wird von Schloß Neuenburg aus durch die Retzdorf Friedensbruch verübt.

Zwei Havelberger Groschen Friedrichs II. im Kaiser Friedrich Museum.

Vorderseite:
* FRIDERICVS · DEI · GRA' · MARCHI
Kreuz mit dem Zollernschild im ersten und vierten, dem burggräflich-nürnbergischen Schild im zweiten und einem sechsstrahligen Stern im dritten Winkel.
Rückseite:
* GROSSVS · NOVVS · HAVELBER'
Adler. (vgl. Bahrfeldt Nr. 36.)

Vorderseite:
* FRIDERICVS · DEI · GRA' · MARCH'
Kreuz mit dem Zollernschild im ersten und vierten, dem burggräflich-nürnbergischen Schild im zweiten und einem Kleeblatt im dritten Winkel.
Rückseite:
* GROSSVS · NOVVS · HAVELBERG'
Adler. (vgl. Bahrfeldt Nr. 35.)

Umschwung im 15. Jahrhundert.

Doch trotz alledem prägen sich bereits im 15. Jahrh. die Richtlinien einer neuen Zeit deutlich aus. Je mehr die Zollern festen Fuß fassen, um so wirksamer wahren sie den Landfrieden, so daß um 1500 der Adel sich immer mehr der Landwirtschaft zuwendet und sich mitten im Dorf ansiedelt.[4]) Mit den Herzögen von Mecklenburg

---

[1]) W. v. Raumer hat die Quitzows zu verteidigen gesucht, die im Besitz eines ebensolchen Wappenrechts wie die Fürsten nur „ehrliche Fehden“ führten.

[2]) Vgl. Riedel B. IV, 172: Beschwerden der Herzöge von Mecklenburg von 1438 über die Raubfahrten der von Grävenitz.

[3]) Vgl. Gilow, In den Forschungen zur brand.-preuß. Geschichte, 1907.

[4]) Bezeichnend ist der öfters in den Urkunden vorkommende Ausdruck „wohnhaftig“ (vgl. unter Burghagen).

und den Königen von Dänemark haben die Kurfürsten des öftern in Städten der Prignitz wie Wilsnack und Wittstock Zusammenkünfte.[1] Die Ansprüche der Nachbarfürsten auf Perleberg und Lenzen werden zur Seite geschoben, der Grenzschutz der Prignitz wird mit Nachdruck gehandhabt und als 1423 die Fürsten von Werle einen Einfall in die Prignitz versuchen, sendet sie der junge Markgraf Friedrich bei Pritzwalk mit blutigen Köpfen heim. Die Grenzen nach Norden hin konnten später in einer für die Mark günstigen Weise geregelt werden.

Der Adel, der auf seine Burgen, und die Städte, die auf ihre Verbindung mit der Hansa verzichten müssen, fügen sich der kurfürstlichen Oberhoheit und lassen sich sogar Besteuerung gefallen. Mit Erfolg weiß Friedrich II. den Havelberger Bischof dem Einfluß des Erzbischofs von Magdeburg zu entziehen und die Grundlagen zu einer Landeskirche zu legen.[2] So lernt die Prignitz sich als Teil eines großen Ganzen zu fühlen, um so mehr als ihre Vereinigung mit der Altmark zu einem Fürstentum unter Friedrich dem Fetten, dem tatenscheuen jüngeren Bruder des Kurfürsten Friedrichs II., nicht von langer Dauer war![3] Freilich die Wüstungen werden auch von den Zollern nicht beseitigt, und so blieb Bentwisch nach wie vor eine „wuste Dorfstet".

Umschrift:
Secretum Epi(scopi) Havelberghens.

Siegel des Bischofs Curd von Havelberg an der Urkunde vom 11. April 1430. (Geh. Staatsarchiv, Havelberg No. 29.)

Der Klerus im 15. Jahrhundert.

Das ganze 15. Jahrh. hindurch wurde die Landschaft von den Scharen der nach Wilsnack ziehenden Pilger durchzogen. Rege genug war das äußere kirchliche Leben. Doch während in den Tagen der Askanier der Klerus auf geistigem Gebiete eine führende Stellung einnahm, wurden jetzt die Jagdliebhaberei der Geistlichen,[4] die Gelage der Kalande, die Verstöße des Klerus gegen das Zölibat, die Unwissenheit und Sittenlosigkeit der Havelberger Domherren, die Possenreißerei bei den

[1]) Vgl. Riedel, C. II, 236 f.

[2]) Vgl. Hennig, Die Kirchenpolitik der älteren Hohenzollern in der Mark (1906).

[3]) Riedel, C. I, 223: Die Namensform lautet Pryngnis; vgl. auch ebendort S. 285.

[4]) Vgl. Sello, Zur Trachtengeschichte, „Forschungen" 1891, S. 285: Verbot von 1375 "accipitrem, falconem, nisum aut hujus modi aves bajulare."

Passionsspielen selbst von den Bischöfen gemißbilligt, wie aus den Mahnungen des Bischofs Wedego von 1474 hervorgeht. Das Domkapitel scheute sich nicht, aus seinen vielen Patronaten Geld zu ziehen und die Dorfpfarren förmlich zu verpachten.[1])

Kurfürst Joachim II.

Unter Kurfürst Joachim I. wurde der lutherischen Lehre gewaltsam der Eintritt in die Mark verwehrt. Sein Nachfolger Joachim II. nahm bald nach seinem Regierungsantritt in der Domkirche zu Havelberg die Huldigung des Bischofs Busso von Alvensleben entgegen und erwies dem Marienbild auf dem Hochaltar seine Ehrfurcht. Doch schon 1539 ergriff er nach seinem Übertritt selbst die Zügel des Kirchenregiments, nahm 1548 kraft seines oberbischöflichen Rechtes nach dem Tode des Bischofs Busso das Bistum Havelberg unter seine eigene Verwaltung und erwirkte, daß sein Sohn Johann Georg zum Bischof gewählt wurde.[2]) Wohl versuchte das Domkapitel, das er bestehen ließ, unter dem Einfluß des katholischen Eiferers Conradi den immer zahlreicher auftretenden lutherischen „Prädikanten" zu steuern, und in der Wilsnacker Wallfahrtskirche kam es zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen den Verkündigern der neuen Lehre und den Verteidigern des Wunderwesens. Als der Kurfürst den Zerstörer des Wunderbluts gefänglich einziehen ließ, verwendeten sich Städte und Adel einmütig für den Mann, der sich rühmte, „das heillose, aus Geiz und List eines Pfaffen erdachte Blut" zerstört zu haben, und setzten seine Freilassung durch.

Säkularisationen.

Die städtischen Klöster wurden um diese Zeit eingezogen, desgleichen die Mehrzahl der geistlichen Stiftungen; die Einkünfte flossen von nun an in einem „Gemeinen Kasten" zusammen, aus dem Geistliche wie Lehrer besoldet wurden. Die Verwaltung der Dorfpfarren als Sinekuren hörte auf; denn die evangelischen Landgeistlichen schlugen ihren dauernden Wohnsitz im Dorfe auf. Nur das Domkapitel, von dem nach wie vor zahlreiche Adlige und Schulzen Güter und Gerechtsame zu Lehn trugen, überdauerte die Reformation freilich in der unveränderten Form einer aus protestantischen Mitgliedern des Landadels bestehenden Körperschaft.[3]) Die Plattenburg dagegen sowie Wilsnack übernahm zuerst der Kurfürst, bald darauf aber sein Rat Mathias von Saldern.

Friedliche Zeiten.

Wenn auch damals infolge des Rückganges der Hansastädte an der Ostsee der Verkehr auf der dorthin führenden Handelsstraße nachließ, so pries doch Wolfgang Jobst die Prignitz, „aldar vorzeiten viel Schnaphahnen geweßen," als „ein friedsam, sicher Landt". Friedensbrecher, wie 1542 der Ritter Wartenberg, wurden unnachsichtlich mit dem Schwerte gerichtet. Die Ermordung des Dietrich von Quitzow durch „gartende" Landsknechte i. J. 1593 war ein einzig dastehender Fall. Mitglieder der Familie von Quitzow sicherten als kurfürstliche Hauptleute „mit fünf

---

[1]) Vgl. die Toppeler Urk. von 1469/70, abgedr. Riedel I, 46 und ferner Riedel I, 19 und III, 94; über die Entweihung der Passionsspiele vgl. Riedel III, 257, ferner Jahrbuch f. brandenb. Kirchengeschichte (1906), S. 513.

[2]) Vgl. Riedel Codex, Supplem., S. 492.

[3]) Porträts der Domherren in M. F. Seidels Ikonographie (hgg. von G. G. Küster, Berlin 1751).

gerüsteten Pferden" die öffentliche Ordnung.[1] Fast zu sicher fühlte man sich und zeigte nur geringen Eifer, wenn die Kurfürsten von Städten wie Havelberg und Lenzen je 30 bis 40 Mann und von dem Adel einige Lehnspferde verlangten.[2]

Der dreißigjährige Krieg.

Im Jahre 1627 bekam die fast wehrlose Prignitz zuerst die Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges zu fühlen, als die Truppen Christians IV. von Dänemark Havelberg gründlich ausraubten.[3] Dann folgte Wallensteinsche Einquartierung, und 1631 rückten die Schweden ein. Doch die Schicksalsstunde schlug i. J. 1636. Am Scharfenberg bei Wittstock maßen sich die „Völker" des Kaisers Ferdinand II. unter Hatzfeld mit den Schweden unter General Baner. Die Schlacht endete mit einer völligen Niederlage der Kaiserlichen.[4] Wie die Tiere hausten die schwedischen Soldaten; Frauen und Kinder wurden nackt ausgezogen und in Moräste versenkt.[5] Öffentliche wie Privatgebäude plünderte man aufs gründlichste aus und scheute selbst den Frieden der Klöster nicht. Zudem wurde von dem Heere die Pest eingeschleppt und richtete solche Verheerungen an, daß die wenigen den Kriegswirren entronnenen Prediger kaum Gelegenheit zu Amtshandlungen fanden.[6]

Statistisches aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Als 1652, vier Jahre nach Abschluß des westfälischen Friedens, der kurfürstliche Landreiter durch die Ortschaften der Prignitz ritt, um die Zahl der Bewohner festzustellen, bemerkte er bei einem großen Bruchteil des kümmerlichen Restes: „Hat weder Sohn noch Knecht" oder „ist nicht von hier bürtig, sondern aus Holstein, war vordem kaiserlicher Reuter" und zumeist fügte er hinzu: „Der Diener des göttlichen Worts fehlt" (verbi divini minister abest). Während vor dem Kriege in 256 Dörfern 3425 Bauern und Fischer, 1360 Kossäten und 241 Hausleute wohnten, zählte jetzt die Landschaft nur noch 1327 Hüfner, 879 Kossäten und 94 Büdner. „Die Städte waren zum Steinhaufen verfallen, die noch vorhandenen Einwohner konsumierten sich selbst in ihrer Armseligkeit, und jämmerliches Lamentieren ließ sich vernehmen."[7]

---

[1]) Tempora mutantur, — in der Familie v. Quitzow werden Prozesse wegen Nutzung von Ziegelscheunen geführt, und der alte Ludeke v. Quitzow macht der Perleberger Stadtschule reiche Schenkungen. Vgl. Riedel I, 218. 1563 leiht Hans v. Quitzow zu Gottberg den Perlebergern 300 Taler (Akten der Fam. v. Quitzow).

[2]) Über die Musterung von 1588 Geh. Staatsarchiv, Rep. 78 I, Nr. 19; vgl. Riedel, Märk. Forschungen I, 367 f., ferner v. Eickstedt, Beiträge, S. 139.

[3]) Georg und David v. Winterfeldt mußten sich „elendt und fast nackendt in Perleberg retirieren" (vgl. Geschichte des Geschlechts II, 428). Vgl. Riedel, Serapeum, 1840, S. 178: Am 25. April 1627 brachen die Dänen auch in die Kapitelsstube ein und nahmen nach gleichzeitigen Berichten viele literarische Schätze hinweg. — Über die monatliche Kontribution von 8079 Taler, 1054 Ochsen, 158 Wisp. Roggen, 3185 Tonnen Bier an Tillys Völker vgl. Möhsens Aufsatz im Märk. Prov.-Blatt, 1818, S. 187.

[4]) Vgl. Rud. Schmidt, Schlacht bei Wittstock (Halle 1876).

[5]) Bericht der Kommissare, Geh. Staatsarchiv, Rep. 21, Prignitz Nr. 114/5.

[6]) Bekmann, V. Teil S. 64; Buchholtz erzählt in seiner „Geschichte der Churmark", von allen Landpredigern zwischen Perleberg und Havelberg sei nur der zu Kletzke übrig geblieben, der alljährlich 3 bis 4 Kinder zu taufen hatte; vergl. hierzu Kopp, Pfarrleben nach dem Großen Krieg, Brandenburgia, 14. Bd. (1905).

[7]) Vgl. Eingabe der fünf Immediatstädte an den Kurfürsten mit der Bitte um Steuernachlaß vom 15. Nov. 1672, Geh. Staatschiv Rep. 21, 114/5; über den Rückgang der Einwohnerzahl, bei Havelberg von 2 bis 3000 auf 750 bis 1000, vgl. Behre, S. 58.

Viele adlige Familien, wie die v. Kröcher, v. Putlitz, v. Quitzow und die v. Wartenberg auf Dergenthin waren in Vermögensverfall geraten und genötigt, ihre Güter auf 20 oder mehr Jahre zu verpfänden. Oft genug erscheinen den Spezialrollen der Ritterschaft zufolge „Creditores" im Besitz der adligen Güter.[1])

Heilung der Kriegsschäden.

Jedoch überraschend schnell hat sich die Prignitz von den Kriegsleiden erholt. Die starke Beimischung mit fremdem Blut, die die Landschaft während des großen Kriegs erfahren, hat vielleicht nicht ungünstig gewirkt. Unter dem starken Schutze des durch den Großen Kurfürsten aufgestellten stehenden Heeres zogen „Oldenländer Bauern" aus dem Erzstift Bremen herbei; auch die Städte kamen bald wieder in die Höhe, und nicht mehr trieben wie früher „die wehrlosen Zeiten allen Anwachs zum Lande hinaus."[2]) Das Tuchmacherhandwerk und die „Braunahrung" nahmen zu; in Havelberg entstanden lebhafte Schiffswerften. Die adligen Familien, die ihre Rittersitze hatten verpfänden müssen, setzten alles daran, sie wieder einzulösen. Im Jahre 1684 bemerkte der Landreiter Heinrich Möllenbeck, als er die 151 Rittersitze und 251 Dörfer der Prignitz verzeichnete, daß die v. Quitzow in Rühstädt, Kletzke, Grube, Bullendorf und Kuhsdorf, die v. Kröcher zu Lohm, ferner auch die von Blumenthal und von Platen, von Möllendorf und von Wenckstern, die Edlen zu Putlitz und von Saldern auf ihren alten Gütern angesessen sind. Außer ihnen befanden sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts im Besitz mehrerer Dörfer die v. Jagow, v. Klitzing, v. Königsmarck.[3])

Einrichtung der Verwaltung in der gesamten Prignitz.

Bis zum 17. Jahrh. hatten an der Spitze der Landschaft Landeshauptleute gestanden, deren hauptsächlichste Aufgabe die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnnng war. Von der Zeit des Großen Kurfürsten an wurden die kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammern zu Berlin die obere Behörde für den vom Landesherrn ernannten Steuerrat, der die Oberaufsicht über die Städte führte, für die Amtleute, die die Domänen auf Zeitpacht übernommen hatten, und endlich für die zwei bis drei das platte Land verwaltenden Landräte, die von der Ritterschaft, dem Domkapitel, den Vertretern der Stifte und der Domänenämter zu Perleberg gewählt und dem König zur Bestätigung vorgeschlagen wurden.[4]) Ihre hauptsächlichste Aufgabe war die Eintreibung der direkten, auf den Bauern ruhenden Steuern; ferner hatten sie für die „Konservation" des Bauernstandes zu sorgen und das „Bauernlegen" zu verhüten.[5])

Förderung der Landeskultur.

Unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen geschah unendlich viel für die Hebung der gesamten Landeskultur. Da 1709, 1730 und 1731 verhängnis-

---

[1]) Vgl. v. Eickstedt, Beiträge zu einem neueren Landbuch, S. 343.

[2]) Eingabe der Städte vom 15. Nov. 1632 (Geh. Staatsarchiv); über die Oldenländer vgl. Buchholtz, Geschichte der Churmark, VI, 147.

[3]) Vgl. v. Eickstedt, Beiträge, S. 345 f., ferner Bekmann, V. Teil, Sp. 23.

[4]) Vgl. Lamotte, Abhandlungen (Berlin 1793), S. 13 f. u. Acta Borussica VI, 1, S. 260 ff.

[5]) Freibauernhöfe gab es nur vereinzelt im Amte Eldenburg, vgl. Großmann, Gutsherrlich-bäuerliche Rechtsverhältnisse, S. 52, 64, 90 (Leipzig 1890).

volle Deichbrüche bei Dallmin und Mödlich stattgefunden hatten,[1] begründete Friedrich Wilhelm I. eine „Teich- und Buhnenkasse".[2] Unter seinem Nachfolger wurden 9320 Morgen Bruchland an der Silge und Löcknitz entwässert.[3] Die Urbarmachung der zu Lohme gehörigen Hölzer und Brüche nahm man in Angriff, nachdem die den Städten Havelberg und Kyritz im Roddahn zustehenden Holzungsgerechtigkeiten abgelöst waren.[4] Immer und immer wieder trieb der große König dazu an, „Brüche und Lüche zu entwässern und brav Hopfenbauern einzusetzen".

Eine Hauptaufgabe sah die Regierung in der „Peuplierung" des Landes. Die wüsten Feldmarken Warnow, Granzow und Mollnitz wurden in der Zeit von 1747 bis 1756 wieder angebaut; mecklenburgische Kolonisten setzte man in den Jahren 1763 bis 1769 an. Im Jahre 1777 wurde durch die Stadt Perleberg auf der wüsten Feldmark Sperlingsdorf die Kolonie Sperlingsvörde angelegt. So stieg die Zahl der Ortschaften von ungefähr 240 um 1700 auf 310 i. J. 1780,[5] die Einwohnerzahl, die 1734 in den Städten 14505, auf dem platten Lande 39831, insgesamt also 54336 Seelen betragen hatte, belief sich im Todesjahr Friedrichs des Großen auf 73168 Seelen, davon 17522 in den Städten.[6]

Kriegsleiden.

Im siebenjährigen Krieg war die Prignitz ziemlich glimpflich mit einigen französischen und schwedischen Einquartierungen davon gekommen,[7] doch eine Zeit schwerer Leiden brach im Herbst 1806 heran.[8] Wie die Landschaft von den Franzosen ausgepreßt wurde, hat Willibald Alexis meisterhaft in seinem Roman Isegrimm geschildert. An den Befreiungskriegen nahmen die Bewohner der Prignitz ruhmreichen Anteil, allen voran als Rufer im Streit der aus Lanz gebürtige Turnvater Jahn.

Neuordnung der Verwaltung nach 1813.

Die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung und die Verwaltungsreorganisation in den Jahren 1807 bis 1816 hatten für die Prignitz weittragende Folgen. Während noch bis zum Beginn des 19. Jahrh. zwischen der Altmark und der Prignitz enger Zusammenhang, so hinsichtlich der gemeinschaftlichen ritterschaftlichen Kassen, bestanden hatte, wurden jetzt alle Bande zwischen beiden Landschaften dadurch zerschnitten, daß man die Altmark der neugebildeten Provinz Sachsen angliederte. Nachdem das Amt der Steuerräte in Wegfall gekommen war, erhielten die Landräte auch

[1] Vgl. Bekmann, IV. Teil, Sp. 957 f.

[2] Mylius, Corpus Constit. Contin I, 11.

[3] Vgl. Borgstede, Beschreibung der Kurmark, S. 351, und Beheim-Schwartzbach, Hohenzollernsche Kolonisationen, S. 36 f.

[4] Geh. Staatsarchiv, Rep. 21, 113.

[5] Borgstede gibt in seiner 1788 erschienenen Beschreibung der Kurmark, S. 295 f., eingehende Daten über die Etablissements, die neuangesetzten Büdnerfamilien, die in den Städten neuerbauten Häuser u. s. f. (vgl. v. Eickstedt, Beiträge, S. 195); vgl. Beheim-Schwarzbach, Hohenzollernsche Kolonisationen, S. 584.

[6] Vgl. Borgstede a. a. O., S. 390.

[7] Vgl. Buchholtz, Geschichte der Churmark I, 16 f. Über die Freude, die man beim Abschluß des Hubertusburger Friedens empfand, siehe den Bericht im Lenzener Pfarrarchiv (abgedr. Jahrbuch der Synode Lenzen III, 41).

[8] Vgl. v. Bassewitz, Die Kurmark (Leipzig 1847).

die Aufsicht über die Städte; eine Scheidung ihrer Amtsbezirke erwies sich als notwendig, und so teilte man 1817 die gesamte Landschaft in die zwei Kreise Ostprignitz und Westprignitz ein.

Besitzverhältnisse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Manche Schranken, die bis dahin zwischen den Ständen der adligen Rittergutsbesitzer, den Bürgern und den Bauern bestanden hatten, kamen in Fortfall, und das wurde von einschneidender Bedeutung für den Großgrundbesitz. Manche der alteingesessenen Familien, die Burghagen, Blumenthal, Wenckstern und Quitzow verschwanden gänzlich oder büßten, wie die Edlen zu Putlitz, einen Teil ihres Besitzes ein. Es behaupteten sich die v. Jena, v. Jagow, v. Königsmarck, v. Wartenberg, v. Rohr, v. Saldern, v. Winterfeldt, v. Möllendorf, v. Karstedt, v. Platen, v. Grävenitz, v. Klitzing und v. Kröcher.[1] Einige neu geadelten Familien füllten die Lücken aus. Die von Eckardstein machten sich zu Kletzke und die von Freier zu Garz und Hoppenrade ansässig. Dem Uradel gehörten die von Voß an, die i. J. 1819 Stavenow erwarben, ebenso wie die v. Wangenheim, die sich zu Eldenburg festsetzten. Im allgemeinen trat ein schnellerer Wechsel im Besitz ein. In dem halben Jahrhundert von 1800 bis 1850 erwarben nahezu 30 dem bürgerlichen Stande angehörige Familien Großgrundbesitz in der Ost-, sowie Westprignitz.

Während in den übrigen Kreisen der Mark der Domänenbestand infolge der vielen Verkäufe zusammenschmolz, erfuhr in der Westprignitz trotz der Veräußerung des Amtes Eldenburg der staatliche Grundbesitz durch die 1819 und 1820 erfolgte Umwandlung des Domstifts Havelberg und seiner Güter zu Domänen vorübergehend eine beträchtliche Vergrößerung.[2] Doch schon um 1850 waren infolge von Parzellierungen und Veräußerungen die Domänen bis auf 1078 Morgen in den Amtsbezirken Havelberg und Lenzen zusammengeschmolzen.[3]

Entwicklung des Verkehrs.

Ein Menschenalter nach den Befreiungskriegen waren die Wunden der Franzosenzeit vernarbt. Die Hauptverkehrsader der Prignitz bildete damals die von Berlin über Wusterhausen, Kyritz, Perleberg und Lenzen nach Hamburg führende, 1815 erbaute Chaussee, die bei Neu-Schrepkow und Kletzke von der von Genthin her über Havelberg nach Pritzwalk führenden Chaussee geschnitten wurde. Rechnet man dazu die Chaussee von Wittenberge nach Perleberg, so ist damit das Straßennetz in der Westprignitz um 1840 erschöpft. Damals bahnte sich auf dem Gebiete des Verkehrswesens infolge des Baus der Berlin-Hamburger Bahn eine Umwälzung an, die materiell zugunsten des westlichen Streifens der Westprignitz ausschlagen sollte. Städte wie Havelberg und Perleberg, die abseits dieser Verkehrsader lagen, bewahrten sich ihr altes Gepräge, nahmen aber auch an Einwohnerzahl kaum zu, während Wittenberge sich allmählich zu einer stark bevölkerten Fabrikstadt entwickelte.

---

[1] Vgl. Berghaus, Landbuch I, 667 f.; II, 18.

[2] Vgl. Riedel III, 77.

[3] Berghaus II, 624, 630.

Kunstgeschichtliche Übersicht.
(Die gesamte Prignitz umfassend).

Schon lange vor dem Beginn geschichtlicher Zeit hatten deutsche und slawische Völker im wilden Hinundwiderwogen dem Boden ihre Spuren eingedrückt, ihn zu Werken urwüchsiger Kunst, zu Behausungen und Behältnissen geformt und ihm feierlich ihre Toten anvertraut, deren urtümliche künstlerische Beigaben im vorgeschichtlichen Teile dieses Werkes behandelt werden.

Der Schwerpunkt der Prignitzer Kunst liegt im Mittelalter. Die tiefbegründete Scheidung der mittelalterlichen Gesellschaft in die Stände der Geistlichen, der Ritter, der Bürger und Bauern tritt hier auch in den bedeutendsten Denkmälern, den Werken der Baukunst, als Grundzug der allgemeinen Gestaltung mächtig hervor. Kirche und Bauernhaus — um nur diese anzuführen — stehen in so gewaltigem Gegensatze der Erscheinung einander gegenüber, daß die Veränderungen, die der Wandel der Zeit an ihnen bewirken konnte, stark dagegen zurücktreten.

Die kirchliche Baukunst.

Erst nach der endgültigen Eroberung und Besiedelung der Mark durch die Deutschen wurde der hohe Gedanke des Christentums durch die Kirche und das Mönchtum zum wichtigsten Träger und Hort einer allgemein verbreiteten, das Leben durchdringenden Kunst im Lande diesseits der Elbe. Mit der christlichen Baukunst drang die Kunst überhaupt erst in dieses Land. Die kirchlichen Bauten treten daher naturgemäß auch hier an die Spitze aller Kunstbetätigung. Sie bilden nicht nur den künstlerisch bedeutendsten Teil aller Bauwerke, sondern auch die kunstgeschichtlich wichtigste Gruppe davon, denn sie stellen fast für sich allein die Entwickelung der Bauformen des Mittelalters dar; anderseits aber spiegelt die in ihnen verkörperte Kunstbetätigung das kirchliche Leben und damit einen der wichtigsten Kulturfaktoren des Mittelalters getreu wieder.

Als das Christentum seinen Einzug hielt im Lande der heidnischen Wenden, diesseits der Elbe und auch in der Prignitz zahlreiche deutsche Dörfer entstanden, konnten nicht sofort in allen monumentale Kirchenbauten errichtet werden. Man behalf sich ohne Zweifel mit hölzernen Notbauten. Das für die älteren Steinkirchen weitaus am meisten verwendete Baumaterial war das einzige, welches die Prignitz in den zahlreich über den Boden verstreuten meist aus Granit bestehenden Findlingen bietet. Anfänglich sehr sorgfältig aus mehr oder weniger behauenen Steinen in regelmäßigen Schichten durchgeführt wird der Feldsteinbau allmählich immer lässiger behandelt und in den Flächen die einfach gespaltenen Steine mit den breiten Spaltflächen nach außen versetzt, selbst dann aber immer noch in wagerechten Reihen, Baustoffe.

deren Zwickel man breit mit Mörtel ausstrich und mit weißen Fugenlinien überzog. Später treten erst teilweise, dann durchweg Backsteineinfassungen und Kanten hinzu, bis schließlich der reine durchgebildete Backsteinbau zu fast ausschließlicher Anwendung gelangt.

Die Verwendung des Bruchsteins bei den ersten Monumentalbauten im ostelbischen Lande beweist, daß man die des Backsteins für solche Zwecke damals noch nicht für durchführbar hielt. Immerhin war dieser als Baustoff für rein technische Zwecke im Westen Deutschlands längst in Gebrauch und in dieser Weise finden wir ihn auch schon vor der Mitte des 12. Jahrhunderts am Havelberger Dome zur Überdeckung von Balkenlöchern innerhalb der aus Bruchstein bestehenden Arkadenmauern in Abmessungen von 27,5 . 13 . 6,5 cm verwendet (siehe S. 57). In den mächtigen, wohl um 1150 entstandenen Zinnen, die dem Westbau des Domes vorübergehend den Anblick eines Wehrbaues verschafften, haben wir dann höchstwahrscheinlich die für die Provinz Brandenburg früheste äußere Anwendung dieses ganz neuen, höchst bildsamen und zukunftsreichen Baustoffes, des gebrannten Tones in Gestalt von geformten, länglich rechteckigen Backsteinen zu erkennen. Formsteine fehlen, was wohl zu beachten ist, hier noch gänzlich.

Gleich bei den ersten Versuchen bewährte sich der Backstein so ausgezeichnet, daß sich sein Gebrauch — begünstigt durch die lebhafte Bautätigkeit im neu kolonisierten Lande — mit großer Schnelligkeit verbreitete und sehr bald fast das gesamte Bauwesen beherrschte, vollends überall wo es sich um monumentale Kunstformen handelte.

Die ersten in der Prignitz verfertigten Backsteine beweisen durch ihre genaue Rechteckform, sowie durch die jeweilige Gleichmäßigkeit der Abmessungen, daß sie im Gegensatz zu der Backsteinerzeugung Italiens nicht aus flachen Kuchen geschnitten, sondern in Holzkästen geformt wurden. Die oben angegebenen Abmessungen erfuhren wie anderwärts so auch hier sehr bald nach dem ersten Auftreten der Backsteine eine Steigerung die erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte, z. B. eine Stärke von etwa 10 cm. — Die Farbe der Steine ist gerade am Anfang stellenweise (z. B. am Westbau des Havelberger Domes) außerordentlich schwankend zwischen verschiedenen Tönungen von grünlichem Hellgelb, hell orangefarben, vollem kräftigem Rot und dunklem Braunrot, von denen die letztgenannten später überwiegen. — Der Verband gibt keinen streng gesetzmäßigen Wechsel von Läufern und Bindern, muß vielmehr als recht willkürlich bezeichnet werden, erhält aber gerade dadurch den Vorzug, keine regelmäßige Musterung aufkommen zu lassen, wie solche unseren neuzeitlichen Verbänden eigen ist. — Die bei den älteren Bauten der Stadt Brandenburg und sonst oft vorkommende nachträgliche Bearbeitung der Oberflächen ist in Havelberg nicht beobachtet worden.

Die bischöfliche Kathedralkirche.

Der Prignitz gehört die Stätte an, wo die Kirche in grauer Vorzeit ihren Fuß zum ersten Male auf den heidnischen Boden diesseits der Elbe setzte, und noch heute ragt als Zeugnis dessen der Havelberger Dom weit über die Fluren der Prignitz. Nach seiner bereits im 10. Jahrhundert erfolgten ersten Gründung wieder an die

Slawen verloren, erstand der bischöfliche Sitz daselbst aufs neue im 12. Jahrhundert, in dessen zweite Hälfte die Vollendung der bischöflichen Kathedrale fällt. Sie ist daher nicht nur durch weit überragende Größe, sondern auch durch hohes Alter und geschichtliche Bedeutung vor allen andern Bauten des Landes ausgezeichnet. Am steilen Rande des Hochgeländes (Abb. 52), das vordem eine Burg der deutschen Könige gekrönt hatte, erhob sich in schweren Bruchsteinmassen, also aus landfremdem Gestein der mächtige Bau. Als einzige kreuzförmige Basilika der Prignitz, von welcher noch bedeutende Teile vorhanden sind, zeigt sie in der gewaltigen Anlage ihres Westbaus Verwandtschaft mit den älteren Kirchen des niedersächsischen Nachbarlandes. Prämonstratenser, die unter Bischof Anselm der Kirche als Vorkämpfer des christlichen Glaubens dienten, haben ihr zwar die Gestalt gegeben, indessen nach den Grundsätzen des ihnen befreundeten Zisterzienserordens, der damals in hoher Blüte stand und gerade in der Baukunst von allgewaltigem Einflusse war. So erhielt der Dom jene bezeichnenden kleinen Zwillingskapellen in den Querschiffsflügeln, welche den privaten Andachtsübungen und Selbstkasteiungen der Mönche dienten. Der herbe Ernst der Anschauungen und klösterlicher Zucht, auf denen solche Übungen beruhten, prägte sich auch in den jeden Schmuckes, jeder feineren Gliederung entbehrenden, aber stark wie für eine Gottesburg errichteten Mauern aus. Keine Säule zierte den Bau, kein Blattwerk seine Glieder. Der Geist ausdauernder Entsagung erfüllte die langgestreckten, mit schlichten Balkendecken versehenen Schiffe, das äußerst schmale über die Seitenschiffe nicht hinaustretende Querhaus und den engen eckigen Chor, dem vermutlich selbst die weiche Rundung der Apside fehlte. Starre aber mächtige Linien beherrschten Grund- und Aufriß des ersten großen Gotteshauses im Slawenland. Wie hart tönt aus diesen Mauern das eiserne Werde! ihrer Entstehung zurück, wie viel heiterer baute man zur gleichen Zeit am Rhein unter dem Krummstabe! Während dort Türme in reicher Gruppierung freundlich winkend zum Himmel strebten, lagerte sich hier vorerst nur ein mächtiger Steinwall vor den Bau, umgürtet mit wehrhaften Zinnen, ohne Spitze, zunächst selbst ohne Dach, stumpf und breit wie der Berg, von dem er herabdräute. Doch die Zeit kam, wo die von glühendem Eifer beseelten Mönche das Schwert niederlegen und das Psalterium zur Hand nehmen durften und sich auf den starken Zinnen des Turmes ein Haus für die Glocken erheben konnte, um den Frieden zu läuten über die Lande. Mit ihm hatte das Werk seine Vollendung erreicht. Neben ihm führten rührige Hände bald Bischofsburg und Kloster auf, jene für den Kirchenfürsten selbst, der nun endlich in seinem ihm längst verheißenen Sprengel heimisch wurde, dieses für die Schar von Gottesstreitern, denen fortan die Seelsorge in der neuen Siedelung oblag. Christliche Bildung und christliche Kunst fanden nun von hier aus ihre Pfade zu neuen Pflanzstätten einer Kultur, die in Havelberg wurzelte.

Der Mönche Mühe war mit Erfolg gekrönt; die Saat, die sie gestreut hatten, gedieh, und reicher Ertrag an himmlischen und irdischen Gütern lohnte ihre Arbeit. Die Einkünfte des Domstiftes wuchsen, und als nach etwa 100 Jahren der Dom Schaden genommen hatte und überdies der inzwischen gewaltig fortgeschrittenen

Kunst der Zeit nicht mehr entsprach, war man in der Lage, ihn in ein neues und schöneres Gewand zu kleiden, seine vergänglichen Holzdecken durch feuersichere Steingewölbe zu ersetzen, die, von hochaufstrebenden schlanken Stützen getragen, dem Raum eine weit feierlichere erhebende Wirkung verschafften, als er vordem besessen hatte. Alles dies geschah mit dem längst über den Bruchstein sieghaft gewordenen, bodenständigen Backstein. Der tiefe, fast düstere Ernst des Innern wich vor dem hellen Glanze des Lichtes, das nun durch breitere Fenster hereinströmte. Die anspruchslosen Mönche hatten sich inzwischen zu würdigen Domherren umgewandelt, für die man zu beiden Seiten des Chores neue, schön geschmückte Gestühle (Abb. 74) errichtete, sowie steinerne Schranken (Taf. 9), die sie von der Laienwelt im Westteile der Kirche schieden. Der profane Sinn, der hierbei unbedenklich sogar Koch- und Kellermeister in den geweihten Raum des Chors einzuführen wagte, belehrt uns, wie sehr in einem Jahrhundert der Geist der Mönche sich umgewandelt hatte, nachdem sie ihre Hauptaufgabe erfüllt hatten, und das Land endlich zur Ruhe gekommen war.

Klosterkirchen.

Der Friede hatte längst allerwärts in der Umgegend seinen Segen gebracht und den Boden bereitet für Einrichtungen, denen dauernder Frieden die erste Lebensbedingung ist. Im Norden der Prignitz waren zwei Nonnenklöster entstanden, Marienfließ und Heiligengrabe, die vom Adel der Prignitz reich begabt wurden und seinen nicht verheirateten Töchtern in ihren dem städtischen Treiben fernen Mauern eine stille Zuflucht gewährten. Beide Kirchen dienten gleichzeitig den Bewohnern der betreffenden Dörfer zum Gotteshause. Aber selbst damit war die Zahl der Andächtigen nicht bedeutend und so genügte auch hier ein einschiffiger Raum dem Bedürfnis. Die Nonnen wirkten bei den heiligen Handlungen nicht anders als der übrige Teil der Andächtigen mit, und hatten daher ihre Sitze nicht nächst dem Altar. War der untere Hauptraum der Kirche, das Schiff, den Laien aus den benachbarten Dörfern zugedacht, so schloß sich für die Nonnen an deren im Oberstock des Klosters belegene Wohnräume eine ausgedehnte Westempore an, die sich weit in den Kirchenraum hineinstreckte. Selbst in Marienfließ, wo von den einst angeschlossenen Klostergebäuden nichts mehr erhalten ist, kommt diese Anordnung — wie in Heiligengrabe — noch durch die zweigeschossig ausgebildeten Längsseiten der Schiffe zum scharfen Ausdruck. Deutlich bezeichnend hierfür sind besonders die südlichen Schauseiten der Kirchen, da die Klostergebäude sich in beiden Fällen auf deren Nordseite ausbreiteten. Zeigt Marienfließ noch die älteste Grundrißform mit eingezogenem Chor, so führte der bessere Anschluß an Kreuzgang und Zellarium beim Techower Kloster zu einer sehr langgestreckten, überall gleichbreiten Anlage, wie sie bei den Bettelmönchskirchen später zur Herrschaft kam und auch bei der Kyritzer Franziskanerkirche noch aus den Resten wiederherstellbar ist.

Klöster.

Die Bedeutung der Klöster in dem noch kaum germanisierten Osten war nicht nur kirchlicher Art; als Förderer von Bildung und Kultur erfüllten sie damals gleichzeitig die hohe Aufgabe, welche in späteren Zeiten den Schulen und wissenschaftlichen Anstalten zufiel. Auch die Prignitz dankt der Wirksamkeit der Mönche unendlich viel. Ein eigenes Geschick hat es indessen gewollt, daß gerade hier im

ältesten Besiedelungsgebiete der Mark, nur noch von drei Klöstern gesprochen werden kann.

Das Prämonstratenserkloster zu Havelberg war unter ihnen von hervorragendem Einflusse. Es nahm schon bald nach seiner Gründung um 1140 schnell an äußerem Umfang und innerer Bedeutung zu. Seine einsame Lage auf der Höhe des Domberges begünstigte eine vornehme Abgeschiedenheit von dem Leben und Treiben der Stadt. Da der Orden im Gegensatz zu den Zisterziensern keine umfangreiche Landwirtschaft betrieb, vielmehr die Seelsorge als seinen Hauptberuf ansah, so fehlen nicht nur die bei jenen so häufigen landwirtschaftlichen Vorwerke (die sog. Grangien), sondern auch Wirtschaftsgebäude und Wirtschaftshöfe beim Kloster selbst. Das große Zellarium, das den Westflügel der Klausurgebäude bildet, diente daher nur zur Aufbewahrung der von den Zehntdörfern des Stiftes eingezogenen Naturalabgaben. Die Laienbrüder waren in weitem Umkreise um das eigentliche Kloster außerhalb der Klausur angesiedelt.

Bevorzugte man im allgemeinen schon die Lage der Klausurgebäude auf der Südseite der Kirche, damit die Sonnenstrahlen unbehindert durch das hohe Kirchendach den stillen Friedhof erreichen und die Wohnung der Mönche erwärmen konnten, so lag diese hier nächst dem Bergabhange doppelt günstig. Der von Osten über Süden nach Westen fortschreitende monumentale Ersatz der vorläufigen hölzernen Gebäude ergab eine ziemlich einheitliche Anlage nach einem Plane, der sich wenig von dem alten Schema der Benediktinerklöster entfernte. Der zweimalige Wandel in der inneren Organisation des Klosters spiegelt sich unverkennbar in der Einrichtung und Anordnung seiner Gebäude ab. Aus der in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. vorgenommenen durchgreifenden Änderung des Dormentbaus geht hervor, daß um diese Zeit die erste bedeutende Lockerung der bisherigen strengen klösterlichen Gemeinschaft eintrat. Eine noch weit umfassendere Änderung in der Einrichtung bezw. der Verwendung der überwiegenden Mehrzahl der Klostergebäude im weiteren Sinne begleitete die unter dem Namen der „Transformation" bekannte Auflösung des strengen Klosterlebens im Jahre 1507. Damals wurden auch hier eine größere Anzahl Gebäude außerhalb der Klausur für die neu zu schaffenden Wohnungen der Domherren umgewandelt. Schon damals hatte das Kloster im eigentlichen Sinne aufgehört. Alle späteren Wandlungen im Bestande der Gebäude erhalten mehr und mehr die Bedeutung des Rückgangs, der Vernachlässigung, des Verfalles, die bis gegen die neueste Zeit fortdauerten und für die Kunstgeschichte von geringem Werte sind.

Die Anordnung des Nonnenklosters zu Heiligengrabe tritt durch die notwendige unmittelbare Verbindung der Wohnräume, namentlich des gemeinsamen Dormitoriums mit der Empore der Nonnen und so mit dem Westende der Kirche in bestimmten Gegensatz zu den meisten Mönchsklöstern, insofern West- und Ostflügel mit den überlieferungsmäßig darin enthaltenen Räumlichkeiten vertauscht sind. Die im übrigen bestehende Verwandtschaft erstreckt sich hauptsächlich auf den den Friedhof im Geviert umziehenden Kreuzgang, auf die Lage der Kapitelstube nächst der Kirche sowie die des Refektoriums und der Küche in dem der Kirche abgewendeten Flügel,

auch auf die Gartenanlagen und die dem Betrieb der Wirtschaft dienenden Nebengebäude.

Ganz andere Vorbedingungen und Zwecke ergaben beim Franziskanerkloster zu Kyritz eine völlig abweichende Planung. Der Friedhof und der Wohnhof treten hier als zwei durch die Kirche selbst getrennte Plätze auf. Alle Nebengebäude für wirtschaftlichen Betrieb fallen fort; in sparsamer Weise sind alle Räume auf ein einziges Wohngebäude beschränkt, das im rechten Winkel zur Kirche sich nordwärts an den Chor schließt. Der Kreuzgang schrumpft zu einem einzigen gewölbten Verbindungsgange an der Nordseite der Kirche zusammen. Das trotzdem ziemlich umfangreiche Anwesen ist in bezeichnender Weise und nach der Gewohnheit der Franziskaner in eine Ecke der Stadt dicht an deren Mauer verlegt.

Pfarrkirchen. Im Gegensatz zu dem tiefen beschaulichen Frieden der Klöster entfaltete sich ein frisches Treiben und vielgestaltiges Schaffen in den neugegründeten Städten der Prignitz. Auch hierhin hatte sich von Havelberg Gesittung und kirchliches Leben verzweigt. Nachdem — wie wir annehmen müssen — gleich anfänglich kleine Holz- oder Feldsteinkirchen entstanden waren, erhoben sich seit dem 13. Jahrh. an deren Stelle ansehnliche Pfarrkirchen gotischen Stiles aus Backstein. Veränderte Zeitanschauungen und anders geartete Zwecke führten bei ihnen zu Anlagen, die sowohl von der in grauer Vorzeit wurzelnden Kathedrale wie von den oben beschriebenen Klosterkirchen stark abweichen mußten. Der Typus der Gattung spricht sich nicht bei allen diesen in Größenverhältnissen und Anlage sehr verschiedenen Kirchen in gleicher Schärfe aus. Ihre ursprünglichen Gestaltungen sind bei allen durch die späteren Umbauten mehr oder weniger verwischt, eine, die Nikolaikirche zu Perleberg, ist sogar ganz untergegangen. Soweit diese Wandlungen noch rückläufig zu verfolgen sind, erkennt man unter ihnen in der Pritzwalker Pfarrkirche die älteste Gestalt, welche mit der des Havelberger Domes einst allein noch eine gewisse Verwandtschaft zeigte, insofern auch sie basilikal, d. h. mit niedrigen Seitenschiffen und einem höheren durch Oberfenster erhellten Mittelschiff angeordnet war. Sie und die Lenzener Pfarrkirche bewahrten noch die Kreuzform, ja brachten diese in ihrem Grundrisse klarer zum Ausdruck als die Kathedrale selbst. Verschieden sind ihre Turmanlagen, da sie entweder annähernd die Gesamtbreite der Schiffe erreichen oder, wie in Lenzen und Havelberg, fast quadratische Grundform zeigen. Bei der nicht kreuzförmig angelegten Mehrzahl gliedert sich der Kirchenraum ausschließlich in zwei scharf gesonderte Teile, einerseits in den ostwärts gelegenen Chor für die Entfaltung des kirchlichen Zeremoniells und die Feier der Messe, sowie für die Sitze der Geistlichen und andrerseits in den westlich gelegenen mit dem Chore durch den Triumphbogen verbundenen Raum des Schiffes für die andächtige Gemeinde. Allen diesen Pfarrkirchen gemeinsam ist die für die Gattung besonders bezeichnende Kürze des Langhauses, das bei der Pritzwalker Kirche ursprünglich nur zwei Joch betrug, und ferner, mit einziger Ausnahme von dieser, die Form der Hallenkirche, bei der alle drei gleichhohen Schiffe von einem gemeinsamen Dach bedeckt werden, das durch seine Größe auch zu einer entsprechenden Höhenentfaltung der Türme führt. Für alle war bereits die gotische Bauweise angenommen,

die sich um die Mitte des 13. Jahrh. mit ihrer herrlichen Wölbekunst, ihrer den mannigfaltigen Gebilden der heimischen Pflanzenwelt entnommenen Ornamentik auch über die Mark verbreitet hatte. Auch in Backstein übertragen, adelten ihre schlanken und schönen Verhältnisse, ihre einfachen aber kräftigen Gliederungen, die Wahrheit der Erscheinung, die das innere Wesen treu wiederspiegelt, selbst den schlichtesten Bau.

In jeder Stadt stand die Pfarrkirche unfern des Marktes meist auf einem besonderen Platze, dem Friedhofe, der zwischen den Häusern mit einer Mauer umfriedigt abseits vom Lärm der Straße lag und nur durch einzelne Tore zugänglich war. Umgeben von hohen schattigen Bäumen stand die Kirche, unbekümmert um den Zug der benachbarten Straßen stets für sich in bestimmter Richtung mit dem Altar ostwärts gewendet. Malerisch wechselten ihre Hauptlinien und die Lagerung ihrer Massen gegen die der Häuserreihen; im tiefen Schatten lagen die kräftigen Rücksprünge des schmalen Chores gegen das Querschiff oder Langhaus, wenn nicht die Strahlen der Morgensonne freundlich zwischen den Baumkronen hineinleuchteten und hier auf bemoosten Grabsteinen, dort auf den hellen Wegen ihr Spiel trieben, die sich vom Friedhoftore zur Kirchentür zogen. Der tiefe Ernst des Backsteintones, die breiten geschlossenen Massen des Turmes, die kräftigen Vorsprünge der Strebepfeiler, der einfache aber malerisch reizvolle Aufbau des Chores gaben dem Gebäude eine Erscheinung von unwiderstehlicher Wirkung auf das Gemüt dessen, der zwischen den Gräbern der Toten gedachte. Dem Gesamtbilde der Stadt aber, deren winzige Bürgerhäuser der Turm und das hohe Dach der Kirche mächtig überragten, gaben diese — in Verbindung mit dem Rathause und den Türmen der Befestigung — seine individuell bezeichnenden Züge.

Aber der Aufschwung des städtischen Lebens in dieser Zeit war nur der Beginn einer zukunftsreichen Entwickelung, die — durch vielfältige Antriebe von allen Seiten gefördert — im 14. und 15. Jahrh. eine ungeahnte Höhe erreichte. Die Zunahme der städtischen Bevölkerung auf der einen, die steigende Prachtentfaltung des kirchlichen Zeremoniells auf der andern Seite bewirkten in den größeren Städten, daß den Gemeinden ihr Gotteshaus zu enge wurde und bald in dieser, bald in jener Stadt Erweiterungen, Umbauten verschiedener Art und teilweise Neubauten der Kirchen vorgenommen wurden. An wohlhabenden kirchenfreundlichen Bürgern, welche die zunehmende Baulust durch mancherlei Stiftungen begünstigten, an Bischöfen, welche derartige Bestrebungen in den Sprengeln ihrer geistlichen Brüder durch zahlreiche Ablässe unterstützten, fehlte es nicht. Die Gilden, welche das Aufblühen der Gewerbe und der durch weitverzweigte mächtige Verbindungen bedeutend gehobene Handel gezeitigt hatte, taten sich besonders durch Stiftung und reichliche Fundierung zahlreicher Altäre hervor. Die Bürgerschaften insgesamt aber setzten ihren Stolz in den Besitz ebenso großartiger Kirchengebäude, wie es die bischöfliche Kathedrale war, und suchten an wertvollem Gerät, glänzender Ausstattung und schönen Grabmälern jene womöglich zu übertreffen. So erreichte die kirchliche Bautätigkeit in dieser Zeit ihren Gipfel, eine bis dahin nie erblickte Aufwendigkeit und fast maßlose Fülle von Altären, Sakramentshäuschen und anderer Kleinarchitektur.

Während Havelberg und Lenzen ihre um 1300 errichteten Gotteshäuser zu vergrößern später keine Veranlassung fanden, bedurfte Perleberg schon früher einer zweiten Pfarrkirche. Pritzwalk mußte schon um 1300 die Seitenschiffe des allzu kurzen Langhauses seiner Basilika verbreitern, um mehr Raum für die Gemeinde zu schaffen; einen großartigen Neubau der Ostteile mit umlaufendem Seitenschiff führte es bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. aus. Nach 1350 begann Perleberg den Chor seiner Jakobikirche — allerdings wiederum einschiffig — zu erneuern und bald danach auch das dreischiffige Langhaus aufwändiger zu gestalten. Nicht lange nach 1400 folgt dann die Kyritzer Pfarrkirche, deren Schiffe damals einem umfassenden Neubau unterworfen wurden. Wittstock schwang sich erst Mitte des 15. Jahrh. zu einem hallenartigen Neubau des Chores auf, der eine wesentliche Vergrößerung des gesamten Kirchenraumes bedeutete. Alle diese Erweiterungen betrafen immer nur die wesentlichen Hauptteile der Kirchen: Priesterraum und Gemeinderaum, sei es nun infolge von Bränden oder veranlaßt durch die Vergrößerung der Stadt oder zur großartigeren Entfaltung festlichen Gepränges bei den großen kirchlichen Festen und Prozessionen.

Je mehr sich aber im späteren Mittelalter der religiöse Sinn verflachte, um so mehr trachtete die Kirche das Leben der Laienwelt zu durchdringen und an Breite der Grundlage für die Kirche zu gewinnen. Es entstanden geistliche Genossenschaften, die allmählich mehr und mehr Laien in sich aufnahmen und durch deren zahlreiche Stiftungen den äußeren Bestand der Kirche sicherten. Unter diesen Bruderschaften waren es nun vor allen anderen die Kalands- und Frohnleichnamsgilden, die sich in nächster Nähe der Kirchen in besonderen Häusern niederließen und bemüht waren, in unmittelbarem Zusammenhange mit den Pfarrkirchen Räumlichkeiten für ihre regelmäßigen gottesdienstlichen Zusammenkünfte einzurichten. Sie taten sich zu diesem Zwecke durch Stiftung von besonderen, meist zweistöckigen Kapellenanbauten an die Pfarrkirchen hervor und trugen auf diese Weise nicht selten zur Verschönerung der Kirchengebäude bei, deren Äußeres dadurch eine reichere Gruppierung erhielt, während gleichzeitig der Innenraum der Kirche durch die nach ihr geöffneten Kapellen eine malerische Erweiterung erfuhr. Derartige Anbauten sind die beiden zweistöckigen, bald nach 1310 errichteten Kapellen, die den Chor der Pritzwalker Kirche einschließen, in welcher im Jahre 1318 die dortigen Kalandsbrüder dem heiligen Andreas und der heiligen Barbara Altäre stifteten. Die schöne, zweigeschossige Kapelle, welche weit aus der Südseite des Langhauses hervorspringt, verdankt ihren Ursprung wahrscheinlich wie die von einem Zwillingsgiebel bekrönte an der Südseite der Wittstocker Marienkirche den Corporis-Christi-Gilden der beiden Städte, während die Stiftung der Marienkapelle der letztgenannten Kirche einer Sühne zugeschrieben wird. Die Laurentiuskirche zu Havelberg erhielt nicht nur vor der Brauttür ihres Chores einen Anbau, sondern auch an der Nordseite des Schiffs eine Kapelle, die auf eine Johannisstiftung zurückzuführen ist. In Lenzen erbauten die Kalandsbrüder an der Nordwestecke der Pfarrkirche ein Haus für ihre Zusammenkünfte, das freilich wie die vorgenannte Kapelle längst zugrunde gegangen ist.

Das Erdgeschoß dieser Anbauten bildete nicht selten Vorhallen vor den Portalen der Kirche, wodurch dem unmittelbaren Eindringen der Winterluft in die damals noch nicht heizbaren Kirchen gewehrt und eine Verbesserung der gesundheitlichen Zustände angestrebt wurde.

Mit der zunehmenden Verbreitung des Frohnleichnamskultus, welchem die oben angeführten Stiftungen der Corpus-Christi-Bruderschaften ihre Entstehung verdankten, hing auch die Legende vom Wunderblute zu Wilsnack zusammen, deren so begeisterte Aufnahme im Volke ohne die damals herrschende Neigung zu abergläubischer Entartung des Glaubens kaum möglich gewesen wäre. Sie war es, die hier nicht nur den ersten Anstoß, sondern auch den langanhaltenden Zufluß reicher Mittel und damit die materielle Grundlage für die Errichtung der herrlich gedachten Wilsnacker Wallfahrtskirche schuf. Sie hatte an ihrer Stelle keine Vorgängerin städtischer Art und tritt daher erst seit ihrem Neubau um 1440 in die Reihe der städtischen Kirchen ein. Der von allem bisherigen abweichende Grundgedanke führte auch zu einem völlig neuen Programm, dessen glänzende Lösung Bewunderung verdient. Kurz und breit wie bei allen Pfarrkirchen ist auch hier das Schiff; es durfte in diesem Falle um so weniger eine große Längenausdehnung erhalten, als der nahe Anblick des wunderwirkenden Gegenstandes der Verehrung und seine feierliche mit allen damaligen Mitteln kirchlicher Verherrlichung veranstaltete Ausstellung dafür von größter Bedeutung waren. Reich und mannigfach gegliedert entwickeln sich hingegen die Ostteile. Nimmt der so ganz für die Entfaltung des Wallfahrtslebens geschaffene Bau Wilsnacks unter den Pfarrkirchen schon eine Sonderstellung ein, so steht seine geistvoll erdachte, leicht und kühn aufgebaute Hallenform mit ihren stark durchbrochenen Mauern in vollkommenstem Gegensatz zu den schweren geschlossenen Massen der urtümlichen Basilika der Havelberger Kathedralkirche. Bischof Wöpelitz, der eifrige Förderer des Wilsnacker Unternehmens, kannte Paris durch jahrelangen Aufenthalt genau; es wäre daher nicht ausgeschlossen, daß durch ihn selbst oder den von ihm berufenen „structuarius“ hier französische Einflüsse Eingang gefunden hätten. Die reizvolle, sehr glückliche Anlage des Baus fand schon gleich nach ihrer Entstehung Anerkennung und wurde wohl bis zu einem gewissen Grade vorbildlich für das zweischiffige Querschiff des Domes zu Stendal.

Durch die außerordentlich lebhafte Bautätigkeit des 15. Jahrhundert war dem Bedürfnis nach kirchlichen Gebäuden vollauf Genüge geschehen. Die Renaissance fand in der Prignitz nur einen größeren Bau, der noch des Abschlusses harrte, die eben besprochene Wilsnacker Kirche, von der ihr die Ausführung des breiten Westgiebels zufiel. Um so häufiger waren im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts, meist infolge von Bränden, Erneuerungen von Türmen, Dächern und Dachreitern nötig, wie in Freyenstein, Heiligengrabe, Pritzwalk, Wittstock, Havelberg und Perleberg. In Kyritz bekleidete man überdies das ganze Gebäude mit einer in Putz ausgeführten Barockarchitektur.

Haben die Hospitalkirchen auch im allgemeinen die gleiche Zweckbestimmung wie die Pfarrkirchen, so sind sie doch stets für bedeutend eingeschränkte Verhältnisse Hospitalkirchen.

geschaffen und ihre Grundrißgestaltung daher wesentlich vereinfacht, ja meist nur von dem Umfange einer Kapelle. Der bedeutendste von dieser Art Bauten ist das Wittstocker Heiliggeistkirchlein, das als eine der seltenen ursprünglich zweischiffig gewölbten Anlagen hervorgehoben zu werden verdient.

Zu dieser gesellen sich zwei ebenfalls anfänglich Hospitalzwecken gewidmete Kapellenbauten: Die Annakapelle und die Heiligegeistkapelle zu Havelberg. Sie sind von völlig verschiedener Gestaltung. Während diese den gewöhnlichen Typus der einfach rechteckigen Saalform vertritt, liefert jene das seltene Beispiel eines achteckigen mit grader Decke versehenen Raumes.

Dorfkirchen.

Das anziehende Bild, das die Dorfkirchen in so vielen Fällen bieten, und von dem ein leise verklärender Schein auf das ganze Dorf übergeht, beruht indessen in erster Linie in ihrer allgemeinen Anlage, der Gliederung und den Verhältnissen der Massen. Diese allgemeine Gestalt spricht sich am entschiedensten in der Grundrißbildung aus. Gegenüber den Klosterkirchen und städtischen Pfarrkirchen ist sie infolge der starken Einschränkung der Raumbedürfnisse und entsprechender Vereinfachung eine wesentlich andere, sodaß sie als gesonderte Entwicklungsform betrachtet werden muß.

Die den ältesten Dorfkirchen in der Mark und anderwärts eigene reichere Gliederung in Turm, Schiff, schmalerem Chor und Apsis wird in der Prignitz in keinem einzigen Falle vollständig erreicht. Von Chor und Apsis bleibt nur eines oder das andere als östlicher Abschlußraum übrig. Die kuppelförmig überwölbte Apsis findet sich in den verhältnismäßig wenigen Fällen, wo sie überhaupt vorhanden ist, (Herzsprung, Wernikow, Preddöhl, Kletzke und Rühstädt) unmittelbar dem Schiff angeschlossen, in Preddöhl mit eigentümlich halsartig verlängertem Ansatz bei großer Enge. Fast ebenso selten wie die Apsis ist auch ein kurzes rechteckiges Altarhaus, d. h. ein dem Schiff an Breite nachstehender (eingezogener) Chor, der sich gegen dieses im sogenannten Triumphbogen öffnet. Ein solcher Chor findet sich (außer an der Klosterkirche von Marienfließ) nur an den Kirchen von Blesendorf, Gantikow, Kehrberg, Reckenzien, Schilde und Seddin.

Die bei den Kirchen des Kolonisationsgebietes im 13. Jahrhundert innerhalb der Prignitz am meisten zur Anwendung gekommene Grundform ist die der einfachen Saalkirche, deren gerade Ostwand und Längswände meist von je drei sehr schmalen, aber hohen Spitzbogenfenstern durchbrochen werden, die auch dem bescheidensten Feldsteinkirchlein noch eine gewisse Weihe verleihen. Die damals gebräuchliche Deckenform war die der geraden Balkendecke, bei welcher die Balken etwa bis zur halben Höhe unter den Deckenbrettern sichtbar wurden; wünschte man die kirchliche Wirkung des Innenraums zu steigern, so erweiterte man ihn in verschiedenen gewölbten Querschnittsformen in den Dachstuhl hinein. Dann hebt sich das mittlere Fenster des Ostgiebels zu stattlicherer Höhe. Dieser wahrt außen bei maßvoller Belebung durch wenige Blenden und Kantenpfeiler überall eine durchaus schlichte Erscheinung.

Eine merkwürdige Gleichartigkeit besteht bei den Türmen aus dieser Zeit, eine Übereinstimmung, die sich indessen aus den hervorragend praktischen, konstruktiven und künstlerischen Vorzügen der höchst einfachen, bei mäßigen Abmessungen noch

weiträumigen und sehr standhaften Grundform der Türme leicht erklärt. Sie bilden fast alle ein breites Glockenhaus am Westende der Kirche und zwar meist von der gleichen Breite wie die Kirche selbst, wodurch die im Feldsteinbau unbequem auszuführenden Ecken und Mauerkröpfungen möglichst vermieden wurden. Niedrige, meist gekuppelte Schallöffnungen bezeichnen in den sonst fast fensterlosen Mauern die Glockenstube, über die sich als typische Form für das ganze Mittelalter ein hohes Satteldach mit Walmen (Beveringen, Breddin, Garz, Kuhsdorf, Preddöhl, Rohlsdorf, Sadenbeck, Sarnow, Schönhagen, Schweinrich, Techow, Sückow, Ünze, Quitzow), oder Giebeln (Barenthin, Alt-Schrepkow, Bäck, Bendelin, Düpow, Legde, Netzow, Söllenthin), oft mit aufgesetzem Dachreiter erhebt. Dieser, gewöhnlich achteckig und nicht selten ohne Öffnungen, läuft in einen schlanken, mit Wetterfahne besetzten Spitzhelm aus, dessen zierliche Form in vortrefflichem Gegensatze zu der schweren breiten Masse des Glockenhauses steht und dessen herben Ernst durch den Reiz der Anmut mildert (Barenthin, Beveringen, Kuhsdorf, Preddöhl, Sadenbeck, Sarnow, Schönermark, Schönhagen, Bendelin, Legde, Gr. Leppin, Spiegelhagen, Sückow, Ünze). Die unruhigen gefahrdrohenden Zeiten des Mittelalters begründen diesen Ernst vollkommen, ja sie brachten es mit sich, daß manches Dorf seinen Kirchturm als letzte Zuflucht ansah, wenn der Feind seine Holzhäuser in Flammen aufgehen ließ. Von da ab haben sich hie und da noch einzelne Vorkehrungen zur Verteidigung, besonders schießschartenähnliche Öffnungen mit einwärts stark ausgeweiteten Nischen iu den Turmmauern erhalten. Waren die Mittel zum Bau beschränkt, so sparte man die Ausführung eines steinernen Turmes für bessere Zeiten auf. — Das Erdgeschoß der älteren Türme ist stets als Vorhalle gedacht; nicht selten waren Tonnengewölbe darin vorgesehen, die freilich oft genug unausgeführt geblieben sind (Giesensdorf, Gumtow, Kehrberg, Kunow, Gr. Welle, Nitzow, Sückow, Quitzow). Zuweilen öffnet sich die Vorhalle in kräftigen Spitzbögen nach der Kirche, beide Räume miteinander vereinigend (Zernitz). Ein Westportal war stets beabsichtigt und ist meist ausgeführt, nicht selten aber später außer Gebrauch gekommen und vermauert oder in ein Fenster umgewandelt.

Das sichere künstlerische Geschick, mit welchem die schlichten und doch nicht poesielosen Dorfkirchen des 13. und 14. Jahrhunderts der ruhigen Weite der Landschaft und der von jedem Überschwang freien, aber kernigen Natur des Bauern angepaßt sind, gibt uns ein ebenso überzeugendes Bild von dem wahrhaft künstlerischen Empfinden der Zeit, wie manches reich gegliederte und geschmückte Bauwerk, das den Ansprüchen der weitgereisten vermögenden Handelsherren und kunstfertigen Handwerksmeister der Städte zu genügen hatte.

Wie bei den Pfarrkirchen führte im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts das Anwachsen einzelner Gemeinden im Verein mit dem allmählich bereicherten Zeremoniell der gottesdienstlichen Handlungen auch hier zunächst zu Erweiterungen. Den gleichen Bedürfnissen trug man beim Bau der inzwischen nötig gewordenen neuen Kirchen Rechnung. Die Grundrißabmessungen wuchsen bedeutend. Einer Schiffslänge von kaum 10 m bei den frühen Feldsteinkirchen zu Netzow und Zernitz steht beispielsweise die mehr als doppelt so große der spätgotischen Königsberger Kirche gegen-

über. Der Chor und auch der östliche Schluß des Schiffes nahm jetzt hie und da schon die reichere, den städtischen Kirchen entlehnte polygonale Form an (Abbendorf, Legde, Nitzow, Schönhagen). Die Chöre, ja selbst die kleinsten Kirchen wurden nun gern gewölbt (Legde, Neuhausen), wodurch gewohnheitsmäßig auch Strebepfeiler Eingang fanden. Seit Mitte des 15. Jahrhunderts begann man indessen schon deren kräftige äußere Vorsprünge zu mildern und den Pfeiler teilweise, schließlich aber ganz ins Innere zu verlegen (Neuhausen, Alt-Krüssow).

Auch an den allen elementaren Stürmen standhaltenden breiten Türmen rüttelte jetzt der Zeitgeschmack und ihre sonst so stetige Grundform kam ins Schwanken. Der immer ausschließlicher verwendete Backstein brauchte die Eckenbildung nicht mehr zu scheuen und so schrumpfte der Turm auf quadratischen Grundriß zusammen (Königsberg, Wulfersdorf). Der Wunsch nach etwas mehr Schutz gegen die rauhe Winterluft gab in Sadenbeck und Schönhagen (Ostpr. Abb. 209 und 219) zu Vorhallenbauten Anlaß, die gleichzeitig zu reicherer Gruppierung der Gotteshäuser beitrugen.

Die Höhe der Vollendung, welche der heimische Backsteinbau inzwischen erreicht hatte, entfaltete gegen das Ende des 15. Jahrhundert seinen Reichtum spielender und schmückender Formen-Elemente auch an den ansehnlicheren Dorfkirchen. Die in langer Überlieferung ausgebildeten Handwerkszweige des Tonformens und Brennens im Verein mit dem durch Übung entwickelten Geschick des Maurers dürfen sich nun auch auf dem Dorfe ausleben; aber es ist nicht mehr die alte Dorfkunst, was sie schaffen; denn nicht nur die Formsteine, sondern auch die Maurer waren von der Stadt eingeführt. So erhielt die einst aus sich selbst so schlichte, dem Boden scheinbar unbewußt entquollene Bauweise des Dorfes bei diesen spätmittelalterlichen Leistungen bereits Richtung und Glanz durch den Einfluß der Städte.

Die bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts sich stetig weiter entfaltende dörfliche Kirchenbaukunst kam — nach den erhaltenen Bauten zu urteilen — zur Zeit der Reformation ins Stocken. Sei es nun, daß mit dem im Laufe von dreihundert Jahren entstandenen Mutter- und Tochterkirchen dem Bedürfnis der Bevölkerung zunächst Genüge geschehen war, oder daß etwa der noch ganz volkstümliche aber vergängliche Fachwerkbau bei den Landkirchen stark an Übung gewonnen hatte (Tüchen), kurz: es ist aus dem 16. Jahrhundert, wenn man von der Einrichtung von Kanzeln, Predigerstühlen und Sakristeien absieht, wenig von Dorfkirchen zu berichten. Ein fast unbegreifliches Versiegen droht dem bis dahin durch Jahrhunderte ununterbrochen fließenden und eben noch so glänzenden Strome des Kunstschaffens und erst die mächtigen Fluten des Barock führen ihm wieder neue reiche Nahrung zu. Indessen kommt das Leben, das dadurch aufs Neue in die Dorfkunst dringt, vornehmlich dem Ausbau des Innern und dem kirchlichen Gerät zu gute. Die wenigen noch erforderlichen Neubauten entstehen entweder schlicht und recht als nicht eben hervorragende Leistungen des Fachwerkbaus mit sehr haushälterischem Aufwande oder in der seit dem Ende des 16. Jahrhunderts zum versteckten Massivbau herabgewürdigten Technik des Maurers, dem sein früherer unmittelbarer Anteil an der Erscheinung der Bauwerke genommen worden. Ihn ersetzt nun ein reinlicher

Überzug von Putz, der Pilaster und klassische Gesimse bildend, dem Dorfkirchlein den leicht verletzbaren und hinfälligen Schein von Feinheit und Adel der Formen verleiht. Der Putzbau verdrängte gänzlich den putzfreien Backsteinbau, wie dieser an Stelle des Granitbaus getreten war. Wieviel inniger schmiegte sich aber das derbe, doch im innersten gesunde Werk der einstigen Volkskunst, die einfache altersgraue Feldsteinkirche, umhüllt vom grünen Mantel des Efeus, der schlichten Natur ihrer Umgebung an als das verfeinerte aber empfindliche Erzeugnis der Barockkunst! Aber die Kunst wie die Dorfbewohner waren inzwischen andere geworden unter langem städtischen Einflusse, unter gutsherrschaftlichem Regiment und unter der noch mächtigeren Herrschaft des Barock.

Die Grundrißgestalt der Dorfkirchen hatte, wie schon bemerkt, weder durch die Wiedergeburt der Kunst noch durch die kirchliche Reformation sogleich eine Einwirkung erfahren. Es herrscht nach wie vor die einfache Saalform, die dem weltlich gestimmten Geiste des 17. und 18. Jahrhunderts auch für die Dorfkirche vollkommen zusagt und den profanen Sälen ähnlich mit großen Rund- oder Stichbogenfenstern, stuckierten Lisenen und Vouten ausgestattet wird. In verwandtem Sinne werden namentlich zahlreiche Umänderungen an älteren Kirchen vorgenommen, deren schmale Fenster vor allem dem nach Licht dürstenden Zeitalter der Aufklärung ein Greuel waren und zu bedeutender Vergrößerung herausforderten. Am meisten aber fand das Barock an den oft durch Feuer zerstörten und erneuerungsbedürftigen Türmen Gelegenheit, den ganzen Reichtum seiner Formenfülle zu verschwenden. Auch den Dorfkirchtürmen wurde ihr Teil davon. Seltener vom Grunde aufgeführt, häufiger der Westfront oder dem Dache älterer und neuerer Kirchen aufgesetzt, steigen die Türme in den mannigfaltigsten Formen als eine der schönsten Blüten der Spätrenaissance empor und geben Kirchen und Dörfern dadurch eine ganz neue Erscheinung mit heiter bewegten Umrissen.

Häufiger als früher dehnen sich die Landkirchen in diesen Zeiten zu gruppierten Gebäuden aus durch Hinzufügung von Vorhallen vor meist schon bestehenden Portalen älterer Kirchen und durch den Anschluß von Grüften für die Familien der Patrone. Ganz vereinzelt steht zu Gadow (Abb. 34) der Fall da, daß eine herrschaftliche Gruft getrennt von der Kirche in Form eines Mausoleums errichtet wurde. Im Innern der Kirchen forderte die zunehmende Seelenzahl öfter den Einbau umfänglicher Emporen, welche die kleinen Räume zuweilen in doppelten Reihen erfüllen und schließlich geradezu beklemmend wirken.

Erst im Anfang des 19. Jahrhunderts vermochte sich in der Prignitz der Geist der Reformation mit dem des Barock zur Erzeugung einer zentralen Predigtkirche zu paaren, wie sie der 1815 entstandene reizvolle kleine Achteckbau der Kirche zu Glienecke darstellt.

Damit hatte sich die kirchliche Baukunst hier zunächst erschöpft. Nach dem etwas überschwenglichen Formenrausch blieb die Ernüchterung nicht aus. Politische Erniedrigung kam hinzu. Nur wenig wurde überhaupt geschaffen. Die armselige Nüchternheit und Leere konnte sich nicht lange den Schein bewußter und beabsichtigter

Einfachheit erhalten. Neue Gedanken fehlten und in ratloser Selbsterkenntnis schielte man nach den großen Schöpfungen der Vergangenheit, um sie kläglich nachzustümpern. Griechisches, Romanisches, Gotisches und sonst mancherlei Romantisches (Tornow) wird auch für die Prignitzer Dorfkirchen hervorgekramt. Aber es war alles nur äußerlicher Tand, selbst das Verständnis für das Alte war noch zu schwach, um sein eigentliches Wesen zu erfassen. Das künstlerische Empfinden war im innersten ungesund. Öde, poesielose gequälte Leistungen bleiben auch die Dorfkirchen bis weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus.

Weltliche Baukunst.

Burgen, Schlösser und Gutshäuser.

Die Prignitz, von alters her ein rechter Zankapfel der Nachbarn, war daher auch frühzeitig zum Land der Burgen und Festen geworden. Sachsen und Wenden, unter diesen selbst wieder Wilzen und Obotriten lagen ewig in Zwist, der schließlich den Zorn des großen Kaisers reizte. Das Werk seines blutigen Verheerungszuges im Jahre 789 krönte er mit der ersten deutschen Burg im Lande, die fortan von der Höhe des Höbeck (gegenüber Lenzen) drohend die Prignitz überragte. Das Element des sich bergenden Wenden war hingegen Sumpfland und Wasser. In sumpfigen Wiesen warf er seine Wälle auf, zur Brustwehr verflocht er Zaunwerk, daß er mit Lehm verstrich. So lag auch die „große Burg" der Wenden, Viligrad bei Wismar in einem Weiher, wie der spanische Arzt Jacobsen im Jahre 795 berichtete. Es war die Mecklenburg, nach der das Land hieß, von dem fortan den Deutschen der Prignitz die meiste Gefahr drohte. Eine Reihe von Burgen kehrte sich deshalb gegen seine Grenze. In großer Zahl führte sie noch Karls IV. Landbuch an: außer den Namen der Städte finden wir auch die von Fretzdorf, Plattenburg, Goldbeck und Stavenow darunter. Meyenburg, Freienstein und Putlitz bildeten aber die am meisten vorgeschobenen Posten.

Zwischen den vorgeschichtlichen Ringwällen und den erhaltenen in Feldstein und Backstein errichteten Burgbauten der Prignitz klafft eine ungeheure Lücke, da von diesen nur spärliche Reste etwa in das 13. Jahrhundert zurückreichen. Die Geschichte schweigt über ihren Umfang, ihre Form und die Art ihrer Befestigung in der Zeit, da sie bestimmt waren, den Bewohnern der Umgegend in Kriegszeiten Schutz und Zuflucht zu gewähren und dem Markgrafen den Besitz des Landes zu sichern. Wir müssen sie uns wohl als turmartige, starke Holzbauten denken, die, ähnlich der Landwehr Dabernburg bei Wittstock, seitwärts an einem Hofe standen. Zaunwerk und Palisaden bildeten nebst Wall und Graben den Wehrbering für den Hof und die Burg. Später finden wir sie dann als engumschlossene ritterliche Burgbauten aus Feld- und Backstein, denen sich stets eine Stadt oder eine Dorf zugesellt, in häufig wechselndem Besitz adliger Geschlechter, bald diesem, bald jenem verpfändet, bald dem Markgrafen, bald dem Mecklenburger ergeben, ja schließlich zum Teil als gefürchtete Nester des Raubadels.

Eine einigermaßen ausgesprochene Höhenlage auf wohl vorwiegend natürlichem Hügel hat nur die Burg zu Putlitz, während die Lenzener auf künstlicher Erdschüttung

mit Packungen von Eichenstämmen errichtet sein soll. Die Lage in Sumpf und Bruch scheint hingegen ursprünglich für die Mehrzahl mit Vorbedacht gewählt, weil sie damals die beste Befestigung der Burgen bildete.

Sehr verschieden und meist unregelmäßig in sich ist die von der Ringmauer bezeichnete allgemeine Form der Burgen. Während die vermutlich im 13. Jahrhundert erbaute bischöfliche Plattenburg, die einzige, bei der kein Ort liegt, annähernd ein großes langgestrecktes Rechteck bildet, näherten sich die Burgen von Wittstock und Goldbeck der Kreisform. Sie ist für Wittstock möglicherweise auf die wendische Burg zurückzuführen, die nach Riedel (Cod. dipl. I, 389) schon im Jahre 946 hier bestand.

Die verschiedenen Gebäulichkeiten der Burgen lagen fast ausnahmslos um den Hof herum unmittelbar an der Innenseite der Ringmauer, die sie großenteils bilden halfen oder ersetzten. Ihre Außenmauern waren daher stark, mit Rundtürmen von verschiedenen Durchmessern und mit tiefen vorspringenden Pfeilern dicht besetzt (Wittstock, Fundamente in Neuhausen). Diese Pfeiler trugen zuweilen ebenfalls runde Erkertürme (Neuhausen) oder waren durch Bögen verbunden, die zur Anlage von Machicoulis Gelegenheit boten und im Obergeschoß eine größere Gebäudetiefe ergaben (Wittstock). Diese war im allgemeinen gering und reichte meist nur für eine Zimmerreihe, welche feldwärts lag, während auf der meist im Fachwerk errichteten Hofseite ein Gang oder Vorsaal oder, wenn auch hierfür der Raum fehlte, eine ausgekragte Holzgalerie hinlief.

An drei Orten, nämlich in Wittstock, Putlitz und Lenzen sind noch größere oder geringere Teile eines Hauptturmes aus dem 13. oder 14. Jahrhundert erhalten. Von ihnen sind die beiden letzten von kreisförmigem Grundriß und haben den Charakter von Bergfrieden, während der viereckige Wohnturm zu Wittstock gleichzeitig als Torturm dient. Besondere Kapellenbauten bestanden in Lenzen und — eine besonders reich ausgestattete, 1399 von Bischof Wöpelitz errichtete — zu Wittstock. Außerhalb der eigentlichen Burg lag die Vorburg, welche meist dem von der Burg unzertrennlichen Wirtschaftsbetriebe diente, und vor ihr erstreckte sich die oft mit besonderen Vorrechten begabte Freiung.

Mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts etwa nehmen neuerbaute Anlagen wie Meyenburg, Freienstein (d. alte Schloß), Horst (Ruine) mehr den Charakter befestigter Schlösser an. Die noch immer mit Gräben umwehrten Bauten werden in sich regelmäßiger, geradliniger, zum Teil symmetrisch geordnet. Runde Ecktürme und halbkreisförmig aus der Front vorspringende Erkertürme verlieren allmählich für die Verteidigung an Bedeutung und werden mehr zu architektonischen Motiven der Fassadengliederung. Der frühere Ernst der altersgrauen Mauern weicht seit dem Einzuge der Renaissance einem heiter gestimmten architektonischen Festkleide, und nur die nach drei Seiten geschlossene eckige Hufeisenform der Anlage erinnert noch an den früheren Ringbau um einen Hof. Auch im Inneren macht sich die vorgeschrittene Zeit bereits bei Meyenburg, das doch noch durchaus spätgotische Formen aufweist, darin bemerklich, daß steinerne Wendeltreppen ganz fehlen. Die Ruinen von Horst,

Freyenstein und Neuhausen, die der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehören, haben hingegen noch Treppen mittelalterlicher Form. Die Rundtürme werden nun selbst als Architekturmotiv seltener. Meyenburg hat noch Rundtürme an den Ecken und zu beiden Seiten der Mitte, Freienstein nur zur Flankierung des Portals und überdies zwei Halbrunderker am Nordrande des Ostflügels, die „Ruine“ zu Neuhausen nur zwei runde Eckerker.

Bei den „festen Häusern“ des 17. Jahrhunderts finden wir das Motiv der Rundtürme fast ganz abgestoßen. In Demerthin (1604) sind nur noch winzige Nachklänge davon als Viertelkreiserkerchen zum besseren Anschluß des Treppenturms an das Gebäude verblieben. Auch die den Hof umfassenden Gebäudeflügel sind bereits aufgegeben, der Wohnbau schrumpft zu einem rechteckigen, in Demerthin fast quadratischen Gebäude zusammen, dessen Satteldach vorn und hinten mit je drei Zwerghäusern besetzt ist. Vor das mittlere Zwerghaus der Front ist der weit vorspringende sechseckige Treppenturm mit breitem Wendelstein und Rundbogenportal gestellt. Die gleiche Anordnung des Treppenturmes inmitten der Front haben Eldenburg und Freienstein (Neues Schloß), deren Gebäude indessen länger gestreckt sind. Wie die Treppenform klingen auch vereinzelte Netzgewölbe in Demerthin noch an die Bauweise des 16. Jahrhunderts an, während Freienstein und Plattenburg mit den Gewölben schon dem Geiste der Renaissance zuneigen, in welchem auch die einfache Außenarchitektur dieser Bauten gehalten ist.

Der Gebrauch der Geschütze hatte die Wehrhaftigkeit der Burgen alten Stiles längst mehr als in Frage gestellt. Der große Religionskrieg hatte gründlich mit ihnen aufgeräumt und unerbitterlich darüber belehrt, daß ihre Herstellung höchstens noch gegen Landstreicher, nicht aber gegen ernste Kriegsgefahren angebracht war. Die daraus hervorgegangene Auffassung hatte man schon seit dem 16. Jahrh. auch bei Neubauten mehr und mehr zugrunde gelegt, indem man auf eine vollständige Wehrhaftigkeit im alten Sinne verzichtete. Überdies war seit dem 17. Jahrh. ein anderer Geist beim Adelsstande eingekehrt; die Landwirtschaft gewann mehr und mehr bei ihm an Geltung und so zog der Ritter als Gutsherr aus der abseits belegenen alten Burg in ein neues, zwar wehrloses, aber bequem und mit zeitgemäßem Komfort ausgestattetes Schloß innerhalb der Ortschaft.

So ungeheuer verschieden diese Gutshäuser des 18. Jahrh. je nach den Verhältnissen an Größe, Aufwand der äußeren und inneren Architektur sowie nach Lage und Umgebung waren, so schwebte doch bei ihnen allen den Erbauern als Ideal ein möglichst einfach gruppiertes Gebäude zwischen Gartenanlagen vor, dessen Äußeres von ruhiger Haltung, ohne Türme, Erker und hohe Gibel in höfischen, wenn auch einfachen Architekturformen den verfeinerten Geist des Zeitalters der Aufklärung und höfischer Sitte wiederspiegelte. Vielleicht ist auch das gerade bezeichnend, daß die Prignitz an derartigen Herrensitzen weniger reich ist als Kreise, welche der Hauptstadt des Landes näher liegen.

In der Tat können hier außer einigen sehr einfachen Gebäuden derart, wie das Gutshaus von Lohm von 1745 nur das Schloß zu Fretzdorf und der von Freier'sche

Hof zu Garz angeführt werden. Jenes ist noch in Hufeisenform, aber mit sehr kurzen Flügeln von gleicher Höhe geplant. Im Erdgeschoß tritt zum ersten Male die ovale Saalform auf (1835 umgebaut), Flurgänge fehlen, aber Nebentreppen, versteckte Vorräume und Vorgelege für die Heizung sind in den fein durchgearbeiteten Grundrissen geschickt vorgesehen. Merkwürdigerweise ist die Hausbrauerei mit ins Hauptgebäude aufgenommen, dessen einen Flügel sie großenteils einnimmt. Der Garzer Gutshof, dessen Hauptgebäude leider gänzlich umgeändert und zum Speicher herabgewürdigt ist, bietet in seinen Junkerhäusern, die vom Hause getrennt den Ehrenhof seitlich einschließen, anziehende kleine Rokokofachwerkbauten mit holländischen Dächern. Selbst die äußerst schlichte Haltung und der herabgekommene Zustand der wesentlichsten Bestandteile der Anlage können eine gewisse ihr innewohnende Vornehmheit nicht völlig vernichten.

Von den verschiedenen Arten der Dorfanlage ist die des Haufendorfs unter allen Kichdörfern der Prignitz nur in zwei Fällen nachweisbar (Seddin, Cumlosen). Dorfanlage.

In zahlreichen Orten hat sich hingegen die Grundform der von den Slawen bevorzugten Rundlingsanlage noch deutlich erhalten. Die Verteilung der Rundlinge in der Landschaft ist keineswegs gleichmäßig, vielmehr häufen sie sich gerade in deren Mitte zu beiden Seiten der Grenze zwischen West- und Ostprignitz. Man möchte in ihrer Gruppierung zwei Kreise erkennen, in denen sie sich um die Städte Putlitz und Pritzwalk scharen. Von ihrem gemeinsamen Peripherieteile auf der Kreisgrenze an der Stepenitz strahlt ein Strich nach Süden bis gegen Havelberg aus. Ein anderer Ausläufer erstreckt sich bis nach Wittstock, doch auch im Westen liegen hie und da zerstreut noch einzelne Vertreter dieser Dorfform. Einen der bezeichnendsten Züge der Rundlinge bildet ihre Lage abseits der Straße, die niemals durch sie hindurch, sondern ursprünglich stets daran vorbeiführte. Wie ein aufgerollter Igel legt sich der Rundling neben die Straße, in seiner engen Geschlossenheit einer Wagenburg nicht unähnlich, deren einziger halsförmiger verlängerter Zugang stets leicht überwacht werden konnte und in seinem Innern den Bewohnern und ihrem Vieh Zuflucht und Schutz in Gefahren bot. — Wenige Rundlinge sind noch in reinem Typus klar erhalten. Außer dem ursprünglich einzigen Eingange ist jetzt meistens noch ein anderer in Gestalt eines hinteren Durchbruchs eingerichtet.

Auf dem hinteren gerundeten Teile des Angers steht beim Dorfteiche, der zur Viehtränke dient, die Kirche nebst Schule und Spritzenhaus; zuweilen noch die Schmiede oder wohl auch ein Ziehbrunnen. Um diesen Angerteil ordnen sich die Hofstellen fächerförmig. Ihre Torhäuser mit der Durchfahrt, einer kleinen Seitenpforte und einer Altenteilwohnung nebst Scheune schließen sich dicht aneinander. Dahinter breitet sich nach der Tiefe der Hof aus, an dessen einer Seite sich das Wohnhaus befindet; gegenüber auf der anderen Seite steht der Stall und im Hintergrunde die Scheune. Das ganze stellt also die sogenannte fränkische Hofanlage dar. Der niedersächsische Haustypus, der im Westen der Prignitz nicht selten ist, findet sich in bezeichnender Weise selten im Rundlingsdorf.

Die überwiegende Mehrzahl der Dörfer gehört dem Typus des Straßendorfes an, dessen Häuser meistens beiderseits die Straßen einschließen. Abweichend ist die Anordnung nur längs der Elbdeiche in der Lenzener Wische, wie beim Dorfe Mödlich geschildert wird (S. 192). Die Kirche steht bei den Straßendörfern entweder auf einer mittleren Erweiterung oder seitwärts hinter der Häuserreihe, etwa auf einer Anhöhe oder einem sonst geeigneten Platze.

Bauernhäuser. Frühmittelalterliche nationale Kultur, die den Dorfplan so verschieden gestaltete, spricht auch aus dem einzelnen Hause des Bauern noch zu uns. Die Prignitz ist auch für dieses ein Grenzgebiet. Die beiden Grundformen bäuerlicher Anwesen, die niedersächsische und die fränkische, sind in ihr freilich sehr ungleich verteilt. Wie diese auf der ganzen Linie ihrer Grenzscheide seit langer Zeit gegen jene vordringt und an Ausbreitung zunimmt, so gewinnt sie auch hier in der Prignitz mit jedem Jahre an Boden. Die vom Laufe der Ruhr am Südrande von Westfalen durch Hannover und die Altmark auf Wittenberge zu laufende Grenze zieht sich in der Prignitz von Cumlosen gegen Lenzen, vom Rudower See nordwärts gegen Garlin und von dort am Nordrande des Kreises hin, wo indessen nur wenige verstreute Reste als Ausläufer des mecklenburgischen Gebietes erkennbar sind. In größerer Zahl, ja als herrschende Bauweise tritt das sächsische Bauernhaus in der Lenzener Wische auf, besonders in den Dörfern Mödlich, Rosensdorf, Gr.-Wootz, Kietz und Unbesandten. Die ganze übrige Provinz kennt es nicht.

Die allmähliche Vernichtung des niedersächsischen Hauses muß jeden schmerzlich berühren, der ein Herz hat für die urwüchsige Kunst des deutschen Bauern, zu deren ehrwürdigsten Schöpfungen jenes gehört. Wir sehen das einstöckige Sachsenhaus der Wische zwischen alten Rüstern und Eichen im Schutze des Elbdeichs auf flachen, oft überschwemmtem und von Sickerwasser („Qualmwasser") durchsetztem Boden breit hingelagert, sein hochragendes Strohdach tief herabgezogen. Wie die hockende Henne mit ihren Flügeln ihre Küken sorglich umfängt, so umschließt es schützend Menschen und Vieh nud alle fahrende Habe des Bauern, der behäbig, ernst und arbeitsam in seinem Reiche haust.

Fluß und Deich auf der einen, Wiesen und Äcker auf der anderen Seite weisen dem Hause seine Stellung an; jenen wendet es die Fenster der Wohnung, diesen die Ställe und die Einfahrt zu.

Das sehr gestreckte Gebäude ist fast der ganzen Länge nach dreiteilig gegliedert. Der hohe mittlere Hauptraum, die Diele, mit lehmgestampftem Boden dient als Dreschtenne und ist durch das bogenförmige große Tor (grot dör) inmitten des Giebels mit dem hochbeladenen Erntewagen befahrbar. Nach diesem und den hochgeschwungenen Dreschflegeln richtet sich seine Mindesthöhe. Beiderseits begleiten ihn vorn die niedrigen Viehstände, unter deren schrägen Dachflächen in der „Hill" das hier wohl verwahrt liegende und zugleich vor der eindringenden Kälte geschützte Futter untergebracht ist. An diesen niedrigen „Abseiten" laufen in der Diele die Krippen hin, welche von hier aus gefüllt werden. Weiterhin enthalten die Abseiten noch Kammern für Knechte und Mägde, für Milch und Geräte. Am Ende der

dämmrigen, rauchgeschwärzten „Halle", über deren Balkenlage der „Hochbön" den Erntesegen birgt, öffnet sich ihr Raum nach beiden Seiten und erweitert sich in Gestalt eines Querschiffs in zwei Flügeln, den sogenannten „Utluchten", durch deren Fenster und Außentüren (lütte dör, achter dör) das Licht hineinflutet. An der Rückwand erhebt sich der von einem „Schwibbogen" überbaute Herd des Hauses. Hinter ihr schließen sich mehrere Stuben nebst Kammern an. Sie dienen nicht selten zwei Familien zur Wohnung, der des Besitzers und seinen etwa noch lebenden Eltern, den „Altsitzern". In solchem Falle stehen an der Rückwand der Diele auch zwei Schwibbogenherde. Ein fest mit den Kammern verzimmerter wandschrankartiger Abteil, der „Bettloch", „Klabus" oder „Butze" genannt wird, enthält das Nachtlager für den Bauer und die Frau, während andere mit vier schweren Eckpfosten aufgezimmerte aber bewegliche Butzen mit geschlossener Decke für die Knechte früher in den vorderen Ecken der Diele in der Nähe des zu überwachenden Viehs aufgestellt waren (Haus Ebel in Unbesandten). Bei Tage hat die Frau ihren Platz beim Herde. Der linke Flügelraum der Wohndiele, von welchem die „lütge dör" zum nahen Brunnen führt, dient ihr noch jetzt meist als Wasch- und Spülküche. In der benachbarten Kammer der linken Abseite besorgt sie die Milchwirtschaft. Zur Ruhezeit sitzt sie zwischen Utlucht und Herd und spinnt. Von hier übersieht sie alle Eingänge, die Hantierungen der Mägde, das ganze Hauswesen. Wenn sie kocht, so streicht der Rauch des Hausfeuers vom gedeckten Herde unter dem Schwibbogen hervor gegen die an Stangen unter der Decke aufgehängten Schinken und Speckseiten und durchdringt das im Hochbön aufgespeicherte Korn, um endlich durch die offenen Fache im Giebel über dem Dielentor und durch das sogenannte „Uhlenloch" in dessen Spitze seinen Ausgang zu finden. Der Wohnteil des Hauses hat nur etwa die halbe Höhe der Ställe, so daß über den Stuben noch ein Giebelraum, der „Kaffboden", angelegt werden konnte, der zuweilen auch zu Kammern ausgebaut ist. Zu ihm führt eine Treppe aus der Diele hinauf, deren langes oberes Podest den Küchenflügel brückenartig überspannt (Haus Hope in Kietz). Im übrigen ist das kellerlose Haus stets einstöckig.

Dem Typus der rein sächsischen Häuser verwandt sind Dielenhäuser, wie sie sich z. B. in Cumlosen und Motrich finden. Sie sind als Übergangsformen zum fränkischen Typus anzusehen, die meistens für kleinere Wirtschaftsbetriebe geschaffen wurden, als das voll ausgebaute sächsische Haus voraussetzt.

Der weit überwiegenden Mehrzahl der Prignitzer Bauernhäuser liegt der fränkische Haustyus zugrunde, welcher von Südwesten vorgedrungen ist und sich fast keilförmig bis über Perleberg hin vorschiebt.

Das nach fränkischer Art angeordnete Haus der Prignitz hat nicht entfernt die Großartigkeit der Anlage; weder sein Inneres noch die äußere Erscheinung ist von der mächtigen Wirkung wie beim niedersächsischen Hause. Während bei diesem alle Räume in innigstem Zusammenhange stehen und einen fest ineinandergefügten Organismus mit gewaltigen Gegensätzen im Rhythmus der Verhältnisse wie in Licht und Schatten bilden, ist bei jenem alles gelockert, beweglich und entbehrt jener Großzügigkeit. Auf der anderen Seite besitzt die fränkische Bauweise bedeutende

praktische Vorzüge, welche dazu beigetragen haben, seine Einführung allerwärts zu begünstigen. Neben der Möglichkeit, der Feuersbrünste leichter Herr zu werden, und der gesundheitlich vorteilhaften Trennung von Wohnung und Stall ist es namentlich die außerordentliche Anpassungsfähigkeit an die verschiedenen Besitzverhältnisse und Wirtschaftsumfänge, welche einen ganz hervorragenden Vorzug gegenüber der etwas allzuumfänglichen und starren sächsischen Anlage begründen.

Bei näherer Betrachtung fällt vor allem in die Augen, daß im fränkischen Hause Herdraum und Tenne nicht miteinander verwachsen und zu einem Ganzen ausgestaltet sind. Diese Verbindung in der Längsrichtung bestimmt nicht mehr die Teilung des Hauses, die hier vielmehr der Quere nach erfolgt. Sie war wohl ursprünglich meist eine Dreiteilung, bei der die mit dem Vorplatz unzertrennlich verbundene Küche das mittlere Drittel ausmachte. Je nach den verschiedenen Bedürfnissen reihen sich unter demselben Dache bei kleinem Umfang der Haushaltung rechts die Stube, links der Stall an, bei größerem Bedarf an Räumen oder bei Doppelwohnungen beiderseits Stuben; so meistens bei Hinzutritt eines Altenteils. Ebenso häufig wie der Schwibbogenherd ist hier ein mächtiger auf massiven Mauern ruhender Schlot, der zwischen Vorplatz und Küche in deren ganzer Breite ansetzt und als besteigbarer Schornstein durch das Obergeschoß dringt. Nach diesem Typus sind häufig die Schulzen- und Pfarrhäuser gestaltet (Glöwen, Bendelin). An der Rückseite zieht sich in vielen Fällen noch eine Abseite hin, die außer mehreren Kammern einen an die Küche angeschlossenen etwas vertieften Keller mit darüber befindlichen „Kellerboden" enthält (Abbendorf, Bälow, Glöwen, Rühstädt).

Eine fast ebenso große Mannigfalkigkeit der Anordnungen zeigt die fränkische Hofanlage der Prignitz. Bei ihr umschließen die Gebäude den Hof mit der Dungstätte fast ringsum. Die Straßenseite nimmt oft ein Torgebäude ein. Auf der einen Seite des Hofes folgt hinter ihm häufig zunächst das Altenteilhaus, hinter diesem nach der Tiefe der Hofraite das Besitzerhaus. Jenem gegenüber steht an der anderen Seite des Hofes ein Stallgebäude; an seinem hinteren Ende gleichlaufend zum Torhaus die Scheune (Reckenthin). Doch nimmt diesen Platz zuweilen auch das Wohnhaus ein (Karstädt), wenn es nicht seitwärts mit dem Giebel an der Straße steht.

Torhäuser. Die Torhäuser sind eine in der Prignitz noch zahlreich vertretene Bauanlage, die an sächsischen wie an fränkischen und wendischen Bauernhöfen vorkommt. In den Rundlingsdörfern entspricht die Länge der Torhäuser meist der vorderen Breite der fächerförmig abgeteilten Grundstücke, so daß sie sich zuweilen in Reihen dicht aneinander schließen (Reckenthin). Nicht selten sind sie zweistöckig, stets aus Fachwerk errichtet und meist noch mit Stroh gedeckt.

Flechtzäune. Von den verschiedenen Arten der Abgrenzung der Grundstücke fallen namentlich die schon selten werdenden Flechtzäune auf. Solche finden sich noch in Abbendorf, Bälow, Gr.- und Kl.-Lüben, Mödlich, Rühstädt.

Die meisten Städte der Prignitz gehen auf wendische Ortschaften von hohem Alter zurück. Ihre Namen kennt die Geschichte z. T. bereits im 10. Jahrhundert. Schon damals waren darunter vielumstrittene Plätze wie Havelberg und Lenzen, deren frühe Bedeutung sich auch unter der jahrhundertelangen Herrschaft der Wenden nur steigern konnte. Nach der deutschen Eroberung trat durch die Einwanderung zahlreicher Kolonisten bald eine bedeutende Zunahme der Bevölkerung des Landes ein. Der Gefahr, welche für den einzelnen mit dem Leben unter den feindlich gesinnten Wenden verbunden war, begegnete man am besten durch Massenansiedlung unter dem Schutze von Burgen, die zur endgültigen Sicherung der neuen Eroberung angelegt wurden. Der auf der Burg sitzende Grundherr oder der als Beamter der Markgrafen waltende Vogt vergab gegen den festgesetzten Zins an die Zuwanderer die Baustellen zum Anbau von Haus und Hof. Man bevorzugte unter den alten wendischen Dörfern und Graden die durch ihre natürliche Lage begünstigten und siedelte sich, untereinander zusammenhaltend, meist neben ihnen in etwas gesonderter Lage an. Die am meisten versprechenden Orte schienen zunächst Lenzen, Wittenberge und Havelberg. Dieser war bereits durch den Sitz des neugegründeten Bistums, nicht minder aber durch seine für jene Zeit überaus sichere Lage auf der Havelinsel ausgezeichnet, die beiden andern durch ihre günstige Verkehrslage an den Fährstellen des schiffbaren Elbstromes. Doch auch in dessen Hinterlande hoben sich unter der Gunst der Verhältnisse bald einige der jungen Siedelungen. Durch den Bedarf der stetig zunehmenden Bevölkerung an handwerklichen Erzeugnissen entfaltete sich dort der Gewerbefleiß der größeren, an verkehrsreichen Landstraßen belegenen Ansiedlungen Perleberg, Wittstock, Pritzwalk und Kyritz und ließ in ihrer Mitte einen anfänglich bescheidenen, allmählich aber an Bedeutung zunehmenden Marktverkehr entstehen. Ihr sich weiter über die Umgegend ausbreitender Handel und der allgemeine Aufschwung des Landes beförderten ihr Gedeihen und steigerten gegen Mitte des 13. Jahrhunderts ihre Bevölkerungszahl so bedeutend, daß sie den Umfang gewöhnlicher Marktflecken fast überstiegen. Die sie durchziehende Hauptverkehrsstraße war längst dicht mit Häusern und Höfen besäumt, in denen Ackerbau, Handel und Gewerbe in buntem Gemisch betrieben wurden. Vor den Häusern oder auf einem seitwärts von der Hauptstraße ausgesparten freien Platze tauschten an bestimmten Tagen die Bauern der Umgegend ihre Landerzeugnisse gegen Kleidungsstücke und mancherlei Waren aus, die der Städter ihnen feilbot. Straße und Plätze erhielten davon oft den Namen für alle Zukunft (Marktstraße in Pritzwalk). Nebenstraßen entstanden, die dem Verkehr folgten und unter anderem nach der inzwischen seitwärts vom Markte auf einem Friedhofe errichteten Kirche und zur Stadt hinaus nach der Burg führten. War es schon im Westen Deutschlands damals nötig, ja üblich geworden, die Städte mit einer Befestigung zu umgeben, so forderte die fortdauernde Gefahr in der Grenzmark umsomehr Vorsicht und Schutz. Die Burg allein konnte bei der raschen Zunahme des Stadtgebietes auf die Dauer keine genügende Deckung gewähren; man mußte

Entstehung der Städte.

daher bald daran denken, die Stadt selbst mit Wall und Graben zu umgeben. Deren Umkreis wurde dabei so bemessen, daß die Burg am Rande der Stadt auch ferner noch mit zu deren Schutze dienen konnte. Im übrigen durfte man auf einen fortdauernden Zuwachs rechnen und führte den Befestigungsring lose um die noch nicht allerwärts bebauten Straßenzüge. Er gab den Rahmen, der erst allmählich von ihnen ausgefüllt wurde. Je nachdem die Stadt an einer oder zwei sich kreuzenden Landstraßen lag, erhielt sie zwei, drei oder vier Tore, die nach den nächsten vor den Toren belegenen Orten, später erst nach entfernteren größeren Städten benannt wurden. Bei der Umwallung war nun auch die Gelegenheit gekommen, das ehemalige Wendendorf, wenn es dafür günstig lag, durch Einbeziehen in die Befestigungslinie aufzusaugen. Rings am Wall hin blieb noch ein breiter Gürtel von Gartenland für spätere Bebauung zur Verfügung. Aus den Gartenwegen entstanden allmählich die kleineren Nebenstraßen und Gassen. — Schon bevor die Stadt bis zu dieser Stufe der jugendlichen Entwickelung gelangt war, drängten die Zustände mit Notwendigkeit nach einer obrigkeitlichen Regelung der Verhältnisse im Sinne der damaligen Zeit. Maß und Gewicht mußte, da keine allgemeine Norm dafür bestand, für den einzelnen Marktort festgesetzt, der Friede durch verschärfte Strafen innerhalb der Weichbildgrenzen gesichert und andre Rechts- und Besitzangelegenheiten mit dem Grundherrn geordnet werden. Er war es, welcher dem Orte als Zusammenfassung alles dessen ein Stadtrecht erteilte, das sich bereits in einer älteren Stadt bewährt hatte und dem Maße von Selbständigkeit entsprach, das er seiner neuen Stadt zu gewähren dachte. Zu einem derartigen Erfolge gelangten Kyritz, Perleberg, Wittstock und Pritzwalk kurz nacheinander in den Jahren 1237, 1239, 1248 und 1256. Die Vorrechte, welche die Städte dadurch gegenüber den Dorfgemeinden erhielten, gewährten meist eine Grundlage für das fernere Gedeihen von Marktverkehr, Handwerkervereinigungen (Gilden) und Handel nach außen. Sie steigerten mehr denn je die Zuwanderung zur Stadt. Hörige, denen der Druck der ländlichen Frohndienste unerträglich wurde, strömten in Scharen herzu, denn Stadtluft machte frei.

Das Ringen nach städtischer Freiheit erfüllte in mächtigem Drange die Geschichte jener Tage. Viele alte Städte im Westen und Süden des Reiches, namentlich Bischofstädte hatten schwere Kämpfe darum ausgefochten. Herrlich blühte danach aber überall das Städtewesen auf. Zur rechten Zeit war die neue Schöpfung städtischer Gemeinschaft gereift, um ihren Segen über die eben neu gewonnenen östlichen Länder ausbreiten zu können. Zahlreich entstanden um diese Zeit Städte an der Küste der Ostsee wie im Binnenlande und erlebten überall ein frisches Gedeihen. Auch einige der Prignitzstädte hatten im Laufe des 13. Jahrhunderts durch einträgliche Handelsverbindungen mit jenen wendischen Seestädten bereits bedeutenden Wohlstand erlangt, namentlich Perleberg, das sich bald an die Spitze von allen stellte. Hand in Hand mit ihrer äußeren Entwicklung schritt die innere voran. Es war den Bürgern gelungen, in ihrem „Rate“ einen vom Grundherrn mehr oder weniger unabhängigen Verwaltungsausschuß zu bilden, dessen Aufgabe zunächst vor allem die war, die Interessen der Stadt gegenüber den Ansprüchen der Stadtherren wahrzunehmen. Der freiheitliche

Sinn der Bürger empfand immer lästiger die hindernde Abhängigkeit von ihm, sein Eingreifen in ihre Gerichtsbarkeit und mancherlei andere Beeinträchtigungen ihrer Selbständigkeit. Am Anfang des 14. Jahrhunderts war Perleberg, das fortan als Hauptstadt der Prignitz galt, so weit erstarkt, daß es ihm gelang, den aus der Natur der Verhältnisse entstehenden Kampf gegen die Grundherrschaft mit Erfolg zu bestehen. Nur als ein äußeres Zeichen dieses Erfolges erscheint es, daß die Stadt im Jahre 1310 bzw. 1317 unter geschickter Benutzung der Umstände die Burg des Stadtherrn durch Kauf an sich brachte. Auch in Pritzwalk, Kyritz, Wittenberge sehen wir die Bedeutung der Burg allmählich schwinden. Wo die Gunst der Lage und die treibenden Kräfte fehlten, wie in Meyenburg und Freienstein, die einst als Grenzburgen errichtet überdies oft durch Kriege beunruhigt waren, da siegte hingegen die Grundherrschaft. Auch in Putlitz blieb der Ort nur ein Anhängsel der Burg.

Die aufblühenden Städte waren aus eigner Kraft dem Schutz der Burg entwachsen, sie schützten jetzt zuverlässiger ihre bedeutende Einwohnerzahl, die Tapferkeit ihrer Bürger, ihre mit schweren Kosten erbauten Ringmauern mit der stolzen Wehr ihrer Tore und Türme sowie ihre stärkenden Bündnisse mit befreundeten Städten. Als Sinnbild ihrer Rechte, als Palladium ihrer Selbständigkeit betrachteten sie das Haus, das sich nun im Mittelpunkte des städtischen Lebens auf dem Markte erhob, ihr Rathaus, und als Zeichen alles dessen hängten sie fortan an ihre Verträge und Briefe ihr großes Siegel, in dessen Bilde eine Architektur von Toren und Türmen meist eine bedeutende Rolle spielt.

Das einst nur spärlich bebaute Gebiet zwischen den Wällen füllte sich ständig noch dichter mit Bürgerhäusern und es trat hie und da der Fall ein, daß der Ring der Befestigung die Bewohner nicht mehr fassen mochte, ja die Bebauung der Landstraßen vor dem Tore schon begonnen hatte, so daß notgedrungen die Mauer durchbrochen, weiter hinausgeschoben und die außerhalb angesetzte Vorstadt mit eingeschlossen werden mußte. Dabei rückte auch das Tor an der Landstraße hinaus, die Nachbarstraßen verlängerten sich in ihrer Hauptrichtung und bogen dann wie früher kurz vor dem Tore in jene ein. So entstand eine Stadterweiterung, die zuweilen noch lange die Bezeichnung Neustadt behielt (Lenzen).

Erst vom letzten Stande der äußeren Ausbreitung der Städte am Ende des Mittelalters finden wir in einigen günstigen Fällen Reste in ihren heutigen Beständen vor.

Durch Verwüstungen in Kriegszeiten und häufige verheerende Brände sowie darauffolgenden Wiederaufbau („Retablissement" von Wittstock 1716, Meyenburg 1795) wurde die ursprüngliche Anlage vielfach verändert. Überdies haben in neuerer Zeit zahllose kleinere Einzelabänderungen, die zusammen eine Art Überarbeitung des Ganzen darstellen, die frühere Erscheinung mehr und mehr beeinträchtigt. Der Anteil der beiden letzten Jahrhunderte an dieser Überarbeitung des Stadtplanes bestand hauptsächlich in der Beseitigung der Befestigungen, der Umwandlung der Wälle in Promenadenanlagen, der Verlegung der Friedhöfe außerhalb der Stadt und einem fortwährenden „Regulieren" an den Flucht- und Straßenlinien.

Berücksichtigt man alle diese Veränderungen der letzten Jahrhunderte und geht zurück auf die Zeiten des Werdens, so wird man von den Städten der Prignitz den Eindruck erhalten, daß ihre Anlage im großen frei von jeder unberechtigten Willkür streng den gegebenen natürlichen Grundlagen in Bodenerhebungen und Flußläufen, demnächst dann den Bedürfnissen von Handel und Verkehr, sowie der verschiedenen Handwerksbetriebe und schließlich den Erfordernissen der Sicherheit folgte. Wenn sie auch nicht das Ergebnis großer weitschauender Planungen war, wie es der schnelläufigen Neuzeit auf der Höhe unserer gegenwärtigen Kultur ziemt, so spürt man darin doch im ganzen die Wirkung wohlüberlegten verständigen Handelns, das durch viele Generationen anhielt und dadurch allerdings mehr einem Kristallisationsvorgange ähnelt als einer einmaligen planmäßigen Schöpfung. Höchst selten fand gerade in der Prignitz die Obrigkeit ganz freies Feld zum unbehinderten Planen. Unantastbare Besitzverhältnisse standen oft entgegen. War aber wirklich ein Plan vorhanden, so hatte das beständige Festhalten daran wegen der Länge der Zeit, die über seiner baulichen Ausführung verging, überall da Schwierigkeiten, wo nicht die tägliche Forderung des Bedürfnisses für seine Innehaltung sorgen half. So fand das Bedürfnis Zeit sich durchzusetzen, und unzählige Einzelvorgänge erhaschten die Gelegenheit, das steife nüchterne Schema des kurzsichtigen Verstandes mit ihrer Laune zu umspielen oder zu durchbrechen und zu ändern.

Das alles erkennt man aus den selbst nach allem Regulieren noch vielfach so geschmeidig gebogenen Straßenlinien, ihrer ungleichen Breite, ihren zahlreichen Erweiterungen und Verengungen, an den so unendlich verschieden geformten Häuserblocks, die weit entfernt sind von einem mechanisch befolgten Schema, aus der so mannigfaltigen, oft scheinbar so willkürlichen, in Wahrheit aber durchaus geschichtlich bedingten Gesamtform des Grundrisses — eine Mannigfaltigkeit, die derjenigen ihrer Entstehung entspricht und zur völligen Erläuterung der Prignitzer Stadtanlagen erfordern würde, jede einzelne in ihrer Besonderheit darzustellen. Zu der in den Ostmarken oft vorgenommenen Neugründung von Städten nach dem bekannten Rechteckschema scheint es in der Prignitz wegen der bereits im 13. Jahrhundert bedeutenden alten Bestände nicht gekommen zu sein. Als Ausnahme wäre etwa die nördliche Hälfte von Wittstock anzuführen, deren Regelmäßigkeit vermutlich auf die durch Inschrift in der Burg überlieferte Verlegung der Stadt zurückzuführen ist. Ähnlich verhält es sich mit Freyenstein, dessen Grundriß als einziger den Eindruck einer einheitlichen Anlage nach einem fertigen Schema macht (Ostpr. Abb. 35). Er rührt ohne Zweifel von der Verlegung her, welche der Ort im Jahre 1287 erfuhr.

Städtische Bebauung.

Mancherlei bezeichnende Züge bieten die Städte der Prignitz auch in der Art ihrer Bebauung, in der Lage ihrer Hauptgebäude und Örtlichkeiten. Die dichteste Bebauung fand sich naturgemäß am Markt und den Hauptstraßen. Auf dem einst im Verhältnis zur Stadt sehr großen Markte erhoben sich das Rathaus und das Kaufhaus („Krambude" in Wittstock) mit der Ratswage und den Buden, Scharren und Ständen der Händler. Unfern davon ragte in Perleberg ernst das Steinbild des Roland über das Markttreiben. Der von hier ausstrahlende, nach den Außen-

teilen der Stadt hin aber abnehmende Verkehr stand in Wechselwirkung mit der nach außen hin weitläufigeren Bebauung. Der Fahrverkehr war bei den größeren Städten freilich in erster Linie bestimmend für den Zug der Straßen. Meist ging er gerade oder krumm von Tor zu Tor. In Perleberg, das Niederlagsrecht hatte, lag die Ablage da, wo die Hauptstraßen mit dem bedeutendsten Wasserlauf zusammentrafen. Der Rat und die Gilden der mittelalterlichen Stadt waren gleicherweise darauf bedacht, allen Meistern eines Handwerks gleiche Vorbedingungen für ihren Betrieb zu verschaffen. Man hielt deshalb die einzelnen Gewerke bei der Arbeit wie beim Verkauf ihrer Waren zusammen. Ohnehin drängte oft die Not um Wasser und Raum dazu. Färber und Gerber mußten an den dafür bestimmten Flußläufen oder Gräben wohnen (Schuhstraße in Perleberg), die Fischer unfern der etwa vorhandenen Fischweiher, die Wollweber nahe den Wällen, auf denen sie ihre Rahmen zum Spannen der Tuche aufstellen konnten (Wandgraben in Perleberg). Der Ackerbau wurde namentlich in Wittstock stark betrieben, wo die Ackerbürger eine eigene Brüderschaft, das „Bauwerk" bildeten. Sie bewohnten die „Baustraße" (Wittstock, Pritzwalk), welche sich durch breitere Grundstücke mit größeren Höfen auszeichnete und daher vom Markte und den Straßen mit hohen Bodenpreisen entfernt lag. Hier wohnten in schmalen Häusern die Krämer und Handelsherren, während die Töpfer gern beim Tore blieben (Wittstock), die Juden aber meist in einem abgelegenen Winkel verwiesen wurden, der über Nacht leicht abzusperren war.

So erhielt fast jede Straße ihre besondere äußere Erscheinung durch den Handwerksbetrieb ihrer Bewohner, der sich zum Teil vor den Häusern abspielte und bezeichnende Luft und Geräusche hervorrief, durch die Bewohner selbst mit ihren aus dem Beruf entstandenen besonderen Lebensgewohnheiten und Gebaren, durch die Häuser vor allem, deren innere Einrichtungen und äußere Gestaltung aus dem Handwerksbetrieb erwachsen waren. Im Kaufmannsviertel, am Markt und seiner nächsten Umgebung, wo auch die etwa stadtsässig gewordenen Ritter (Perleberg) wohnten, standen die stattlichsten Häuser, hochgiebelig und mit reicherem Schnitzwerk versehen. Der Einzelverkauf fand meist in der Diele statt, wo ein Klappladen des hölzernen Einbaus als Ladentisch heruntergeklappt wurde. Später führten sich solche Läden an einem breiten Straßenfenster ein, wie sie bei Bäckern sich noch bis ins 19. Jahrhundert erhalten hatten. Das für den Großhandel nötige Verladen der Güter auf die Frachtwagen geschah auf der Straße oder dem Hofe, der etwa durch die ganze Tiefe des Blocks bis zu einer Hinterstraße reichte, an der die Ställe lagen und zu der die Torfahrt des Hofes führte. Wie die wechselnden Bilder der Straßen das äußere Treiben der verschiedenen Gewerke zur Anschauung brachten, so kam in ihren stattlichen Gildehäusern der eigentümliche Sinn und Geist der Zünfte zum lebendigen Ausdruck. Sie standen meist unfern des Marktes. Nicht immer in dessen unmittelbarer Nachbarschaft, sondern oft auch, wie in Lenzen, nahe der Mauer stand das weitaus bedeutendste Gebäude der Stadt: die Kirche mit ihrem hochragenden Turm. Stets westöstlich gerichtet stand sie unabhängig vom Laufe der benachbarten Straßenzüge, meist so, daß sie mit ihrer nächsten Umgebung, dem Friedhofe, gegenüber dem

geräuschvollen städtischen Getriebe in stiller Abgeschiedenheit beharrte und das geistige Leben in der Schule und den Häusern der Geistlichkeit um sich sammelte. In eine ähnliche stille Ecke an der Stadtmauer, wo der Boden billig war, hat sich wohl hie und da auch ein Bettelmönchs- oder Nonnenkloster (Kyritz, Perleberg) geschmiegt. Doch nicht nur solche Anstalten stiller Sammlung traf man im Gartengebiet der Stadt an, wo das Gras auf den gepflasterten Straßen wuchs; da konnten sich auch gewerbliche Betriebe wie die Ratsziegelei mit ihren Trockenplätzen und Ziegelscheunen breit machen, und in der Nähe klapperte wohl gar eine Mühle (Perleberg, Wittstock, Pritzwalk), für die man mit besonderer Vorsicht einen kleinen Wasserlauf durch weitgespannte Bögen der Stadtmauer ein- und ausgeführt hatte, um in schlimmen Zeiten der Belagerung des Brotes nicht entbehren zu müssen. Am Rande der Stadt lag auch stets die Burg mit besonderem Wall und Graben umgeben, einst Schutz, dann Feind der Stadt, schließlich ein verlassener toter Ort, wo die letzten „Rudera einer Burg“ die hellen Zeiten der Aufklärung verträumten. Vom einstigen Ursprung der Stadt aber, dem alten Wendendorfe, war zu der Zeit keine Spur mehr zu merken, außer daß der „Kietz“ noch zuweilen daran erinnerte.

Draußen vor dem Tore verlängerte sich scheinbar die Straße. Doch nur in lockerer Bebauung standen hier die strohgedeckten einstöckigen Häuser zwischen den Gärten, aus denen oft ein Hospital mit einem Kirchlein hervorlugte. Weiterhin dehnte sich der Hagen mit den Bleichen und den Wiesen, auf welche der Stadthirt alle Tage auf dem gleichen Wege durch die „Kuhstraße“ das Vieh der Bürger trieb. Hier lag auch die Vogelwiese, wo die Schützengilde sich im Armbrustschießen übte, wenn sie nicht den trockenen Graben am Stadtwall vorzog. Nicht immer stand das Wasser in den Gräben und verschieden hoch waren die Wasserstände, die man durch „Freiarchen“ (Wittstock, Perleberg) und Stauvorrichtungen stellen konnte. Auf den Hügeln bei der Stadt drehten sich die Windmühlen, auf anderen pflegte man den Weinbau, einer aber diente als Richtstätte und trug den Galgen. Uralt war die Sitte, auf den Bergen bei der Stadt Heiligtümer und Wallfahrtskapellen (Calvarienberge in Lenzen und Havelberg) zu errichten, aber spät erst legte man die Friedhöfe von den Höfen um die Stadtkirchen vor die Tore hinaus.

Befestigung der Städte.

Gerade im 13. Jahrhundert, in welchem die Mehrzahl der Prignitzer Städte ihren Ursprung hatte, war der Brauch der Befestigung allgemeiner geworden, als er vordem war. Für die Städte der Prignitz, die damals ja noch keineswegs jeder Gefahr entrückt waren, kann man die Absicht zur Ausführung einer solchen von vornherein annehmen. Schon um 1150 hören wir aus den Briefen Bischof Anselms von der Befestigung von Dom-Havelberg.

Die Stadt, welche um diese Zeit am Fuße des Domberges auf einer von ihm auslaufenden Landzunge entstand, schützte im Südosten und Westen der Lauf der Havel, im Norden der Stadtgraben. Das Wasser war für jene Zeit ein so wirksamer Schutz, daß Havelberg jede Ummauerung entbehren konnte. Es blieb freilich auch fernerhin eine ganz „offene“ Stadt. Sie war die einzige der Prignitz, denn

bei keiner der übrigen Städte lag der Fall so einfach, und keine sonst ist ohne Wall und Graben geblieben.

Annähernd so wirksam wie der Schutz eines Flusses war der durch wasserreiche Niederungen und Sümpfe, die schon die Wenden für die Anlage ihrer Burgen („Grade") bevorzugt hatten, und die nun auch von den Deutschen hier im Flachlande bei ihren Städtegründungen gern benutzt wurden. Eine derartige Schutzwehr, welche meistens noch durch Wall und Graben nebst Palisaden oder Planken verstärkt war, besaßen die Prignitzer Städte wohl gleich von Beginn ihres Bestehens an, ja vor ihrer Erhebung zur Stadt, denn im Stadtrechte Pritzwalks von 1256 wird schon das Verletzen der Weiden auf den Wällen mit Strafe bedroht. Wie man diese Art der Befestigung durch Verdoppelung der Wälle und Gräben verstärkte, zeigt beispielsweise die Nordhälfte von Wittstock (Ostpr. Abb. 318). Der Plankenzaun war ein ziemlich unzulänglicher Schutz, der zwar noch lange für Vorstädte oder als Notbehelf in Anwendung blieb, aber für die Stadt selbst bei fortschreitender Verbesserung der Schußwaffen und der Belagerungskunst sehr bald nicht mehr genügen konnte. Zurzeit des aufblühenden Bürgertums war daher die steinerne Ummauerung der Stadt das wichtigste praktische Erfordernis für eine achtungswerte Befestigung, ja sie war durch die Zahl ihrer Türme und die reiche Entfaltung ihrer Torbauten ein hochbedeutsames äußeres Zeichen für die Wehrhaftigkeit und Macht der Stadt und infolgedessen oft ihr ganzer Stolz trotz, vielleicht auch gerade wegen der großen Kosten und schweren Lasten, die sie den Bürgern auferlegte.

Wann man hierzulande mit der Ummauerung der Städte begonnen hat, ist nicht überliefert. Das Material, welches nur bei Pritzwalk in hammerrecht behauenen, sorgfältig in gleichmäßigen Reihen verlegten Feldsteinen besteht, spricht in diesem Falle eben wegen der ausgezeichneten Technik für hohes Alter. Das Gleiche gilt von einigen geringfügigen Kunstformen an kleinen Nischen am Ostteil der Wittstocker Mauer (Ostpr. Abb. 322), die diesen Teil gleichzeitig mit den unteren Teilen des dortigen Burgturmes erscheinen lassen. Diese Kennzeichen deuten für beide Städte auf die Mitte des 13. Jahrhunderts. Auch die älteren Chronisten setzen den Beginn der Befestigung Wittstocks in das Jahr 1244. Bischof Heinrich II. ordnete im Jahre 1275 bereits deren Ausbesserung aus den Einnahmen von den städtischen Geldern an. Für die Ausbildung einer Stadtmauer in Backstein bietet uns Wittstock in einer kurzen Strecke auf seiner Nordseite einen vollständig erhaltenen Rest als Beispiel.

Wo sich Strebepfeiler außen an den Ringmauern finden, sind sie wohl mit wenigen Ausnahmen später hinzugefügt worden, um die bedenklich gewordene Standfestigkeit der Mauer zu sichern. Dem gleichen Zwecke dienten zum Teil auch die sogenannten Weichhäuser, runde oder eckige Ausbauten, die auf der Stadtseite meist offen waren und die Form von „Schalen" hatten. Ihre eigentliche Bestimmung kam hauptsächlich in den vielen Fällen zur Geltung, wo die Mauer keinen Laufgang besaß und ein Bestreichen von der Flanke her nötig wurde. Die Möglichkeit hierzu boten die Weichhäuser, die im Innern durch Leitern zugängliche Balkenlagen hatten

und auch seitlich an ihrem vor die Mauer springenden Teile mit Schlitzfenstern versehen waren. Nicht alle Prignitzer Städte hatten, wie es scheint, solche Weichhäuser. Wir vermissen sie z. B. fast ganz bei Kyritz (Ostpr. Abb. 167). In Pritzwalk und Meyenburg sind sie zum größten Teil zugrunde gegangen, in Perleberg und Freyenstein ganz und gar samt der Mauer; nur Wittstock hat sie noch zahlreich, wenigstens in Stümpfen bewahrt. Die Abstände der Weichhäuser sind außerordentlich verschieden. Wo die natürliche Lage hinter Wasserläufen und Sümpfen sie als unnötig erscheinen ließ, fehlen sie zuweilen auf längere Strecken ganz, so z. B. am Hagen auf der Nordostseite von Perleberg. Im übrigen richtete sich ihr Abstand naturgemäß nach der Tragweite der jeweiligen Schußwaffen. Die Errichtung der Stadtmauer war kaum jemals ein Werk aus einem Gusse, vielmehr meistens ein Mosaikwerk verschiedener Jahrhunderte. An ihrer Innenseite führte ein Weg hin zur Verbindung der Weichhäuser, der seit dem 18. Jahrhundert die „Communikation" genannt wurde.

Eigentliche Befestigungstürme sind in der Prignitz nur schwach vertreten. Es bestehen nur noch drei rechteckige Tortürme mit Durchfahrt, nämlich das Gröper Tor in Wittstock, das Südtor in Freyenstein und das Steintor in Wittenberge. Vollrunde Türme sind in den älteren Stadtplänen und Ansichten mehrfach verzeichnet. Sie standen stets in der Nähe der Tore, zum Teil dicht neben ihnen (Lenzen, Perleberg, Wittstock), und dienten zur besseren Beobachtung der Vortore und Zwinger, später meistens als Pulvertürme. — Die Tore waren in der Prignitz damals von einfachster Einrichtung, nur mit hölzernen Flügeln verschließbar und darüber in der Höhe etwa ein Überzimmer angebracht zum Herabwerfen von Steinen auf die Anstürmenden, im übrigen weder Fallgatter noch Zwinger. Diese kleinen, von niedrigen seitlichen Mauern eingeschlossenen Vorhöfe vor den Toren, auch „Parcham" oder „Barbakane" genannt, kamen in Wittstock erst nach dem Jahre 1500 hinzu und zwar in ziemlich langgestreckter Form und sogar doppelter Anordnung mit zwei Vortoren. Ebenso stattlich waren auch die Perleberger Tore angelegt.

Rathäuser. „Dat Hûs" war nächst der Ringmauer mit ihren Türmen und Torgebäuden das wichtigste weltliche Bauwerk der Städte, ihr Stolz und das Sinnbild ihrer Freiheit. Von den alten Rathäusern der Prignitz ist nach dem völligen Umbau des letzten zu Wittstock kein einziges mehr erhalten. Die wertvollsten Reste von allen sind die Gerichtslauben zu Perleberg (Abb. 226 bis 227) und Wittstock (Ostpr. Abb. 306 bis 309). Ganz geringe Überbleibsel der mittelalterlichen Bauwerke sind auch in Havelberg und Lenzen noch aufzuspüren. Die letzten Jahrhunderte haben darin nichts von Bedeutung geschaffen.

Die Rathäuser lagen in alter Zeit stets am Markte, dem Hauptverkehrsplatze, und mit ihm an der Hauptstraße des Ortes. Eine merkwürdige Ausnahme hiervon scheint Havelberg zu bilden, wo der Markt im Mittelpunkt der Insel, nicht aber an der Hauptstraße liegt. Indessen mußten die Marktplätze im 12. Jahrhundert, wo Handelsleute und Käufer auf Wagen und Karren im Freien übernachten mußten, erheblich größer sein als in unseren Tagen, und so wäre nicht ausgeschlossen, daß wir es auch hier mit einem der häufigen Fälle zu tun haben, wo der Markt im

Laufe der Jahrhunderte teilweise bebaut worden ist. Auch die Raumbedürfnisse im Rathause waren einst ganz andere als heutigen Tages. Weit weniger wurde geschrieben, weit mehr wurde mit Worten verhandelt in jener kernigen Zeit, wo nicht nur das Schreiben eine seltene Kunst war, sondern auch das gesprochene Wort mehr Gewicht hatte. Der Bedarf an Schreibstuben war also gering und trat im Bauprogramm des mittelalterlichen Rathauses stark zurück gegen die Forderung von großen saalartigen Räumen, die zu Versammlungen der Bürgerschaft, der „Bursprake", vor allem aber als Kaufhalle und amtliches Schauhaus für die gewerblichen Erzeugnisse der Gilden dienten. Mit ihrer Erhebung zu deutschen Städten hatten die aufblühenden Orte meist auch das Recht zu einer ständigen Vertretung ihrer Gemeinde durch einen „Rat" erhalten. In höchst bewegter Zeit war meist das erste Haus entstanden, das von ihm den Namen führte und in welchem er fortan über das Wohl und die Geschicke der Stadt zu beraten hatte. Fast gleichzeitig damit hatte die Stadt meistens auch die niedere Gerichtsbarkeit erworben. Für die daraus erwachsenen Gerichtsverhandlungen, welche anfänglich auf offenem Markte abgehalten worden waren, hatte sich bald das Bedürfnis nach einer bedeckten Laube geltend gemacht, damit die Schöffen unter dem Vorsitz des vom Stadtherrn gestellten Schultheißen „das Ding" auch bei ungünstiger Witterung ungestört „hegen" könnten. In Rücksicht darauf, daß eine größere Menge von Bürgern den Verhandlungen beizuwohnen pflegte, wurde die Gerichtslaube stets im Erdgeschoß und nur um einige Stufen über den Markt erhoben angeordnet. Sie scheint auch die Stellung des ganzen Rathauses mit beeinflußt zu haben; denn in Perleberg wie in Wittstock war dieses so gestellt, daß der freie Raum um die Gerichtslaube nicht allzugroß wurde und das unter der Laube gesprochene Wort nicht zu sehr in der offenen Weite der Luft verwehte. Wir finden daher in beiden Städten die Laube vom großen Marktplatze abgewendet. Auch die Ratsstuben, die mit etwaigen Schöffenstuben meist eng verbunden waren, erforderten eine dem geräuschvollen Treiben des Marktes entrückte Lage nahe der Gerichtslaube und wurden daher gern über dieser angebracht, wie auch hier in beiden Fällen geschehen ist. Nicht nur den durch den Zweck der Räume bestimmten Abmessungen, sondern auch dem herrschenden Sinn für einfache strenge Anordnung nach altüberlieferter Bauweise entsprach am meisten die Angliederung dieser Raumgruppe an eine der schmalen Giebelseiten des Saalbaus. Auch hierin stimmten die beiden angeführten Rathäuser überein. Wie das von Perleberg ostwärts einen langen Saal enthielt, in welchem „die Gewandschneider und Tuchmacher feil hielten", so schloß sich in Wittstock westwärts ein hochräumiger einstöckiger Teil als Kaufhalle an, die vornehmlich den zahlreichen Tuchmachern der Stadt zum Auslegen ihrer Gewebe diente und von der Giebelseite am Markte durch eine weite Spitzbogentür zugänglich war. Auf dem hohen Dache des Hauses hing in einem Türmchen die Glocke, welche die Bürger in Not und Gefahren zusammenrief, vor allem dann, wenn der Türmer sah, daß der Feind in ihre Felder einfiel, ihre Herden raubte und sie um die Früchte ihres Fleißes brachte; denn noch immer waren viele der Bürger Ackerbauer, wie ihre Väter gewesen waren, ehe sie sich von der heimischen Scholle losgerissen

hatten. Als sie dann in der Stadtluft freie Bürger geworden waren, da hatten sie doch die Heimat nicht vergessen wollen, und mit der Berufsart brachten sie auch ihr Heim so gut es gehen wollte mit in die Stadt: das altliebe Haus mit dem Strohdach über der großen Diele, die ihnen ans Herz gewachsen war. Als es dann aber endlich dazu kam, daß auch die Gemeinde, nachdem sie vom Stadtherrn frei geworden, sich ihr eigen Haus bauen durfte, da gaben sie auch dem Rathaus noch ein gut Teil vom alten Heime, dem Bauernhause ihrer niederdeutschen Voreltern, mit. So kam es, daß die Prignitzer Rathäuser noch bis in unsere Tage an den alten kernigen Bauernstamm erinnern. Im Hintergrunde des Marktes erhebt sich der Bürger „Hus" wie das des Bauern frei auf seinem Hofe. Durch die große Tür mitten an der Giebelseite des Rathauses tritt man wie durch die „grote Dör" am zugewendeten Giebel des Bauernhauses in die weite hohe Dielen-Halle. Wie sich dort die Viehstände lang an ihren Seiten hinreihen, so hier die Stände der Gewerksleute. An ihr hinteres Ende schließt sich ein kleinerer zweistöckiger Teil, dort aus Wohnstuben und „Kaffböhn" bestehend, hier aus Gerichtslaube und Ratsstube darüber. In beiden Fällen streckt sich über alles ein gemeinsames langes Giebeldach, das hier wie dort als Speicher für die Frucht der Felder dient. So war das jetzt umgebaute Wittstocker Rathaus einst beschaffen; von solcher Art war auch das schon 1867 abgebrochene ältere Rathaus der Stadt; nicht anders kann nach Hössels Bild und Bekmanns Beschreibung das erst vor fünfzig Jahren größtenteils abgebrochene Rathaus von Perleberg gewesen sein.

Vergegenwärtigt man sich, wie innig verwandt in den wesentlichsten Grundzügen nicht nur das ländliche Pfarrhaus (Mödlich) und das Wohnhaus des Bürgers, sondern sogar das Rathaus dem einst in der Prignitz herrschenden Typus des niedersächsischen Bauernhauses sind, so erhält man eine Vorstellung, wie tief einst der Begriff „Haus" in seiner umfassenden Wesensform geschöpft, wie einheitlich er erfaßt wurde, und wie unerschütterlich fest die in uralter Volksüberlieferung wurzelnde Grundlage des Hauses durch viele Jahrhunderte bei allen ihren Abwandlungen für verschiedene Zwecke bestehen blieb.

Wie sich im Hause des niedersächsischen Bauern all sein häusliches Tun und das Leben seiner Familie abspielt, wie er in der Halle Hochzeiten feierte und die Toten seiner Familie aufbahrte, so vereinigte das „Haus" der Bürger das ganze öffentliche Leben der Stadt in allen seinen heiteren, ernsten und selbst düsteren Gestaltungen in seinen Mauern: Kauf und Verkauf, Handel und Wandel, die sich alle von obrigkeitswegen öffentlich vollziehen mußten, ernste „Bursprāken" und fröhliche Feste, Hochzeiten, Schwänke und Possen, Eidesleistungen und Verbrüderungen. Draußen in der Laube wurde das Urteil gefunden und recht gesprochen, dicht dabei stellte man den Missetäter an den Pranger (Wittstock), hielt ihn im Keller gefangen und peinigte ihn in der Folter. Inzwischen saß nebenan in der Trinkstube des Ratskellers manch fröhlicher Zecher, der den kühlen Trunk nach des Tages Last und Hitze nicht missen mochte. Oben aber über alledem erhaben wachten in der Ratsstube die Konsuln, daß die Stadt nicht Schaden nehme und bedachten reiflich der Bürger Bestes.

Rauh hat der große Glaubenskrieg auch über die Rathäuser gefegt. Auch in ihnen machte sich bald wie allerwärts der gedämpftere Pulsschlag der Zeiten geltend und ihr Wandel gab auch seinen Räumen andern Zweck und veränderte Bedeutung. Die Gerichtslaube war verlassen, darüber die Ratsstube in die Gerichtsstube, „Audienz" und Akzise umgewandelt. Am längsten von allen früheren Einrichtungen beim Rathause haben wohl die Brot- und Fleischscharren Namen und Wesen bis in das letzte Jahrhundert hinein bewahrt. Sie behaupteten ihren Platz noch über die Biedermeierzeit hinaus, als drinnen in der Halle längst kein Tuch mehr feil war, als Tanz und Sang verklungen waren, die Trinkstube allmählich vereinsamte, die Ratswage verrostete oder den Spritzen und Leitern Platz machen mußte und an den Deckenbalken in langen Reihen die ledernen Feuereimer hingen. Die hohe lebenerfüllte Halle von einst wurde zur düsteren Rumpelkammer. In ihrem Hintergrunde aber erhob sich langsam das weiße Gespenst der papiernen Zeit, die bald unaufhaltsam von jedem Winkel Besitz ergreifen sollte.

Der städtische Wohnhausbau.

Die Beispiele von Wohnhäusern, welche uns die Städte der Prignitz aufweisen, gehen nicht über das Ende des Mittelalters zurück. Damals führte die zunehmende Dichtigkeit der Bebauung innerhalb der Ringmauern zu großer Enge und damit zu sehr schmalen Straßenfronten der einzelnen Grundstücke. Diese reichten bei Häuservierteln von großer Tiefe etwa bis zu deren Mitte, sonst aber durch das ganze Viertel bis zur nächsten Parallelstraße. So finden wir es bei dem ältesten Fachwerkhause der Prignitz zu Perleberg (Abb. 229). An den Rändern der Stadt und in abgelegenen Vierteln, wo sich noch aus der Jugendzeit der Städte mehrfach breite Grundstücke mit großen Höfen fanden, gab es noch landwirtschaftlichen Betrieb und das Haus des Ackerbürgers hatte hier wohl noch lange eine dem Bauernhause der Gegend sehr verwandte Anlage behalten. In den verkehrsreicheren Straßen um den Markt hingegen, wo sich die Enge besonders stark geltend machte, hatte sich der Bürger längst an eine andere Einrichtung des Hauses gewöhnen müssen, vor allem daran, wie die Mönche und Ritter im Oberstock zu schlafen, durch den das Haus an Raum gewonnen, was es im Erdgeschoß verloren hatte. Hier unten hielt selbst der Handwerker und Kaufmann noch lange an der althergebrachten niederdeutsch-bäuerlichen Raumeinteilung fest, deren Hauptstück, die breite und hohe Diele, sich von der Haustür bis zum Hofe ausdehnte und nur durch Werkstatt oder Laden an der Front und Küche und Treppe im Hintergrunde geschmälert wurde. Einen derartigen Grundriß hatte das Tapkesche Haus am Markte (Abb. 233) und einen solchen darf man auch für das Fachwerkhaus Abb. 229 wohl annehmen. Indessen die große, fast hausbreite Diele bedeutete immer noch eine erhebliche Raumverschwendung, denn eigentlich nur der Großkaufmann konnte sie recht ausnutzen zum Aufstapeln seiner Handelsgüter. So wurden denn schließlich auch an ihrer anderen Seite Räume abgeteilt, die als Wohnstuben für den Tagesaufenthalt der Familie dienten. Solcher Art ist der Grundriß des Düvertschen Hauses in Havelberg (Abb. 116), das bereits dem 17. Jahrhundert angehört.

Eine Wirkung der schmalen Grundstücke war auch, daß die Häuser notgedrungen der Straße ihre schmalen Giebelseiten zuwenden mußten. Die seitliche Abwässerung

der Dächer erforderte zwischen den Häusern für den Tropfenfall ein Traufgäßchen, das in Havelberg die Bezeichnung „Stege" führt (Abb. 116). Fast dicht aneinander geschlossen reihte sich so Giebel an Giebel zu so reizvollen mannigfaltigen Bildern, wie sie uns Merians Griffel überliefert hat.

Erst das 18. Jahrhundert wich von dieser Anordnung der Häuserfronten ab und die Prignitz bietet gerade in den Vorgängen beim Wiederaufbau Wittstocks nach dem Brande von 1726 eine bezeichnende Äußerung der veränderten Geschmacksrichtung in den strengen Befehlen des Königs, die Traufe der Häuser straßenwärts zu legen. Die Häuser an der Wilhelmstraße zu Kyritz (zwischen 1660 und 1670) zeigen noch vorherrschend den Giebel an der Straße.

Etwa bis in dieselbe Zeit wurde der Bau der bürgerlichen Wohnhäuser fast vollständig vom Fachwerk beherrscht. Den vielen traurigen Erfahrungen gegenüber, die man durch zahllose entsetzliche Brände in allen Städten gemacht hatte, siegte doch immer wieder die alte Anhänglichkeit an den heimischen Holzbau, der überdies noch den Vorzug weit größerer Billigkeit vor dem Steinbau voraus hatte.

Von den ältesten Fachwerkbauten der Prignitz hat nur das einst prächtige, jetzt freilich arg verbaute und verdorbene Patrizierhaus (am Markte 4) zu Perleberg noch gotische Formen und geht mit seinen schlanken Figuren-Konsolen und seinen durch zwei Stockwerke reichenden Pfosten wohl bis in das Ende des 15. oder den Anfang des 16. Jahrhunderts zurück. Ihm schließen sich einige wenige Renaissancebauten aus dem gleichen Jahrhundert an, neben Resten von zwei Wohnhausbauten zu Perleberg und dem Beguinenhause auf Dom-Havelberg, auf welche dann in langer Reihe die etwa 100 Jahre jüngeren Wohnhäuser in Kyritz, Havelberg und Perleberg folgen. Aus ihnen allen heimelt uns eine naive Formgebung an, die mit immer frischem Reize auf das empfängliche Gemüt wirkt. Auch sie bewahren in ihrem Gefüge z. T. noch jenen mittelalterlich anmutenden Zug durch zwei Geschosse gehender Pfosten. Die Haustüren und die bogenförmig geschlossenen Einfahrten sind oft mit schwungvoll geschnitztem Rankenwerk an den Hölzern geschmückt, die Schwellen der mäßig übergekragten Stockwerke sind fast überall mit Schriftzeichen (meist Sprüchen) verziert. Reicher Schmuck von Zahnschnitten, Perlschnüren, Eierstäben und Flechtbändern ist bei den besseren Häusern über die Rahm- und Füllhölzer ausgebreitet. Auch das weit verbreitete Motiv der großen Rosen am Fuße der Ständer fehlt nicht. Im allgemeinen bildete der Aufbau in Havelberg überwiegend einfach rechteckige Fache; in Kyritz hingegen herrschte eine überreichliche Verstrebung, die freilich bei einer gewissen starren Nüchternheit das reizende Linienspiel rheinischer Fachwerkbauten nicht erreichte. Nicht gar lange danach bemächtigte sich eine verschämte Armut des Fachwerkbaues, für den man keinerlei Vorliebe mehr besaß, den man nur noch der Billigkeit wegen schätzte, aber nicht selten mit Putz überzog, um ihm das Ansehen eines Steinbaus zu geben.

Wie selten der steinerne Wohnhausbau im Mittelalter hier war, erkennt man am besten daraus, daß nur ein einziges Beispiel der Art in der Prignitz bis ins

19. Jahrhundert erhalten blieb. Das wohl im 14. Jahrhundert errichtete, 1878 aber abgebrochene Haus zu Perleberg (Abb. 233) mit dem reichumrahmten gotischen Portal, dem stattlichen Blendengiebel und einer Zwergbogenreihe an dessen Fuße, war in seiner strengen Anordnung einst sicher von vorzüglicher Wirkung.

Selbst aus dem 16. Jahrhundert ist nur ein 1584 noch in putzfreiem Backsteinwerk errichtetes Wohnhaus, ebenfalls in Perleberg erhalten: jener Frührenaissancebau (Kirchplatz 11), über dessen Giebel ein wild phantastisches, noch ganz in spätgotischem Charakter gehaltenes großes Maßwerkmotiv ausgebreitet ist, während die kleinen Pilaster und der Giebelumriß sowie das schöne Portal (Abb. 232) schon der neuen Stilrichtung angehören.

Erst nach einer Zwischenzeit von fast zwei Jahrhunderten finden wir wieder einen wenn auch unscheinbaren Vertreter des steinernen Wohnbaus in dem sehr schlichten Putzbau des Freihauses zu Havelberg mit seinem reizenden Rokokoschildchen von 1759 und schließlich noch ebenda einige wenige sehr bescheidene Häuser aus der Zeit um 1800, deren Innenausbau an Treppen und Türen (Abb. 119, 121 bis 123) indessen mehr Anziehendes bietet als ihre Fassade.

Werke bildender Kunst und Ausstattungsgegenstände.

Von allen Kunstdenkmälern der Prignitz sind es vornehmlich die Bauwerke, die wir mit voller Gewißheit als bodenständige Kunst betrachten dürfen. Mancherlei anderwärts Geschaffenes und aus der Fremde Eingeführtes findet sich hingegen unter den Werken der bildenden Kunst und den Ausstattungsgegenständen von Kirchen und Schlössern. Fast nur diese beiden Gebäudearten kommen als deren Bewahrungsorte in Betracht, denn Rat-, Wohn- und Bauernhäuser weisen dergleichen nur in ganz vereinzelten Beispielen auf. Da die Schlösser jeden Rest mittelalterlicher Kunst in ihrem Innern eingebüßt haben und erst zur Kunst der letzten vier Jahrhunderte einiges beisteuern, so sind wir hier für die Betrachtung des Mittelalters ausschließlich auf die freilich nicht geringe Zahl von Werken der kirchlichen Kunst angewiesen.

Aber selbst diese ist für die romanische Zeit völlig unergiebig, da nicht ein einziges Stück vor die Mitte des 13. Jahrhunderts gesetzt werden kann, denn Gegenstände so urtümlicher Fassung wie der granitene Steinsitz zu Krampfer oder solche mit einem fast durch alle Zeiten gehenden Ornament wie der vermutliche Feuerbock zu Havelberg (Abb. 124) sind aus sich selbst nicht fest zu datieren.

Auch die Zahl der Denkmäler, welche uns aus dem Ende des 13. Jahrhunderts in der Prignitz noch verblieben sind, ist nicht eben groß; immerhin sind sie bereits recht mannigfaltiger Art und gestatten uns in den damaligen Stand der Kunstbetätigung auf verschiedenen Gebieten der Technik einigen Einblick.

Zunächst sind die schlichten Grabsteine der beiden markgräflichen Bischöfe von Havelberg Hermann († 1291) und Johann († 1292) zu nennen, welche nach damaligem Brauche die Gestalt des Verstorbenen in einfachen Umrissen in den Sandstein eingegraben zeigen. Scheint hier jede technische Schwierigkeit mit absichtlicher

Zurückhaltung vermieden, so ringt uns ein anderes Werk damaliger Steinplastik gerade durch den Mut, mit welchem das scheinbar Unmögliche unternommen wird, nicht geringe Bewunderung ab. Es ist der höchst eigenartig geformte, rings mit den sitzenden Gestalten der Propheten und der Taufe im Jordan in vollem Hochrelief geschmückte Taufstein zu Kyritz (Ostpr. Taf. 18), der mit unverdrossener Liebe in mühseliger Meißelarbeit, aber auch unverkennbarem Geschick aus einem Block roten Granites herausgearbeitet ist. Mit gleicher Sorgfalt, die ja im allgemeinen die Werke der frühen Zeit vor den späteren auszeichnet, ist das zierliche Blattwerk der Säulenköpfe zu Tornow (Ostpr. Abb. 244 bis 247) ausgeführt, deren schüchterne Wiedergabe knospenhaft junger Naturformen uns verrät, wie nun der Sinn für die reizvolle Formenwelt erwacht, welche die Natur in ihren unzähligen Einzelwesen dem empfänglichen Auge bietet. Die gleiche sinnige Auffassung und liebevolle Bemeisterung konstruktiver und bildnerischer Einzelaufgaben bei echtem Sinn für monumentale Kernhaftigkeit und Wucht im großen erheben auch ein anspruchsloses Werk der Holztechnik, das älteste Chorgestühl im Dom zu Havelberg (Abb. 74) auf die Höhe eines Kunstwerks. Dem frei und fröhlich schaffenden Bildhauer und Schnitzer folgte nur langsam der Metallgießer zu den neuen Zierformen der Übergangszeit, und so finden wir die schönen Majuskeln des Alpha und Omega an der großen Glocke zu Mechow noch ganz in altgewohnter romanischer Formgebung befangen. Nur überraschen kann es, daß Gebilde von so empfindlicher und vergänglicher Natur wie Glas und zartes Gewebe sich dauernd wie Stein und Erz erwiesen haben. In der Tat seltene Stücke der Glas- und Nadelmalerei sind es, die uns in den farbigen Fenstern zu Kuhsdorf mit den Bildnissen eines Quitzow und seiner Gemahlin und in den wunderbar fleißig durchgeführten farbigen Leinenstickereien zu Heiligengrabe erhalten sind.

Die Vermutung geht wohl nicht zu weit, wenn wir annehmen, daß alle bisher angeführten Kunstleistungen aus den Werkstätten und Gemächern der ersten Klöster der Prignitz hervorgegangen sind oder doch so stark unter deren Einwirkung standen, daß wir sie getrost deren idealer schöpferischen Tätigkeit und ihrem erzieherischen Einflusse unter der sonst dem realen Leben zugewendeten, teils von harter Landarbeit, teils von blutigen Kämpfen in Anspruch genommenen Bevölkerung zuweisen dürfen. Nur langsam konnte sich in dem anfänglich noch kunstfremden Lande das Handwerk von dem sicheren Nährboden der Landwirtschaft erheben und gar manchesmal wird der kunstfertige Mönch, der einen Teil der alten Kultur des Westens in sich aufgenommen hatte, dem märkischen Handwerker die schwere ungeschulte Hand geführt haben, wenn es sich um Feinheit und Geschmack in der Formgebung oder gar um schöpferische Erfindung handelte. Aber die Zeit der Besserung und fröhlichen selbständigen Kunstschaffens kam auch hier; zuerst für den Bürger der neu aufblühenden Städte, dem der wachsende Zuspruch und Absatz seiner Erzeugnisse zu Übung und eigner Vervollkommnung Gelegenheit gab. Es währte nicht lange, daß er auch hierzulande das Laienelement dem bisher so sehr im Vorteil befindlichen Mönchtum gegenüber in seinem Handwerk zur Geltung brachte, wie es schon vorher allerwärts in Deutschland geschehen war. Auch in dem von der Natur kärglich bedachten märkischen Lande

hatte mit dem Aufschwung der Städte das Handwerk einen goldnen Boden gefunden, auf dem auch die Kunst nun üppig gedieh. Denn alle Kunst war damals nur die Blüte und die schönste Frucht des Handwerks und blieb es während mehr als zweier Jahrhunderte; Steinmetz, Bildschnitzer und Maler standen fest auf diesem gesunden ertragreichen Grunde. Der poetisch verklärte, oft abenteuerliche Sinn der Kreuzfahrerzeit wich jetzt dem nüchternen aber festen und zielbewußten Arbeitsgeiste des Bürgers, der bestrebt war, überall zu klaren Zuständen durchzudringen und in der Arbeitsteilung, in Gestalt völliger Handwerkstrennung einerseits und enger Verbrüderung mit dem Handwerksgenossen andrerseits Ersprießliches zu leisten. Die Zunft war der einzige feste Rückhalt und Schutz namentlich für diejenigen Handwerker, deren wertvolle Leistungen am Platze nicht dauernde Nachfrage fanden und die deshalb wandernd ihrer Kunst und ihrem Brote nachgehen mußten, wie Steinmetzen und Glockengießer.

Schon wegen dieser Verhältnisse kann kaum angenommen werden, daß die hervorragend tüchtigen Bildhauerarbeiten, welche die Prignitz in den Sandsteinwerken des Havelberger Doms besitzt, auch eben dort geschaffen wären. Vielmehr deuten mancherlei äußere Merkmale und der Charakter der Arbeiten darauf, daß sie als Nebenarbeiten aus der am Magdeburger Dome beschäftigten Bauhütte hervorgegangen sind. Gilt dies schon von den seltenen Reststücken des früheren Lettners aus dem Beginn dieses Zeitabschnittes, dessen oben beim Kathedralbau bereits Erwähnung geschah, so mit noch größerer Gewißheit von einigen figurenreichen Altaraufsätzen, dem Relief mit der Anbetung der Könige über dem Klausureingange (Abb. 90), und dem mit großer Formgewandtheit und Meißelfertigkeit hergestellten großen Werke, das der Dom dem kunstfreundlichen Wirken des Bischofs Wöpelitz verdankt und das als Lettner nebst seitlichen Chorabschlüssen bis heute seine hervorragendste Zierde bildet. Nicht minder aber gilt dies wohl von einem Bildwerke von so feiner Charakteristik wie das meisterhafte Standbild dieses Bischofs in der Kirche zu Wilsnack und dem anziehenden kleinen Denksteine der beiden Geistlichen, die unter ihm den raschen Aufschwung Wilsnacks miterlebten. Manches Werk gewandter Steinmetzkunst wäre hier noch zu nennen, wie die Taufe (Abb. 310) und der große Leuchter (Abb. 311) zu Wilsnack, das tumbaförmige Grabmal Wöpelitz und mancher Grabstein von hohen Geistlichen, die in den Grüften der Kathedrale zur Ruhe bestattet sind. Diese machen dem fortschreitenden Aufwande und dem leichteren Schaffen der Zeit entsprechend in diesem Zeitabschnitte der Hochgotik eine Wandlung durch, die sich zunächst in der um 1380 erfolgenden Minuskelschrift für ihre Legende, dann aber in der Bevorzugung plastischer Durchbildung für die ständig beibehaltene Darstellung der Verstorbenen kennzeichnet.

Einen Beweis für die hier angenommene Einführung der Bildwerke von auswärts dürfen wir unter anderem darin erblicken, daß die wenigen Stücke des Westportals der Wilsnacker Kirche die Zeichen von nicht weniger als sieben Steinmetzen tragen, die doch gewiß um des Portals wegen nicht nach dem Dorf übergesiedelt sind.

Von den Werken der Metalltechnik aus hochgotischer Zeit sind die für den heiligen Dienst der Messe dienenden oder sonst für den kirchlichen Gebrauch bestimmten

Geräte obenan zu stellen. Hier kommen für hervorragende Arbeiten, ja für Kelche sogar ausnahmslos, die Edelmetalle zur Verwendung. Der Kelchtypus dieser Zeit mit der außerordentlich feinen Umrißlinie seiner straffgezeichneten Becherform mit dem schlank ausgeschweiften, vom reizvoll gegliederten Knauf wirksam unterbrochenen Fuße und der Standfläche in Form einer sechsteiligen Rose ist an sich schon ein meisterlich durchgearbeitetes Kunstwerk, das oft noch durch zierliches Maßwerk oder Filigram, durch Niello oder sparsamen Emaillezierat oder gar durch kleine figürliche Darstellungen auf den sechs Teilen des Fußes in seiner vornehmen Erscheinung bedeutend gehoben wird. Schöne Beispiele dieser Art sehen wir in den Kelchen von Kyritz (Ostpr. Abb. 163), Wittstock (Ostpr. Taf. 42) und Alt-Krüssow (Ostpr. Taf. 4b.).

Ein seltenes Kleinod begegnet uns in dem Reliquiar in Wilsnack, das, nach Art eines Tragaltars aufgebaut, den zu voller Reife ausgestalteten Formenapparat der Architektur auf die zierlichen Gebilde des Goldschmieds überträgt. Er bildet mit seinen Fialen, Wimpergen und seinem Maßwerk auch den Grundzug im Aufbau der Monstranz, die wir in geringerer Ausführung aus Messing in Schönhagen finden.

Wertvoller Werke des Bronzegusses erfreute sich die Prignitz in dem 1475 von Harmen Bonstede geschaffenen stattlichen Osterleuchter zu Perleberg und der fast gleichzeitigen Taufe zu Lenzen sowie mehrerer schönen Glocken, die mit Sprüchen aus erhaben gebildeten Buchstaben und reizenden kleinen Zierschilden mit kirchlichen oder auch profanen Darstellungen (Zernitz, Ostpr. Abb. 359, Krampfer Abb. 144) oder gar mit dem Abguß von Münzen und Pilgerzeichen geschmückt sind. Zu hervorragender Ausstattung erhebt sich unter ihnen die große Glocke zu Perleberg (Abb. 225). Zahlreich sind fortan die bronzenen Altarleuchter verschiedener Größe bis zu 1,05 m Höhe (Perleberg Abb. 222), die bei aller Schlichtheit durch ihre kräftige stämmige Erscheinung (Falkenhagen, Ostpr. Abb. 32, Karstädt Abb. 128) und ihre strenge, scharfe Profilierung meist den ihrer Aufgabe entsprechenden ernstwürdigen Charakter tragen (Wilsnack Abb. 314).

Eisen findet sich nur in geschmiedeten Arbeiten, wie dem hohen Standleuchter zu Alt-Krüssow, oder kleinen Altarleuchtern (Milow, Wilsnack), vornehmlich aber in fein umrissenen und wirkungsvoll gebuckelten Türbändern, Schlössern, Türringen und anderen Beschlagteilen.

Die reichsten, glanzvollsten Erzeugnisse der mittelalterlichen Holzplastik, Schreinaltäre mit verschwenderischer Ausstattung an Figurenwerk, architektonischem Zierat und Temperamalerei, bilden auch den größten Schatz unter den Kunstdenkmälern der Prignitz. Nicht gering ist ihre Zahl und mannigfaltig ihre Art, die uns gestattet die bedeutende Entwickelung dieser Werke innerhalb zweier Jahrhunderte zu beobachten, wie sie von der teils zaghaften strengen, zuweilen selbst nüchternen Anordnung und den zahlreichen kleinen, nicht immer proportionierten Figürchen unter mancherlei Übergängen und Schwankungen fortschreitet zu jenen herrlichen Werken von großartigem Wurf und rhythmischem Wechsel in Verhältnissen und Gruppierung, welche meisterhaft gedachte, von innerlich beseelter großzügiger Bewegung erfaßte Figuren der Heiligen erfüllen. Unter ihnen gewinnt die Himmelskönigin mehr und mehr an hingebender

Verehrung. Der Künstler sucht die Hoheit ihrer Erscheinung durch bevorzugte Stellung, überragenden Maßstab, Bekrönung ihres Hauptes und eine ihre Gestalt mächtig umkreisende Glorie aus flammigen Strahlen, die durch Wolken brechen, zu überwältigendem Ausdruck zu bringen. Gesteigerter seelischer Ausdruck und inneres Leben wird mehr und mehr durch oft überschwengliche, von Manier nicht freie Bewegung (Wittstock) angestrebt. Der Kreis des Dargestellten erweitert sich; von einfachen Standfiguren (Spiegelhagen Abb. 278) geht man zu bewegten figurenreichen Szenen über, zu denen namentlich die gegen 1500 unter die bevorzugten Heiligen aufgenommene heilige Anna, ihre Darstellung als St. Anna selbdritt und die bald in ihrer Begleitung erscheinende heilige Sippe Veranlassung geben (Alt-Krüssow). Außer der reichen farbigen Bemalung und oft über große Flächen ausgebreiteten Vergoldung wird die Wirkung dieser Werke noch durch die Malereien (Wittstock Ostpr. Taf. 38, Teetz Ostpr. Taf. 27) zu steigern gesucht, die freilich von sehr ungleichem Werte, namentlich in späterer Zeit die Flügeltüren der Schreine schmücken und die Altäre so zu wahren Prachtstücken gestalten, in deren Vollendung Architektur, Malerei und Plastik miteinander wetteifern. Die Holzschnitzerei, der dabei immerhin der Löwenanteil zufällt, kommt auch bei mancherlei anderen Werken der kirchlichen Ausstattung vorzüglich zur Geltung, für die Prignitz vor allem an der herrlichen, von feiner Empfindung für das Individuelle zeugenden Bischofsstatue (im Märkischen Museum) und an dem einzigartigen Sakramentshäuschen Wittstocks, dessen fließend bewegte Architekturformen den Ausgang der Gotik bezeichnen, ferner an dem hochgotischen Chorgestühl mit seinen reichen Weinlaubranken, dem reizvoll aufgebauten Zweisitz im Dom zu Havelberg, an welche sich schließlich das seltene Stück einer städtischen Wappentafel in Hochrelief zu Pritzwalk und einige einfachere Arbeiten des Tischlers, wie das Sakramentshäuschen von Ünze und seltene Reste von Bänken anreihen.

Ist von Wandmalereien außer dem heiligen Christophorus zu Wilsnack und der Apsismalerei zu Rühstädt kaum ein nenenswerter Rest in der Prignitz erhalten und die Tafelmalerei fast ausschließlich an den bereits besprochenen Flügeln der Schreinaltäre vertreten, so fügt die Glasmalerei ihrem beachtenswerten Anfange aus der Übergangszeit in den folgenden Jahrhunderten eine Reihe bedeutender Werke an, die sich vornehmlich in den Seitenschiffenstern des Havelberger Domes und in den Chorfenstern der Kirche zu Wilsnack befinden. Welche bevorzugte Stellung diese seit dem frühen Mittelalter gepflegte Gattung der Malerei im 15. Jahrh. hier einnahm, ersehen wir am deutlichsten aus dem ungeheuren Anteil, der ihr bei der Planung dieser Wallfahrtskirche zugedacht war. Die gewaltigen Lichtflächen der drei- bis siebenteiligen hohen Fenster in der einst im Chore durchgeführten Art mit den reich entworfenen farbensatten Malereien erfüllt, mußten allerdings einen bestrickenden Zauber weihevoller Stimmung in den hohen Hallen des Gotteshauses hervorrufen und auf derartige Wirkungen war man wohl auch hier im wundererfüllten Wallfahrtstempel bedacht gewesen.

Mit solchen Ergebnissen war die im Dienste der Kirche auf Verherrlichung der Personen ihrer Anbetung und auf die Überwältigung der am Irdischen haftenden

Sinnenwelt hinstrebenden Kunst des Mittelalters ihrem Ziele nahe. Das Ausklingen und schließliche Absterben der gotischen Formenwelt vollzieht sich auch in der Prignitz gegen die Mitte des 16. Jahrh. und die ersten Vorläufer der neuen in Italien aus der Antike wiedergeborenen Kunst finden im Norden auch im Leben der Kirche einen neuen Geist, glaubensreineren Sinn, ja hie und da bewußte Abneigung gegen eine überschwengliche Anwendung der Kunst zum Ausdruck religiöser Anschauung und zur Ausschmückung der Gotteshäuser. Die gewaltige Erschütterung der alten Anschauungen, der Zusammenbruch der Jahrhunderte alten papistischen Kirche, die im tiefsten Innern aufgewühlte Gemütswelt, der äußere Widerstreit der Meinungen und die Ungewißheit des Ausgangs aller dieser außerordentlichen sich gewaltsam drängenden Ereignisse gab keine für gesammeltes Kunstschaffen günstige Zeit. Die Fülle des schon vorhandenen erklärt überdies genugsam die Einschränkung, welche man sich etwa ein halbes Jahrhundert lang auferlegte.

Als Beispiele dafür, in welcher Weise der Übergang zur Renaissance und der schließliche Durchbruch ihrer Formen sich in der Prignitz gestaltete, dienen der große schöne Kelch zu Freyenstein (Ostpr. Tafel 4) und das kostbare Trinkhorn zu Krampfer (Abb. 146), ferner die Taufe zu Damelack (Ostpr. Taf. 2) mit ihrer seltsamen Formenmischung, und der Roland zu Perleberg (Abb. 228) mit den mythologischen Reliefdarstellungen an seinem Postamente und die hübschen Kämpferfigürchen am Portal des Hauses Kirchplatz 11 daselbst. Alle diese werden indessen gänzlich in Schatten gestellt durch den Taufstein des Domes zu Havelberg mit seinen vollendet durchgeführten Reliefdarstellungen in einer reinen, völlig reifen Renaissance.

Der mit der Reformation einziehende neue Glaube kommt vereinzelt schon seit dem vierten Jahrzehnt des Jahrhunderts zum Ausdruck; zunächst in den Sprüchen und Reliefdarstellungen an Glocken, welche fortan die von neuem frommen Leben erfüllte Gemeinde zu Predigt und Abendmahl riefen. Ein solches stellt deshalb die Glocke zu Schönhagen von 1636 in einem großen schönen Kreisschilde dar (Ostpr. Abb. 226). Die innere Einrichtung uud Ausstattung der Kirchen erfuhr bald eine durchgreifende Umgestaltung. Die bis zu 25 Stück zählenden Nebenaltäre der Kirchen gingen ein und wurden größtenteils beseitigt, der Hauptaltar hingegen dem neuen kirchlichen Gebrauche beim Abendmahl entsprechend mit Gitterwerk, den sogenannten Kommunionschranken und Kniebänken, versehen. Die Predigt, welche jetzt zum Hauptbestandteil des Gottesdienstes erhoben wurde, erforderte vor allem Kanzeln, die bis dahin noch wenig eingeführt waren. Sakramentshäuschen und Monstranzen kamen außer Gebrauch. Die zum Teil schönen und reichausgestatteten Kelche behielt man gern bei, trug aber bei Neuanschaffung dem Rechnung, daß der Kelch nunmehr der ganzen Gemeinde gereicht wurde und dementsprechende Abmessungen erhielt (Kyritz, Ostpr. Abb. 163). Auch die Chorgestühle der katholischen Zeit beließ man an manchen Orten noch an ihren Plätzen zu beiden Seiten des Altars, wo sie sich in Havelberg und Perleberg heute noch befinden. Andere Einrichtungsgegenstände wie Klingelbeutel (an Stelle der früheren Sammelkästen, Dallmin Abb. 26, Wulfersdorf, Ostpr. Abb. 344), Gotteskasten und Sanduhren (Granzow, Ostpr. Abb. 74) führten sich im Gefolge der Neuordnung der Dinge durch

die Reformation ein. Von all solchen Ausstattungsgegenständen ist aus der früheren Renaissancezeit (16. Jahrh.) indessen wenig zu verzeichnen. Den gegenwärtigen alten Bestand verdanken wir vornehmlich der darin weit fruchtbareren Spätrenaissance und Barockkunst.

Ehe diese aber zur vollen Entfaltung gelangten, kamen noch schwere Zeiten über das Land. Die durch die Umwandlung des Glaubens angefachten Stürme peitschten die Kriegsfurie durch das unglückliche Reich und lang anhaltendes tiefes Elend ließ nur selten künstlerische Triebe aufkommen. Erst der väterlichen Fürsorge des großen Kurfürsten gelang es den Boden der Mark von den Nachzüglern fremder Kriegshorden zu säubern und den niedergetretenen Wohlstand des Landes wieder zu heben. Die in Roheit und Armut fast erstickte Kunst durfte wieder frei aufleben und trieb nun um so üppigere Blüten. Die lange unterdrückte Freude an reichen wuchtigen schwungvollen Formen, wie sie die Gotik nie gekannt, die Renaissance aber inzwischen aus ihren sparsamen Anfängen weiter entwickelt hatte, schwellte nun das Kunstschaffen mächtig und förderte bald eine goldene Ernte zu Tage.

Aus dem neu befruchteten Boden der evangelischen Kirche wuchs jetzt, gereift unter dem südlichen Hauche, der die deutsche Kunst von Italien her umspielt hatte, eine schier unabsehbare Menge von prächtigen Altären empor; Werke, die sich nur ganz vereinzelt auf die Umgestaltung der früheren gotischen beschränkten (Brüsenhagen, Ostpr. Taf. 1, Vehlow, Ostpr. Taf. 29), in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle aber Neues an deren Stelle setzten. In kleinen Gotteshäusern, wie den meisten Dorfkirchen, hatte der Bedarf nach einer Kanzel im 17. Jahrhundert dazu geführt, diese mit dem Altaraufbau zu vereinigen. Diese Anordnung fand eine solche Vorliebe, daß man sie sogar älteren gotischen Flügelaltären aufzwang, wie es z. B. 1691 in Milow (Abb. 182) geschehen ist. Unter den Neuschöpfungen findet sich eine größere Zahl von Abwandlungen, deren gemeinsamer Zug darin besteht, daß die Kanzel sich über der Mensa aus dem Altaraufbau heraushebt und von Säulen nebst begleitendem durchbrochenem Randornament eingeschlossen wird. Bei geringer Höhe des Kirchenraums bleiben die Säulen niedrig und ihr Gebälk überragt nicht die Kanzelbrüstung (Burghagen, Schönhagen, Zernitz) wobei gewöhnlich zwei kleine Figuren den Schalldeckel tragen. Bei größerer Höhenentfaltung recken sich die Säulen und steigen wohl gar auf Postamente, so daß der Schalldeckel sich mit dem gekröpften Gebälk und seiner gebrochenen Segmentverdachung verbinden kann; so an dem stattlichen Werke zu Gr. Woltersdorf, bei welchem überdies die Zahl der Säulen auf vier gesteigert ist.

Nicht so häufig sind die Altäre ohne den Kanzeleinbau. An seine Stelle tritt dann meistens ein Gemälde, oder wenn der Altar in mehreren Stockwerken mit kleinen Säulchen aufgebaut ist, folgen deren zwei oder drei übereinander: in den Formaten dem Rhytmus der Verhältnisse angepaßt, dem Inhalt nach aber die Bedeutung der Vorgänge am Altar erläuternd. Mit Vorliebe kommt im niedrigen Unterteil das Abendmahl, im Hauptteil die Kreuzigung des Erlösers, im oberen Aufsatze seine Himmelfahrt zu Darstellung.

Die Formen aller dieser Altäre, welche fast sämtlich erst nach dem Kriege, zwischen der Mitte des 17. und der des 18. Jahrhunderts entstanden sind, können nur vereinzelt noch als Spätrenaissance bezeichnet werden, insofern sie nur durch mannigfaltige Verbindung und Häufung der Elemente des Stiles den Aufbau in seiner Wirkung zu bereichern trachten. Gegen 1700 werden dann die Einzelformen weicher, mehr im Sinne der Plastik als der Architektur oder der Schreinerkunst behandelt, mehr mit Blattwerk und Früchten durchsetzt. Die Säulen bleiben zwar noch klein, aber ihr Schaft gerät in gewundene Bewegung. Dann aber überwiegt mehr und mehr der Hochdrang der Verhältnisse und es siegt schließlich ein mächtiger Zug zur majestätischen Größe, der freilich nur von maßstäblich bedeutenden Werken wie dem Altar des Havelberger Domes (Taf. 4) bis zu seinen äußersten Möglichkeiten getrieben wird.

Die geringe Zahl der frei an den Wänden oder Pfeilern der Kirche stehenden Kanzeln macht eine den Altären entsprechende Entwickelung der Stilformen durch. Noch aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind einige beachtenswerte Spätrenaissance-Kanzeln in Königsberg, Wernikow und Wulfersdorf erhalten, welche freilich durch das herrliche, großangelegte und bei allem Reichtum klar und streng gegliederte Werk in der Pfarrkirche zu Wittstock (Ostpr. Taf. 39 und 40) weit überragt werden. Seine schöne Durchbildung der Architektur und die edle straffe Haltung des Ganzen setzten die Vorzüge des um diese Zeit (1608) herrschenden Stiles in helles Licht gegenüber den Entartungen der Spätzeit des Barock. Am Anfang des 18. Jahrhunderts durch die kleinen Beispiele zu Fretzdorf und Holzhausen noch maßvoll vertreten, geht die Formgebung in der Laurentiuskirche zu Havelberg bereits in stärkere Bewegung über, fällt aber in der fast gleichzeitigen Kanzel des Domes durch eine weitgehende Ausscheidung des architektonischen Elements aus dem Aufbau schon stellenweise in haltlose Verworrenheit und unruhigen Schwulst.

Wie bei allen Altären und Kanzeln der Stein als Material mehr und mehr zurücktritt, so auch selbst bei den Taufen. Schon am Ausgang des 16. Jahrhunderts tritt uns Holz in einfachster Form mit Bemalung in Neuhausen entgegen. Bald folgen reichere Bildungen von mehr plastischer Wirkung und erheben sich in einzelnen Vertretern zu großartig kunstvollen, mit reichem Figurenschmuck bekrönten Aufbauten (Mödlich, Wittstock, Sewekow). — Daneben entwickelt sich in raschem Übergange aus einem geschnitzten, muschelförmigen Becken, das der vordersten Bankbrüstung nächst dem Altare entwächst (Bendelin Abb. 8), eine ganz neue Einrichtung und eigenartige Form der Taufe, indem man das Muschelbecken zunächst von einer mit dem Rücken an diese Brüstung gelehnten Engelfigur über dem Haupte tragen läßt (Schönhagen bei Kyritz), schließlich aber dessen Körper von der Rückwand ablöst und als frei schwebende Gestalt mit dem Becken in den ausgestreckten Armen darstellt. Den schönsten dieser nun öfter verwendeten Taufengel besitzt Schmolde (Ostpr. Taf. 23). Damit ist die Taufe selbst, die in der Frühzeit des Mittelalters umfangreich genug war, um den Täufling aufnehmen zu können, zu einem höchst zierlichen Behältnis geworden, dessen Fuß schließlich, wie an der vornehm modellierten Bronzetaufe der

Pfarrkirche zu Havelberg, ebenfalls eine entsprechend graziöse Form annimmt. Auch der Platz der Taufe war nicht mehr der alte am Westende der Kirche. Von dort war sie inzwischen, wie wir sahen, in die Nähe des Altars gewandert und gerade der hier herrschende Mangel an Platz hatte zur Bevorzugung des frei in der Höhe schwebenden Engels geführt.

Orgeln waren im Mittelalter selten und nur in großen Kirchen in Gebrauch gewesen. Die Kirche in Wilsnack soll deren allerdings drei besessen haben. Immerhin erhielt ihre Anwendung erst seit der Reformation und der hohen Vervollkommnung der Musik für die Kirche allgemeinere Bedeutung. Erst aus dem 18. Jahrhundert besitzt die Prignitz nennenswerte Prospekte, unter denen der zu Heiligengrabe einer der wertvollsten ist. Die Orgeln sind fast ausnahmslos auf den westlichen Emporen aufgestellt, die zuweilen infolgedessen eine aufwendigere Ausbildung erfahren haben (Wilsnack).

Von Edelmetall-Arbeiten des 17. und 18. Jahrhunderts besitzt die Prignitz einige prächtige Kelche wie die stattlichen Stücke von Kyritz (Ostpr. Abb. 163) und Wittstock (Ostpr. Taf. 42a), die am Fuße neben den Evangelisten-Symbolen auch das Bildnis des Reformators zeigen, und den zierlichen in der Form ganz abweichenden etwas profan wirkenden kleinen Kelch zu Postlin, dessen Becher ganz mit reichem Spätrenaissance-Ornament überzogen ist (Abb. 249). Bezeichnend für den sonst gerade bei Kelchen außerordentlich lange nachhaltenden Einfluß der Gotik sind die Kelche von Barenthin (Ostpr. Abb. 6) und Biesen (Ostpr. Abb. 10), die noch im vorgeschrittenen 17. Jahrhundert — sei es im Fuß, sei es im Dekor der Kuppa — die altgewohnten Formen beibehalten.

Messingguß nimmt mehr noch als früher an der Kirchenausstattung teil, vor allem durch eine Reihe stattlicher Kronleuchter (Lenzen Abb. 166, Wittstock, Ostpr. Taf. 43), Wandarme (Wittstock, Ostpr. Abb. 297) und viele bis zu 67 cm hohe Altarleuchter, deren Schaft von der einfachen Balusterform bis zu reichgekehlten Profilen fortschreitet (Wittstock, Ostpr. Abb. 296, Neuhausen Abb. 200, Schweinrich, Ostpr. Abb. 235) und einige Male mit tierischen und figürlichen Bestandteilen verbunden ist (Bäck Abb. 2, Cumlosen Abb. 23). Seit dem dreißigjährigen Kriege tritt oft Zinn ein, selbst für üppige Formen wie gewundene Schäfte (Goldbeck, Ostpr. Abb. 70, Seedorf Abb. 272).

Auch Kupfertreibarbeiten kommen bei den Beleuchtungsgeräten vor (Mödlich, Wentdorf, Zaatzke).

Zahllose in Messing oder Kupfer getriebene Taufschüsseln mit Darstellungen nach biblischen Stoffen oder Jagdszenen, Wappen und Früchten begegnen als Fabrikerzeugnis fast in jeder Dorfkirche.

Die Grabsteine und andre Arten von Gedächtnistafeln und Denkmälern hatten seit den Tagen des Mittelalters eine immer allgemeiner werdende Verbreitung gefunden. Auf den Grabsteinen behauptete sich noch immer die Reliefﬁgur des Verstorbenen als Hauptdarstellung. Nebenher wurden aber auch andre Anordnungen und Ausgestaltungen aufgenommen. Die Inschrift nahm oft an Umfang zu und griff mehr und mehr vom Rande auf die Flächen über (Kyritz, Ostpr. Abb. 161, Tornow, Ostpr. Abb. 248 und 249).

In dem Maße wie sich so die Bedeutung der Grabsteine verminderte, nahmen aufrecht gestellte Denkmäler von freierer Gesamtform (Kyritz, Ostpr. Taf. 19, Wernikow) an Zahl zu und finden sich in reicher Mannigfaltigkeit in und an den Kirchen der Prignitz. Schon in der Renaissancezeit waren sie als reich gruppierte Epitaphien in typischen architektonischen Anordnungen mit einem großartigen Aufwande von Schmuckformen und vollrunden Figuren aufgekommen (Rühstädt, Kletzke). Auch hier tritt mit der Verminderung des Figürlichen die Architektur allmählich zurück. Obeliskenartige Gebilde gewinnen die Oberhand als Kern, an den sich nun einige zunehmend allegorisch aufgefaßte Gestalten in freien und wechselnden Stellungen fügen (Freyenstein, Tornow, Wittstock, Kötzlin).

Neben dem Sand- und Kalkstein greift man auch hier zum Holz, um in Form von einfacheren oder reicher durchgeführten Epitaphien das Andenken von Familienangehörigen innerhalb der Kirche zu erhalten. Eine wertvolle Arbeit dieser Art ist das aus reichem Akanthusornament gebildete Epitaph des kurfürstlichen Amtmanns Hoffmann mit dessen Bildnis in Lenzen. Auch diese Gattung Kirchenschmuck verfällt stellenweise in unleidliche bombastische Übertreibungen, wie das Estorffsche Epitaph im Nordkreuz des Domes zu Havelberg zeigt.

Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts entstanden nun auch eine Fülle von Gegenständen des Ausbaus und kunstgewerblicher Art für den täglichen Gebrauch oder als Schmuckstück, die wir zum kleinern Teil nur in Kirchen, zahlreich aber in den Herrenhäusern des Adels finden; so die reichen Treppengeländer zu Wilsnack und Plattenburg (Abb. 238 u. 239), ebenhier auch viele kostbare Türen (Abb. 240 bis 245), die von flämischer Renaissance beeinflußt scheinen. Eine weniger reiche Ausbeute findet sich an Kaminen (Plattenburg, Wilsnack und Eldenburg) und Öfen (Plattenburg, Grube, Havelberg Abb. 91 und 92). An Wand- und Deckenmalereien besitzen die Herrenhäuser zu Neuhausen, Wolfshagen und Wilsnack wenige, aber nicht uninteressante Reste. Dieselben Schlösser sowie die zu Demerthin und Krampfer bergen hingegen einen großen Schatz an schönen älteren Möbeln und mancherlei anderen wertvollen Kunstgegenständen wie Gemälden, Trinkgefäßen und Porzellan.

Die Wucht des Barock war nicht selten ins Übermaß ausgeschlagen. Als die Kultur nach dem langen verrohenden Kriege wieder etwa ein Jahrhundert ihren sänftigenden, verfeinernden Einfluß geltend gemacht hatte, war dem in Frankreich inzwischen entwickelten zierlicheren Rokokogeschmacke auch in Deutschland hie und da der Boden bereitet. Freilich nur wenig davon drang in die Prignitz, und auch diesem haftete noch immer ein gut Teil der alten deutschen Derbheit an. Als beachtenswerte Ausnahmen hiervon können etwa der reizende Ofen im Schlosse zu Wilsnack (Abb. 323), das zierliche Schildchen am Freihause zu Havelberg und vielleicht noch das Grabmal zu Wittstock (Ostpr. Abb. 300) angeführt werden.

Doch auch dem Rokoko haftete ein Überschwang an, welcher der allmählich nüchterner und herber werdenden Zeit nicht mehr zusagte: derjenige der Überzierlichkeit und Formenfülle überhaupt. Es lag in seiner Erscheinung ein Etwas der Art, wie man es nicht wohl dauernd erträgt und der Geschmack schlug an der Wende des

Jahrhunderts ins Gegenteil um. Einfachheit wurde die Losung und diese schien nichts besser zum Ausdruck zu bringen als der Hellenismus in seiner entsagendsten Fassung. Zu dorischen Architekturformen, die man oft in seltsamer Weise für Möbel und Kunstgewerbliches mißbrauchte (Standuhr zu Hinzdorf Abb. 125), gesellten sich während der französischen Kaiserzeit egyptische Erinnerungen, die aber noch weniger als jener vor der hernanahenden Romantik standhalten konnten.

Ebenso bezeichnend wie die dorischen Architekturen in der Kirche von Vettin, am Mausoleum zu Gadow und dem Portal der Domschule zu Havelberg sind für diese Zeit die Kanzel zu Lindenberg, die Kronleuchter zu Wulfersdorf und Zaatzke, die Standuhr zu Lenzen und einige Öfen.

Übersichtskarte der im Verzeichnis erwähnten Orte.

Abbendorf.

Abbendorf, Dorf 6,6 km südsüdwestlich von Wilsnack. 230 Einw., 440 ha.

1489 bestätigt Kurfürst Johann dem Bischof von Havelberg den Besitz der Fähre und des Fährlandes zu A. „mit der Einlage und einem Fischzug under dem Dorffe, wy unser Frund van Havelberg van den Kerbergen erkauft.“ (v. d. Hagensches Kopialbuch in Hohennauen, abgedr. bei Riedel II, 93; vgl. ferner Riedel XXV, 108; Supplement 478; B. III, 309).

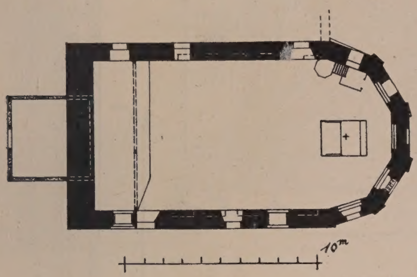


Abb. 1. Abbendorf. Kirche, Grundriß.

Gotische **Kirche** in Backstein. Der einschiffige Chor von der Breite des Schiffes schließt in fünf Seiten des Zehnecks. Seine flachen Strebepfeiler deuten auf die ehemalige Wölbung hin (Abb. 1). Das Schiff scheint um etwa 1 m niedriger gewesen zu sein oder war vielleicht teilweise zerstört. Spitzbogen sind nur noch an der Tür vorhanden. An der Südmauer finden sich Spuren von Musterung vor. Der Turm ist 1852 aus altem Material in Fachwerk errichtet.

Der Altar von 1680 wurde i. J. 1878 erneuert. Er ist im Spätrenaissancecharakter mit kleinen toskanischen Säulchen in zwei Stockwerken ausgeführt.

Kanzel von 1685 mit gemalten Köpfen von Moses, Christus und den Aposteln.

Zwei Glocken. Die kleine ist 1737 von Chr. Heintze in Berlin gegossen.

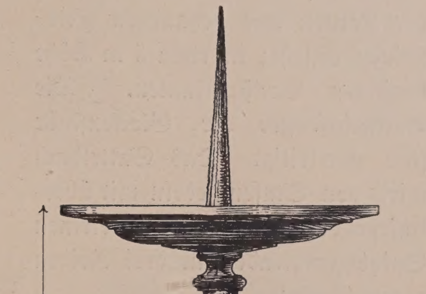


Abb. 2. Bäck. Altarleuchter in der Kirche.

Bäck.

Bäck, Dorf 10 km nordnordöstlich von Perleberg. 385 Einw., 681 ha.

1343 vereignet Markgraf Ludwig von Brandenburg einem Altar in der Pfarrkirche zu Burghagen 2 Hufen in „Beke", „duos mansos in villa Beke" (Kopialbuch der Vogtei Arneburg, abgedr. Riedel XV, 114).

Kirche. An dem modern gotischen Bau von 1866 ist nur der Turm alt, der unten einschließlich der Kanten aus behauenen Feldsteinen besteht; in etwa 5 m Höhe beginnen Backsteinkanten. Die Backsteinfenster der Glockenstube sind zweiteilig. Das Satteldach wird von Stufengiebeln mit überschießenden Pfeilern und kleinen Spitzbogenblenden in drei Reihen eingeschlossen.

Ein Messingleuchter 0,45 m hoch, mit profiliertem Fuß, trägt eine Figur (17 cm hoch), die in der Rechten eine Patene, in der Linken einen Kelch hält, dessen Fuß abgebrochen ist. Am unteren Rande die Jahreszahl 1666 (Abb. 2).

Von den vorhandenen Glocken ist die kleine aus dem 17. Jahrh., ohne Inschrift; darunter am Glockenstuhl die Inschrift: anno 1690.

Bälow.

Bälow, Dorf 6 km westsüdwestlich von Wilsnack. 307 Einw., 525 ha.

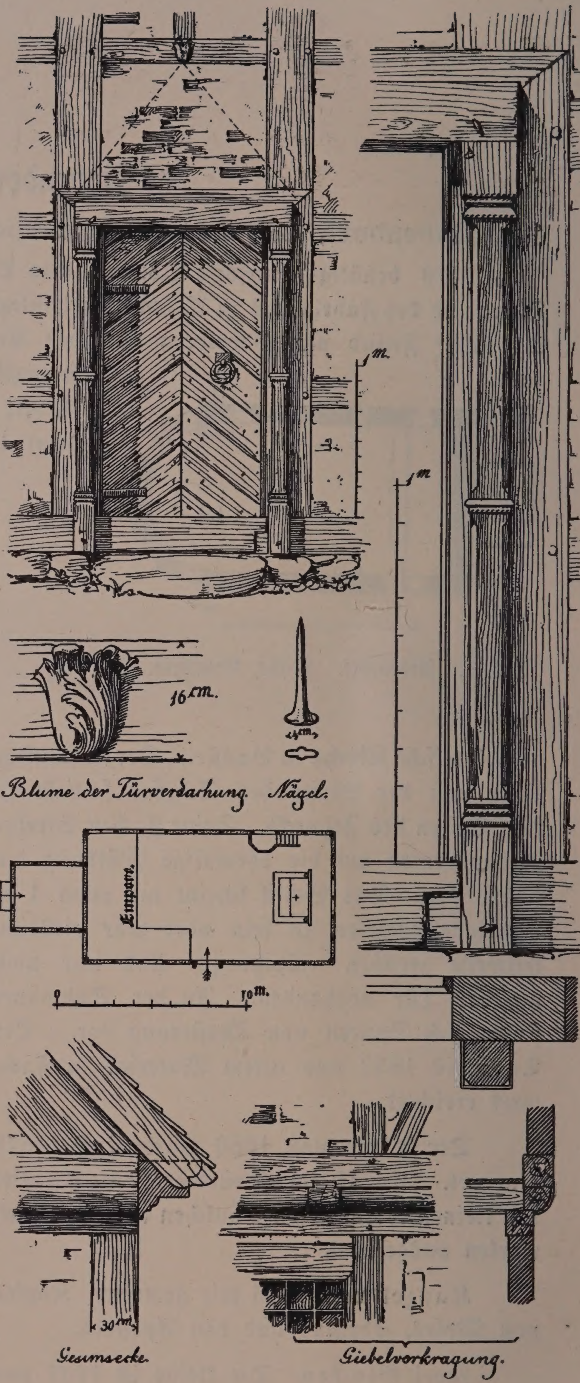


Abb. 3. Bälow. Kirche, Grundriß und Einzelheiten.

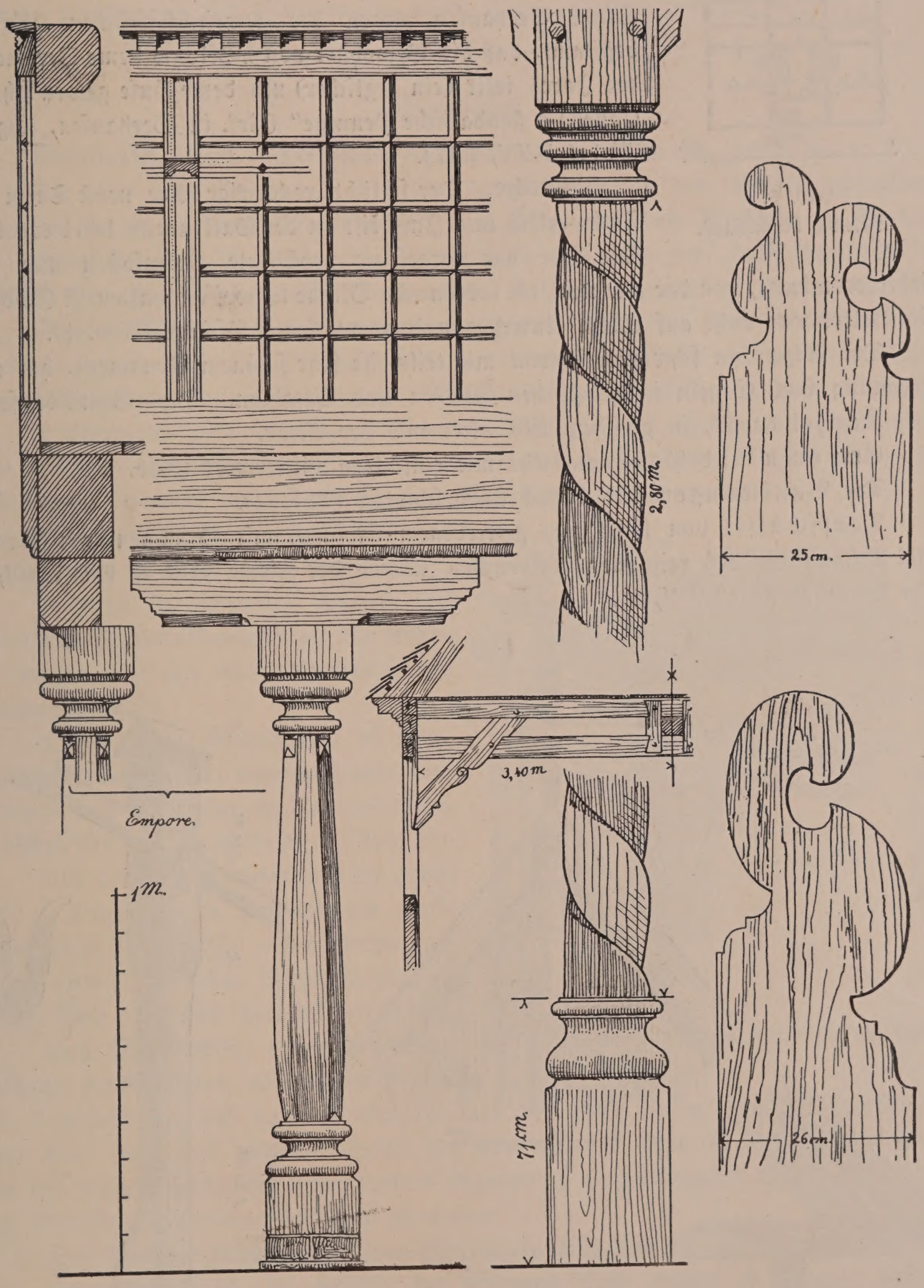


Abb. 4. Bälow. Kirche, Deckenausbildung und Einzelheiten der Emporen und Bankwangen.

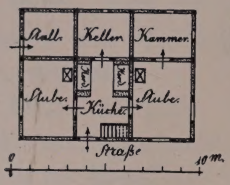


Abb. 5.
Bälow. Rauchhaus.

1448 wird in dem Vertrage der von Quitzow mit der Stadt Seehausen wegen der gemeinschaftlichen Elbfähre bestimmt, daß die Bewohner von „Belouw deme Veremanne des Jares islik (ein jeglicher) uth deme Huse gewen schulen (sollen) 4 stendalische Pennige“ (Urk. in Seehausen, abgedr. Riedel XXV, 337).

Kirche. Der schlichte rechteckige Bau nebst Turm aus Fachwerk ist laut Inschrift an der Balkendecke 1661 errichtet. Die Tür hat vorgesetzte profilierte Holzpfosten und eine Giebelverdachung, von der nur noch die bekrönende Blume teilweise erhalten ist (Abb. 3). Die Balkendecke ruht auf einem Unterzug und gewundenen Pfosten (Abb. 4).

Der Altar in schwerem Barock mit teilweise sehr schönem Ornament, hat eine Bekrönung von Engeln in plastischen Wolken und Strahlen. Das Gemälde fehlt.

Kanzel barock, in gleichem Charakter wie der Altar.

Emporen und Pastorenstuhl mit einfachem Gitterwerk (Abb. 4).

Die Bankwangen sind barock ausgeschweift (Abb. 4).

Taufschüssel von 1676 aus getriebenem Messing, mit Ornament am Rande. Zwei Schaubilder des reizvollen malerischen Innern der Kirche siehe in der Zeitschrift „Die Denkmalpflege“ VIII, 16.

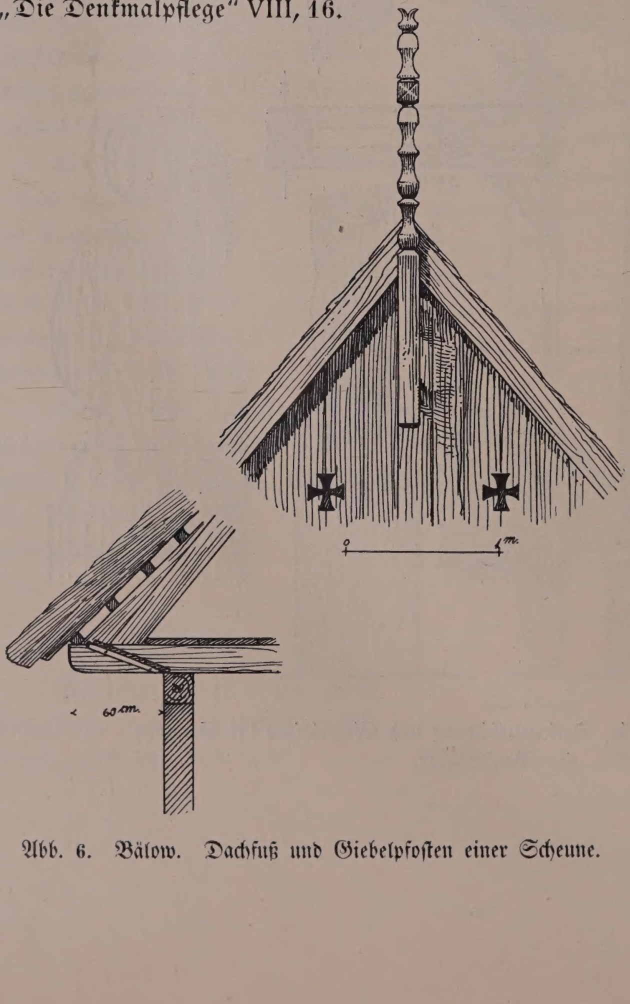


Abb. 6. Bälow. Dachfuß und Giebelpfosten einer Scheune.

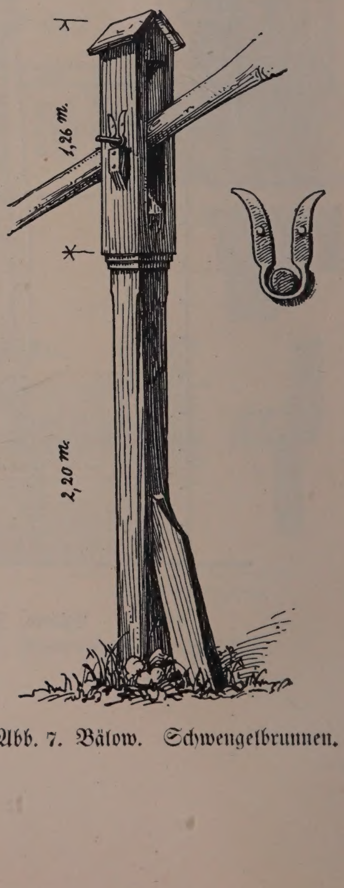


Abb. 7. Bälow. Schwengelbrunnen.

Ein Beispiel eines kleinen **Rauchhauses** zeigt Abb. 5 im Grundriß. Abb. 6 gibt den Dachfuß und den Giebelpfosten einer Scheune, Abb. 7 die einfache architektonische Ausbildung des Stützpfostens eines Schwengelbrunnens.

Bendelin.

Bendelin, Dorf 5 km östlich von Glöwen. 420 Einw., 1068 ha.

Ein Teil des Dorfes gehörte vor der Reformation dem Bistum Havelberg. Um 1503 waren die von Königsmarck mit 6 Höfen und dem Kirchlehn zu B. durch den Bischof belehnt (Riedel I, 12; XXV, 107). 1552 wurde „halb Bendtlin" als Zubehör der Plattenburg dem Matthias v. Saldern verpfändet (Riedel II, 102).

Gotische **Kirche** in Saalform aus gespaltenen Feldsteinen. Die Öffnungen haben Backsteineinfassungen. Am Ostgiebel drei kleine Backsteinblenden und drei kleine Spitzbogenfenster mit geputzten Schmiegen. Die Fenster der Langseiten modern vergrößert. An der Nordseite zwei spitzbogige Türen in Backstein mit Fasen und abgerundeter Ecke, anscheinend aus dem 14. Jahrhundert. Decke mit sichtbaren Balken. Turm aus Feldsteinen, schmaler als die Kirche, mit Satteldach und Dachreiter.

Der Altar hat über sich die Orgelempore, und ist daher ohne Aufbau.

Kanzel in schwerem Barock von 1745 mit Akanthuskonsolen an den Ecken, der untere Teil mit Eichenblattwulst und Blumengehängen.

Die mittlere Gestühlreihe ist vorn, gegenüber dem Altar, segmentförmig ausgebogen und trägt eine in Holz gestochene Muschel für das Taufbecken (Abb. 8).

Von den drei Glocken hat die große 1,02 m Durchm. und Inschrift am Halse in gotischer Kleinschrift: o rex gloriae xpe. v. c. pace ave. Am Schlagringe eine kleine Rose mit vier heraldischen Lilien.

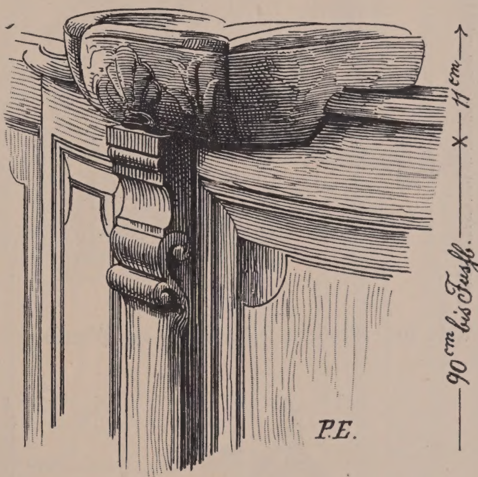


Abb. 8. Bendelin. Kirche, Taufbecken am Gestühl.

Das **Pfarrhaus,** ein mehrstöckiger einfacher Fachwerkbau, wendet den Giebel der Dorfstraße zu und hat den Eingang von der Seite. Den eisernen Türklopfer zeigt Abb. 10. Das mittlere Drittel des Erdgeschosses (Abb. 9) wird vom Hausflur und der großen Küche mit bedeutendem Rauchfang eingenommen; über diesem scheint sich eine Räucherkammer befunden zu haben.

Das **Bauerngehöft** neben dem Pfarrhause ist in Abb. 11 im Grundriß dargestellt. Die ganze Westwand, in welcher der Eingang liegt, wurde in neuerer Zeit um etwa 1 m hinausgeschoben. An der Ostseite zieht sich eine Abseite hin, über die das Satteldach herabgeschleift ist.

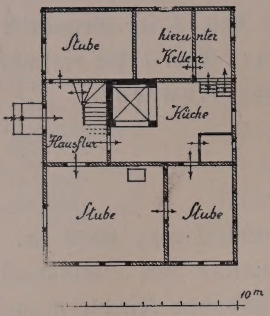


Abb. 9. Bendelin. Pfarrhaus, Grundriß.

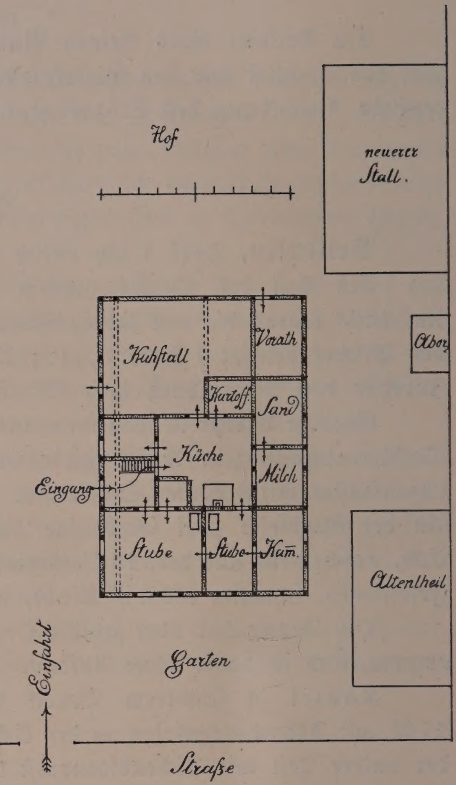


Abb. 11. Bendelin. Bauernhaus neben dem Pfarrhause.

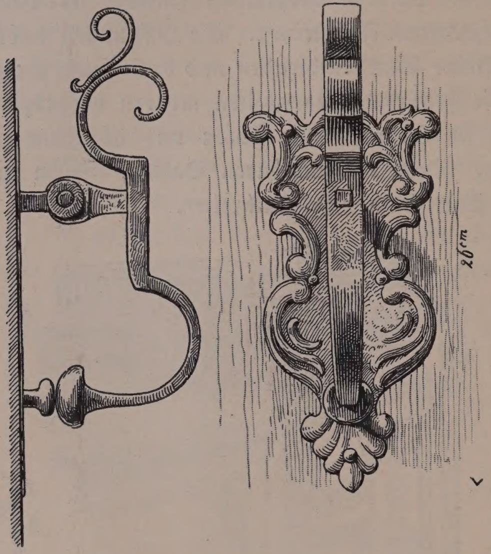


Abb. 10. Bendelin. Türklopfer am Pfarrhause.

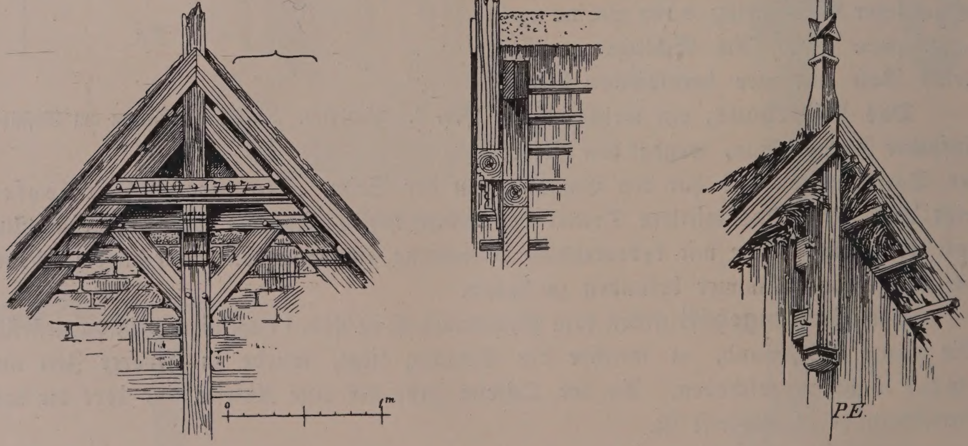


Abb. 12. Bentwisch. Giebelendigungen von Bauernhäusern.

Bentwisch.

Bentwisch, Dorf 5,5 km nordwestlich von Wittenberge. 380 Einw., 1271 ha.

1345 belehnt Markgraf Ludwig den Perleberger Bürger Konold mit Getreideabgaben aus „Bentewiths" (Leipziger Kopialbuch der Vogtei Havelberg, abgedr. Riedel I, 145). 1502 wird „Bentwisk" als „wuste Dorfstet" bezeichnet (Kurmärk. Lehnskopialbuch, abgedr. Riedel XXV, 103).

Die **Kirche** ist ein Neubau von 1875

Von den vorhandenen Glocken ist die große 1617 von Burger in Perleberg gegossen.

Bauernhäuser. Die etwas vorgekragte Giebelspitze eines Hauses von 1707 und einen Giebelpfosten mit Wetterfahne gibt Abb. 12. Das vereinzelt auftretende Beispiel von ansprechender Ausbildung einer Haustür in späten Renaissanceformen aus dem 18. Jahrh. zeigt Abb. 13.

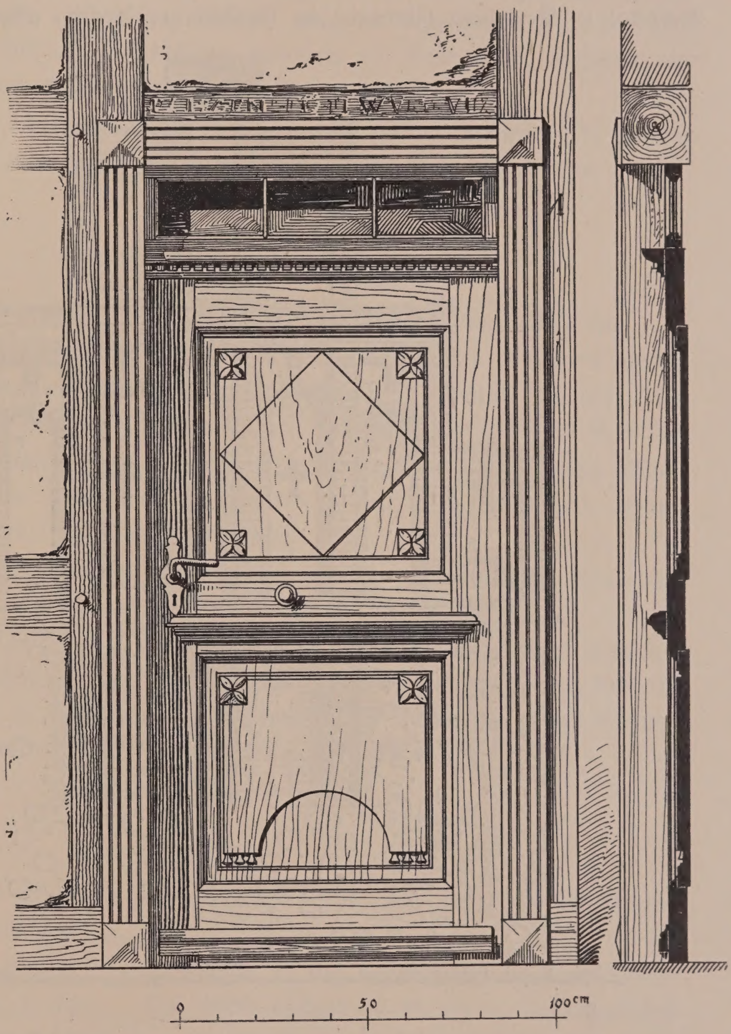


Abb. 13. Bentwisch. Haustür eines Eigentümerhäuschens.

Groß-Berge.

Groß-Berge, Dorf 11,5 km westlich von Putlitz. 193 Einw., 354 ha.

1422 brennen die Mannen des Fürsten von Wenden das dem brandenburgischen Vasallen Bernd Rohr gehörige Dorf G. nieder, erschlagen einen Teil der Einwohner und nehmen das Vieh weg, ein Schaden, der nach der in Urschrift erhaltenen Rechnung auf 2000 Lübische Mark berechnet wurde (vgl. Riedel B. IV, 72).

Kirche aus unbehauenen Feldsteinen mit östlichem Schluß in drei Seiten des Achtecks. 1868 ganz umgebaut.

Die kleinere der beiden Glocken 1780 von C. Behrens in Salzwedel gegossen.

Blüthen.

Blüthen, Dorf 10 km nordnordwestlich von Perleberg. 290 Einw., 609 ha. 1329 verleihen die von Winterfeldt 2 Hufen in „Bluten" dem Heiligen-Geist-Hospital zu Perleberg (Urkunde im Perleberger Archiv, abgedr. Riedel I, 138; vergl.

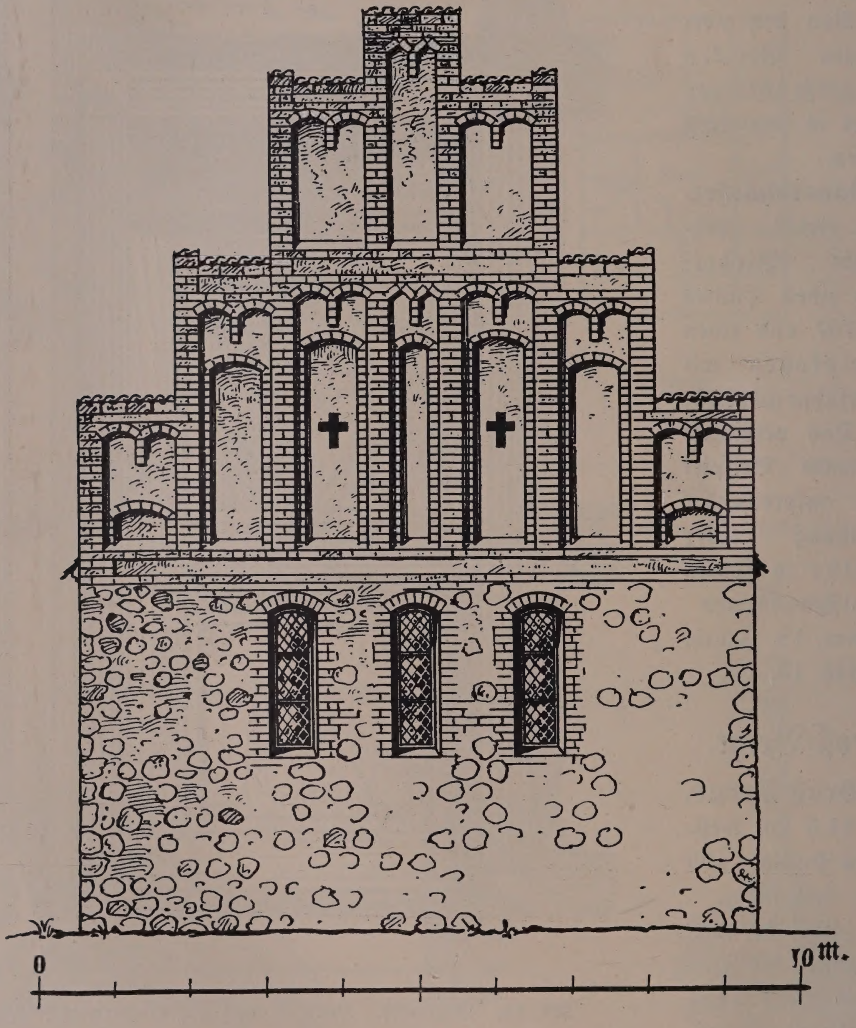


Abb. 14. Blüthen. Ostgiebel der Kirche.

auch I, 104/5). Zu Beginn des 16. Jahrh. waren die Quitzows zu B. begütert (Riedel II, 233; vgl. auch Bratring, Beschreibung der Mark I, 417).

Gotische **Kirche** in Saalform aus Feldstein, die Einfassungen der Öffnungen aus Backstein; ebenso der östliche Stufengiebel (Abb. 14) mit Stichbogenblenden und Bogenfriesen. Der Helm des quadratischen Bretterturmes ist ins Achteck übergeführt und geschindelt.

Zwei Glocken. Die große 0,90 m Durchm. mit Inschrift: Anno domini 1522. Maria ick hete. de von bluten hebben mi laten geheten in. peter matz in f. Jhs.† O rex glorie xpe. veni cum pace. Am langen Felde zwei Reliefdarstellungen: Maria mit dem Kinde auf einem Monde mit halbem Gesicht, umgeben von Rosen und den vier Evangelisten-Zeichen; ein Bischof in Brustbild, daneben ein Bischofstab, darunter ein abwärts gesenktes spätgotisches Blatt mit sieben Rosen darum.

Die kleine Glocke 0,70 m Durchm. mit Inschrift: Anno domini 1522 sancte nicole bidde vor uns. Nicolaus cilier (?) pleban m peter. in f. Jhs. bluten.

Boberow.

Boberow, Dorf 11 km nordöstlich von Lenzen. 422 Einw., 1349 ha.

1312 verkauft Markgraf Woldemar den Nonnen im Kloster Eldena 2 Hufen in „Boberowe" im Lande „Lensyn" (Urk. im Archiv zu Schwerin; abgedr. Riedel II, 79). Späterhin waren die Quitzows in B. begütert (vgl. Urk. von 1492, Riedel II, 233).

Kirche: Überputzter einschiffiger gotischer Feldsteinbau mit eingezogenem Chor; 1868 stark verändert. Alter Dachstuhl ohne Pfetten. Turm mit stumpfem Ziegel-Walmdach, Tür und Fenster spitzbogig, aber geputzt.

Taufschüssel aus getriebenem Messing von 1711; der achteckige Rand mit Früchten verziert.

Vier Glocken. Die große 1,04 m Durchm., am Halse zwei gedrehte Schnüre, dazwischen ein Kreuz aus Schnur und sechs Münzen. Gegenüber vom Kreuz dasselbe Zeichen wie an der Glocke in Mödlich. Die zweite Glocke 1704 von Ernst Siebenbaum. Die dritte ohne Inschrift. Die vierte 0,35 m Durchm. von 1522.

Bochin.

Bochin, Dorf und Gut 5,5 km nordnordöstlich von Lenzen, 176 Einw., Landgem. 337, Gutsbez. 534 ha.

1358 wohnt Mewe, Pfarrer — plebanus — in B., der Ausstellung einer Perleberger Urk. bei (vgl. Riedel I, 154). Um 1800 bestand zu B. ein v. Arnsdorfsches Fideikommiß (vgl. Bratring, I, 434).

Kirche: Neubau von 1894. Darin:

Altar mit Kanzel vereinigt (Abb. 15), stand in der früheren Kirche frei vor der Wand, jetzt dicht an der Wand, durch welche die Tür zur Kanzel führt, deren Treppe verdeckt ist. Schöner Aufbau in Barockformen mit zwei Säulen, gebrochenem

Abb. 15. Bochin. Kirche, Kanzelaltar.

Gesims und Verdachung mit sitzenden Engeln. Auf dem Schalldeckel eine kleine Christusfigur. Die Architektur ist aus Eichenholz, das Ornament aus Lindenholz, ohne Anstrich. Die Einzelheiten etwas derb. An der Vorderseite der Kanzelbrüstung ein Wappen mit Anker (v. Arenstorff). Am Lesepult ein Monogramm: v. G.

Zwei Messingleuchter, von denen einer die Jahreszahl 1619 trägt.

Bresch.

Bresch, Dorf und Gut 15 km nördlich von Perleberg, ein fast dreieckiger Rundling (Abb. 16). 229 Einw.; Rittergut B.-Mollnitz 74 Einwohner. Landgem. 861, Gutsbez. 43+553 ha.

1349 wohnen „tho Bresseke" die von Quitzow (Urk. der Perleberger Pfarrei, abgedr. Riedel XXV, 23). Im 18. Jahrh. ging B. zugleich mit Stavenow in den Besitz derer von Kleist über; um 1800 zählte das Dorf mit dem Gut zusammen 263 Einw. (vgl. Bratring, Beschreibung der Kurmark I, 417).

Kirche: Backsteinbau aus dem 18. Jahrhundert; die Wetterfahne enthält die Jahreszahl 1726. Fenster mit scheitrechtem Bogen. Bretterturm geschindelt.

Die hölzerne Taufe (Abb. 17) liegt in Trümmern auf dem Kirchenboden.

Zwei Glocken. Die große 0,73 m Durchmesser. Der Guß roh, löcherig, die Form plump, ohne Inschrift.

Die kleine 0,63 m Durchm. von 1614 mit heraldischen Lilien und gotischem Ornamentfriese.

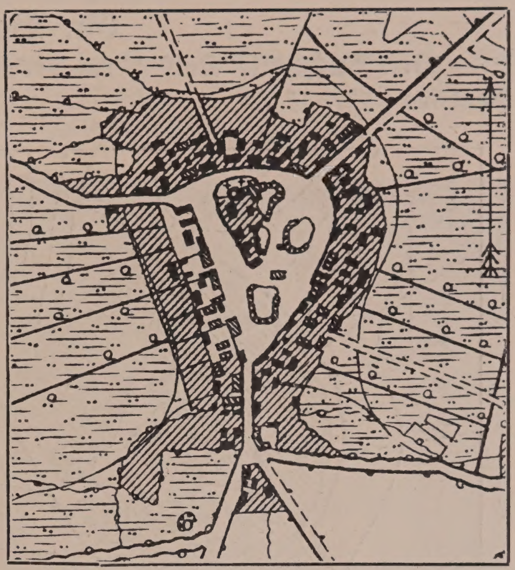


Abb. 16. Bresch. Dorfplan (1:10000).

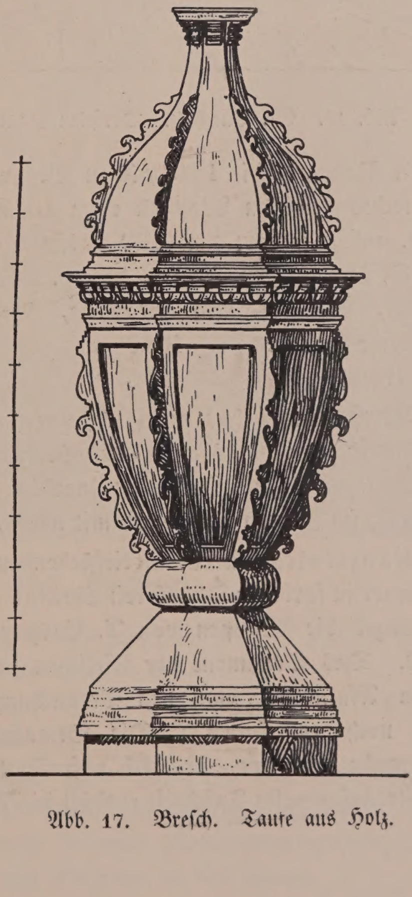


Abb. 17. Bresch. Taufe aus Holz.

Gr. Buchholz.

Gr. Buchholz, Dorf 5 km nördlich von Perleberg. 133 Einw., 629 ha. Rundling (Abb. 18).

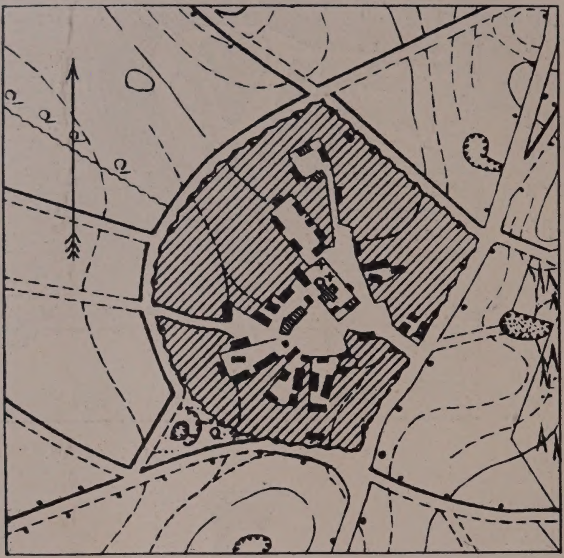


Abb. 18. Gr. Buchholz. Dorfplan (1:10000).

1340 vereignete Graf Heinrich von Schwerin der Liebfrauengilde zu Perleberg Getreide-Hebungen von einem Hofe in „Teutunica Bucholte" (vgl. Riedels Codex, III, 365). Die Rundlinge erörtert Meitzen in seiner Schrift „Ausbreitung der Deutschen" (Jena 1879, S. 36).

Burghagen.

Burghagen, Dorf und Gut 5,6 km ostsüdöstlich von Perleberg. 86 Einw., Landgem. 151, Gutsbez. 94 ha.

In der Urk. vom 18. Dezbr. 1343 wird „Borchagen" genannt (Riedel XV, 114). Das Dorf ist ein altes Stammgut der Familie gleichen Namens, die 1443 als zu B. „wanaftich" erscheint (Riedel I, 188), in dem schrägrechts geteilten Wappen oben 10 Kugeln führte und mit Heinrich Wilh. August von B. auf Pumptow um 1830 ausstarb (vgl. Siebmacher, Ausgestorbener preußischer Adel S. 16, in der 5. Abt. des 6. Bandes des Wappenbuchs; ferner v. Eickstedt, Beiträge, S. 343f. und Bratring, Beschreibung der Kurmark, I, 418). Die Pfarrkirche wurde um 1343 neu erbaut, wie aus der oben erwähnten Urkunde erhellt.

Kirche aus behauenen Feldsteinen mit Backsteineinfassungen. Der kleine Turm mit Satteldach ist aus Holz mit Bretterverkleidung hergestellt und rot angestrichen. Am Türriegelholz die Inschrift: Joachim Meves 1680. Die Kirche ist 1889 wiederhergestellt, im Innern erhöht und mit neuer, flachgiebelförmig gebrochener Decke versehen.

Kanzelaltar barock, mit tiefstehenden seitlichen Säulen (Abb. 19). An den Füllungen der Kanzel in farbiger Ölmalerei: Christus am Kreuze nebst Johannes und Maria. Unter der Kanzel die Wappen von A. Caspar v. Burghagen und D. Hädwig v. Rohren (Rohr). Das Ornament der seitlichen durchbrochenen Verzierung besteht aus distelartigem Akanthus. Von den Verdachungsstücken war das eine auf dem Kirchenboden noch zu finden. Die Bemalung des Ganzen weiß mit Gold, sowie etwas grün und rot, ist noch ursprünglich und von guter Wirkung. Die auf der Rückseite aufgemalte Inschrift enthält die Angaben: 1723. Patron H. Achgatus Caspar

v. Burchhagen. Der Bildhauer war: Heinrich Joachim Schultz aus Havelberg. Der Maler war: Christian Ludwig Schlichting aus Havelberg.

Zwei Bronzeleuchter von einfacher gotischer Profilierung.

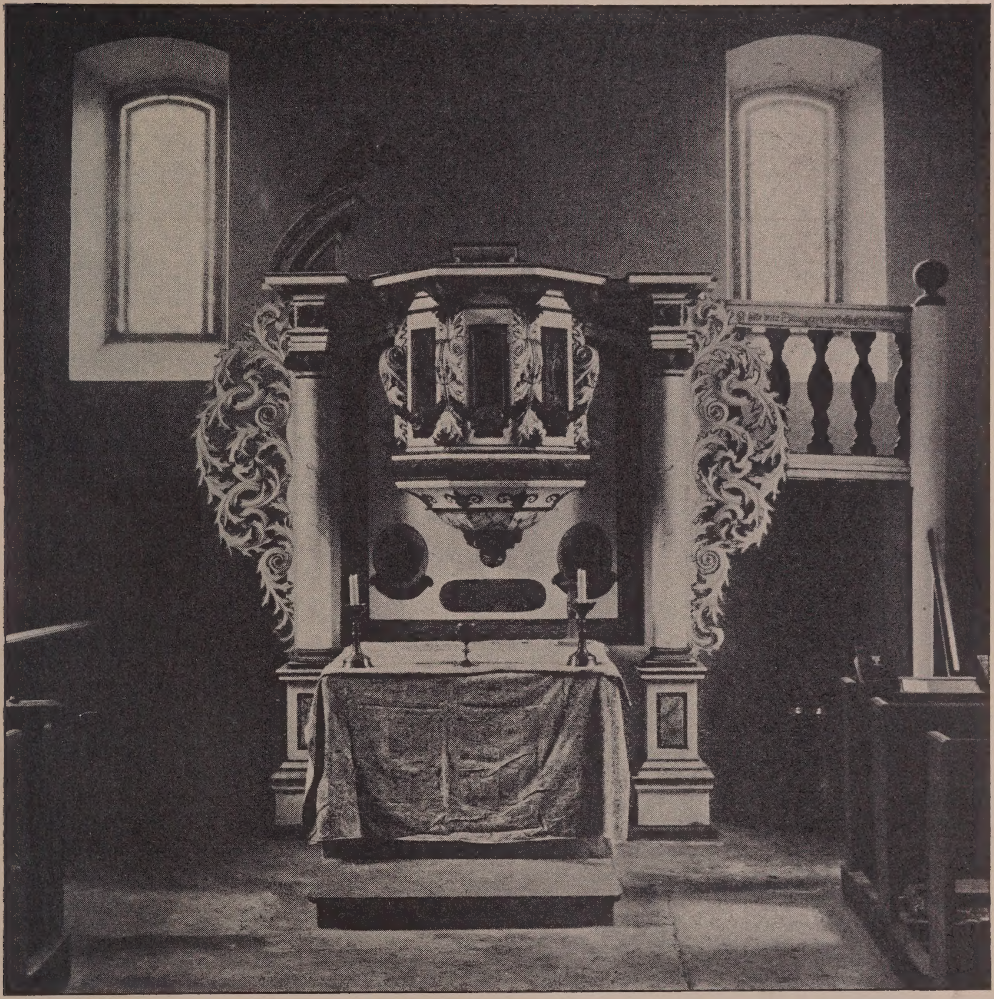


Abb. 19. Burghagen. Kirche, Kanzelaltar.

Altardecke (Abb. 20 u. 21) 1,66 m breit, 2,30 m lang, weißleinen, mittelst 9,21 cm großer Model schwarz bedruckt; Inschrift in der Mitte: MEVB 1673.

Auf dem Kirchenboden befindet sich noch ein Verdachungsstück und ein kleiner Engel von dem nicht mehr vorhandenen Kanzelbaldachin.

Glocken. Die kleinere 0,50 m Durchm., ohne Inschrift, am Halsfriese verschiedene erhabene Verzierungen und zwar in Kreisform: großer und kleiner Vogel, großer Stern, kleiner Stern, Löwe; in anderen Formen: Kreuzigungsgruppe, lesende Figur am Pulte, reitende weibliche Figur mit Blumen in der Hand.

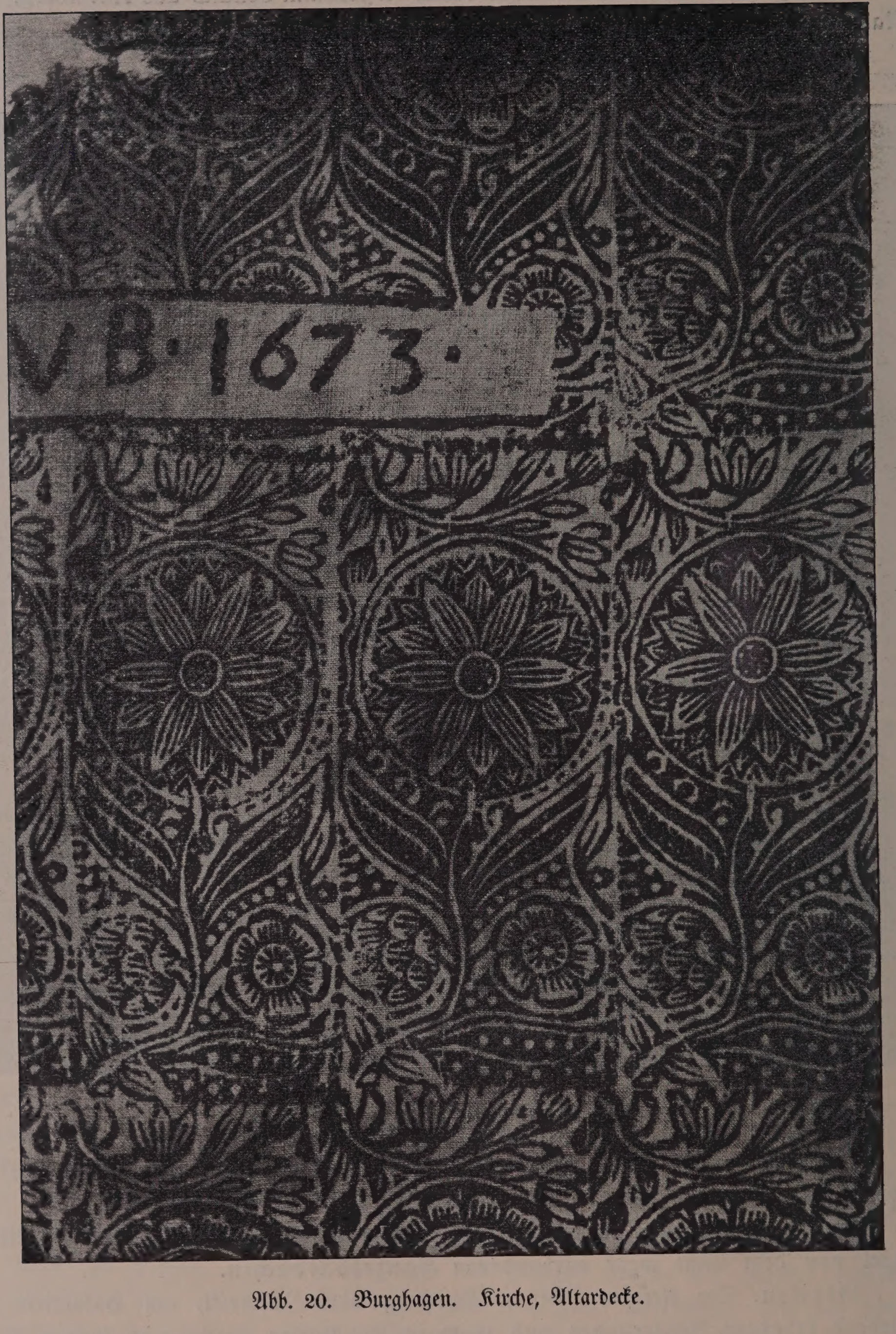


Abb. 20. Burghagen. Kirche, Altardecke.

Abb. 21. Burghagen. Kirche, Altardecke.

Cumlosen.

Cumlosen, Dorf 7,6 km nordwestlich von Wittenberge. 537 Einw., 695 ha. Haufendorf (Abb. 22).

Abb. 22. Cumlosen. Dorfplan (1:10000).

1246 erscheint Johannes, senior de K., als Zeuge in einer Urkunde des Johannes Gans von Wittenberge (vgl. Riedel I, 242). Im 15. Jahrh. wohnte „Ghereke Mollendorp zu Komeloze."

Kirche von 1858.

Ein Messingleuchter mit zwei Seitenarmen für drei Kerzen (Abb. 23).

Eine Taufschüssel von 29,5 cm Durchm. aus getriebenem Messing mit der bekannten Zierschrift am Rande und Fischblasenbuckeln um eine mittlere Rose.

In Cumlosen befand sich früher ein festes **Schloß,** das i. J. 1399 zerstört wurde (vgl. Riedel I, 148; II, 77).

Im Dorfe sind noch etwa sechs **Rauchhäuser** in Gebrauch. Das einzige mit Scheuntenne im Hause (Besitzer Karl Herr) ist in Abb. 24 dargestellt.

Dallmin.

Dallmin, Dorf und Gut 15,5 km nordwestlich von Perleberg. 685 Einw., Landgem. 743, Gutsbez. 1166 ha.

Quellen. Gutsarchiv zu D.: 1. Urk. abgedr. bei Riedel, Suppl. 387, f. 2. Hausbuch, verwertet in der Geschichte des Geschlechts von Winterfeldt (erschienen 1858—63).

Bezüglich der Burg des Lobeke Winterfeldt sind Riedels Angaben (I, 189) verbessert in der v. Winterfeldtschen Familiengeschichte; vergl. I, 270; II, 13, 14, 17; Nachträge S. 11, 155.

1344 verlieh Markgraf Ludwig dem „wackeren, getreuen Conrad de Winterveld" die Anwartschaft auf „7 1/2 Stück" (frustra) jährlicher Getreidehebungen in „Dalmen" (Leipziger Kopialbuch B. 18b, Nr. L, abgedr. Riedel II, 282). 1483 verkaufte, wie

aus einer der im Dallminer Archiv aufbewahrten Urkunden erhellt, der Knappe Heinrich Sack sein Gut für 15 rheinische Gulden dem „duchtighen Claweß Wynterfelde, wonafftich to Dalmyn" (abgedr. Riedel, Suppl. 389). Bei der Lehnsmusterung von 1588 hatten die „Winterfelde zu Dalmin und Stresow" mit 2 Lehnpferden an dem

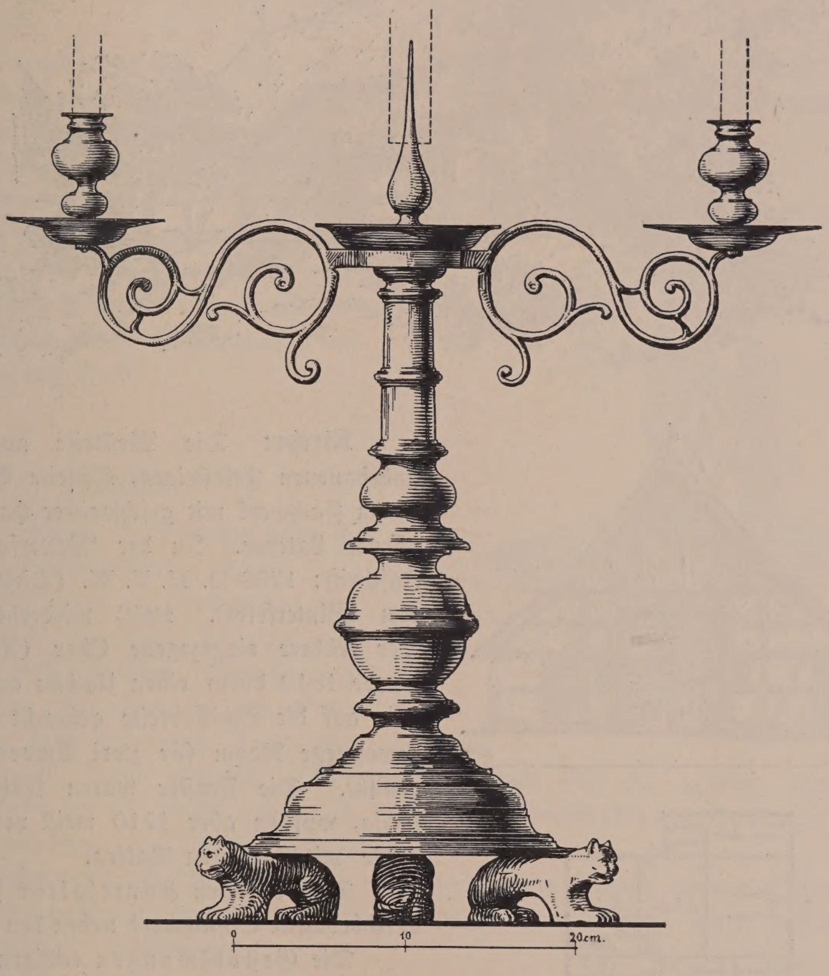
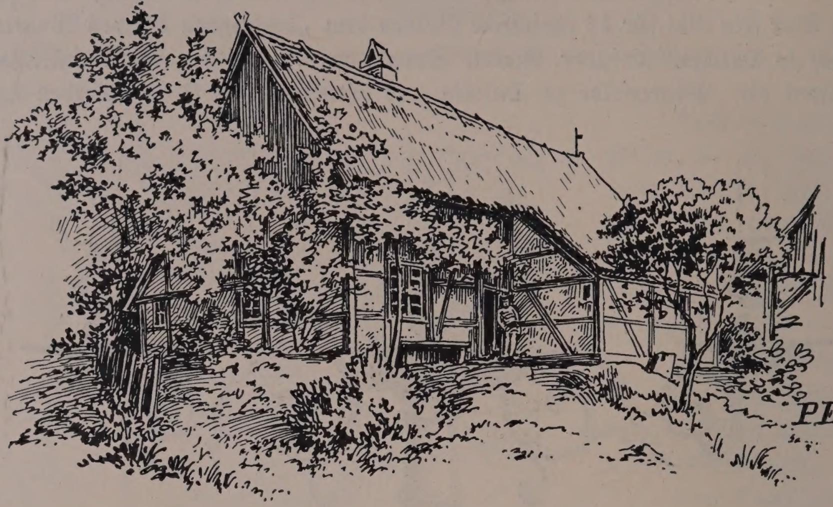


Abb. 23. Cumlosen. Altarleuchter in der Kirche.

kurfürstlichen Musterkommissar vorbeizureiten (v. Eickstedt, Beiträge, S. 130). Der in Merians Topographie den Städten zugerechnete Ort kam im 18. Jahrh. in den Besitz der von Jagow zu Rühstädt und zählte um 1800 283 Einwohner (vgl. Bratring, Beschreibung der Kurmark I, 418). Die Familiengeschichte des Geschlechts von Winterfeldt enthält über diesen alten Rittersitz zahlreiche, u. a. dem Dallminer Hausbuch entnommene Angaben, durch die Riedels Angaben im Codex diplomaticus hier und da berichtigt werden. Über die Dallminer Fehde von 1444 vgl. Gielow, in den Forschungen z. Brand.-preuß. Geschichte 1908, S. 39 f.



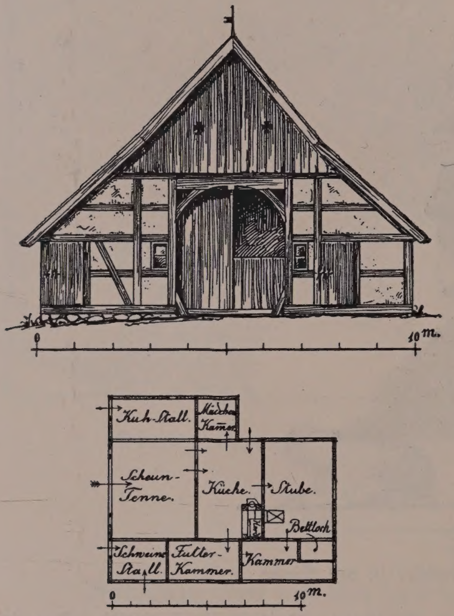


Abb. 24. Cumlosen. Haus Karl Herr.

Kirche: Die Westteile aus meist unbehauenen Feldsteinen, Ostteile Backstein, Turm Fachwerk mit geschweifter Haube und offener Laterne. In der Wetterfahne die Inschrift: 1708 D. H. V. W. (Dietr. Hans von Winterfeldt). 1852 wiederhergestellt. Der frühere eingezogene Chor (Abb. 25) wurde 1810 durch einen Umbau aus Backstein auf die Schiffsbreite gebracht und der gewonnene Raum für zwei Emporen ausgenutzt. Die Fenster waren früher spitzbogig, wurden aber 1710 meist vergrößert. Decke mit sichtbaren Balken.

Dem barocken Kanzelaltar fehlt das durchbrochene Schnitzwerk neben den Säulen.

Die Gestühlwangen endigen in ausgesägtem Ornament. An den Emporen sind ältere durchbrochene Füllungen verwendet.

Spätgotischer Flügelaltar, geöffnet, 1,02 m hoch, 1,80 m breit, an der Brüstung der Orgelempore befestigt. Im Mittelteile drei größere, 55 cm hohe Figuren unter baldachinartigem Ornament: Maria mit dem Kinde, St. Katharina und Bischof mit Mitra. In den Flügeln je sechs kleinere, 32 cm hohe Figuren in zwei Reihen. Auf der Rückseite der Flügel minderwertige Gemälde aus dem 17. Jahrhundert: Christi Geißelung, Christus in Gethsemane, Pilatus zeigt Christus den Juden und die Auferstehung Christi.

Orgel 1722 bis 1724 erbaut.

Taufengel aus dem 17. Jahrh. ist wiederhergestellt und vor dem Altar aufgehängt. Ein Opferkasten mit Maria und Joseph auf der Flucht (Abb. 26).

Dalmatika von roter Seide mit Granatapfelmuster; darauf ein gesticktes Kreuz, mit Christus, Maria, Johannes und fünf anderen Figuren.

Drei Glocken. Die mittlere 1664 in Salzwedel gegossen, die beiden anderen 1811 von Meyer in Berlin.

Das i. J. 1808 erbaute herrschaftliche **Schloß** ist ein schlichter Bau mit holländischem Dach.

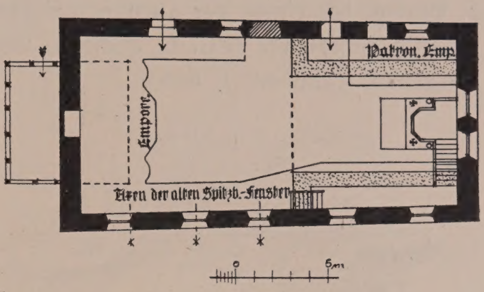


Abb. 25. Dallmin. Kirche, Grundriß.

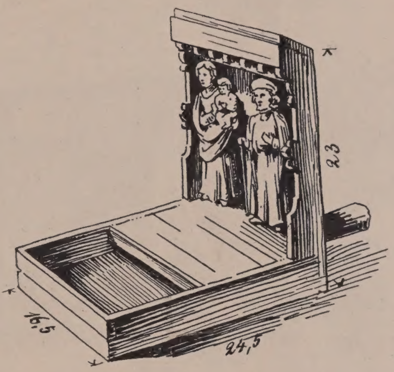


Abb. 26. Dallmin. Opferkasten in der Kirche.

Deibow.

Deibow, Dorf 10 km nördlich von Lenzen. 256 Einw., 777 ha.

1375 wird bei Ausstellung der Urk., durch die Graf Albrecht von Lindow vom Bischof Dietrich von Havelberg „dat Hus tu der Goltbeke" zu Lehn empfängt, Everd von Deybow als Zeuge genannt (Havelb. Kopialbuch Fol. 27, abgedr. Riedel II, 335). Ende des 17. Jahrh. gehörte D. dem Hans Albrecht Gans zu Putlitz auf Haus Wolfshagen (vgl. v. Eickstedt, Beiträge S. 437).

Fachwerkkirche in Saalform, 1696 nach einem Brande errichtet (Jahreszahl am ausgeschweiften Balken einer ehemaligen Tür an der Nordseite). Turm in Fachwerk mit Dachreiter. Balkendecke.

Altar und Kanzel getrennt, beide in schlichtem Barock.

Eine Glocke 1697 von Heintze in Berlin.

Dergenthin.

Dergenthin, Dorf 6 km westlich von Perleberg. 407 Einw., 1036 ha.

1345 beleiht Markgraf Ludwig die Stadt Perleberg mit Getreidehebungen in „Dragentyn" (Leipziger Kopialbuch der Vogtei Havelberg, abgedr. Riedel I, 144). Dem Berichte des Landreiters Möllenbeck vom Jahre 1684 zufolge gehörte der vordem im

Besitze der v. Wartenberg befindliche „Rittersitz“ in D. der Witwe des Alexander v. Platen, der einem der ältesten, besonders zu Kuhwinkel ansässigen Geschlechter der Prignitz entstammte (vgl. v. Eickstedt, Beiträge S. 439; ferner Bratring I, 418 und Berghaus, Landbuch I, 669).

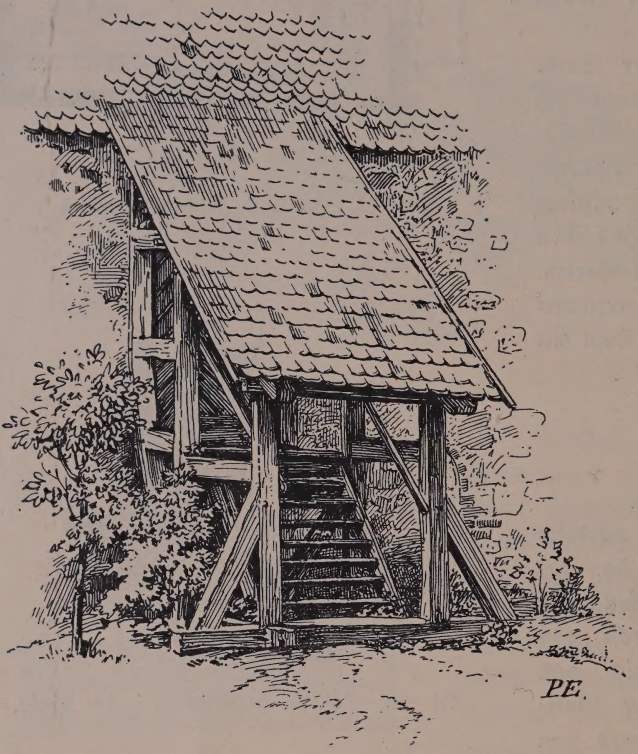


Abb. 27. Dergenthin. Freitreppe auf der Nordseite der Kirche.

Kirche des 15. Jahrh., in Saalform aus unbearbeiteten Feldsteinen, in späterer Zeit mit dicken Strebepfeilern besetzt. Auf der Südseite noch Spuren von drei Backsteinfenstern und eine vermauerte Spitzbogentür aus Backstein. Die jetzigen Fenster sind im Stichbogen geschlossen und mit weißen Putzstreifen umrahmt. An der Nordseite gegen Westen ein Anbau mit Aufgang zur Empore und roh bemalter Tür. Gegen Osten ein Fachwerkgerüst mit hölzerner, zur Patronatsempore führender Freitreppe (Abb. 27). Der Ostgiebel mit zwei Stichbogenfenstern hat noch ursprüngliche Stichbogenblenden und löst sich nach oben in sieben Backsteinpfeiler auf (Abb. 28). Der Turm aus Fachwerk mit geschweiftem Dach und offener Laterne. In der Wetterfahne die Jahreszahl 1749. Der alte eichene Dachstuhl ohne Fußstollen. Zwei verschiedene Binderarten aus dünnen, behauenen Hölzern wechseln darin ab, die Längsverstrebung liegt in der Mittelebene.

Die Decke der Patronatsempore ist im 18. Jahrh. in flotter Spätrenaissance bemalt: Ranken mit schwarzen Umrissen, abwechselnd weiß und blaßblau auf weißem Grunde, dazwischen einige große rote Blumen, in der Mitte das Wappen der von Platen mit Helmdecke in weiß und rot (Taf. 1).

Kanzelaltar barock, mit zwei seitlichen Säulen und Ornament.

Der hintere Teil der Westempore hat spätgotische Formen (Abb. 29). Die Bankwangen sind ausgeschweift und mit eingegründeten Darstellungen von Tieren und römischer Großschrift verziert (Abb. 30).

Kleiner Kronleuchter aus Messing, Spätrenaissance.

Dergenthin. Kirche, Teil einer Emporendecke.

Abb. 28. Dergenthin. Kirche von Osten.

Weihrauchfäßchen aus Messing (Abb. 31).

Zwei bronzierte Zinnleuchter, deren Füße mit kleinen Löwen besetzt, für drei Kerzen eingerichtet (Abb. 31).

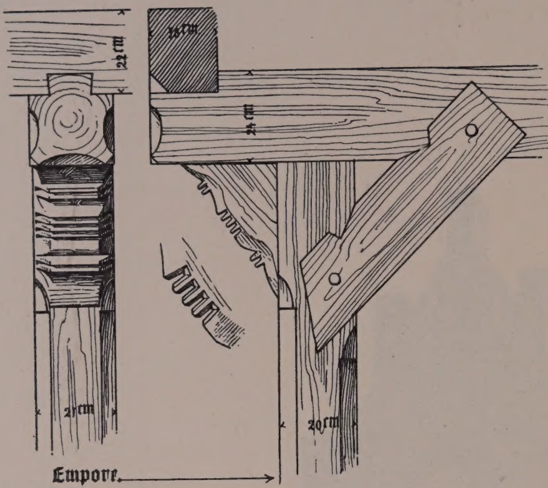


Abb. 29. Dergenthin. Kirche, Emporen-Auskragung.

Düpow.

Düpow, Dorf 2,6 km südöstlich von Perleberg. 330 Einw., 831 ha.

1438 bekunden die Perleberger, Wypert Lützow und andere mecklenburgische Ritter hätten ihnen zu „Dupow" 4 Höfe und Scheunen mit Roggen niedergebrannt (vgl. Riedel B. IV, 181).

Von der in neuer Zeit ganz veränderten saalförmigen **Feldsteinkirche** ist nur noch der Turm beachtenswert. Sein oberstes Geschoß ist sehr lebhaft gegliedert durch spitzbogige gekuppelte Schallöffnungen und dicht gedrängte, z. T. phantastisch geformte Blenden. Der mittlere Spitzbogen an der Nordseite des Turmes wird durch einen anscheinend aus Ton gebrannten Kopf bekrönt. Die Giebeldreiecke unter dem Satteldache des Turmes bestehen aus Fachwerk. Das Kirchendach war nach einer Spur am Turme früher viel höher und steiler.

Drei Glocken. Die große 1,08 m Durchm., ohne Inschrift, wegen Zerstörung der Krone an Bolzen aufgehängt. Die mittlere 0,87 m Durchm.; hinter der Inschrift: „O rex glorie ihs. xpe. veni cum pace 1466" befindet sich ein bärtiger Kopf. Die kleine 0,52 m Durchm., 1711 von Chr. Heintze in Berlin.

Abb. 30. Dergenthin. Kirche, Bankwange.

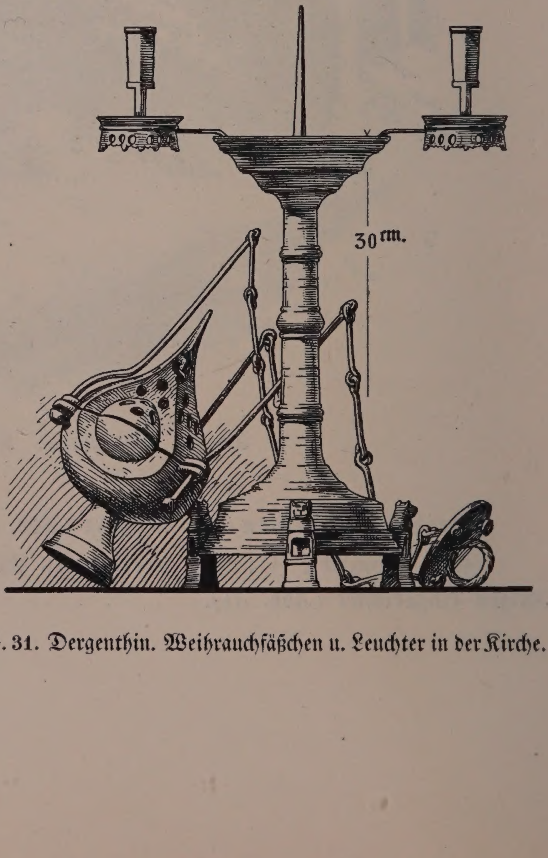


Abb. 31. Dergenthin. Weihrauchfäßchen u. Leuchter in der Kirche.

Eldenburg.

Eldenburg, Rittergut, 4 km nordwestlich von Lenzen. 82 Einw., 802 ha.

Bereits in einer Urkunde von 1321 geschieht des Hauses „tu der Eldenborch" Erwähnung (vgl. Riedel III, 358); dem brandenburgisch-böhmischen Chronisten Pulkawa zufolge soll das Schloß zu Beginn des 14. Jahrh. von den askanischen Markgrafen Otto und Hermann zur Grenzwehr gegen Mecklenburg erbaut worden sein (vgl. Riedel II, 201). Vom 15. Jahrh. an gehörte die Burg, die zeitweilig im Besitze der v. Kröcher gewesen war, zusammen mit Kletzke und Stavenow zu den Hauptsitzen der Quitzows (vgl. L. v. Ledebur, Neues Archiv III, 225; Riedel II, 233 f.). Nach

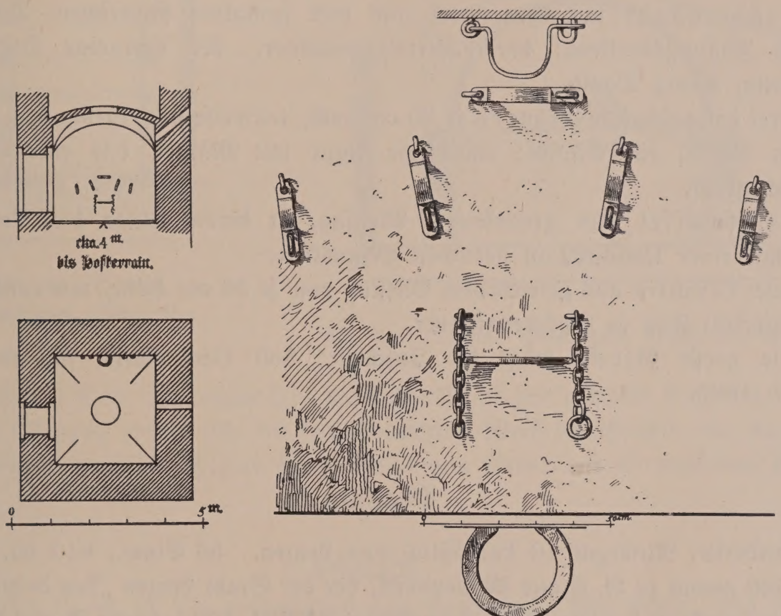


Abb. 32. Eldenburg. Der sog. Quitzowstuhl im Schlosse.

dem Tode des Cuno Hartwich von Quitzow 1719 fiel die Burg als erledigtes Lehen an den König zurück, und bis zum Jahre 1812 nahmen königliche Amtleute auf dem Schloß ihren Sitz (vgl. Kirchenbuch zu Seedorf, ferner Riedel II, 201). In der Stein-Hardenbergschen Epoche gehörte E. zu den vielen vom Staate veräußerten Domänen, und so gelangte das Schloß durch Kauf in den Besitz des hannoverschen Geschlechtes von Wangenheim (vgl. Berghaus, Landbuch, I, 663 f.).

Der Hauptbau des **Schlosses** läßt nach mehreren Bränden und Umbauten von seinem mittelalterlichen Kerne nichts mehr erkennen. Im Innern zusammengestellte und ergänzte Reste von reichen Spätrenaissance-Kaminen (Anf. d. 17. Jahrh.). In einem teilweise noch alten quadratischen Turm am Stallgebäude befindet sich der sog. Quitzowstuhl, eine Vorrichtung des mittelalterlichen Gerichtswesens, um jemand in sitzender Stellung mit ausgebreiteten Armen an die Wand zu fesseln (Abb. 32).

Ferbitz.

Ferbitz (Verbitz), Dorf 6 km östlich von Lenzen. 193 Einw., 706 ha.

1491 verleiht Kurfürst Johann denen von Quitzow eine Getreideabgabe aus Ferbitz (Kurmärk. Lehnskopial, abgedr. Riedel III, 503).

Kirche unscheinbarer Fachwerkbau.

Altar von 1657, zweistöckig mit Säulen und Schnörkelwerk in Spätrenaissance, 1835 neu übermalt.

Achteckige Kanzel von 1657, mit schlanken Säulchen an den Ecken, derb buntfarbig und mit Engelsköpfen in den Füllungen bemalt.

Pastorenstuhl mit Gitterwerk und vier gemalten figürlichen Darstellungen auf den Füllungsbrettern: der bußfertige Zöllner, der verlorene Sohn, Maria Magdalena, König David.

Drei holzgeschnitzte Figuren je 80 cm hoch, teilweise noch farbig bemalt: Maria mit dem Kinde; ein Bischof; männliche Figur mit Mantel, das eine Bein endigt im Drachenkopf.

Taufschüssel aus getriebenem Messing, in deren Mitte die Verkündigung Mariä mit einer Umschrift in gotischen Minuskeln.

Zwei Leuchter aus getriebenem Messing von je 36 cm Höhe, mit rundem Schaft und verziertem Fuß in Spätrenaissance.

Die große Glocke trägt die Inschrift: Soli Deo gloria, me fecit Daniel Gentzsch 1665.

Gadow.

Gadow, Rittergut 10 km östlich von Lenzen. 56 Einw., 640 ha.

1520 wohnt zu G. Claus Möllendorff, der der Stadt Lenzen „den dritten Teyl an Dambrow" verkauft hat (Kurmärk. Lehnskopial XXXIII, 179, abgedr. Riedel XXV, 140). Dem Visitationsbericht vom Jahre 1540 zufolge hatte die Kirche „1 Kelch, 1 Paten, 1 kupffern Monstrantz mit einer silbern Puchssen" (vgl. Riedel VII, 272).

Der 1816 zu Havelberg im Alter von 92 Jahren gestorbene Feldmarschall v. Möllendorf, bekannt durch seine tapferen Taten im siebenjährigen und im bayrischen Erbfolgekrieg, ist der Stifter des Majorats G. (vgl. Allgem. deutsche Biographie, 22. Bd.; Berghaus, Landbuch I, 669).

Das 1818 umgebaute **Schloß** hatte früher Mansardendach. An Kunstgegenständen enthält es u. a. ein Bildnis des Feldmarschalls von Möllendorf, auf Porzellan gemalt.

Unfern vom Schlosse das **Mausoleum** der gräflichen Familie von Willamowitz-Möllendorf (Abb. 33 u. 34), ein Putzbau in Form eines griechischen Tempels mit Sandstein-Säulen und Gesimsen. Über dem Eingang inmitten der Nordfront, die mit vier dorischen Säulen aus Sandstein besetzt ist, steht das Jahr der Erbauung (1816),

in den seitlichen Zwischenräumen befinden sich zwei Halbkreisfenster. Vier Stufen führen in das Innere: eine breite tonnengewölbte Halle mit schmalen Seitenschiffen, die durch niedrige Bogenstellungen mit jener verbunden sind und die Särge aufnehmen sollten. Das Tonnengewölbe hat flache Grate und gemalte Kassetten. Gleich hinter dem Eingang erhebt sich ein schätzenswertes Werk der Plastik, ein Kreuz, vor dem eine schöne weibliche Figur kniet, 1876 von Cauer aus karrarischem Marmor gefertigt.

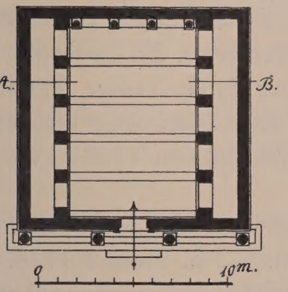


Abb. 33. Gadow. Mausoleum, Grundriß.

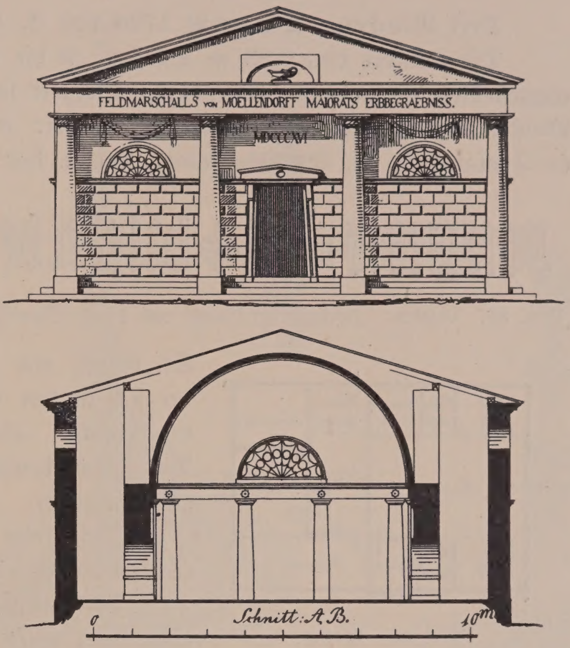


Abb. 34. Gadow. Mausoleum, Ansicht und Schnitt.

Garlin.

Garlin, Dorf 17 km nordwestlich von Perleberg. 336 Einw., 805 ha.

1496 erhält Cöne von Quitzow bei einer Erbteilung „Stavenow mit allerlei Rechtigkeit an Dörpern, benömtlick Garlin" u. s. f. (Kopie in Bekmanns Nachlaß, abgedr. Riedel XXV, 459). Vielleicht ist G. identisch mit dem bereits 1223 von Borwin, Herrn zu Mecklenburg, dem Havelberger Domkapitel geschenkten Dorfe Gardin (vgl. Riedel XXV, 1 f). Um 1800 zählte das stark bevölkerte Dorf 325 Einwohner, darunter 1 Lehnschulzen, 16 Bauern und 17 Kossäten (vgl. Bratring, Beschreibung der Kurmark I, 436).

Kirche in Saalform aus Feldsteinen mit ehemals kleinen Rundbogenfenstern, jetzt umgeändert mit Spitzbogenfenstern aus Backstein. Der kräftige Turm ist ganz von Fachwerk mit ausgemauerten, ungeputzten Fachen, der obere Teil übergesetzt; auf dem Pyramidendache erhebt sich eine Laterne mit geschweifter Haube, ganz ähnlich dem Turme von Premslin (Westprignitz), nur einfacher in der Stellung der Hölzer, aber noch mit der ursprünglichen schlanken Spitze. Der Türbalken am Turme trägt die Jahreszahl 1705.

Drei Glocken. Die große 1726 von C. Heintze.

Die mittlere von 0,83 m Durchm. ist die älteste. Die Inschrift aus schlanken, enggestellten spätgotischen Kleinbuchstaben mit sonderbarer Form des g, die diesem Meister eigentümlich zu sein scheint, lautet: anno. donni. 1510 luitke. poitgeter. (= Topfgießer), fa. bilefelde. ernst. munst. her. jochhi. bluite. achhim. uche. achi. ianeke. pankracius (Abb. 35). Dazwischen und daneben mehrere 5 cm hohe, fein modellierte Hochreliefsiguren: Christuskind mit Weltkugel, Lautenschläger, St. Georg mit dem Drachen, St. Jacobus, Fisch, der sich in den Schwanz beißt, heilige Familie auf der Flucht. Schrift und Verzierung gleichen zum Teil genau denen der Glocken von 1525 in Schönfeld (Westprignitz).

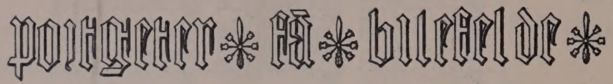


Abb. 35. Garlin. Inschrift der Glocke von 1510 (Schriftprobe).

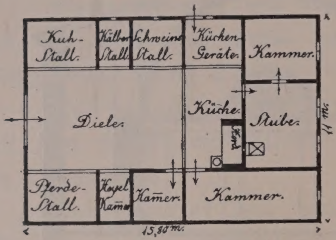


Abb. 36. Garlin. Rauchhaus von 1713.

Die kleine Glocke mit Inschrift: S. D. G. (Soli Deo Gloria). M. C. S. Mebert 1714.

Mehrere **Rauchhäuser** von verschiedener Grundrißanlage; eines darunter von 1713 zeigt noch annähernd niedersächsischen Grundriß (Abb. 36).

Glöwen.

Glöwen, Dorf 10 km nördlich von Havelberg. Rundling (Abb. 37). 798 Einw., 1988 ha.

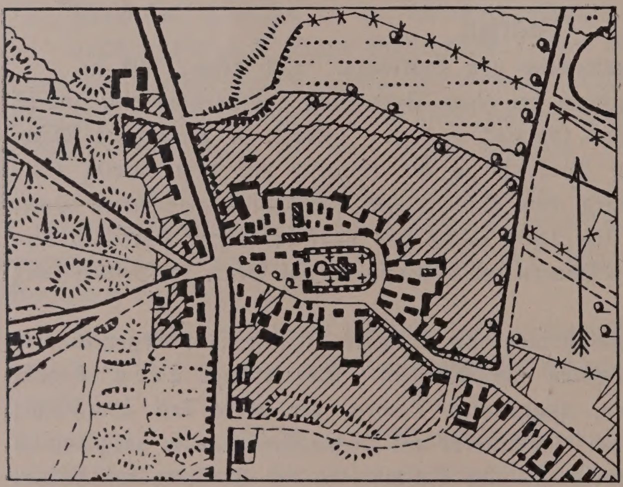


Abb. 37. Glöwen. Dorfplan (1:10000).

1373 übergab Markgraf Otto dem ehrwürdigen „Vater in Christo“ Bischof Dietrich von Havelberg zum Dank für seine treuen Dienste das Dorf „Glowen“ mit Patronat, Gericht und allen übrigen Gerechtsamen (vgl. Riedel II, 467). Um 1800 wohnten, Bratrings Beschreibung der Mark zufolge (I, 485), in dem 24 Hufen zählenden Dorfe 2 Lehnschulzen und 22 Ganzbauern; Gutsherren waren die v. Jagow zu Rühstädt.

Die **Kirche** ist ein moderner Backsteinbau von 1877.

Drei Glocken. Die zweite von 0,69 m Durchm. ist eine ältere ohne Inschrift und Ornament. Die dritte von 0,51 m Durchm. mit gotischer Kleinschrift am Halse: T lielp (sic) goth allene T i n r i anno dnni p. m x x x v v d m i e T (die Jahreszahl ist ohne Verständnis zusammengestellt).

Die **Häuser** des Dorfes haben z. T. Strohdach und Giebelpfosten (Abb. 38).

Einstöckiges Doppelhaus mit Fledermausluken am Fuße des vorgekragten Strohdaches (Abb. 39). Die beiden Herdstellen sind nicht benachbart. Am Giebel ein schlichter Pfosten, im Hof ein Ziehbrunnen mit Welle (Windepütt).

In dem ehemaligen Schulzenhause nordöstlich der Kirche (Abb. 40), sind jetzt vier kleine Wohnungen eingerichtet. Ursprünglich enthielt es nur eine Wohnung und

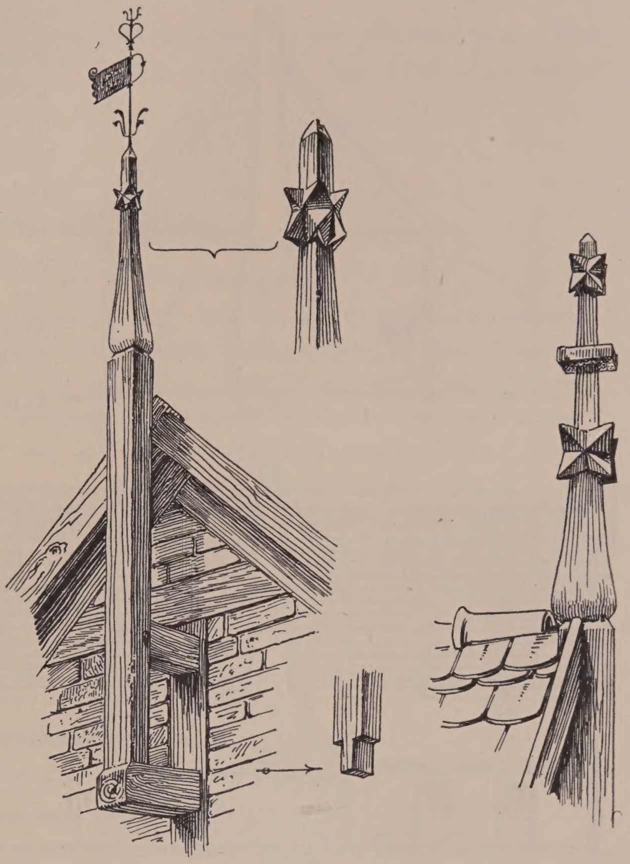


Abb. 38. Glöwen. Giebelpföstchen an Wohnhäusern.

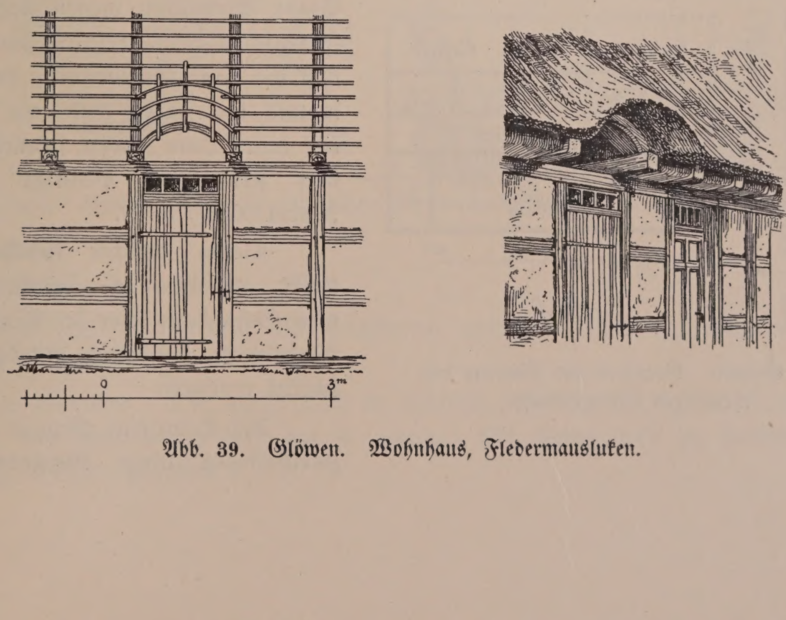


Abb. 39. Glöwen. Wohnhaus, Fledermausluken.

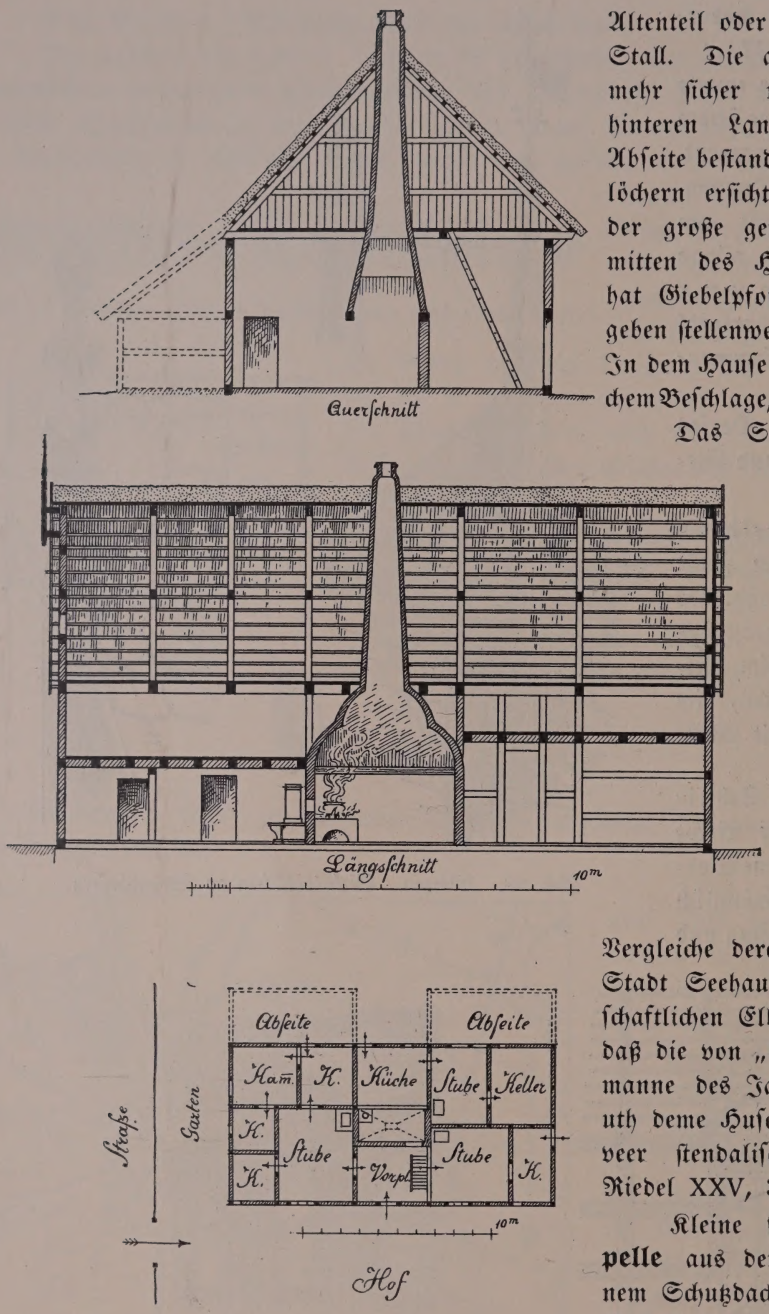


Abb. 40. Glöwen. Grundriß und Schnitte des ehemaligen Schulzenhauses.

Altenteil oder vielleicht Wohnung und Stall. Die alte Einteilung ist nicht mehr sicher nachzuweisen. An der hinteren Langseite hat früher eine Abseite bestanden, wie aus den Zapfenlöchern ersichtlich. Beachtenswert ist der große gemauerte Rauchfang inmitten des Hauses. Das Strohdach hat Giebelpfosten. Die Abbildungen geben stellenweise den früheren Zustand. In dem Hause Truhe mit schönem, reichem Beschlage, 18. Jahrh. (Abb. 41 a u. b).

Das Schafhirtenhaus (Abb. 42). An der Herdwange ist noch die fensterartige Durchbrechung erkennbar, durch die auf den Herd Licht fiel.

Gnevsdorf.

Gnevsdorf, Dorf 6 km südwestlich von Wilsnack. 172 Einw., 496 ha.

In einem aus dem Jahre 1448 stammenden Vergleiche derer von Quitzow mit der Stadt Seehausen wegen der gemeinschaftlichen Elbfähre wird ausgemacht, daß die von „Gnewestorpe deme Veremanne des Jares islik (ein jeglicher) uth deme Huse gewen schulen (sollen) veer stendalische Pennige“ (abgedr. Riedel XXV, 337).

Kleine schlichte **Fachwerkkapelle** aus dem 18. Jahrh. mit kleinem Schutzdach über der Glocke an der Giebelspitze, die Spitze mit dem Kreuze scheint erneuert.

Am Deich eine Gruppe von zwei zweistöckigen alten **Bauernhäusern**

mit Strohdächern, die an einer Längsseite weit überhängen, und Giebelpfosten. Das eine von 1766, das andere dicht am Deiche, wurde im Juli 1906 abgebrochen. Flechtzäune.

Gr. Gottschow.

Gr. Gottschow, Dorf 7 km östlich von Perleberg. 284 Einw., 1130 ha.

Einer Perleberger Schadensrechnung aus der Zeit des ersten Hohenzollern zufolge hatten „Mannen und Undersaten der Herschap to Mecklenborg" 1429 „Dudeschen Gotzkow" verheert (vgl. Riedel I, 185). In demselben Jahre schenkte der Ritter Cuno von Retzdorf der Gilde der Perleberger Knochenhauer zu einer kirchlichen Stiftung Getreideabgaben aus Gr. G. (vgl. Riedel III, 425). Das halbe Patronat zu Gr. G. besaßen um diese Zeit die von Quitzow zu Stavenow (vgl. Riedel II, 192).

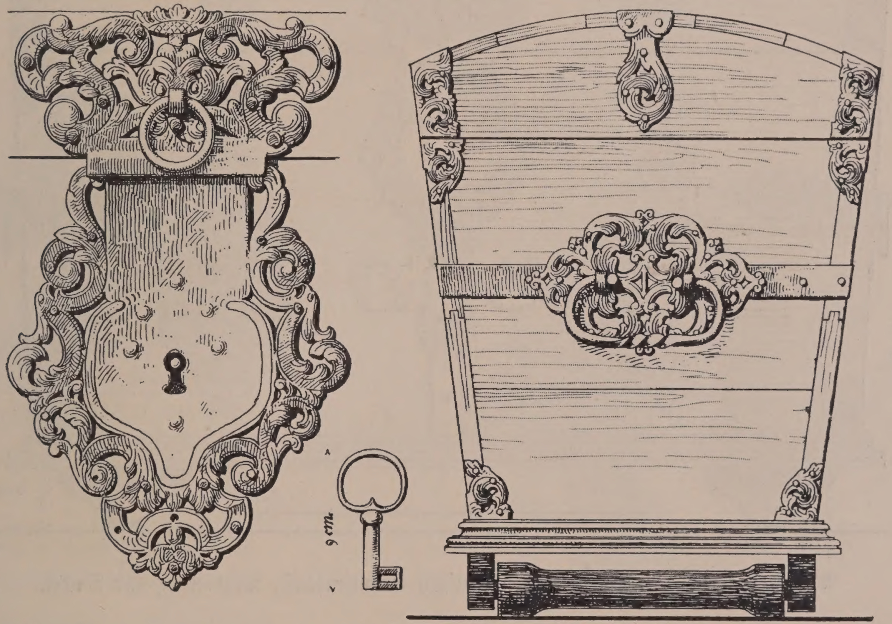


Abb. 41a. Glöwen. Truhe im ehemaligen Schulzenhause, Schloßblech und Seitenansicht.

Kirche neu (um 1890).

Turm alt, Granit mit Backsteinkanten und zwei Giebeln, ähnlich wie in Bäck (Westprignitz).

Zwei Glocken. Die große 1,02 m Durchm. mit der Inschrift: O rex glorie xpe. veni cum pace amen help got u. maria. Die kleine 0,71 m Durchm. 1754 von C. D. Heintze gegossen.

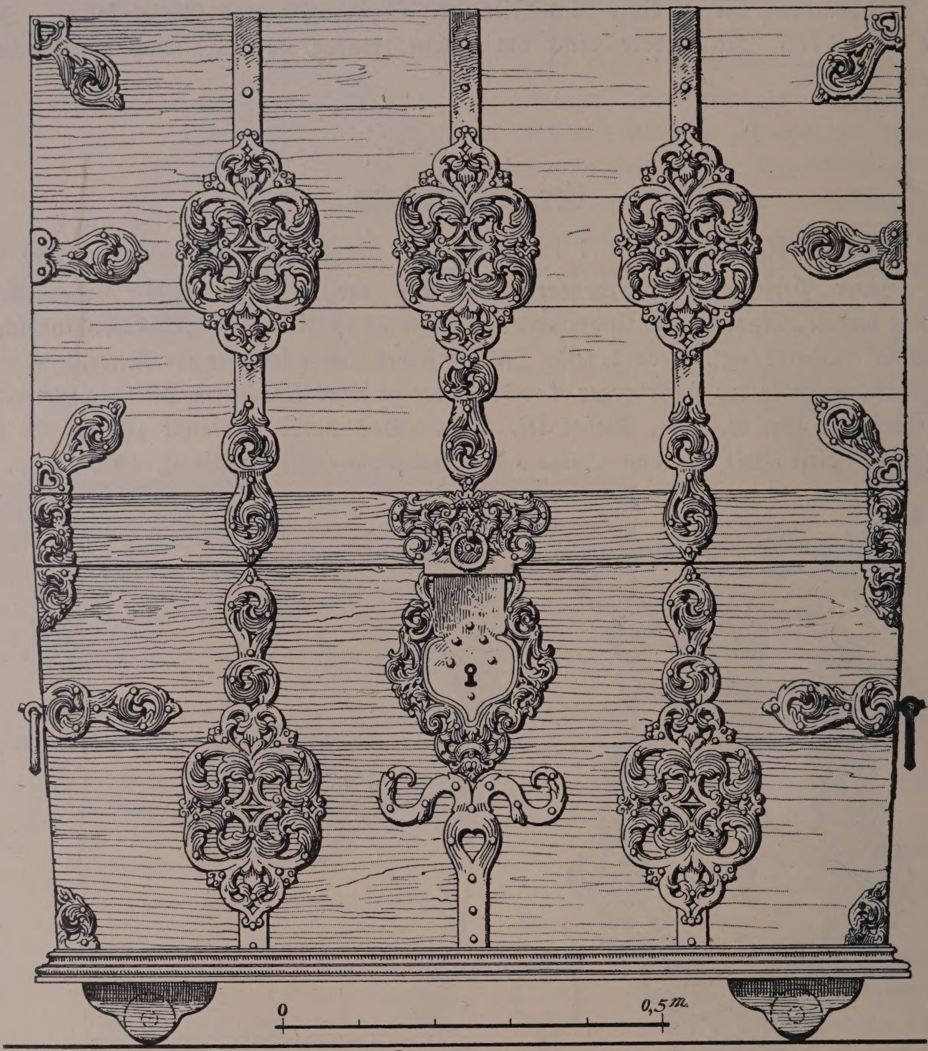


Abb. 41 b. Glöwen. Truhe im ehemaligen Schulzenhause, Vorderseite und Deckel.

Kl. Gottschow.

Kl. Gottschow (bis 1721 „Wendisch Gottschau"), Dorf und Gut 10 km ostnordöstlich von Perleberg. 206 Einw., Landgem. 842, Gutsbez. 78 ha.

1345 belehnte Markgraf Ludwig den Perleberger Bürger Konold mit 2 Scheffel Roggen und 10 Hühner, die von der Mühle in Wendisch G., in molendino slavicalis geszowe, zu leisten waren (vgl. Riedel I, 145). Um 1800 saßen in Kl. G. 4 Ganzbauern, 11 Halbbauern, 2 Büdner und 13 Einlieger; die Besitzer des adligen Gutes waren die von Möllendorf zu Krampfer (vgl. Bratring, Beschreibung der Kurmark I, 419).

Kirche aus rohen Feldsteinen, Tür und Fenster ursprünglich spitzbogig, jetzt barock im Stichbogen geschlossen. Das Dach mit Ziegeln gedeckt, nahe dem ganz schlichten Westgiebel ein niedriger quadratischer Dachreiter aus Fachwerk, mit spitzem schindelbedecktem Helme (Abb. 43), der früher die Inschrift trug: 1695 gebaut von Christjahn Freude. Den Aufgang zum Turme von außen bildet eine steile hölzerne Freitreppe mit einem Schutzdache darüber, das malerisch von Efeu überwachsen ist (Abb. 43). An der Südseite der Kirche ein hübscher Weg zwischen zwei Reihen von Lebensbäumen.

Kanzelaltar mit Schnitzwerk von 1727. An der Kanzelbrüstung handwerksmäßig geschnitzte Figuren: Petrus, Johannes und Jacobus (?).

Zwei Glocken. Die große 0,74 m Durchm. ohne Inschrift. Die kleine 0,63 m Durchm., 1744 von C. D. Heintze gegossen.

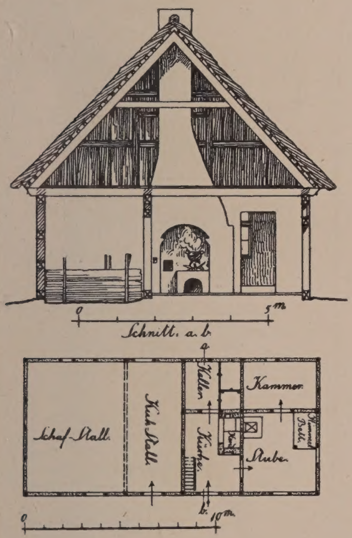


Abb. 42. Glöwen. Grundriß und Querschnitt des Schafhirtenhauses.

Abb. 43. Kl. Gottschow. Aufgang zum Turm der Kirche.

Grube.

Grube, Dorf und Gut 13 km südöstlich von Perleberg, 354 Einw., Landgem. 707, Gutsbez. 660 ha.

1441 wird „Grobe" als Sitz der Quitzows, die einer Genossenschaft von Priestern, dem sog. Heidekaland, in der Gegend von Plattenburg und Kletzke Hebungen aus dem

Dorf übertragen, genannt (Urk. im Pritzwalker Rathaus, abgedr. Riedel II, 230). Bis zum Beginn des 19. Jahrh. behaupteten sich die v. Quitzow in dem Dorfe (vgl. Bratring, Beschreibung der Kurmark I, 419).

Kirche ganz aus Fachwerk, das Gesims (Abb. 44) mit profilierten Füllhölzern ähnlich wie in Guhlsdorf (Westprignitz), sonst einfach. Im Innern Decke mit sichtbaren Balken.

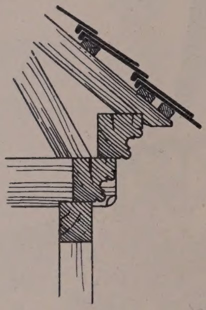


Abb. 44. Grube.
Hauptgesims der Kirche,
Schnitt.

Gotischer geschnitzter Flügelaltar 1,25 m hoch, 1,88 m breit. Über einem steinernen Sockel und einer geschlossenen, rechts und links herausgebogenen Staffel steht der offene Schrein. Im Mittelteile: Kreuzigungsgruppe auf Golgatha. In den Flügeln: links oben Maria und St. Barbara, unten St. Georg und St. Katharina, rechts Paulus und andere Heilige. Die alte Bemalung ist noch gut erhalten. Der Grund vergoldet mit spätgotischem Stoffmuster. Große Teile der durchbrochen geschnitzten Bekrönungsleiste des Schreins liegen jetzt in dem hohlen Fußkasten. Die Flügel

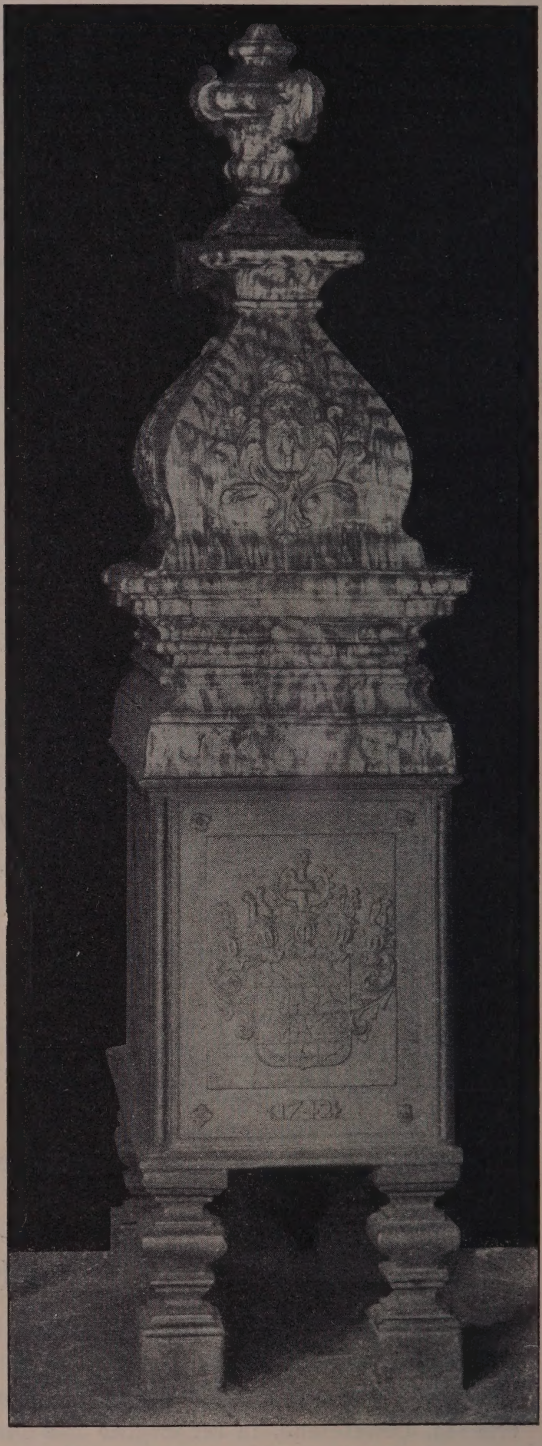


Abb. 45. Grube. Ofen im Gutshause.

zeigen auf der Außenſeite (jetzt Rückſeite) Temperagemälde auf Kreidegrund: oben die Verkündigung Mariä darſtellend; unten mehrere Heilige; im Ganzen gut erhalten, nur einige Stellen abgebröckelt. Die Rückſeite des mittleren Schreins zeigt unmittelbar auf dem rohen Eichenholz eine Inſchrift in gotiſcher Kurſivſchrift mit ſchwarzer Farbe (Tinte?), von der außer dem mehrmals lesbaren Worte Quitzow nichts mehr zu deuten iſt.

Zwei Glocken. Die große 0,60 m Durchm. mit ſpätgotiſchen Stempeln und einer weiblichen Figur. Die kleine 0,40 m Durchm. mit gotiſcher Kleinſchrift, rückwärts zu leſen: nicolaus help god unde maria.

Im **Gutshauſe** ein Barockofen von 1742 (Abb. 45). Füße und Unterteil aus Eiſenguß mit großen Wappen und zwei Pferden in Hocharbeit. Der kuppelförmige Oberteil aus weiß und grün glaſierter Fayance, mit einer Vaſe als Bekrönung.

Gühlitz.

Gühlitz, Dorf und Gut 7 km ſüdweſtlich von Putlitz. 410 Einw., Landgem. 667, Gutsbez. 350 ha.

Einer Urkunde von 1325 zufolge gehörte „Ghulitz“ mit 15 anderen Dörfern zum Schloſſe Meyenburg (abgedr. Riedel II, 266). Zur Zeit des Kurfürſten Joachim II. ſaß der Ritter Jürgen Beverneſt „tho Gulitze“ (vgl. Riedel, Suppl. 478).

Kirche aus den ſechziger Jahren des 19. Jahrhunderts.

Zwei Glocken. Die große 0,82 m Durchm., am Halſe in gotiſcher Kleinſchrift: 1544 help sunte anna sulfdrude un s. bartolomeus. Die kleine 1720 von Chr. Heintze in Berlin gegoſſen.

Guhlsdorf.

Guhlsdorf, Dorf 12 km öſtlich von Perleberg. Rundling, um den erhöhten Platz der Kirche mit nur einem Zugange angelegt (Abb. 46). 107 Einw., 570 ha.

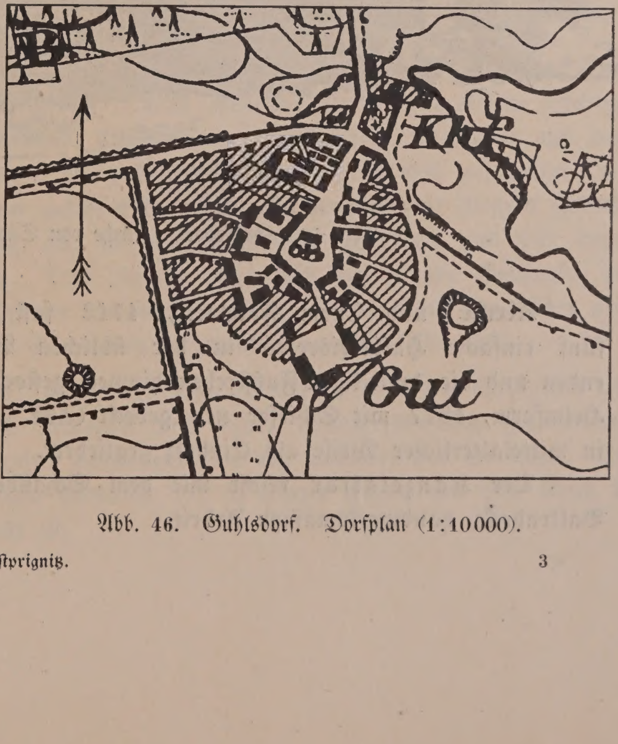


Abb. 46. Guhlsdorf. Dorfplan (1:10000).

1424 wurde G. durch den Mecklenburger Herzog Wilhelm, Fürſt zu Wenden, geplündert (Riedel B. IV, 74). Nach einem Steuerverzeichniſſe von 1542 war „Kerſten Wardenberch tho Gulſtorp“ anſäſſig (abgedr. Riedel, Suppl. 478). Die Familie hielt ſich bis zum 19. Jahrh. in dem

Besitze des Dorfes (vgl. Bratring, Beschreibung der Kurmark I, 420; über die v. Wartenberg vgl. Urkundensammlung zur Geschichte der Familie 1. Heft. Jan. 1887, Berlin).

Abb. 47. Guhlsdorf. Kirche von Südosten gesehen.

Kirche und Turm Fachwerk, 1712 fast ganz erneuert. Am Ostgiebel fünf einfache Halbkreisrosen in der üblichen Weise über die unteren Pfostenenden und die dreieckigen Fußstreben hinweg gestochen. Der Turm mit eigenartiger Helmform, 1877 mit Schiefer neu gedeckt (Abb. 47). Die Mittelsäule der Kirche in mittelalterlicher Weise als Einholz gegliedert.

Der Kanzelaltar reicht mit dem Schalldeckel dicht an den Unterzug der Balkendecke, handwerksmäßige Arbeit.

Kunstlose Holzfigur der heil. Anna selbdritt.

Acht kleine Scheiben in den Kirchenfenstern enthalten die Wappen der Familie von Wartenberg und anderer Adelsfamilien (Abb. in der Schulchronik).

Zwei Glocken von 1704 und 1801.

Gulow.

Gulow, Dorf 8,5 km nördlich von Perleberg. 189 Einw., 694 ha.

In der Stiftungsurkunde für das Hospital des Heiligen Geistes zu Perleberg vom Jahre 1299 wird Ulrich, Pfarrer zu G. (dominus Olricus plebanus de gulow) unter den Zeugen genannt (abgedr. Riedel I, 125). Ferner geschieht des Dorfes in einer Urkunde von 1345, laut der die Perleberger Bürgerfamilie Konold mit Hebungen in G. durch Markgraf Ludwig den Älteren belehnt wurde, Erwähnung (abgedr. Riedel I, 145).

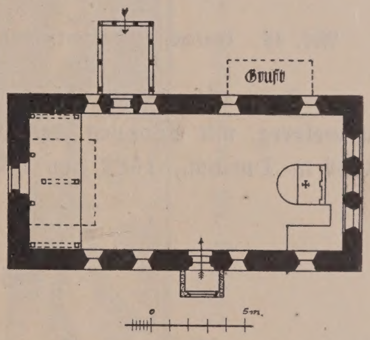


Abb. 48. Gulow. Kirche, Grundriß.

Gotische **Kirche** in Saalform (Abb. 48) aus Feldstein, Fenster spitzbogig, die der Langseiten mit geputzten Schmiegen. Die drei großen Fenster mit der Ostseite aus Backstein. Das Sockelprofil ein aus Backstein gehauener Wulst. Vor dem Südportale moderner Vorbau aus Backstein (um 1900) mit Spitzbogentür und Treppengiebel. Auf der Nordseite spätgotische Tür mit Stichbogenöffnung in Spitzbogenblende (Abb. 49). Im Bogenfelde ein Vierpaßmuster aus Backstein, vor dem ein Binderbalken von einem späteren einfachen Vorbau aus Fachwerk liegt. In der Mitte der Westseite früher ein Rundbogenportal, jetzt durch Einsetzen einer Brüstung zu einem Fenster umgeändert. Das westliche Drittel der Kirche erscheint älter (siehe Dachstuhl und Sockel). Der hölzerne quadratische Dachreiter auf dem Westende mit spitzem, ins Achteck übergehendem Helme, 1891 neu geschiefert (mit großen Sechseckplatten!), vordem geschindelt. Das Kirchendach mit Ziegeln gedeckt. Der Ostgiebel steigt geradlinig an, ist mit Rollschicht abgedeckt und hat einen kurzen Aufsatz mit Wetterfahne. Das Innere zeigt jetzt eine gerade Holzdecke, die aber in die drei Fenster der Ostseite einschneidet. Die frühere Decke lag höher und war nach deutlichen Spuren im Dachboden mehrmals abgestuft (Abb. 49).

Kanzelaltar derb barock; über zwei Säulen mit Gebälk ein Baldachin als Schalldeckel. Die Kanzel wird getragen von einer handwerksmäßig gearbeiteten knieenden Figur, vermutlich Paulus darstellend, da ein Schwert vor ihr liegt. Die Altarplatte ist ein Grabstein eines Plebans, der in ganzer Figur, mit dem Kelch in der Linken, in Tiefriß dargestellt ist.

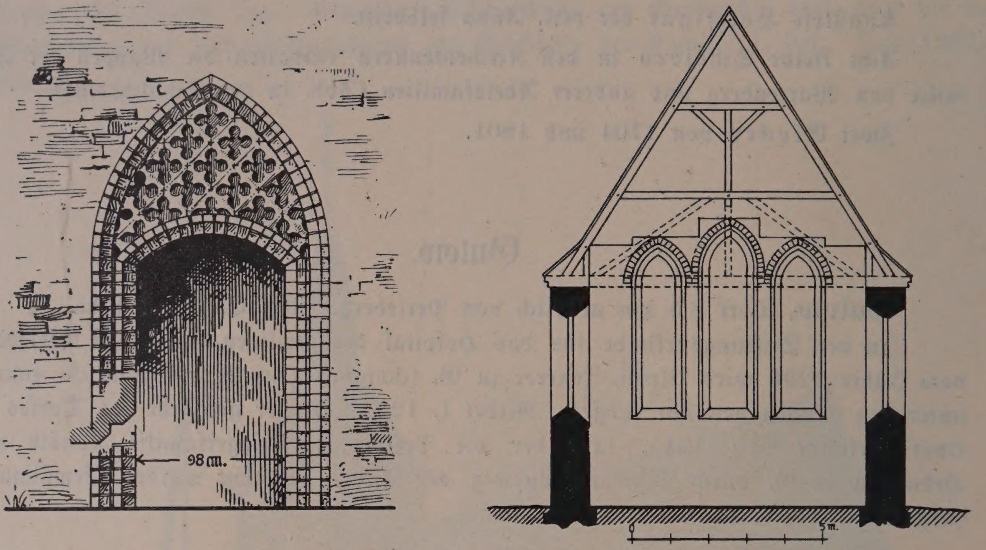


Abb. 49. Gulow. Nordportal und Ostwand der Kirche mit der Spur der ursprünglichen Decke.

Zwei Glocken. Die große 1 m Durchm., 1593 von Jochim Jenderich zu Havelberg, mit Wappen des Hans Rohr und der Anna von Ahren. Die kleine 0,62 m Durchm., 1682 von Mart. Heintze aus Berlin.

Havelberg.

Stadt und Bistum.

Quellen.

I. Urkunden, Akten und Manuskripte.

Rathaus zu H.: „Das Havelbergische Orakel“ oder Fragmenta historiae Havelbergensis, eine zu Anfang des 18. Jahrh. begonnene Sammlung von Abschriften aus Kirchenbüchern, rechtlichen Erkenntnissen u. s. f. aus der Zeit nach dem 30jährigen Kriege (vgl. Riedel I, 24).

Geh. Staatsarchiv zu Berlin: Urkunden märkischer Ortschaften. H. Nr. 1—87, aus den Jahren 1170—1755 (zum größten Teil bei Riedel, Codex diplomaticus, abgedr.).

Akten des Bistums und Domstifts. Provinz Brandenburg, Rep. 10: 1. Urkunden und Akten in Fach 1—119, von 1373 bis etwa 1820 reichend, betr. Verträge zwischen Kapitel und Stadt, Verwaltung der Kirchengüter, Besetzung der Domkapitularstellen, Pfarr- und Küstereisachen usw. 2. Manuskripte, wie Formelbücher, Bischofskataloge, Bischofschroniken, z. B. Nr. 9: eine anonyme Bischofschronik, aus der Mitte des 17. Jahrh., auf die Joachim Conrad Stein seine 1697 verfaßte Chronik — vgl. Manuskript Nr. 10 — gegründet hat; Güterverzeichnisse, „des Stiftes Havelberg Sachen.“

Rep. 58, enthaltend Verzeichnisse der Kirchenschätze aus dem 16. Jahrh., Inventarisation der H. Stiftskleinodien von 1603.

Rep. 78, Nr. 47 Kopiarium Brandenburg. enthält das Urkundenbuch des Domstifts, die Jahre 1150—1445 umfassend. Das Kopiar ist fortgesetzt in Manuskript 172b, enthaltend Nachrichten vom Domkapitel H. (vgl. Riedel II, 499 und III, 236).

Rep. 78, Nr. 48 Kopiarium Brandenburg. des Stiftes zu H. Lehen-, Konsens-, Schieds-, Einigungs-, Amts- und Dienst-Sachen de 1477—1532, z. B. Fol. 86: 1503 Registratur über die Belehnung der v. Blumenthal zu Dalhusen, v. Königsmarck mit Bendelin u. s. f.

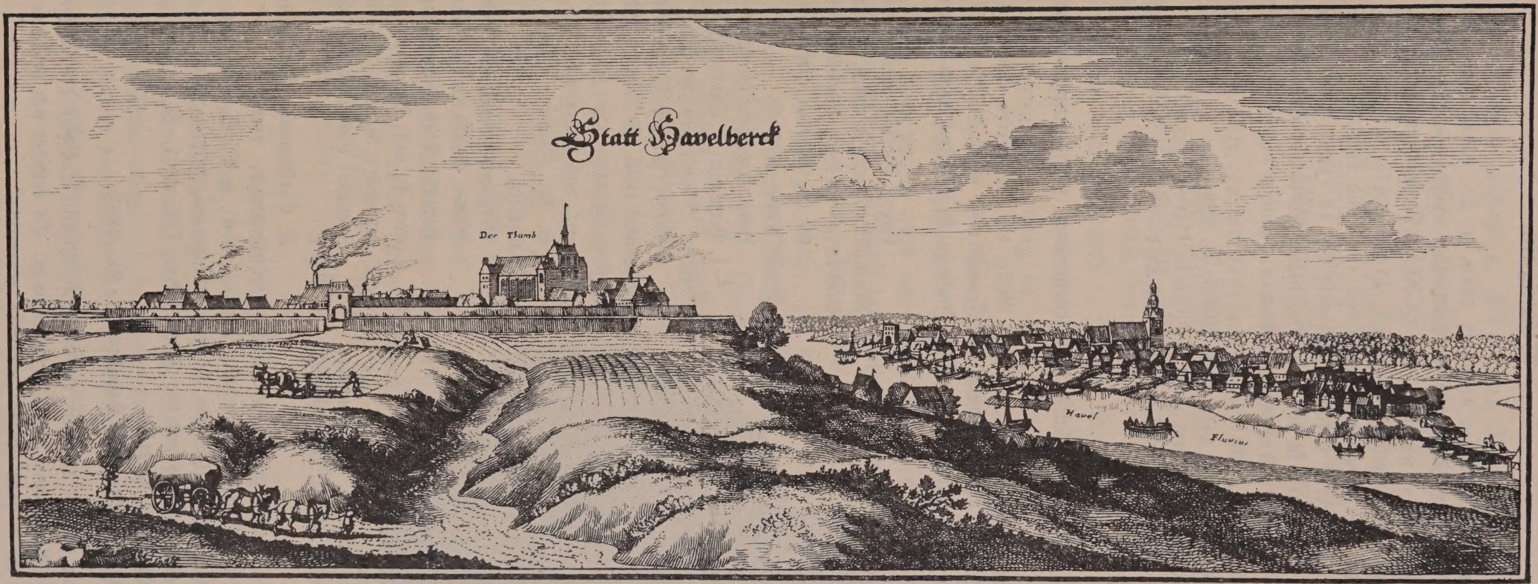


Abb. 50. Havelberg nach dem Kupferstich von Merian.

Rep. 21,69. Stadt H., Akten 1546 bis 1813, u. a.: 1595. Klagen der Stadt über Eisgang und Überschwemmung. 1631. Bericht über die Eroberung. 1633. Schilderung des Notstandes.

Generaldirektorium Kurmark: Tit. CCXLVI Meliorationssachen, Nr. 20 Etablissement ausländischer Familien unweit der Seeschiffs-Bauwerft (1781—1787).

Rep. 93 D, Nr. 12: Reparaturen am Dome 1824 und 1839/40.

Plattenburg: Bischöfliche Urkunden besonders des 15. Jahrh. (vgl. Riedel II, 487).

Hohennauen: Kopialbuch in der v. d. Hagenschen Bibliothek (vgl. Riedel III, 238).

Magdeburg, Königl. Provinzial-Archiv: Einige die Stadt betreffende Urkunden aus dem 14. Jahrg. (vgl. Riedel III, 293 f.).

Hamburg: Urkunden v. J. 1358 (vgl. Riedel III, 293).

Leipzig: Kopialbuch unter dem Titel Advocacia Havelbergensis.[1]

Neu-Strelitz: Das Großherzogl. Archiv enthält die Urk. des Bischofs Johann von 1390 u. a. m. (abgedr. Riedel III, 238).

II. **Literatur.**

Breviarium secundum rubricam Havelbergensum pro communi clero eiusdem diocesis (Magdeburg 1511).

Martin Friedrich Seidel: „Ikonographie," Bilder der Domherren (Berlin 1671).

Joh. Georg Seldius: Predigt von der Feuersbrunst in H. i. J. 1658 (Magdeburg 1661).

Georg Strube: Predigtstuhl in der Stiftskirche zu H. (Rostock 1693); Reparierung der Stiftskirche (Ruppin 1695).

Siegelstempel vom Ende des 13. Jahrhunderts mit der Umschrift: Sca. Maria. Havelberg.

Georg Gottfr. Küster: Bibliotheca historica Brandenburgica. 3. Buch, 8. Kap.: de Missalibus et Breviariis ecclesie Havelbergensis (Breslau 1743).

G. G. Küster: Collectio opusc. March. II, 82 (Berlin 1727—1753).

Lentz: Havelberg'sche Stiftshistorie (Halle 1750).

Bekmann: Churmark (1751) 5. Teil, II, 5.

Bratring: Beschreibung der Mark (Berlin 1804) I, 480 f.

Riedel: Ergebnisse einer Reise nach H. (Zeitschr. Serapeum, 1840, S. 177 f.). Riedel, Codex diplomaticus II, 345—520; III, 1—216, 264—335; ferner auch I, 1 f. und IV, 288 f.

C. W. Spieker: Leben und Wirken Anselms von Havelberg.

Berghaus: Landbuch (1854). I. Bd, 619 f.

Becker: Geschichte des Bistums H. (Berlin 1870).

Hädicke: Reichsunmittelbarkeit und Landsässigkeit der Stifter H. und Brandenburg, (Programm, Pforta 1882); vgl. auch v. Raumer, Märkische Forschungen I, 44 f.

Zoellner: Chronik der Stadt H. (Havelberg 1894, 2 Bde.).

F. Curschmann: Die Gründungsurk. des Havelberger Bistums (Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde, 1902).

Curschmann: Die Diözese Brandenburg (Leipzig 1906), z. B. S. 336, über den Zehnt.

B. Hennig: Die Kirchenpolitik der älteren Hohenzollern (Leipzig 1906).

Boschau: Handel Hamburgs mit der Mark (Berl. Diss. 1907, S. 44).

III. **Königl. Bibliothek zu Berlin.**

Kartenabteilung, „Ansichten 4", Havelberg Y. 24, 232 f.

---

[1]) Dieses Kopiar stammt aus dem kurfürstlichen Archive Ludwigs des Älteren (1324—1351) und enthält die behördliche Registratur des Kanzleiausgangs. Es befindet sich heute in der Leipziger Stadtbibliothek; von Riedel ist es nicht immer zuverlässig abgedruckt.

Geschichte. (Stadt, Dom und Kapitel.)

In der ältesten brandenburgischen Geschichte spielt H. zusammen mit der Feste Brandenburg eine bedeutende Rolle. Kaiser Otto I. erhob im Gebiete des gewaltigen Markgrafen Gero zur selben Zeit wie Brandenburg auch H. zum Mittelpunkte eines Bistums, das nach längeren Vorbereitungen unter Bischof Udo i. J. 948 — nicht, wie die interpolierte, nur in zwei fehlerhaften Abschriften erhaltene Gründungsurkunde angibt, 946 — ins Leben trat, mit Grundbesitz reichlich ausgestattet und zuerst dem Erzbischofe von Mainz, i. J. 968 dem neubegründeten Erzbistume Magdeburg unterstellt wurde.[1] Der Sprengel des Bischofs erstreckte sich von der Elbe bis hin zur Peene und umfaßte neben der Prignitz Teile der Altmark, Mecklenburgs und Pommerns.[2] Nur unwillig ertrugen die Slaven östlich der Elbe die Vorherrschaft des Deutschtums und der christlichen Kirche. In H. brach i. J. 983 ein furchtbarer Wendenaufstand aus. „Destructa ibidem episcopalis cathedra," die Kathedralkirche wurde zerstört, so erzählt Bischof Thietmar von Merseburg in seinen Annalen.[3] Gründung des Bistums. Slavische Reaktion.

Wenn auch Kaiser Otto III. sich 12 Jahre später vorübergehend einmal in H. aufhielt, so blieben doch fast anderthalb Jahrhunderte die Bischöfe von H. episcopi in partibus infidelium. H. behauptete auch bei den Slaven seine Bedeutung als Feste. Im Jahre 1112 ging von hier der Aufstand der Brizaner und Stoderaner aus, die sich von dem Joche, das ihnen Heinrich, der Sohn des 1066 ermordeten christlichen Slavenfürsten Godschalk, auferlegt hatte, zu befreien suchten. Als 1128 Bischof Otto von Bamberg, der Pommernmissionar, nach H. kam, wurde hier, wie Ebo, der Biograph Ottos, in seiner Vita Ottonis erzählt, das Fest des strahlenden Frühlingsgottes Gerovit gefeiert. Der Apostel beschenkte den Havelberger Häuptling Wirikind mit Gold, seine Gemahlin mit einem Psalmbuch und zog dann nordwärts, nachdem er sich in H. mit Vorspann und Wagen versorgt hatte. Unter Albrecht dem Bären kam H. endgültig um 1136, anscheinend auf gewaltsame Art und Weise, in deutschen Besitz[4] und damit wurde aus einer Heimstätte der Ungerechtigkeit, domicilium iniquitatis, wie Erzbischof Norbert von Magdeburg sich ausdrückte, der Hauptstützpunkt des Deutschtums und der christlichen Kirche in der rechtselbischen Mark. Hier erschien 1148 Fürst Ratibor von Pommern und beteuerte seinen rechtmäßigen katholischen Glauben, zu dem ihn Otto von Bamberg bekehrt habe. Der bereits 1129 zum Bischof geweihte Mönch Anselm trat an die Spitze des Bistums; durch ihn wurde der Domberg zu einer Stätte regen religiösen und wissenschaftlichen Lebens.[5] Hier pflegte der Bischof, der eine Otto von Bamberg. Albrecht der Bär. Bischof Anselm.

---

[1] Riedel VIII, 95. Urk. v. J. 968.

[2] Vgl. Curschmann, Diözese Brandenburg, S. 19 f.

[3] Vgl. Breßlau, Forschungen z. Brand. preuß. Gesch., I, 397.

[4] Über einen Heereszug König Lothars i. J. 1131 wider die rebellischen Slaven und die Übertragung der Herrschaft Wirikinds an Konrad von Plötzkau berichten Chronisten des 12. Jahrh., vgl. Riedel I, 7.

[5] Über Anselm vgl. v. Ledebur, Allgem. Archiv, VIII, 97 ff.

Stiftsbibliothek gegründet hatte, „nach seiner Gewohnheit in den Briefen des heiligen Hieronymus zu lesen", während man draußen Befestigungen anlegte; denn immer noch mußte man Angriffe heidnischer Slavenvölker befürchten. Anselm benutzte seine nahen Beziehungen zu dem Hohenstaufen Konrad III., um seinem Bistume durch die Stiftung eines Kapitels eine feste Grundlage zu geben. So siedelten sich um 1150 etwa 12 nach der Mönchsregel der Prämonstratenser lebende Kleriker – pauperes fratres, arme Brüder, so nannten sie sich – oben auf dem Berge an.[1] Der erste Propst Walo stammte aus dem westfälischen Kloster Cappenberg, während die Brüder zumeist aus Magdeburg und Jerichow herbeizogen. Reich war die Ausstattung mit Land: Wendenberg, Neuenberg, Langen- oder Köperberg, Lehmkuhlenberg, ferner die Dörfer Jederitz, Nitzow, Borch und Cowal[2]) gehörten zum ältesten Besitze des Kapitels.

Stiftung des Domkapitels.

„Urbs H."

Auf dem linken Havelufer, gegenüber dem Domberg, entwickelte sich um dieselbe Zeit infolge des lebhaften Handelsverkehrs eine deutsche Stadt, deren Pfarrkirche dem heiligen Lorenz geweiht wurde. In dem Zollprivileg Albrechts von etwa 1150 für die Bürger zu Stendal geschieht dieser neuen „urbs H." zuerst Erwähnung.[3]) Am 16. August 1170 wurde die Weihe des Domes von dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg, dem Freunde Barbarossas, vollzogen. Der alte Markgraf Albrecht wohnte nebst vielen geistlichen und weltlichen Großen dem Akte bei[4]); Fürst Casimir von Pommern schenkte dem Kapitel an diesem Tage Dörfer im Lande Stargard, und auch Markgraf Otto, Albrechts Sohn, zeigte sich sehr freigebig.

Weihe des Doms.

Bischöfe im 13. u. 14. Jahrh.

Zur Zeit dieser Domweihe war bereits der frühere Abt Walo als Nachfolger Anselms, der 1155 Erzbischof von Ravenna geworden war, tätig. Die Liste der folgenden Bischöfe Hubert, Helmbert, Sibot, Wilhelm und Heinrich I. ist vollständig erhalten. Unter Heinrich II. (1270—1290) wurde dem Domkapitel die Pfarrkirche zu Wittstock einverleibt, damit die Pfarreinkünfte zur „Ausbesserung des durch frevelhafte Überfälle zum Teil zerstörten Domes" verwendet werden könnten. Um diese Zeit residierten die Bischöfe, die immer mehr aus „Pfaffen" zu „Herren" wurden, nicht mehr predigten und nur selten noch Synoden abhielten, in Wittstock, später auch auf der Plattenburg[5]) oder in Wilsnack. Nur bei feierlichen Gelegenheiten, wie z. B. zur Huldigungsleistung nach dem Regierungsantritt eines Kurfürsten, nahmen sie im Dome auf dem Bischofsstuhle gegenüber dem Hochaltar Platz. Unter den Bischöfen befanden sich neben Männern niedriger, ja selbst bäuerlicher Herkunft auch ein Markgraf von Brandenburg[6]) und ein Graf von Lindow, wie es die Leichensteine im Dome zu Havelberg bekunden. Die Mehrzahl gehörte dem landsässigen Adel an.

---

[1]) Über die Prämonstratenser vgl. neben Winters bekanntem Werk (erschienen 1871) auch Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands IV, 358 f., die Bischofsliste ebendort S. 930.

[2]) Riedel III, 89, 19. Vgl. v. Heinemann, Albrecht der Bär, S. 105 u. 343.

[3]) v. Heinemann, Codex diplom. Anhalt, I, 279, Riedel XV, 6.

[4]) Vgl. v. Heinemann, Albrecht der Bär, S. 408; Lisch, Jahrb. f. mecklenb. Gesch. III, 3.

[5]) Als i. J. 1177 Herzog Boguslaw von Pommern das Kloster Grobe wiederherstellte, besetzte er es mit Mönchen aus dem Havelberger Hochstift.

[6]) Riedel III, 115.

Von der ursprünglichen, reichen kaiserlichen Schenkung mit Grundbesitz wurde dem Bistume nur ein Teil wirklich eingeräumt. So ward dem Bischofe niemals die ihm 948 überwiesene Hälfte an Stadt, Burg und Land H. zuteil. Die Stadt verblieb den Markgrafen; die Ländereien im Lande H., vornehmlich Nitzow, überließen die Bischöfe dem Domkapitel. Dagegen erwarben die Kirchenfürsten, denen durch Schenkungen, sowie durch die sog. Prokuration, d. h. Abgaben, die die Geistlichen von dem Einkommen ihrer Stellen zu leisten hatten, reiche Einnahmen erwuchsen, 1319 die Plattenburg, 1438 Schloß Fretzdorf und ferner neben vielen Dörfern auch den Hof Dransee.[1] Über 30 Ritterbürtige, ja selbst benachbarte Fürsten, waren Vasallen des Bischofs; daneben trugen zahlreiche Bürgerfamilien und Schulzen von ihnen Güter zu Lehen.[2] Zudem übergaben ihnen manche Mitglieder des Adels ihre Güter, um sie als Lehen zurückzuerhalten. Einen Höhepunkt des Havelberger Bistums stellt die Regierung des Johann Wopelitz (1385—1401) dar, „der den Dom vom Chor bis zum Turm wiederherstellte.“ Wie sehr dieser kunstsinnige Prälat von seiner Geistlichkeit verehrt wurde, bezeugt die Inschrift auf seinem Leichenstein: „in memoria sunt iusti.“

Havelberger Bischofssiegel (15. Jahrhundert).

Siegel des Havelberger Kapitels. 15. Jahrh. mit der Umschrift: Secr[etum] Capituli Havelberges.

Domkapitel.

Die Mitglieder des Domkapitels, aus deren Wahl die Bischöfe hervorgingen, haben in der Zeit der Blüte mönchischer Kongregationen, d. h. vom 12.—14. Jahrh.,

[1]) Riedel II, 404 f.

[2]) Riedel II, 415 ff.; über die den Bischöfen zu leistenden Abgaben vgl. Curschmann, Diözese Brandenburg, S. 300 f.

einen starken Einfluß auf den Gebieten der Wissenschaft und Architektur ausgeübt.

Bibliothek des Domkapitels.

So befand sich auf dem Domberge die einzige Bibliothek innerhalb der ganzen Prignitz; außer alten Evangelienhandschriften bildeten die älteste deutsche Glosse zum Sachsenspiegel und vornehmlich eine Handschrift des Eccehard von Ura, geschmückt mit Stammtafeln deutscher Könige in Zinnoberzeichnungen aus dem 12. Jahrh., ihre besondere Zierde.[1] Der Havelberger Dom verdankt dem Kapitel einen guten Teil seiner künstlerischen Innenausstattung. Zudem stellte es aber auch eine wirtschaftlich-politische Macht dar. Kümmernitz und Breddin, Schönermark, halb Dahlen, Sperlingsberg

Grundbesitz.

und vielerlei landwirtschaftliche Nutzungen gehörten dem Kapitel. Bei dem Dome waren große Kornböden angelegt, wo alljährlich gegen 7000 Scheffel Getreide aufgeschüttet wurden.[2] Eine große Anzahl von Dorfschulzen, viele Adlige, selbst eine Stadt wie Plaue trugen Güter vom Kapitel zu Lehen. Die Einkünfte der Domherren stiegen bald, dank der anhaltenden Schenkungen, auf jährlich 2000 Mark Silber, nach heutigem Gelde etwa 1 Million Mark. Das spätere Mittelalter ist erfüllt von Kämpfen zwischen diesem Kapitel und der Stadt am Fuße des Domberges.

Beziehungen zur Stadt.

Einen Streitgegenstand bildeten die Flußmühlen, deren Besitz i. J. 1373 durch markgräfliches Urteil der Stadt aberkannt wurde. Andererseits wurde dem Kapitel laut Spruch des Markgrafen Johann v. J. 1429 untersagt, Kaufmannschaft wie überhaupt städtische Gewerbe zu betreiben. Die Verbindung zwischen Dom und Stadt über den Fluß hinüber geschah durch eine Fähre, die „nach bestem Vermögen zu bestellen" des Kapitels Pflicht war.

Entwicklung der Stadt.

Auch die Stadt H., deren Siegel vom Jahre 1369 eine von 4 runden Türmen flankierte, flach gedeckte Basilika aufweist,[3] hatte reichen Grundbesitz. Zu der ihr bereits gehörigen Schäferei, der „Muggenbusch" genannt, erkaufte sie i. J. 1329 vom Markgrafen Ludwig die zwischen dem bolbrugischen und dem nach Netzow führenden Weg gelegene Heide für 250 Pfund brandenburgische Pfennige. Die Holzungsgerechtigkeit in dem Rodahn stand den Bürgern bereits seit 1274 zu. Sie trieben rege Schiffahrt, und wie aus einer Urkunde im Stadtarchive zu Hamburg zu ersehen ist, war schon 1358 lebhafte Kornausfuhr nach der Elbemündung im Gange. Der einträgliche Zoll war zur Wittelsbacher Zeit zeitweilig Nikolaus Bismarck, einem Bürger zu Stendal, verpfändet. Für den Bau der Häuser wurde vornehmlich Holz und Lehm aus der Lehmkuhle am Sperlingsberge verwendet. Nach einem verheerenden Brande unterstützte 1450 Markgraf Friedrich der Jüngere den Wiederaufbau der Stadt durch Gewährung von freiem Bauholz aus der „hohen Heide".

Umwandlung des Domkapitels.

Zu Beginn des 16. Jahrh. trat eine tiefgreifende Umgestaltung des Domkapitels ein. Die strenge Zucht der Prämonstratenser ließ sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten; über die „Lockerung der Zucht und öffentlichen Ärgernisse" (negligentia und scandala) wurde laute Klage geführt. Obwohl schon im 13. Jahrh. der

---

[1] Interessant sind die von den Geschenkgebern eingetragenen Vermerke wie: beatae Mariae virgini sanctoque Laurentio obtulit, vgl. Riedel, Zeitschr. Serapeum. 1840.

[2] Vgl. Riedel I, 28ff.; III, 4, 19, 21, 28, 84ff.

[3] Vgl. Voßbergsche Sammlung im Geh. Staatsarchiv.

Abt von Prémontré den Domherren erlaubt hatte, Fleisch beliebig zu genießen und Schuhzeug von weichem Leder zu tragen, blieb die klösterliche Regel eine so drückende Fessel, daß mancher Weltgeistliche sich zu schwach fühlte, die Zeit des Noviziates durchzumachen. Um das Jahr 1500 führten die Domherren durchaus kein klösterliches Leben mehr, und so verständigte sich Kurfürst Joachim I. mit dem Papst i. J. 1507 dahin, die klösterliche Genossenschaft in eine freie Vereinigung weltlicher Geistlicher zu verwandeln. Die Zahl der Domherren wurde auf 16 festgesetzt.[1])

Besetzung des Bistums.

Schon seit langem hatte das Kapitel jeden Einfluß auf die Bischofswahl eingebüßt, denn besonders seit der Regierung des Zollern Friedrichs II. übte der Kurfürst auf Grund einer Übereinkunft mit dem Papst das tatsächliche Ernennungsrecht aus. Die Bischöfe konnten es nicht durchsetzen, zu den Reichsfürsten gezählt zu werden. Vornehmlich die Zollern betonten mit Erfolg die „Landsässigkeit" der Prälaten. Diese ritten mit unter den kurfürstlichen Dienern, und ihr schriftlicher Verkehr mit den Reichsbehörden ging über den Hof des Markgrafen.

Reformation.

Als um 1526 in dem benachbarten Kursachsen die reformatorische Bewegung einsetzte, lag für Kurfürst Joachim I., der Bischof und Kapitel in strenger Abhängigkeit von sich zu erhalten wußte, keine Versuchung vor, durch Anschluß an die neue Lehre Gelegenheit zur Säkularisation und Steigerung seiner Fürstengewalt zu gewinnen. Auch nachdem sein Sohn Joachim II. i. J. 1539 eine entscheidende Wendung vollzogen hatte, blieben Bistum und Kapitel bestehen, und 1540 protestierte Bischof Busso auf dem kurmärkischen Landtage gegen kirchliche Neuerungen.[2]) Nach dessen i. J. 1548 erfolgten Tode hielt der Kurfürst die Gelegenheit für günstig, die reichen Einkünfte des Bistums dadurch für sein Haus zu sichern, daß er seinen Enkel Joachim Friedrich, einen unmündigen Knaben, zum Bischof vorausbestimmen ließ, ein Akt, von dem er freilich der römischen Kurie Meldung gab.[3]) Die Kleinodien und Silbersachen des bischöflichen Hofhaltes wurden nach Berlin überführt, und Kurprinz Johann Georg verwaltete fortan für seinen Sohn die bischöflichen Güter; sie wurden zumeist zu kurfürstlichen Domänen umgewandelt, oder auch, wie die Plattenburg und Wilsnack mit den zugehörigen Dörfern, an Getreue des Kurfürsten wieder verpfändet.

In der Stadt H. war schon zu Lebzeiten des letzten Bischofs Busso die Weisung an die Prediger ergangen, das Wort Gottes „lauter und rein nach dem Evangelio zu predigen." Die lateinischen Kirchengesänge behielt man freilich noch fast ein Jahrhundert lang bei. Obwohl von den kurfürstlichen Visitatoren schon damals die Anfertigung „eines gemeinen Kastens", in den alle geistlichen Einkünfte fließen sollten, angeordnet war, verfuhr der Magistrat recht eigenmächtig mit diesen kirchlichen Geldern.

---

[1]) Vgl. Hennig, Kirchenpolitik S. 66; die neuen Statuten bei Riedel III, 106 f.

[2]) Wie Buchholz in seiner Geschichte der Churmark III, 256 erzählt, ließ Busso die Havelberger Meßbücher von Meister Jacob Pfortzheim drucken.

[3]) Holtze, Konsistorialordnung. Heft 39 des Ver. f. Gesch. Berlins.

Das Domkapitel und die Reformation.

So bröckelte ein Stück nach dem andern von der alten Kirche des Mittelalters ab; nur das Domkapitel blieb bestehen. Noch um 1550 trug der Domdechant Petrus Conradi das Wunderblut mit brennenden Fackeln feierlich aus der Kapelle der Wilsnacker Kirche heraus. Doch die sittliche Führung dieses Eiferers für die alte Lehre war durchaus nicht einwandfrei, und so lenkte das Kapitel nach seinem Tode i. J. 1561 unter Führung des sittenreinen und gelehrten Dechanten Ludekus, eines Verächters des alten Wunderwesens, allmählich in das neue Fahrwasser ein. Der Dom wurde von papistischen Heiligenbildern gereinigt, die alten Wandmalereien im Kreuzgange übertünchte man.[1] Sehr zu bedauern ist es freilich, daß all die reichen Kleinodien des Kapitels in Lübeck verkauft wurden.[2]

Domkapitel im 17. u. 18. Jahrhundert.

Die deutsch abgefaßten Verordnungen vom Jahre 1581 schärften den Domherren fleißigen Kirchenbesuch in geistlichem Gewande, eifrige Pflege des lateinischen Chorgesanges, häufige Visitationen der Pfarrherren in den Stiftsdörfern und sorgfältige Überwachung der Präzeptoren an der neugegründeten Stiftsschule ein. Da die Stiftsgüter ungeschmälert blieben, so waren die Domherrenstellen reich ausgestattet und wurden, da man von der Forderung des geistlichen Standes Abstand nahm, eifrig umworben. Die Kurfürsten nahmen es als ihr gutes Recht in Anspruch, Anwartschaften auf Domherrenstellen und zwar zumeist an in der Mark angesessene Edelleute zu erteilen. Mit dem 21. Jahre gelangte der Domherr in den Besitz der Einkünfte seiner Präbende. Die Probe- oder Lehrzeit, während der die Novizen keinen Gottesdienst, keine kanonische Stunde oder lateinische Vesper versäumen durften, wurde i. J. 1683 auf 6 Wochen eingeschränkt. Die Aufnahme geschah durch feierliche Anweisung des Sitzes im Kapitel und des Platzes im Chore („institutio et installatio"). Die strengen Vorschriften über „Haltung der Residenz" erfuhren im Laufe der Zeit solche Einschränkung, daß zur Zeit Friedrichs des Großen die Kapitulare nur noch zu sechswöchentlichem Aufenthalte auf dem Dome alljährlich verpflichtet waren. Anstelle des weißen Kleides mit blauem Mantel waren bereits modische, buntfarbige und aufgeschnittene Röcke getreten, daher sah sich der König i. J. 1755 veranlaßt, dem Kapitel als Ordenszeichen ein goldenes, purpurn emailliertes, in 8 Spitzen auslaufendes Kreuz beizulegen, das auf der Vorderseite den preußischen Adler, auf der Rückseite die Mutter Maria mit dem Kindlein Jesu zeigte. Die gottesdienstlichen Handlungen in der Domkirche nahmen Vikare wahr, denen i. J. 1731 genaue Anweisung erteilt wurde.[3] Noch immer war die äußere Form des Gottesdienstes feierlich und eindrucksvoll. Bis zum Jahre 1633 wurden lateinische Lieder gesungen, seitdem traten deutsche Gesänge wie „Gott sei uns gnädig und barmherzig", „O frommer und getreuer Gott", „Allein zu dir Herr Jesu Christ" an ihre Stelle.

---

[1] Riedel III, 269. Vgl. auch Geh. Staatsarchiv, Rep. 47, H. 1. 3. (zitiert bei Steinmüller, Einführung der Reformation, S. 96).

[2] Vgl. Riedel III, 7 ff.

[3] Riedel III, 59 f.

Die Stadt H. hatte während des dreißigjährigen Krieges unter Einquartierung der „Tribuliersoldaten" unendlich zu leiden. 1627 wurde sie bei der Belagerung durch die Dänen fast gänzlich zerstört. Durch die „vielfeltigen, notorischen Plunderungen" gerieten „des Stifts Sachen" in arge Verwirrung. Viele Dokumente, die man nach Heiligengrabe gebracht, gingen dort durch Feuer zugrunde. Manche Bürgerfamilien, wie die Moerikes, später durch den Dichter Eduard M. berühmt geworden, wanderten aus. Unter dem Großen Kurfürsten hob sich die Stadt allmählich wieder, da lebhaft betriebene Schiffswerften, von denen uns alte Holzschnitte noch lebendige Vorstellung geben, am Ufer des Flusses entstanden. Zudem wurde im 18. Jahrh. eine Zuckerraffinerie angelegt. Bedeutend war auch der Durchganghandel zu Wasser nach Hamburg hin. Infolge der 3 Jahr- und Viehmärkte, der Errichtung eines Post-, Akzise- und Hauptzollamtes herrschte überhaupt in der Stadt recht lebhafter Verkehr. Um 1750 wohnten in 214 Wohnhäusern etwa 1720 Einwohner. Aus dieser Zeit stammt die in Bekmanns Beschreibung der Kurmark gegebene Abbildung der Stadt. Um 1800 belief sich die Zahl der Bewohner auf 2000. Noch immer waren die Häuser zum größten Teil aus Fachwerk erbaut, wie Bratring in seiner Beschreibung der Mark (I, 480 f.) angibt. Die Bewohner auf den „Bergen" am rechten Havelufer, kurz die „Berger" genannt, trieben eifrig Fischfang und die dortige Gilde hatte 1716 vom König das alleinige Privileg erhalten, alle Fische und Krebse zwischen Rathenow und H. zu verkaufen.

Die Stadt H. im 17. u. 18. Jahrhundert.

Die schlimme Zeit nach den Tagen von Jena und Auerstedt erforderte schwere Opfer. Auf Grund des Königlichen Edikts vom 30. Oktober 1810 und insonderheit der Kabinettsorder vom 10. April 1817 wurden sämtliche Güter und Gerechtsame des Domkapitels Havelberg von der Regierung übernommen.[1] Die Kapitulare, deren Zahl sich allmählich auf 5 verringert hatte, blieben bis 1818 im Genuß ihrer insgesamt gegen 17 000 Taler betragenden Einkünfte.[2] Der letzte Dompropst Ottokar Friedrich v. Voß, der Präsident des Königlichen Staatsrats, überlebte das Domkapitel und starb i. J. 1823. Durch seine Wohltätigkeit hat er sich ein unvergängliches Andenken gesichert. Im Jahre 1819 hielt ein königlicher Amtmann seinen Einzug auf dem Domberge.

Aufhebung des Domkapitels.

Die Archivalien und die reiche Bibliothek des Stiftes, die Formelbücher mit schön gezeichneten Initialien sowie die Evangelienhandschriften wurden später nach Berlin in das Geheime Staatsarchiv überführt. Das Rentamt H. umfaßte, nachdem i. J. 1832 auch das sogenannte Vorwerk veräußert worden war, nur noch wenige Hundert Morgen.

In der Zeit von 1800—1850 vermehrte sich die Zahl der Bewohner der Stadt um mehr als die Hälfte; sie betrug um 1850 über 3300. Dennoch geriet H.

Die Stadt H. im 19. Jahrh.

---

1) Vgl. Riedel I, 41 und Berghaus, Landbuch, I, 642.

2) Über ihre politische Tätigkeit im kurmärk. Landtag vgl. Schönbeck, in den Forschungen zur Brand.-preuß. Geschichte XX, 18; vgl. ferner Riedel III, 77.

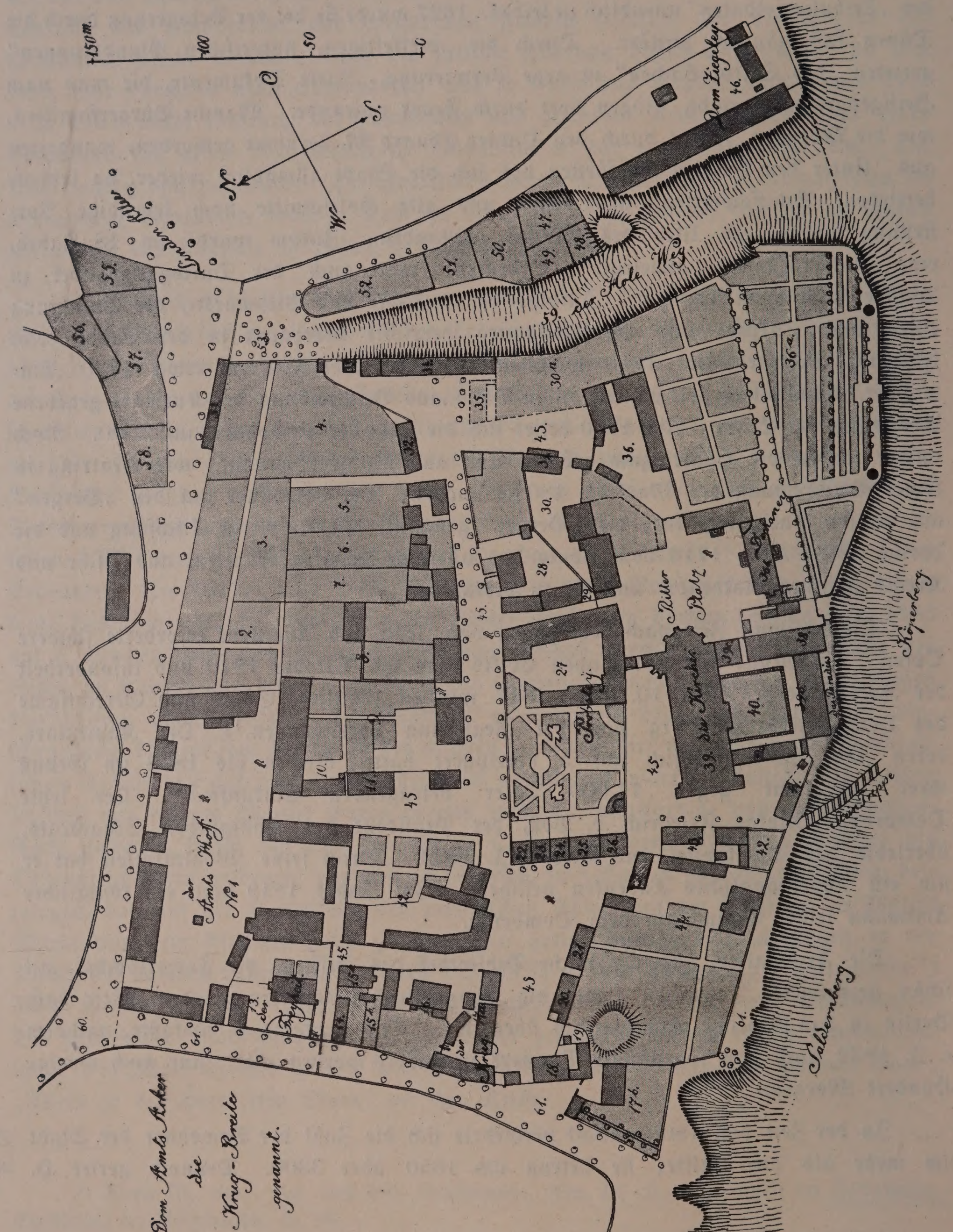


Abb. 51. Havelberg. Das Gebiet des Domstiftes (aus dem Plane von Thal).

Erläuterung zu Abb. 51.

Aus dem „Vermessungs-Register" zu der Karte von H. Thal 1797.

Domherren- und Domofficianten-Grundstücke.

1. Der Amtshof und Gebäude.
2. Ein dazugehöriger Garten.
3. Der Garten des Herrn Sindikus nebst Eingang.
4. Ein zur Domprobstey gehöriger Garten.
5. Die Wohnung nebst Garten des geistl. Inspectors.
6. Prediger-Wohnung nebst Garten.
7. Die Wohnung des Organist.
8. Die Pohlent'sche Curii.
9. Die Bredow'sche Curii.
10. Gerichtsdiener- und Amtsbrauer-Wohnung nebst Garten.
11. Ein zum Amte gehöriges Gebäude.
12. Die Bismark'sche Curii.
13. Die Freyheit.
14. Das Begienhaus.

15 a u. b. Predigerwittwen-Haus.

16. Dom-Ökonomie-Inspector-Wohnung und Garten.

17 a u. b. Zum Domkrug gehörige Grundstücke.

18. Domschlächter-Haus und Hofstelle.
19. Der Platz, worin die Eiskute befindlich.
20. Dom-Bäckers Haus und Hofstelle.
21. Tagelöhner-Wohnung.

22—26. Dom-Gebäude.

27. Die Domprobstey.
28. Die Kalkreuter'sche Curii.
29. Ein kleiner eingeschlossener Platz.
30. Die Thulemeyer'sche Curii.

30a. Ein dazugehöriger Garten.

31. Ein Feuerleiter-Haus.
32. Gerichts-Diener- und Tagelöhner-Wohnung.

33—35. Tagelöhner-Wohnung und Garten.

36 nebst a u. b. Zur Dom-Dechaney gehörige Grundstücke.

37. Der Ritterplatz.
38. Zur Dom-Sindikatur, incl. Garten, das Paradies benannt.
39. Die Dom-Kirche.

39a bis d. Seiten-Gebäude der Domkirche.

39e. Der Kreuzgang.

40. Der Domkirchhof.
41. Küster-Wohnung und Garten.
42. Rector-Wohnung und Garten.
43. Cantor-Wohnung.
44. Die Bischofswerder'sche Curii.
45. Sämtliche Straßen und Plätze auf dem Dom.

Außerhalb der Mauer.

46. Die Ziegeley.
47. Ein Garten zur Ziegeley.

48 u. 49. Gerichtsdiener-Gärten.

50. Dom-Schlächter-Garten.
51. Der Cantor-Garten.
52. Der neue Kirchhof.
53. Die Plantage an der Mauer.
54. Ein Hofdiener-Stall.
55. Müller Schmiedts Garten.
56. Ökonomie-Inspector-Garten.
57. Amts-Garten.
58. Begien-Garten.
59. Straße und Hohlweg diesseits und jenseits der Ziegeley.
60. Straße von der Lindenallee bis an die große Stadtstraße.
61. Straße zwischen dem Dom, der Krugbreite, und dem Berg bis zur Dom-Treppe.
62. Ein wüster Platz zwischen der Krugbreite, dem Garten und dem Stadt-Kirchhofe bei der Kapelle.

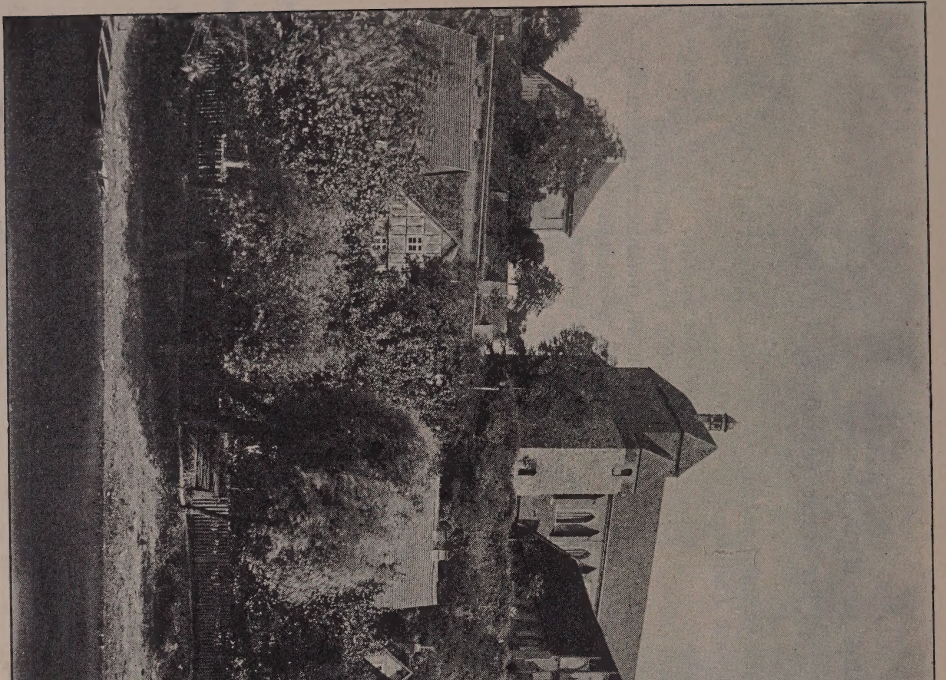


Abb. 52. Havelberg. Dom, Ansicht von Südwesten.

Wittenberge gegenüber ins Hintertreffen, weil die Stadt keinen Anschluß an den Hauptstrang der Eisenbahn Berlin—Hamburg erhielt. So zählte H. gegen Ende des Jahres 1905 nur 5988, Wittenberge dagegen über 16000 Einwohner. Die Stadtgemarkung hat einen Umfang von 3816 ha.

Denkmäler.

A. Der Dom und die Berggemeinden.

Ortsbeschreibung. Die jetzige Stadt Havelberg, die noch bis ins 19. Jahrh. aus neun einzelnen Gemeinden bestand, zerfällt nach den physikalischen und geschichtlichen Verhältnissen in zwei klar gesonderte Teile: den Dom mit noch sechs anderen Berggemeinden und die durch den Stadtgraben davon getrennte Inselstadt Havelberg.

Es war wohl hauptsächlich der Dom mit der Kathedrale, dem Bischofssitze und dem Kloster sowie die Bedeutung seines Kapitels, wodurch Havelberg schon in sehr früher Zeit ein solches Ansehen erhielt, daß nach ihm die ganze Prignitz in Urkunden häufig „terra Havelberg“ genannt wurde. Wegen des geschichtlichen Übergewichts von Dom-Havelberg erscheint es berechtigt, dessen Behandlung hier getrennt vorwegzunehmen und auch die Ortsbeschreibung der Inselstadt erst weiter unten im Zusammenhange mit ihren Denkmälern folgen zu lassen.

Der bis zu 18 m hohe schroffe Rand des Hochgeländes (Abb. 52) nördlich und östlich der Havel unweit ihrer Mündung in die Elbe ist vermutlich schon von den Wenden, vielleicht auch schon vor ihnen von den Germanen zur Errichtung einer Befestigung benutzt worden. Dieser folgte ein deutsches castrum, von dessen Bestehen wir durch mehrere Urkunden Kenntnis haben und dessen Lage und Umfang sich vermutlich mit denen vom späteren Kloster im weiteren Sinne ziemlich deckte. Noch heute ist das etwas unregelmäßige Viereck von Dom-Havelberg der Anordnung eines römischen castrums nicht unähnlich: an jeder der vier Seiten ein Tor, von den zwei sich kreuzenden Straßen namentlich die westöstliche, die das castrum in eine nördliche und südliche Hälfte teilt, noch völlig klar erhalten.

Bei der Gründung des Bistums Havelberg (948) teilte ihm König Otto I. unter anderem die Hälfte seines castrums zu und zwar, wie aus der Lage der Kirche und des Bischofshofes hervorgeht, die südliche Hälfte nächst dem Bergrande, wo sicherlich auch die vornehmsten Burggebäude gestanden hatten. Hier rings um den alten Dom richteten dann 200 Jahre später die Konventualen ihr Stift ein. Es zeigt uns den Typus einer damaligen großen Klosteranlage, wie sie wohl sonst nirgends mehr in der Mark so bedeutend erhalten ist.

Als Hilfsmittel für einen Rückblick auf diese Anlage dienen außer den Urkunden: 1. zwei Aufzählungen der Häuser und Hofstellen in den Hausbüchern von 1665 und von 1748; 2. eine Gebäudetaxe von 1765 (sämtlich im Königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin); 3. ein im Besitze des Herrn Bürgermeister Kischke zu Havelberg befindlicher Plan von Dom-Havelberg und den Berggemeinden (Abb. 51), nebst Vermessungsregister von Thal (in der Kartenkammer des Königlichen Domänen-Amtes zu Potsdam).

Das **Klostergebiet** bestand danach in einem unregelmäßigen länglichen Vierecke, dessen natürliche Grenze im Süden der steile Rand des Hochgeländes bildet. Die Ostgrenze gibt ein Bodeneinschnitt, durch den sich ein breiter Hohlweg zum Flußbett hinabzieht. Im Westen grenzt das Domgebiet an den sogenannten „Camps“ (von campus Feld?), ein bis in neuere Zeiten „unbebaut gebliebenes Feld.“ Im Norden dehnte es sich zunächst wahrscheinlich nicht über jene Mittelstraße des castrums aus. Nachdem aber 1179 Kaiser Friedrich dem Bischofe die Anlage eines Ortes dort oben gestattet (in kathedrali sede edificandi civitatem, Riedel II, S. 442) und Markgraf Albrecht i. J. 1208 die Zuwendungen der früheren Wohltäter unter anderem durch das „Borch“—Dorf (Covale et Borch, villae sibi contiguae in burgwardo havelbergensi) vervollständigt hatte, nahm das Kloster vermutlich auch hier den vollen Umfang des alten castrums ein (Abb. 51).

Die ganze Anlage war von altersher von einer Mauer umzogen. An ihrer Nordostecke befand sich noch 1665 ein Türmchen auf der Mauer. Im Südwesten, wo man den Rest einer Schanzform des 17. Jahrh. erkennt, war ehedem auch ein „ärker“.

Die vier bereits erwähnten Tore waren, abgesehen von der untergeordneten Weinpforte: Das Bäckertor oder die Steinpforte. Sie stellte zusammen mit der Steintreppe (der alten „Scharre“) eine unmittelbare Verbindung den Berg hinab zu einer Fähre bezw. zur jetzigen hölzernen „Laufbrücke“ und zur Stadt her. Das Ziegeltor im Osten. Das Schäfertor im Norden; im Westen aber, nahe der Stelle, wo ein Hohlweg sich von der St. Annenkapelle und der Steintor-Brücke hinaufzieht, befand sich das Krugtor, der Hauptzugang zum Kloster. Nächst dem Klostertore pflegte eine Kapelle zu stehen für fremde Ankömmlinge, besonders für Frauen. Als Rest einer solchen ist wohl das leider stark verwitterte Relief mit der Darstellung einer Krönung der Maria und einigen Nebenfiguren, das jetzt seitwärts am Tore eingemauert ist, zu betrachten.

Trat man durch das Krugtor in den Klosterbezirk, so befand sich zur Linken das Gasthaus (später Krug) zur Aufnahme der Fremden, mit Ställen und sonstigen Nebengebäuden. Geradezu dehnt sich vor den Eintretenden noch jetzt ein freier Platz aus, wo bei Kirchenfesten und Prozessionen die Menge sich tummelte und in

Zelten und Buden sich mit allem Nötigen versorgen konnte. Eine Reihe von sieben „Buden“, die mit den wichtigsten Handwerkern: dem Dom-Schneider, Schuster, Tischler u. a. besetzt waren, schloß den Platz an der Ostseite ab.

Dem Gasthause gegenüber, südlich vom Festplatze, lag nahe beim Haupttore die Behausung des Bischofs. Ringsumher freiliegend nahm der Bischofshof das Trapez ein zwischen der Klostermauer im Westen und Süden, dem Festplatze im Norden und der Klostergasse im Osten, die ihn von der Kirche trennte. Seit Anfang des 14. Jahrh. hatten die Bischöfe hier nicht mehr gewohnt, sondern in Wittstock oder auf der Plattenburg. 1578 wird diese Bischofsfreiheit in einem besonderen Berichte als ein „wüster ungebauter kampff“ bezeichnet. Riedel (Cod. III, S. 2) sieht irrtümlich die sogenannte „Freiheit der Schneider'schen Erben“ nördlich vom Beguinenhause als die Stelle der Bischofswohnung an. Von der Bischofsfreiheit sagt das Hausbuch von 1665: „Hierbei ist ein ziemlich großer und mit Obstbäumen wohlbesetzter Garten . . . der nach Abend und Mittag mit der Mauer umfaßt . . . . auf dieser Stelle ist vor Alters des Bischofs Haus gestanden und auf dem Berge im Garten des Kapitels Windmühle.“ Die Reihenfolge der Grundstücke in den Häuserlisten, die Karte von Thal (1797), wo der Windmühlenberg gezeichnet ist (Abb. 51), der Bericht des Zöllners M. Ihaen (1578, Königliches Geheimes Staatsarchiv) und das Reskript des Kurfürsten (ebenda vom gleichen Jahre) bezeugen sämtlich, daß der Bischofshof westlich vom Dom gelegen und die Bischofsfreiheit die Südwestecke vom Domgebiet eingenommen haben muß. Die großen Gebäude, welche Merian noch an dieser Stelle zeichnet (Abb. 50), sind vermutlich die durch Christ. v. Thümen bald nach 1578 dort errichteten (Riedel Cod. III, S. 213). Hier bei der jetzigen Friedenseiche führte der uralte „Rikensteg“ den Bischofsberg hinab und hier befindet sich nach der Überlieferung ein Gang durch den Berg, dessen Öffnung am Fuße des steilen Berghanges noch im 19. Jahrh. gesehen worden sein soll, wahrscheinlich die Ausmündung des Abwässerkanals der Bischofswohnung und vordem der Burg.

Gegenüber vom Bischofshof an der Klostergasse war der Eingang zur Klausur und daneben bei der Steinpforte stand das Bäckerhaus und des Kapitels Backhaus, wonach das Tor auch „Bäckertor“ hieß.

Die Wohnung des Propstes mußte (nach der Vorschrift) vom Klostertore aus leicht erreichbar sein. So führte die Hauptstraße des Klosters vom Tore an den Buden links vorbei geradeaus zur Propstei (Abtswohnung). Zunächst ging der Ankommende nördlich an dem dazugehörigen Garten vorbei und trat dann gegen Süden durch das Tor in den Hof, den drei Flügel einschlossen: im Süden das Hauptgebäude, im Westen gegen den Garten das Dienerhaus und im Osten das große Stallgebäude. Die Propstwohnung war mit der Kirche durch einen über „Schwiebbogen“ führenden gedeckten Gang verbunden. Die Markgrafen hatten die

Schirmvogtei über das Domkapitel und das Recht der Hospitalität. Die Propstei stand deshalb dem Schirmvogt offen, um darin „Ablager zu halten". In der Nähe befand sich auch die Fürstenküche (Hausbuch von 1665). Die seitens der Markgrafen von der Burg in Havelberg datierten Urkunden sind in der Propstei unterzeichnet, hieraus erklärt sich auch der Ausdruck in der Urk. von 1170: „Marchio sedens in castro suo Havelberg ad placitum suum quod vulgo dicunt Botding".

Zwischen Propsteigarten und Domkirche erstreckte sich bis 1789 der Laienkirchhof, der gegen Westen mit einer niedrigen Mauer und einem Tore (siehe unter Kirchhofsportal) abgeschlossen war.

Die Domkirche ist mit starker Abweichung orientiert, sie erstreckt sich fast von Nordwesten nach Südosten, doch ist bei der vorliegenden Beschreibung einfacher Klarheit wegen ihre Richtung statt der Windrose für die Himmelsrichtungen zugrunde gelegt.

Auf der Südseite des Domes lagen die Stiftsgebäude im engeren Sinne, die Klausur. Den Kreuzgang mit dem Friedhof der Mönche umschlossen außer der Kirche drei Flügel: der Konventbau mit dem Dormitorium im Osten, das Refektorium im Süden und das Cellarium im Westen. Sie traten ziemlich nahe an den Abhang heran und ließen hier nur ein kleines Gärtchen übrig, vermutlich wegen seiner herrlichen Lage mit dem freien Blicke weit über Stadt und Ebene, das „Paradies" genannt. Der Zugang zur Klausur von Westen her war, wie erwähnt, an der Südwestecke beim Bäckerhause, nahe der Steinpforte. Nach Osten führte ein Durchgang vom Kreuzgange auf den Domhof, einen rechteckigen Platz hinter dem Chore des Domes (später „Ritterplatz" genannt). Hier befanden sich zunächst am Dormitorium einige Nebengebäude, wie Bade- und Abortanlagen, dann das Noviziat (die Choralei 1580 genannt, 1664 abgebrochen), vermutlich auch ein Hospital und eine Kapelle. Gerade in diesen Teilen ist die ursprüngliche Anlage durch Zerstörungen und spätere Umbauten am meisten verwischt. Nach Osten folgte dann die Dechanei, doch erst nach der Umgestaltung des Domkapitels i. J. 1506, da vor dieser der Prior die Stelle des Dekans einnahm. Am Domhofe lag ferner des Prokurators Haus und schließlich des Kapitels Brauhaus und Darrhaus, beide unter einem Dache (jetzige Superintendentur).

Die nach Südosten hinausgeschobene Spitze des Hochgeländes nahmen Gemüsegärten ein und seine Abhänge der „kleine Weinberg".

Im Norden der westöstlichen Hauptstraße finden wir außer dem Kruge von älteren Anlagen nur die Schäferei mit der Molkerei in der nordwestlichen Ecke und die Ziegelei des Kapitels in der östlichen (1726 vor die Mauern nach Osten verlegt). Alles übrige gehört einer späteren Zeit an. So namentlich eine Anzahl (auf dem Plane von 1797 noch sechs) Kurien oder Domherrenhöfe, die seit 1506 über das ganze Domgebiet zerstreut lagen.

Nach Osten hin jenseits des Hohlweges „bei dem Wendeberg“, lag des Kapitels „großer“ Weinberg, „darin ein sehr altes Wohnhaus mit Rohr gedeckt“ (Hausbuch 1748).

Teils an den Abhängen des vom Dome bekrönten Hochgeländes, hauptsächlich aber auf dem schmalen Vorlande zwischen dem Höhenrande und der Havel lagen **die sechs anderen Berggemeinden.** Im augenfälligen Gegensatze zu der zusammengedrängten, abgerundeten Anordnung der Inselstadt bestehen sie im wesentlichen nur in einer schmalen, aber langgezogenen Straße. Ihre Namen waren im Osten beginnend: Wendeberg mit Hainottenberg, Neuberg, Köperberg oder Langenberg, Bischofs- oder Saldernberg, Sperlingsberg und Schönberg. Ihre Entstehung geht meist bis ins Mittelalter zurück. Nach dem Wendenberg z. B. wurden, wie der Name andeutet, beim Eindringen der deutschen Kolonisten die slavischen Eingeborenen zurückgedrängt und bildeten hier unter einem Schulzen eine eigene Gemeinde. Noch bis in die neueste Zeit hatten sie in der Stadtkirche sowie auf dem Kirchhofe ihre eigenen gesonderten Plätze. Den Köperberg bewohnten hauptsächlich deutsche Fischhändler (Käufer), die den Kietzern gegenüber mancherlei Vorrechte genossen. Die ihn durchziehende „Mittelstraße“ zeigt noch gegenwärtig durch die den Haustüren vorgelegten beischlagartigen Vorplätze eine anziehende Eigenart der kleinen Giebelhäuschen, die wohl der Mitte des 18. Jahrh. ihre Entstehung verdanken, da der Köperberg 1747 abbrannte und bald wiederhergestellt wurde. Die genannten Bergortschaften kamen, vermutlich als bischöflicher Anteil am Burgwart Havelberg, in den Besitz des Domkapitels. Der Bischof selbst behielt von den Bergdörfern schließlich nur den Bischofsberg, der zum bischöflichen Tafelgute Plattenburg gehörte und daher, als dieses an die Familie von Saldern überging, seinen Namen dementsprechend wechselte. Das Dorf Sperlingsberg, das ursprünglich die v. Klitzings als Lehn der Markgrafen besaßen und das 1354 von Ludwig dem Römer dem Kapitel vereignet wurde, lehnte sich rückwärts an den Lehmkuhlenberg, der ein ausgezeichnetes Tonmaterial für Backsteine in sich birgt. Am Sperlingsberge hatte die Stadt seit alter Zeit eine Lehmgrube, aus der die Bürger sich ihren Bedarf holten. Auch befand sich hier vor dem Steintore der alte städtische Ziegelofen (jetzt Telitz'sche Ziegelei). Die Bewohner des Sperlingsberges hatten neben andern Obliegenheiten, wie Reinigung des Ritterplatzes und des Steindammes auch die, den Lehm zu treten, der zu des Kapitels Gebäuden gebraucht wurde. Zwischen Sperlings- und Saldernberg lag das St. Annen-Hospital, von dem nur noch die gleichnamige Kapelle erhalten ist.

Im unteren Teile der Stadt am Schönberge lag ein unter Friedrich I. gegründeter Bauhof für Schiffbau und jenseits des Toppelnschen Weinberges eine 1779 eingerichtete Königliche Schiffbauwerst (siehe die Kupferstiche im Museum der Stadt).

Dom-Kirche.

Erste Bauzeit. Von dem Dome romanischer Zeit sind noch sehr beträchtliche Teile erhalten. An ihnen sind mehrere Abschnitte zu unterscheiden, von denen

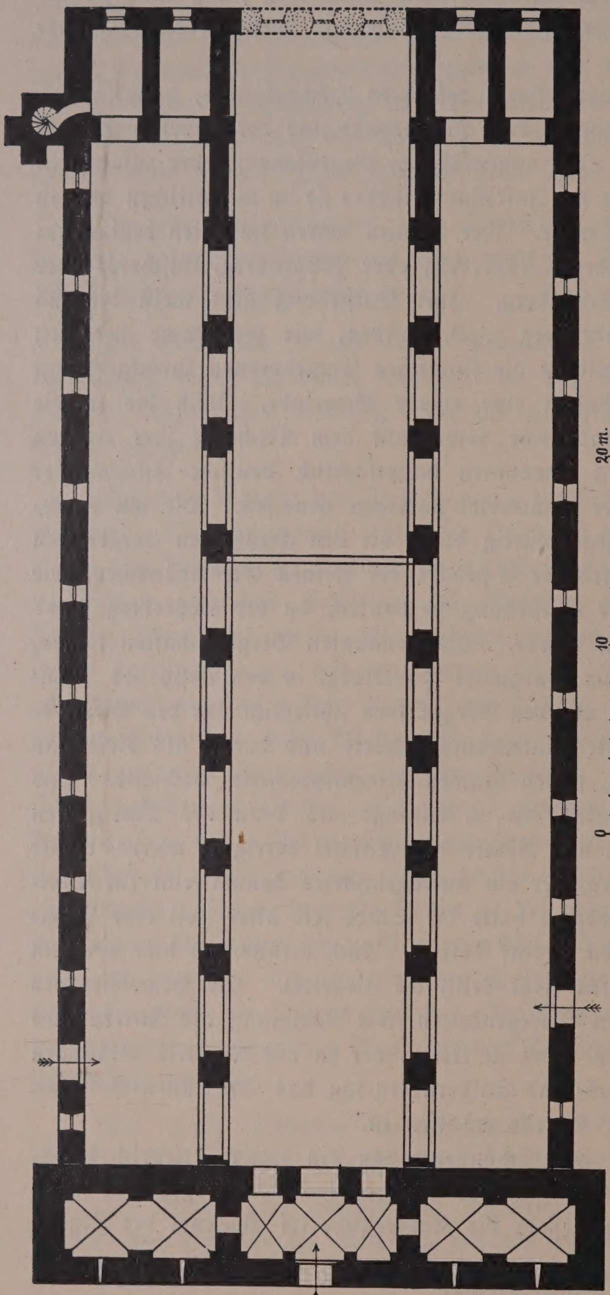
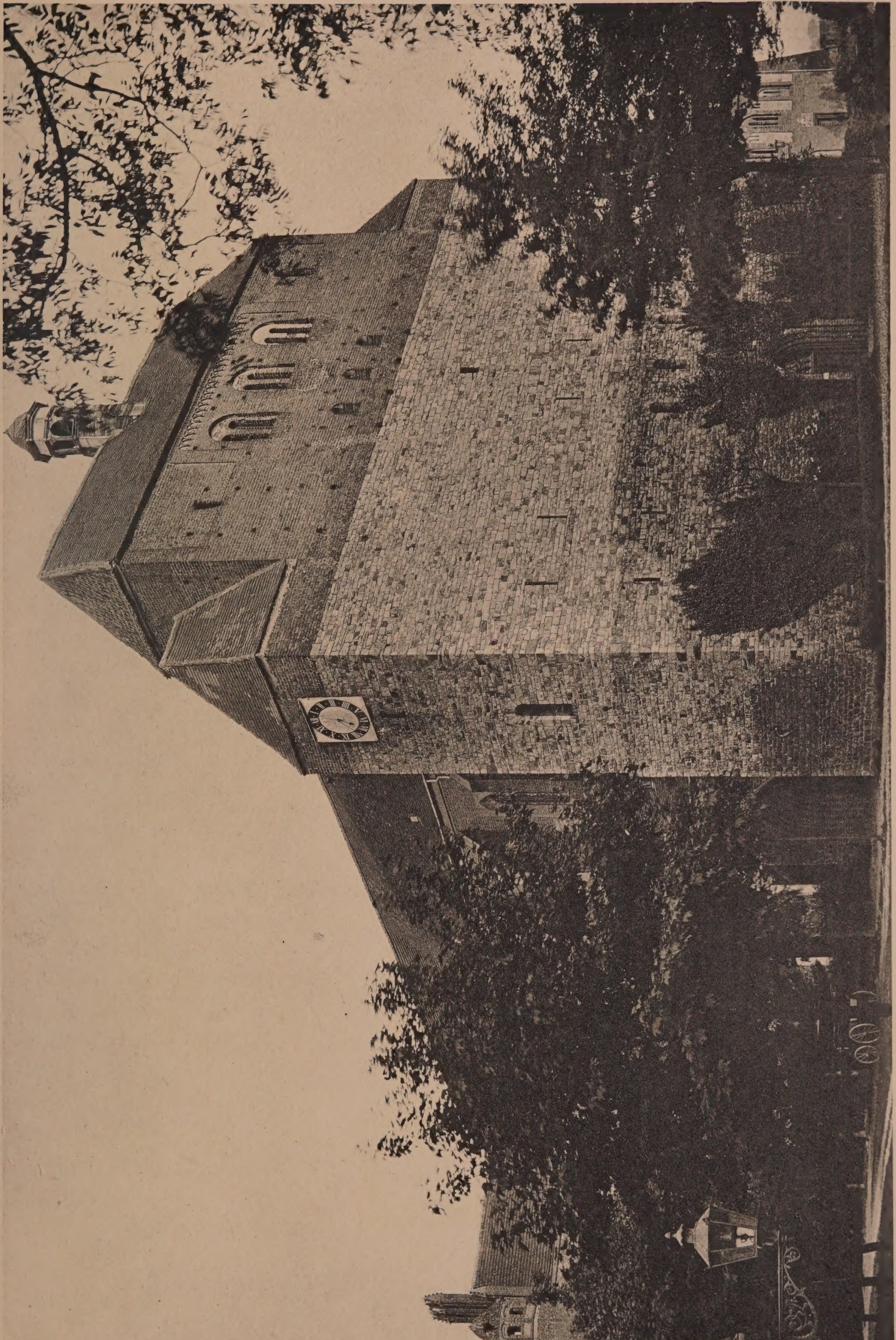


Abb. 53. Havelberg.
Dom, Wiederherstellungsversuch des romanischen Baues.

der erste mit einiger Wahrscheinlichkeit auf eine Bauunterbrechung etwa infolge kriegerischer Ereignisse zurückgeführt werden kann, wiewohl die Anzeichen dafür nicht zwingender Natur sind. Der frühesten Bauzeit würden dann die unteren Teile des Domes bis zu dem kleinen Mauerabsatze angehören, der 1,20 m über den inneren Bogenstellungen des Langhauses hinläuft und etwa einen halben Meter höher auch den Westbau außen umzieht. Diesen, ein Werk von außergewöhnlicher Schlichtheit und Massigkeit (Taf. 2), errichtete man — unbekannt aus welchen Ursachen, vermutlich aber wegen abschnittweiser Ausführung des Dombaues — vollständig für sich, ohne Verband mit der Kirche (Abb. 53). Seine drei Erdgeschoßräume sind in Tonnen mit Stichkappen und ohne Gurtbögen überwölbt. Der Mittelraum im besonderen diente als Vorhalle zur Kirche und öffnete sich nach ihr in drei großen Rundbögen. Daß in der Mitte der Westfront ein Portal schon ursprünglich vorhanden gewesen, ist zu erkennen aus den für ein Überzimmer zu seinem Schutze bestimmten großen Balkenlöchern am Beginn des oberen Backsteinteiles (siehe dritte Bauzeit). Übrigens berichtet auch Büsching (Reise durch einige Münster, S. 63ff.) 1819 von einem Eingange an dieser Stelle. Außer-



Havelberg. Der Dom von Nordwesten.

dem hat der Westbau auf der Südseite etwa 6 m über Erdboden eine Rundbogentür zum ersten Obergeschoß. Rechts und links unter ihr zeigen sich die Reste von zwei Kragsteinen und darüber zwei Balkenlöcher, die durch die Mauer reichen und vermutlich bestimmt waren, einen Zugangsboden oder das Ende eines hölzernen Verbindungsganges aufzunehmen. Das Obergeschoß, zu welchem dieser Eingang führt, enthält drei durch Türen miteinander verbundene Räume, deren südlicher durch eine spätere innere Wendeltreppe aus Backstein zugänglich ist. Der mittlere Teil wird durch drei Rundbogenfenster erhellt. Er öffnete sich wie das Erdgeschoß in großen Rundbögen nach dem Kirchenraum und bildete eine laubenartige Empore, die gerade über einer Westvorhalle nichts Ungewöhnliches war. Wenn solche westlichen Emporen auch nicht immer einem besonders vornehmen Teilnehmer am Gottesdienste vorbehalten waren, so läßt in diesem Falle die oben (S. 51) nachgewiesene Lage der bischöflichen Behausung gegenüber dem Westbau des Domes sowie die eben beschriebene Tür für einen hochgelegenen Verbindungsgang kaum einen Zweifel darüber, daß die Empore hier für den Bischof und sein Gefolge bestimmt war.

Vom Langhause gehören dem Urbau zunächst längere Strecken der äußeren Seitenschiffsmauern an. Am Westende (Abb. 54), nahe dem Turme, befinden sich in ihnen je ein einfaches Rundbogenportal, von denen das nördliche zum großen Teil bei Einfügung des späteren gotischen zerstört wurde. Das südliche ist nur vermauert und ist jetzt von der Bahrenkammer umschlossen. Seine Gewände sind ohne Profil einfach aus behauenen Bruchsteinen

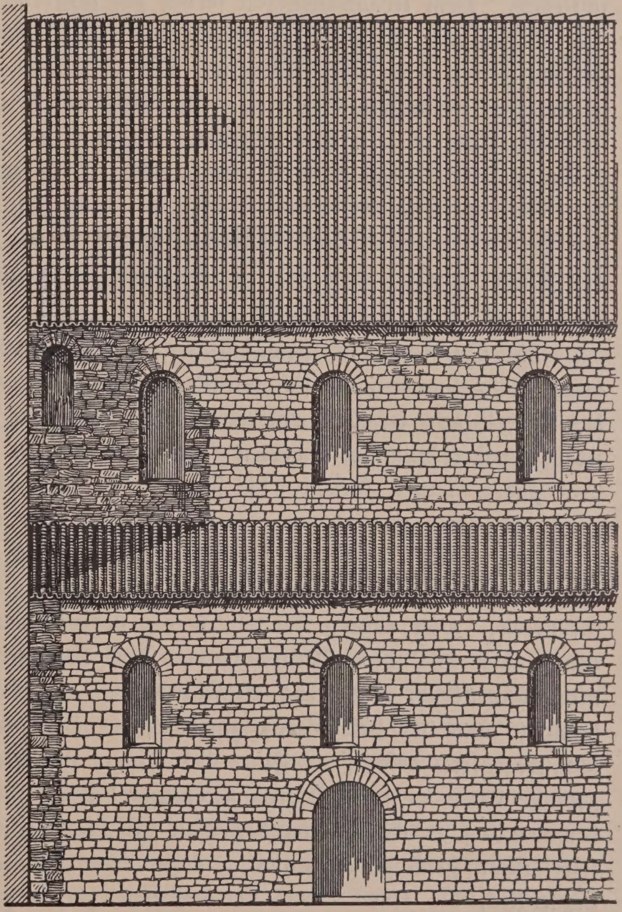


Abb. 54. Havelberg. Dom, Westteil der romanischen Südfront] (hergestellt unter Weglassung der hölzernen Treppe am Westbau).

hochgeführt; der Bogen ist im Scheitel ein wenig stärker als am Kämpfer und sein Rücken mit einer flachen Bruchsteinschicht eingefaßt. Ein Kämpfergesims ist nicht vorhanden. Von den Fenstern kann man auf der Nordseite eine Reihe von Spuren verfolgen, auf der Südseite aber in der Bahrenkammer liegen zwei Fenster teilweise noch frei, nur auf der Innenseite vermauert. Sie sind 80 cm im Lichten breit und haben einfache, schräge Gewände. Die Bogenlaibung war sauber geputzt, die Sohlbank den Spuren nach flach abgewässert. Der Bogenrücken erscheint elliptisch, da der Bogen am Kämpfer nur 30 cm stark ist, im Scheitel aber 40 cm. Aus einer inmitten der Mauerstärke im Viereck um das Fenster geführten Nut von 7 cm Breite ist auf einen mit dem Bruchsteinwerk gleichzeitig vermauerten Blindrahmen zu schließen. Dem Urbau gehören ferner die inneren, kreuzförmigen Schiffspfeiler und ihre Bögen an, die jenen entsprechend abgestuft sind. Die ursprünglichen Kämpfergesimse waren sehr schwer profiliert und bestanden aus einer unteren Kehle und darüber einer mächtigen Sima mit Plättchen und Platte (abgebildet bei Adler, Backsteinbau, Tafel LII, nach v. Quast). Der auf der Innenseite der Mittelmauern hinlaufende Absatz liegt nicht in der gleichen Höhe wie der äußere, der dem Auflager der Seitenschiffbalken dient. Daraus läßt sich mit Recht eine Unterbrechung des Baues an dieser Stelle herleiten, zumal in der gleichen Höhe auf der Außenseite der Mauer flache Löcher für die Sparren eines außerordentlich flachen, anscheinend vorläufigen Daches ausgespart sind.

Ein Querschiff im gewöhnlichen Sinne erhielt der Dom damals nicht. Die beiden Flügelbauten, die sich wie Kreuzarme am Ende der Seitenschiffe bis zur Höhe des Mittelschiffs erhoben, enthielten zu ebener Erde nach Art der Zisterzienserkirchen je zwei Kapellen zum gesonderten Lesen von Messen seitens der Kleriker des Ordens. Sie gaben keinen Grund, die Flucht der Seitenschiffe zu überschreiten, da diese genügend breit waren, um die Zwillingskapellen von ihnen aus zugänglich machen zu können. Eine derartige Zurückhaltung bezüglich der Kreuzarme war außerdem in der Heimat der Askanier herkömmlich. Wir finden sie vor allem in der Stiftskirche von Gernrode. Hier rühren die sehr wenig vorspringenden Querschiffsflügel bereits aus dem Jahre 961 vom Gründungsbau des Markgrafen Gero her. Es wäre daher nicht undenkbar, daß jene Einschränkung am Havelberger Dom etwa auf Fundamente aus der Zeit Gero's zurückginge. In jedem Falle wich die von den Prämonstratensern geschaffene Form der Flügel von jenen Anlagen weit ab durch deren geringe Tiefe in westöstlicher Richtung, die es zu einer regelrechten Vierung nicht kommen ließ. Leider bietet der Bau für die Ergänzung dieser östlichen Mittelschiffsteile nicht genügenden Anhalt. Von den verschiedenen möglichen Lösungen käme namentlich die eines etwas verlängerten, gerade geschlossenen Chores nach der Art dessen von Pforta in Betracht, doch ist die in Abb. 53 dargestellte die nächstliegende. In beiden Fällen würde der Chorraum nur die annähernde Tiefe der Kapellen erhalten. Man ließ deshalb die Wände der letzten Schiffsachse unten geschlossen und gewann so die nötigen Wandlängen für die Chorherrensitze. Diese Einrichtung ist

noch daran zu erkennen, daß die beiden östlichen Bögen der Bogenstellungen des Langhauses in Backstein ausgeführt sind und durch diese Änderung in gotischer Zeit (um 1400) der kleine Absatz über den Bögen in Wegfall kam. — Wie bereits angedeutet, sind die Ostteile des Domes mit ihren Zwillingskapellen offenbar unter dem Einflusse der Prämonstratenser bezw. des 1129 gewählten Bischofs Anselm, des Freundes des Ordensstifters, entstanden; doch war dessen persönliche Anwesenheit, die allerdings erst für 1144 nachweisbar ist, keineswegs nötig beim Bau und es steht in dieser Hinsicht nichts im Wege, die Anlage auch dieser Teile in die Zeit vor 1136 zu setzen. Bestimmte Anhalte gewährt der Bau dafür allerdings nicht. Von einer Anzahl teilweise mit Schachbrettmuster verzierten Kämpfer (Abb. 55) ist es sogar zweifelhaft, ob sie hier ursprünglich saßen.

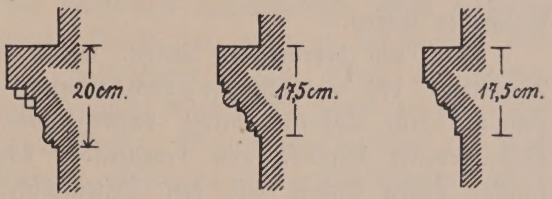


Abb. 55. Havelberg. Dom.
Romanische Kämpferprofile in den Ostkapellen.

Bezüglich des Materials erscheinen alle dieser Bauzeit angehörigen Teile als reiner, außen putzfreier Bruchsteinbau, von Bruchstein aus der Gegend von Magdeburg, der nur an ganz wenigen Stellen ausnahmsweise einzelne an Fischgrätenverband erinnernde, schräge Reihungen zeigt. Indessen muß hier festgestellt werden, daß der Backstein schon als technisches Hülfsmaterial Anwendung fand, denn eine Anzahl alter Balkenlöcher der Seitenschiffe dicht über den Arkaden sind auf eine Tiefe von etwa 80 cm (also ursprünglich!) mit Backsteinen ausgesetzt und zwar mit Steinen von so geringer Stärke, wie sie sonst in Havelberg nicht vorkommt, nämlich 27,5 . 13 . 6,5 bis 7,5 cm.

Der Havelberger Dom war der erste bedeutende Steinbau im Lande östlich der Elbe. Nur die kleine Dorfkirche zu Leitzkau (Prov. Sachsen), ebenfalls aus Bruchstein, könnte ihm an Alter überlegen sein.

Zweite Bauzeit. Der romanische Bau war nach den obigen Annahmen beim letzten Einfall der Wenden i. J. 1136 noch nicht vollendet. Ob und in welchem Maße er hierbei etwa gelitten hat, ist nicht mehr festzustellen. Wahrscheinlich hat sich Bischof Anselm bei seinem Aufenthalte in Havelberg i. J. 1144 seiner angenommen und den Weiterbau gefördert. Der Westbau wird in dieser Zeit allmählich bis zur Grenze des Bruchsteinmaterials gebracht worden sein. Sein nächstes Geschoß, das dritte über dem Erdboden, war wiederum nur durch schmale, schlitzförmige Fenster beleuchtet und öffnete sich wie die unteren in Rundbögen nach der Kirche. Ohne Zweifel diente der Raum zur Aufstellung eines Sängerchores, vermutlich des „chorus angelorum“. Er war vom Vorraum der bischöflichen Loge aus zugänglich über eine hölzerne Treppe, die von einer an deren Rückseite noch vorhandenen (aber jetzt vermauerten) Tür zu einer anderen in der Obermauer des Mittelschiffes dicht am

Turme (Abb. 54) führte, die noch vorhanden und in Gebrauch ist. Dieser Treppenbau, für dessen Dachanschluß am Turm eine Deckschicht eingesetzt wurde, überragte das Dach des Seitenschiffes, das sich an ihm totlief und deshalb am Turmbau keine Spur hinterlassen hat. Diese Seitenschiffdächer konnten nunmehr, nachdem die Mittelmauern höher geführt waren, ihre dauergültige, steilere Neigung erhalten, indem man in der betreffenden Höhe Kragsteine für deren obere Pfette einmauerte. Die unteren Anfänge der romanischen Oberfenster sind noch in größerer Zahl sichtbar. Auch ein Anhalt für ihre Höhe ist an den Bogenansätzen der beiden Fenster im ersten westlichen Joche gegeben. Diese blieben beim Einbrechen der gotischen Fenster erhalten, weil sie wegen der dort einst befindlichen Treppenbauten etwas aus der Achse verschoben waren.

Nach den bedeutenden Resten, welche die Anlage des romanischen Baues mit Ausnahme des Chorschlusses noch ziemlich vollständig erkennen lassen, stellt er sich als eine äußerst schlicht durchgeführte, aber groß angelegte dreischiffige, flach gedeckte Basilika von bedeutender Länge dar, mit sehr schmalem Querschiffe, dessen Enden mit den Seitenschiffen bündig sind (Abb. 53). In die Kreuzarme sind Zwillingskapellen eingebaut, die etwa bis zur halben Höhe der Seitenschiffe reichen. Eine Krypta war höchstwahrscheinlich nicht vorhanden.

Auch die dritte Bauzeit (etwa 1150—1170) gehört noch in das romanische Zeitalter, doch nötigt die Anwendung einer ganz neuen Technik, ihre Ausführungen von den früheren zu trennen. Sie bestehen in der Vollendung des Westbaues und der Kirchenbedachung. Annähernd gleichzeitig mit der Fertigstellung des Mittelschiffdaches mußte auch eine Weiterführung des Westbaues erfolgen. Bis etwa zum Hauptgesimse der Kirche geschah es mit dem bisherigen Material, dem Bruchstein, vermutlich ohne vorzeitige Sorge um seine abschließende Endigung. Bevor man an eine solche denken konnte, forderte indessen die gefahrdrohende Zeit um die Mitte des 12. Jahrh., unverzüglich den unfertigen Westbau dadurch in wehrhaften Stand zu setzen, daß man eine große Plattform herstellte und rings mit Zinnen umgab. Diese sind noch größtenteils in den Umrissen sichtbar, da nur wenige durch den späteren Aufbau beseitigt wurden; sie sind sicherlich die ältesten der Mark. Ihre Breite ist annähernd 1 ½ m und die der Zinnenfenster schwankt zwischen 2 ½ und 3 Steinlängen. Bischof Anselm schreibt 1151 an seinen Freund Wibald von Corvey: „ . . . in meinem Kripplein Havelberg . . . wo einige (der Prämonstratenser) im Angesicht des Feindes am Turm der Befestigung bauen . . . “, was wohl zu lesen ist: „an dem zu befestigenden Turme bauen“ und mit großer Wahrscheinlichkeit auf den Westbau des Domes, im besonderen auf seine Zinnen zu beziehen ist, die danach um das Jahr 1150 zu setzen wären. Mit diesem Notbau führt sich der Backsteinbau am Havelberger Dome als ästhetisch anerkannte Bauweise ein, um dann in allen späteren Abschnitten zur fast ausschließlichen Anwendung zu gelangen. An jenem zeigt er noch breite, schwankende Fugen und rauhkantige Steine, die indessen bereits die Stärke von 8 cm haben. Am Fuße der Zinnen, in der Mitte der Westfront, sind

unmittelbar über dem Bruchsteinmauerwerke vier Balkenlöcher ausgespart, aus denen zu schließen ist, daß hier damals ein Überzimmer vorgebaut wurde, um den, wenn auch kleinen Westeingang zu verteidigen.

Zurzeit dieser Wehrvorkehrungen kann an eine Burg an dieser Stelle auf keinen Fall mehr gedacht werden. In gleicher Weise gehören auch die Schlitzfenster der unteren Teile nicht einer Burg, sondern der Kirche an. Die oft wiederholte Ansicht, der Westbau sei ein Rest einer alten Havelberger Burg, ist somit als irrtümlich zu bezeichnen.

Erst unter Walo, dem bisherigen Dompropst und seit 1155 Nachfolger Anselms, wurde die dauergültige Vollendung des Westbaues bewerkstelligt. Man verzichtete über der breit gelagerten, ungegliederten Masse auf einen zu bedeutender Höhe emporragenden Turm, ebenso auf eine zweitürmige Anlage. Daß der Westbau einst zwei Spitzen gehabt habe, war eine Annahme Riedels, die weder am Bau selbst, noch in den Archivalien eine Bestätigung findet. Man plante vielmehr von vornherein mit richtigem Takte nur ein mittleres, niedriges, aber breites Glockenhaus. — Zunächst aber galt es vor allem, den westwärts noch offenen Dachstuhl ohne Verzug zu schließen. Um schnell zum Ziele zu kommen, führte man vorerst nur den mittleren Teil in der dazu nötigen Breite aus. Man ließ deshalb die zinnenumwehrte Terrasse zur ferneren Verteidigung des Gotteshauses beiderseits liegen und brach zunächst nur die mittleren vier Zinnen ab, bezeichnete den Anfang der neuen Bauunternehmung deutlich durch eine Hochkantschicht aus Läufern und Bindern von der Länge der Bresche und begann eine Schicht darüber drei kleine Rundbogenfenster, deren innere Bögen gleich denen der Dormitoriumfenster (siehe unten) aus drei großen Formsteinen zusammengesetzt und deren halbsteinige Außenbögen mit einer flachen Schicht aus gekrümmten Läufern umrahmt sind. Im nächsten Geschosse legte man drei gekuppelte Fenster an, deren Weite sie sofort als Schallöffnungen kennzeichnet. Bald war nun die Schließung des Dachstuhles erreicht und damit dem dringendsten Bedürfnis abgeholfen. Die seitlichen, gut erkennbaren Grenzen dieser Mauerteile, die stellenweise und zwar an der Westseite in schräger Abtreppung über die benachbarten Zinnen noch hinweggreifen, lassen keinen Zweifel darüber, daß man ein breiteres Glockenhaus beabsichtigt hatte, doch verzögerte sich die weitere Ausführung des Werkes. Bei ihrer Wiederaufnahme fielen die Backsteine durch ungleichen Brand des verwendeten Tonmaterials teilweise unschön hellgelb aus. Auch waren für die Seitenmauern des Glockenhauses, so breit, wie man es plante, keine Grundmauern vorhanden. Zu ihrer Unterstützung mußte daher an jedem Ende ein mächtiger Tragebogen geschlagen werden. Danach erst konnte man — fortab auch mit besserem Material — die Seitenteile der Glockenstube nachholen. Daß die Tragebögen erst in dieser Höhe angelegt wurden, zeigt wenigstens die Absicht, die Reste der Zinnenterrassen zu bedachen, wodurch jene Öffnungen umschlossen wurden. Nachdem die Erbreiterung des Glockenhauses schon bis zur halben Höhe der Schallöffnungen gelangt war, nahm man schließlich noch eine Gliederung der Flächen mittels flacher

Lisenen vor, welche die breite Vorderseite in drei Teile teilten und im Hinblick auf das bald erreichte Hauptgesims und den dafür in Aussicht genommenen Bogenfries unumgänglich nötig erschienen. Wurde nun auch die Ausbildung der Schallöffnungen einfach und kräftig gestaltet (Abb. 56), so erhielt der Fries zarte, aber doppelte, durchschlungene Bögen, die noch großenteils erhalten sind. Ein deutsches Band vervollständigt das Gesims des Glockenhauses, dessen Walmdach zum Teil heute noch mit Mönch und Nonnen gedeckt ist. — Damit war der romanische Dom vollendet und im Jahre 1170 am 16. August konnte seine feierliche Einweihung erfolgen. Wenn bei dieser Gelegenheit durch Markgraf Otto neben einer Spende für Lichte auch von einer solchen für die Bedachung berichtet wird, so ist hier wahrscheinlich an einen Grundstock für die Unterhaltungskosten zu denken. Die Anschlußlinie des romanischen Mittelschiffdaches am Westbau ist noch deutlich erkennbar. Es war danach steiler als ein Winkeldach, während die Seitenschiffdächer immer noch ziemlich flach lagen.

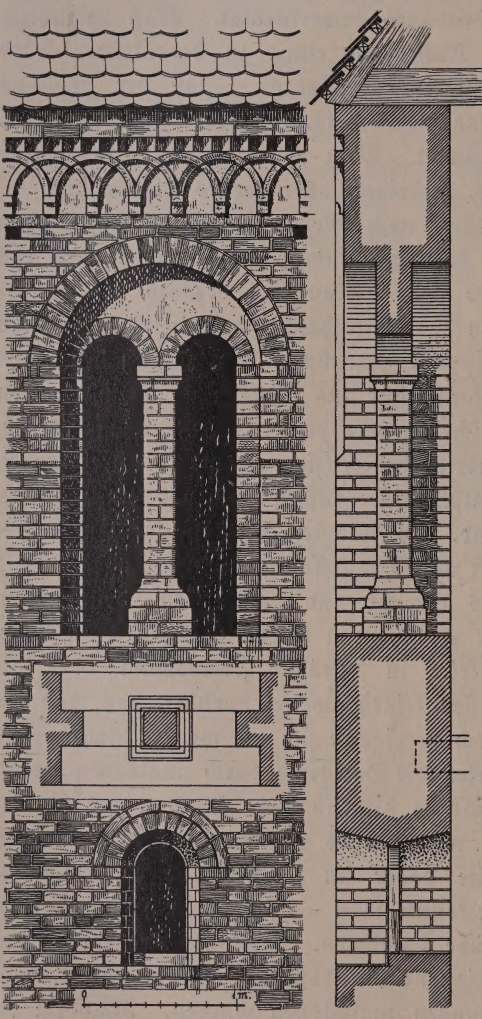


Abb. 56. Havelberg. Dom. Schallöffnung und Fenster im Turmbau.

4. Bauzeit. Der gotische Dom. 1280—1330. Der unbekannte Verfasser des Catal. Episcop. (in J. P. de Ludewig reliqu. manuscriptorum) berichtet, daß im Jahre 1279 die Kirche durch Brandstiftung beschädigt worden sei: „Legitur Havelbergae quod anno 1279 ... ecclesia ab hostibus violata et optimis ornamentis incendio deleta sit“. Das deutet, wie schon Riedel äußert, auf eine Inschrift am Dom. Ein rechteckiger, sorgfältig bearbeiteter Sandstein mit wenigen undeutlichen Spuren von Schriftzeichen befindet sich links neben dem Nordportale des Domes. Da Inschriftsteine gern neben den Portalen angebracht wurden, wäre es nicht unmöglich, daß dieser Stein jene Inschrift getragen habe. Ebenso wie der Catal. Episc. führt auch das Hausbuch von 1748 die Jahreszahl 1279 an (Riedel irrt, wenn er 1269 liest). Bischof Heinrich II. († 1290), der i. J. 1275 dem Domkapitel die Einkünfte der Pfarrei zu Wittstock überwiesen und darauf den Südflügel der Stiftsgebäude

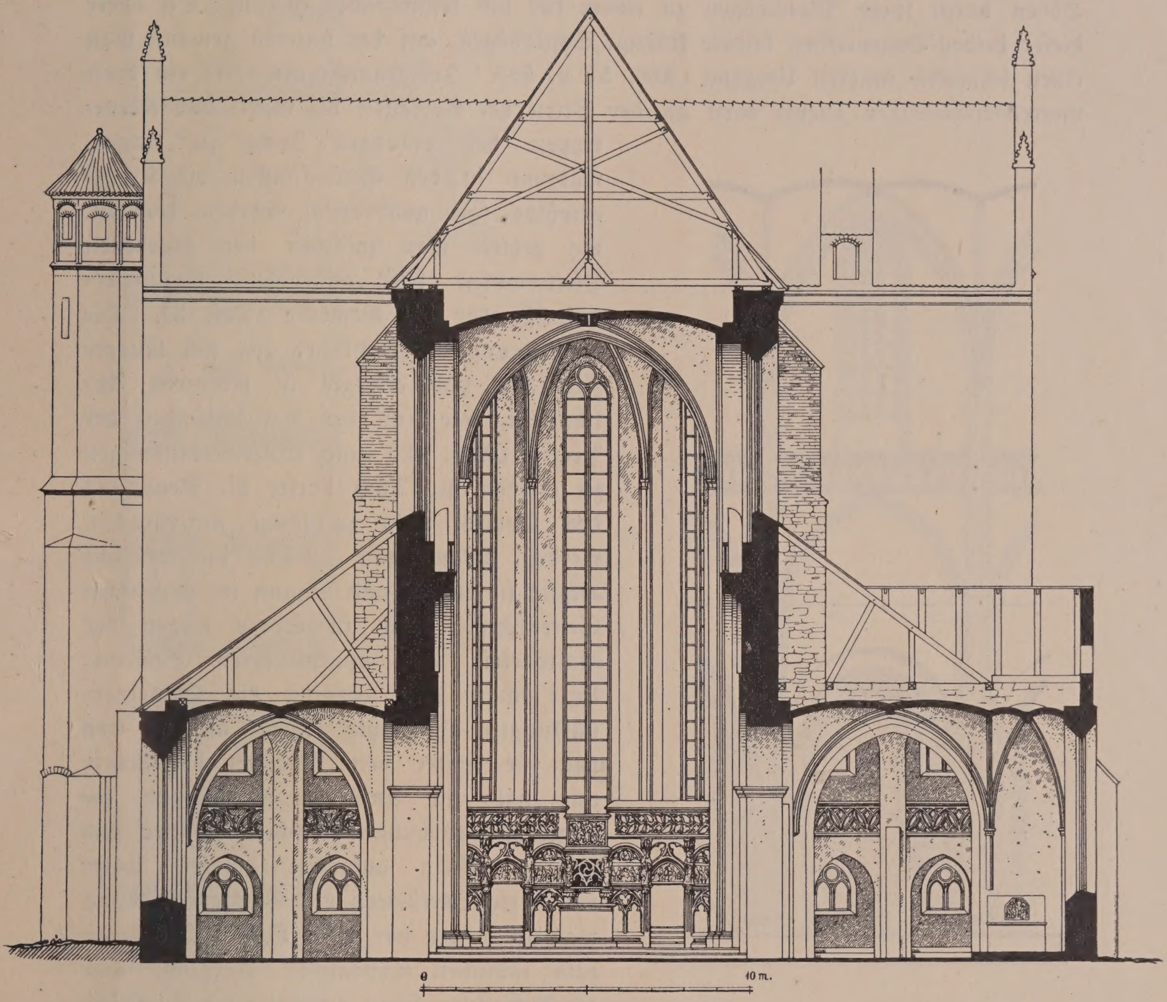


Abb. 57. Havelberg. Dom. Querschnitt mit Blick gegen Osten.

umgebaut hatte, unterzog nun auch die Domkirche einem tief eingreifenden und sie völlig umgestaltenden Umbau, der wohl angeregt wurde durch einen ähnlichen bei der Kirche des Mutterklosters Unserer lieben Frauen zu Magdeburg, und wie dort der romanischen Basilika die Gestalt einer gewölbten gotischen gab. Der Plan war, die romanischen Pfeiler beiderseits und die Außenmauern auf der Innenseite durch Vorlagen so weit zu verstärken, daß man die Seitenschiffgewölbe dazwischen ohne äußere Strebepfeiler ausführen konnte. Zunächst spannte man in den Seitenschiffen Gurtbögen und verband die hochgehenden Vorlagen des Mittelschiffes in zwei verschiedenen

Höhen durch spitze Wandbögen zu einem für sich feststehenden Gerüst. Die obere dieser beiden Bogenreihen bildete kräftige Schildbögen, auf der unteren gewann man einen schmalen inneren Umgang (Abb. 57 u. 58). Im Hauptschiffe hatte ein dreiviertelkreisförmiger Dienst vorn an der Stirn der Vorlagen die Gurt- und Kreuzrippen der oblongen Joche zu tragen, während in den Seitenschiffen die Kreuzgewölbe fast quadratisch werden konnten. So erhielt man zwischen den gegebenen Pfeilerachsen sehr angenehme Grundverhältnisse für die Gewölbe (Taf. 3). Die Ausführung dieses Planes zog sich längere Zeit hin und erfolgte in mehreren Abschnitten, wie aus der Verschiedenheit der Profile (Abb. 59) und Einzelverbindungen zu ersehen ist. Auch durfte die Benutzung des Domes nicht zu lange unterbrochen werden. Man nahm zunächst die westliche Hälfte in Angriff und begann im nördlichen Seitenschiff. Noch in Sorge wegen der Haltbarkeit des angewendeten Systems, legte man hier zunächst die Pfeilerverstärkungen übermäßig kräftig an, so daß man sie später beim Wölben der Gurte nur halb in Anspruch nahm und die einzelnen Beziehungen zwischen Diensten und Rippen völlig aufgeben mußte. Unter mancherlei Irrtümern und Mißgriffen drang man so weiter vor nach Osten. Als man zum südlichen Seitenschiff überging, war die Auffassung schon gereifter, die Ängstlichkeit war gewichen, die Materialvergeudung überwunden, das Streben ging bereits auf Feinheiten der Konstruktion. Während man dort die Kreuzrippen noch ziemlich vorn an den Vorlagen der Pfeiler hatte ansetzen lassen, weil man nur so deren Standfestigkeit recht wirksam zu benutzen glaubte, stiegen sie nun aus den hinteren Ecken auf und die Gurtbögen entsprachen ordnungsmäßig den betreffenden Teilen der Vorlagen, deren vordere Ecken man jetzt kurz abrundete. Die vier westlichen Gurtbögen selbst mauerte man noch ein bedeutendes Stück über Kämpfer in horizontaler Schichtung auf im Sinne einer Auskragung, die bestimmt war, die oben aufgesetzten Strebepfeiler für das Mittelschiff zu tragen. Soweit wurden in beiden Seitenschiffen Birnstabrippen verwendet, die Schlußsteine aber einfach aus zwei Backsteinen annähernd quadratisch gebildet. In-

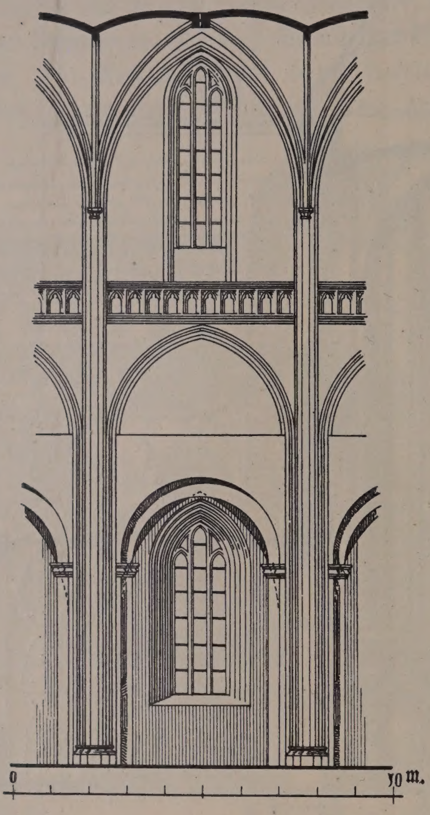
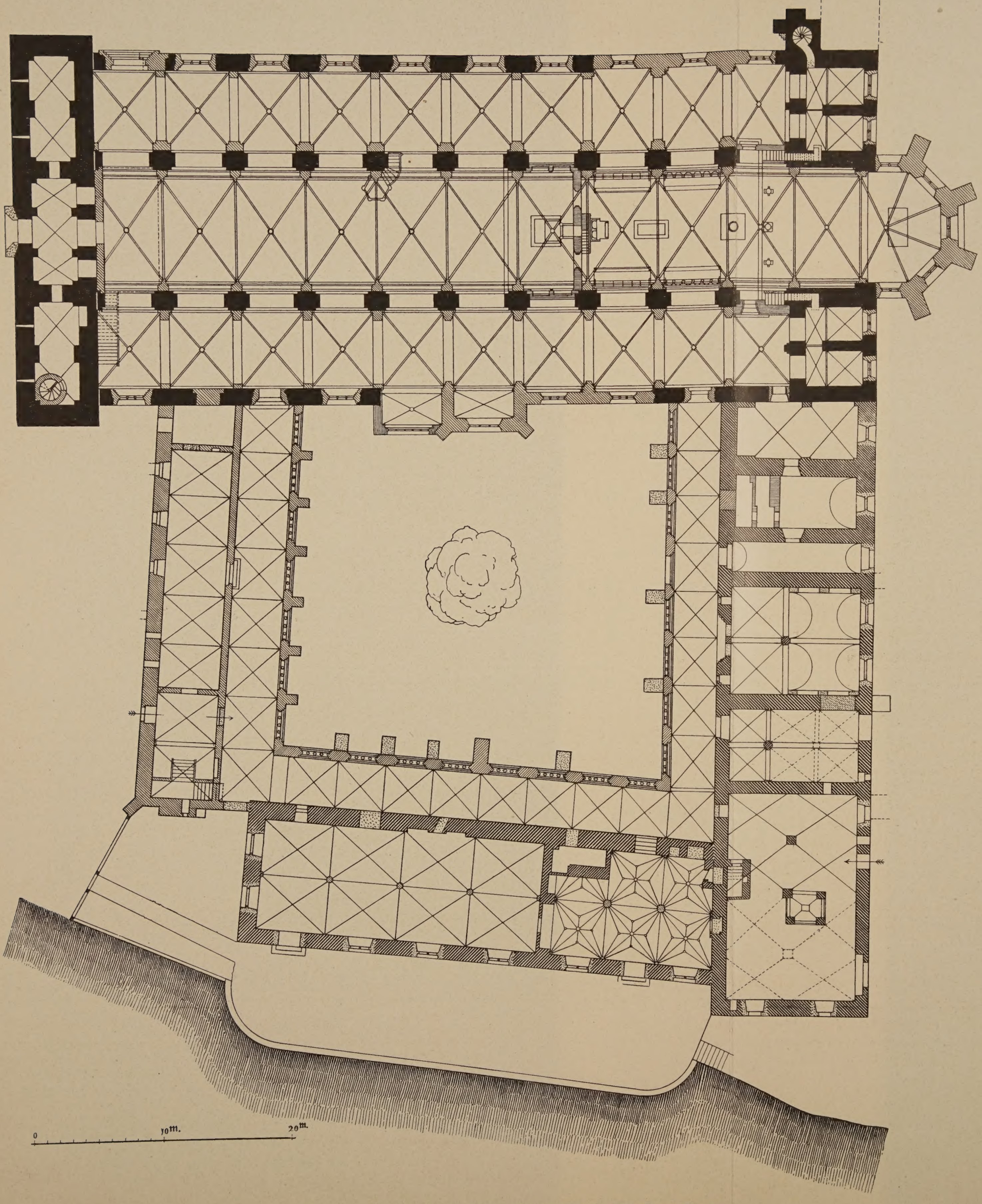


Abb. 58. Havelberg. Dom. System des Langhauses.



Havelberg. Grundriß des Domes und der Klausurgebäude.

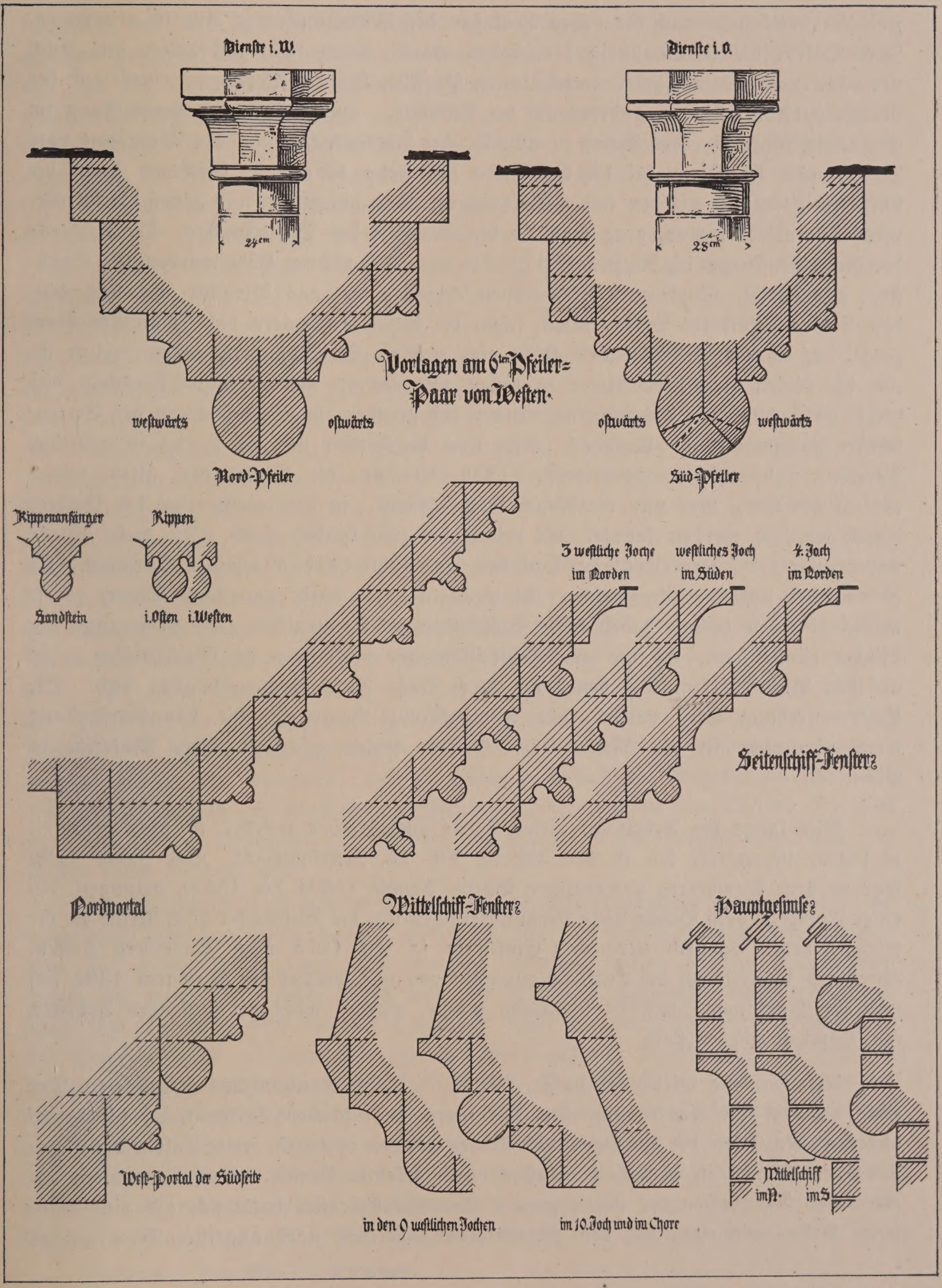


Abb. 59. Havelberg. Dom, Gliederungen des gotischen Umbaus.

zwischen hatte man auch die hohen Vorlagen des Mittelschiffes in Angriff genommen. Ihre Basen, die in Sandstein herzustellen waren, fielen recht unbeholfen aus, auch versuchte man es mit zwei verschiedenen Profilen für die Vorlagen, eines auf der Nordseite (Abb. 59), ein anderes auf der Südseite. Die Freiheit der Formgebung im Sandstein führte bei den Basen zu allmählicher Vervollkommnung der Übergänge vom Viereck zum Kreise, wobei die Eckblätter sich stetig besserten. Nachdem dann die Mittelschiffswände mit den hohen Spitzbogenfenstern aufgeführt und außen die Strebepfeiler vorgelegt waren, ging man an die Gewölbe des Mittelschiffes. Die Kapitelle der Runddienste und die Rippenanfänger bis etwa 6 Schichten Höhe wurden aus Sandstein angefertigt, Gurt- und Kreuzrippen erhielten ein aus Birnstab mit begleitenden Kehlen gebildetes Profil. Doch schon bei diesen Anfängern hatte man sich überzeugt, daß in der beträchtlichen Höhe eine größere Schattenwirkung erforderlich ist, um die Linien klar hervortreten zu lassen und änderte daraufhin im Backstein das Profil (Abb. 59). Die Schlußsteine wurden bedeutender ausgebildet als in den Seitenschiffen und zwar rund. Nachdem später noch die Fenster und ein Portal in gotischen Formen und reicher Profilierung (Abb. 59) an die Stelle der alten romanischen getreten, war nun ein Raum fertig gestellt, in dem einstweilen der Gottesdienst gehalten werden konnte. Er reichte bis zum fünften Joch. An dieser Stelle findet auch der ältere (westliche) Teil des Dachstuhls (Abb. 57) seinen Abschluß. Er ist noch der ursprünglich gotische. Es wechseln darin halbe und ganze Binder regelmäßig ab. Die halben haben kurze Fußständer auf Stichbalken. Die Entfernung der Binder ist 1,20 m. Es sind zwei Kehlbalkenlagen vorhanden, die Mittelsäulen stehen auf den Binderbalken, mit denen sie durch kurze Fußstreben verbunden sind. Die Querverstrebung wird durch große Andreaskreuze hergestellt, die Längsverstrebung durch ebensolche in der Mittelebene. Pfetten fehlen gänzlich. Das Material ist Eichenholz.

Wie lange die Arbeit an dieser Stelle unterbrochen wurde, ist nicht bestimmt zu sagen, vermutlich bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts. Im Jahre 1299 war es dem Domherrn, nachmaligen Bischof Arnold (1304 bis 1312), gelungen, bei einer Romreise vom Papste viele Vergünstigungen für die Wittstocker Pfarrkirche zu erwirken, deren dadurch vermehrte Einkünfte ja seit 1275 nach Havelberg flossen. Hierdurch sowie durch die Entschädigungssumme, mit welcher der Markgraf 1304 sich und die Mark vom Interdikt loskaufen mußte, wurden wohl die stockenden Arbeiten am Dombau wieder flott.

Als man sie wieder aufnahm, hatten die Meister inzwischen gewechselt. Der neue verwarf die Auskragung der Gurtbögen im südlichen Seitenschiffe, die knapp abgerundeten Ecken der Vorlagen und Bögen ersetzte er durch breite Fasen, die Birnstäbe der Rippen in den Seitenschiffen durch gekehlte Profile. Das Vermauern der alten und Ausbrechen der neuen großen Seitenschiffsfenster hatte sich als eine mühselige Arbeit erwiesen, die den Mauerkörper überdies stark angriff. Man zog es

schließlich vor, die Außenmauern einfach niederzulegen und in verminderter Stärke mit den Fenstern neu aufzuführen, umsomehr, als inzwischen die Absicht entstanden war, an den Seitenschiffen einzelne Kapellen auszubauen, von denen allerdings zunächst nur eine an der Südseite vollständig zur Ausführung kam. Für eine zweite, mehr östliche, sind die Rippenansätze noch sichtbar. Inbetreff der Seitenschiffdächer unternahm der neue Meister eine für die äußere Erscheinung der Kirche sehr wesentliche Planänderung: die Seitenschiffe wurden statt des durchlaufenden Pultdaches nunmehr mit Satteldächern über den einzelnen Jochen geschlossen. Die Rinnen zwischen ihnen legte man aus Sandstein auf den Übermauerungen der Seitenschiffgurte an. Nur die oberen Anfangstücke der Rinnen und die Dachspuren am Mittelschiffe sind davon noch vorhanden. Später wurde auch hier wieder ein Pultdach hergestellt. Auch im Mittelschiffe nahm man verschiedene Verbesserungen im Sinne der inzwischen vorgeschrittenen Zeit vor. Die Runddienste wurden verstärkt und ihr Fugenschnitt bezw. ihre Steinform geändert (Abb. 59), ihr Kapitell noch mehr vereinfacht, auch das Rippenprofil wurde nicht genau beibehalten, die Größe der Schlußsteine wurde vermindert, ja selbst mit den Wandbögen stellte man Änderungsversuche an. Auch in den Abmessungen des Materials trat ein Wechsel ein (28.14.9,5 cm; 10 Schichten = 1,08–1,12 m hoch). Man führte ferner den reinen Backsteinbau nur an der Architektur des Innern und den oberen Teilen des Mittelschiffes durch, nach außen verwendete man für die großen Massen und Flächen meist die inzwischen aus dem alten Bau gewonnenen Bruchsteine gemischt mit Backstein, besonders für die oberen Strebepfeiler, die infolgedessen fortan auch stärker wurden (3 Stein statt $2^1/_2$ Stein), und für die später folgenden Ostteile. Ein neuer Dachstuhl hatte nach dem 5. Joch begonnen, der sich aber nicht so gut bewährte, wie der frühere, da er 1824 erneuert werden mußte. Im weiteren Verlaufe des Umbaus sind wiederum mehrere Abschnitte zu unterscheiden, besonders vor und hinter dem Querschiff, und es traten noch mehrfach Änderungen ein. So konnte namentlich in den Profilen der Mittelschiffsvorlagen der neue Meister sich nicht enthalten, seinen Geschmack zur Geltung zu bringen durch größere Betonung der Kehlen (vom 8. Joch an).

Im Querschiffe blieb wie im Mittelschiffe der alte romanische Kern bestehen. An seiner westlichen Innenseite mauerte man auch hier wie dort Vorlagen hoch und verband sie durch Bögen, um den schmalen Umgang weiter darüber hinzuführen. Durch die verminderte lichte Weite und die bedeutend gesteigerte Höhe erhielt das schon von Anbeginn sehr schmale Querschiff ganz ungewöhnliche Raumverhältnisse. Die Gewölberippen erhielten hier bereits doppelt gekehlte Profile und auch für das Hauptgesims begann ein neues Profil (Abb. 59). Das Chorpolygon selbst wurde anscheinend wieder erst nach einer Pause ausgeführt (Spuren im Sockel innen und über den Gewölben). Seine Mauern mußten, weil großenteils aus Bruchstein, kräftig gehalten werden, wurden dann mit denen des Kreuzarmes und der Seitenschiffe außen überputzt und roh mit weißen Quaderfugen übermalt, die man heute noch über die sämtlichen Bruchsteinflächen dieses ganzen Umbaus hin verfolgen kann. Die For-

men fielen eben dieses Materials wegen äußerst schlicht aus. Um so mehr suchte man den Ostteilen einen würdigen Abschluß zu geben durch zwei reicher geschmückte Giebel in Backstein an den Querschiffsarmen, dessen südlicher mit unprofilierten Blenden und mit Kantenblumen für die Fernwirkung geschmückt wurde, während der nördliche (Abb. 60) feiner profiliert ist und durch einen achteckigen Treppenturm eine zugleich malerische und praktische Zugabe erhielt. Das Backstein-Hauptgesims zeigt bei Chor und Querschiffen das gleiche Profil (Abb. 59 unten rechts). Die Arbeiten an den Chorteilen scheinen erst gegen 1330 zum Abschluß gekommen zu sein, wo wir von mehreren Altarstiftungen, besonders in den oberen Querschiffskapellen hören, und auch der Hauptaltar neu geweiht wurde: „Anno 1330 Nos Theodoricus Dei gracia ecclesie Havelbergensis Episcopus hoc altare Summum ejusdem ecclesie in honorem gloriose Virginis Marie et beatorum Laurentii et Constancii Martyrum consecramus in nomine patris et Filii et spiritus sancti.“ Riedel Cod. dipl., Nachtrag 25, S. 15 „aus einer alten Kopie.“

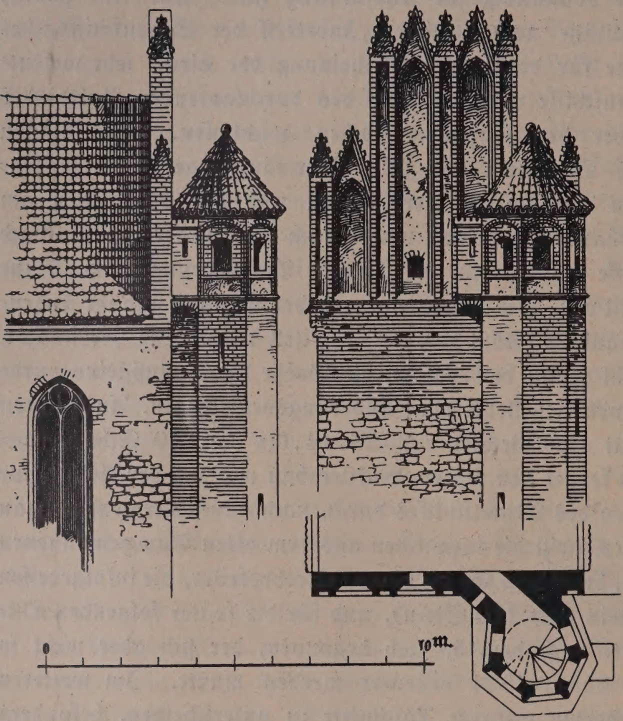


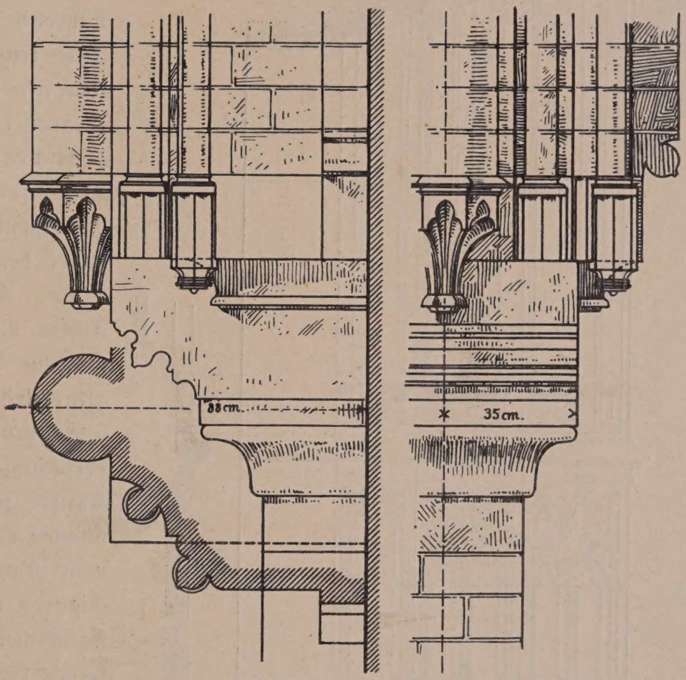
Abb. 60. Havelberg. Dom. Giebel am nördlichen Querschiff.

Daß der Ostbau schon in dieser Bauzeit zur Vollendung kam, etwa mit Ausnahme der vier letzten Oberfenster der Südseite, von denen es scheint, daß sie zunächst noch in romanischer Form belassen blieben, das bezeugt auch die ihrer Formgebung nach in diese Zeit gehörige Chorschranke, die durch den späteren Lettner überflüssig wurde und deren Hauptstücke in den drei großen Sandsteinleuchtern noch erhalten sind (siehe Ausstattungsgegenstände).

Durch die Anlage des polygonalen Chores wurden die Seitenwände des Presbyteriums nach Osten verlängert, wodurch es möglich wurde, in den Trennungsmauern zwischen Mittel- und Seitenschiffen noch je eine Arkade von der Form der

übrigen zu öffnen. Auch das Nordportal (Abb. 59) und die Wendeltreppe im Südteile des Westbaues verdankten dieser Zeit ihre Entstehung.

5. Bauzeit. Der Lettner. Bischof Johann III. Wöpelitz hatte sich die Einträglichkeit des Wunderblutes zu Wilsnack zunutze gemacht, indem er i. J. 1396 zwei Drittel der erzielten Einkünfte für die bischöflichen und die Havelberger Stiftsbauten in Anspruch nahm. Man vermutete, daß er aus diesen Mitteln den Chor des Domes neu errichtet habe. Hiergegen sprechen indessen verschiedene Kennzeichen am Bau. Außerdem heißt es im Hausbuche von 1748 bei Bischof Wöpelitz: „hat die Domkirche ganz ausbessern, auch den Chor mit der historia passionis in Stein hauen, auf seine eigenen Kosten auszieren lassen“. Dieser Bericht stimmt mit den Erscheinungen am Bau vollständig überein. Die Absichten dieses Kunstfreundes gingen ausschließlich auf eine schöne innere Ausgestaltung der Kirche, besonders des Chores aus. Die Ausbesserungen betrafen zunächst die Vorlagen am 5. Pfeilerpaar von Westen, die vermutlich durch die vorübergehende Abtrennung der fünf ersten Joche gelitten hatten, und die Basen an den Eckdiensten im Chore, die wohl durch die bisherige Aufstellung des Gestühls ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen waren. Ferner ließ Bischof Wöpelitz vier reichgegliederte Konsolbildungen (Abb. 61) an zwei Pfeilerpaaren hinter dem Lettner ausführen, deren Zweck offenbar war, für das geplante neue Chorgestühl Platz zu schaffen. Diese Auswechselungen sind deutlich zu erkennen an ihrer



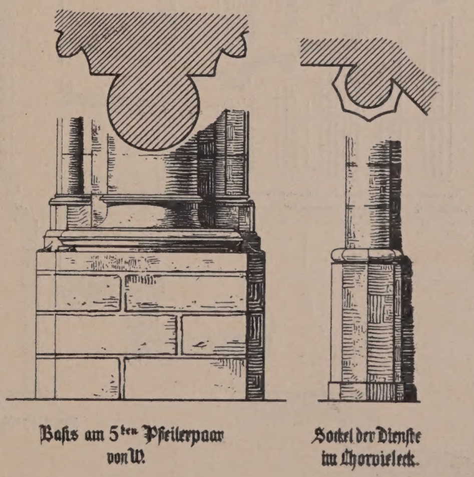
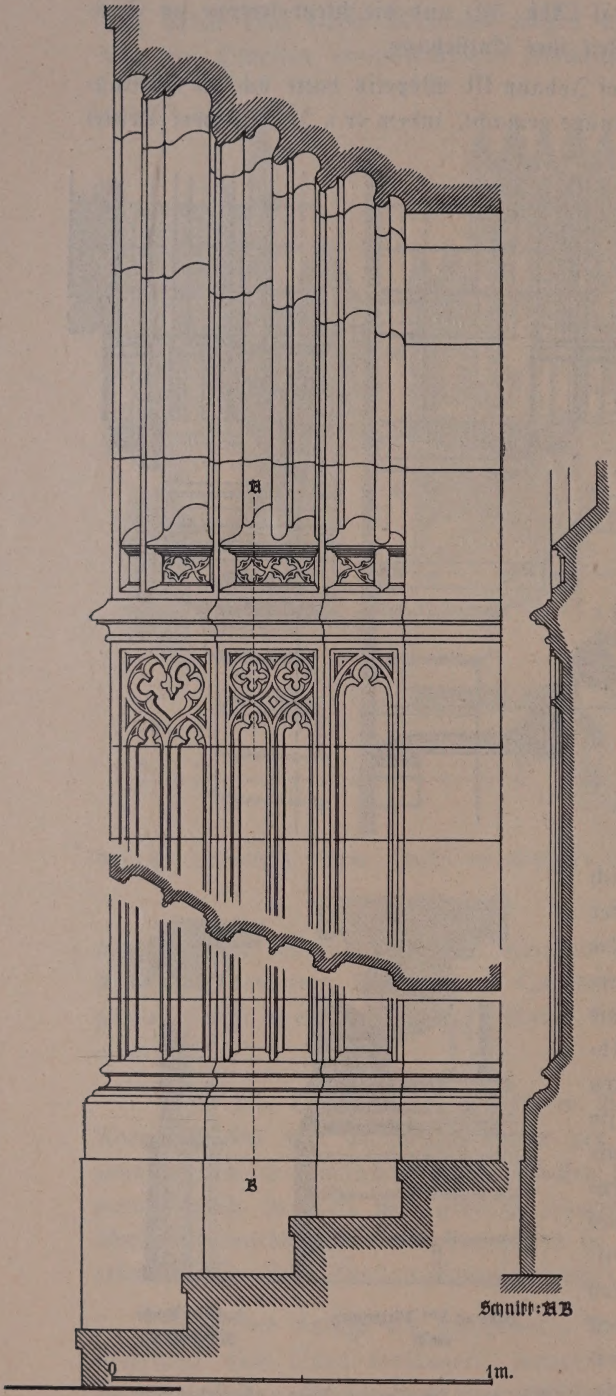


Abb. 61. Havelberg. Dom. Auskragungen an vier Pfeilern des Chores und Sockelbildungen.

hochgotischen Profilierung, namentlich den kleinen, seicht gekehlten Sockeltrommeln, aber auch an dem dabei verwendeten weißlichen Material, das mit dem des Lettners übereinstimmt, während der Sandstein der älteren Teile fester, dunkler und mehr graugrün ist. Die Hauptstiftung (um 1400) ist aber der **Lettner** mit den seitlichen Chorschranken (Taf. 4 bis 7). Seine architektonische Anlage und Gliederung ist folgende: Er teilt beim 7. Pfeilerpaare den hohen Chor von der Laienkirche. Die mittlere von seinen sieben Achsen bildet ein Lektorium von eigenartigem Aufbau, vor dem der Laienaltar steht (Brüstung und Treppe sind Ergänzungen aus neuerer Zeit). Die dreiachsigen Teile zu beiden Seiten der Kanzel zeigen in der Mitte je ein offenes Spitzbogenportal mit geschlossenem Bogenfelde, begleitet von zwei Figuren unter Baldachinen. Wie die figürlichen Darstellungen dieser Bogenfelder friesartig durch die ganze Breite des Lettners fortgesetzt sind, so betont eine Maßwerkgalerie annähernd in



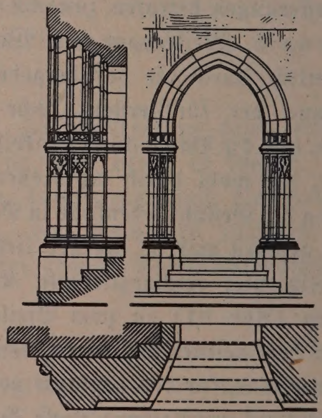
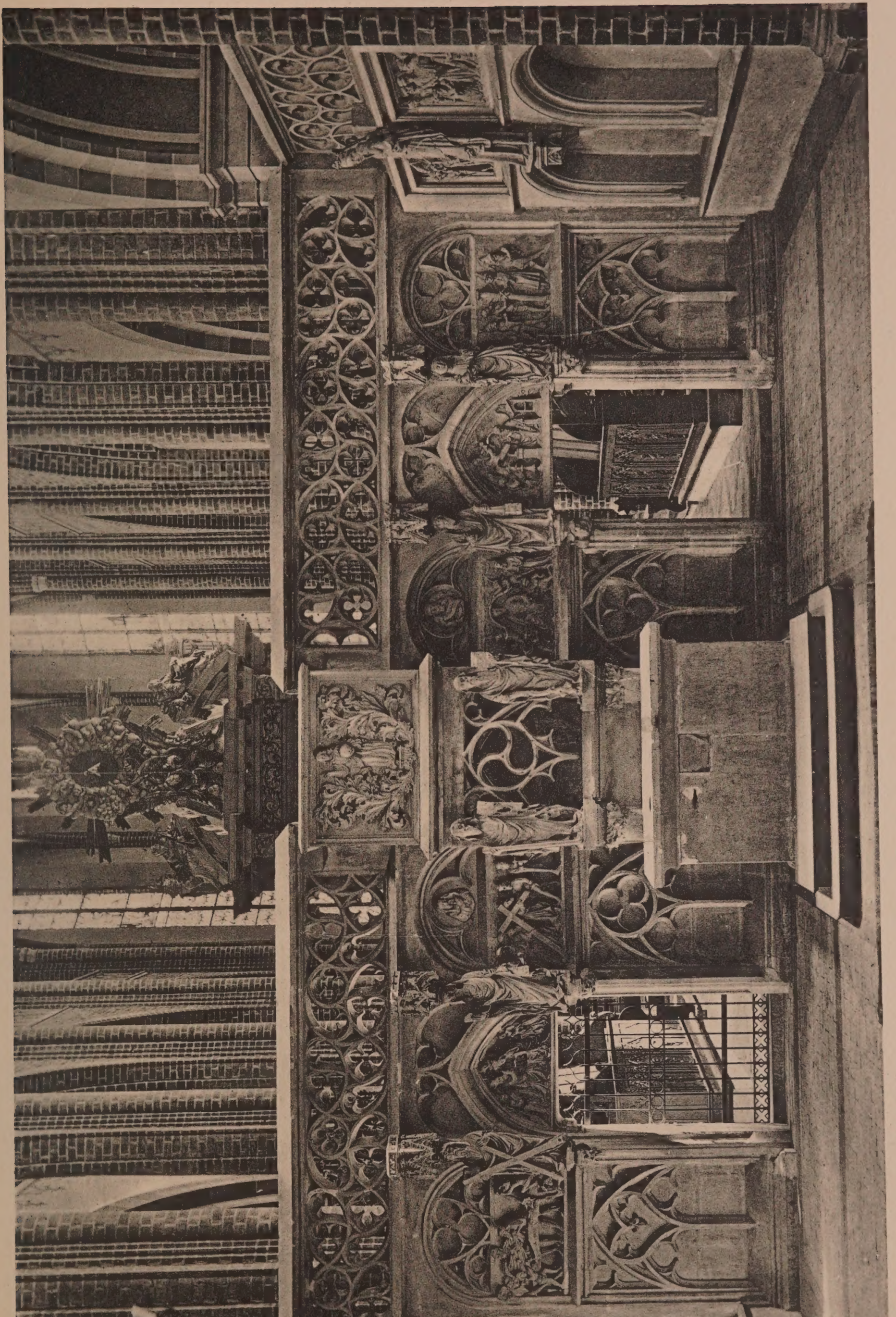
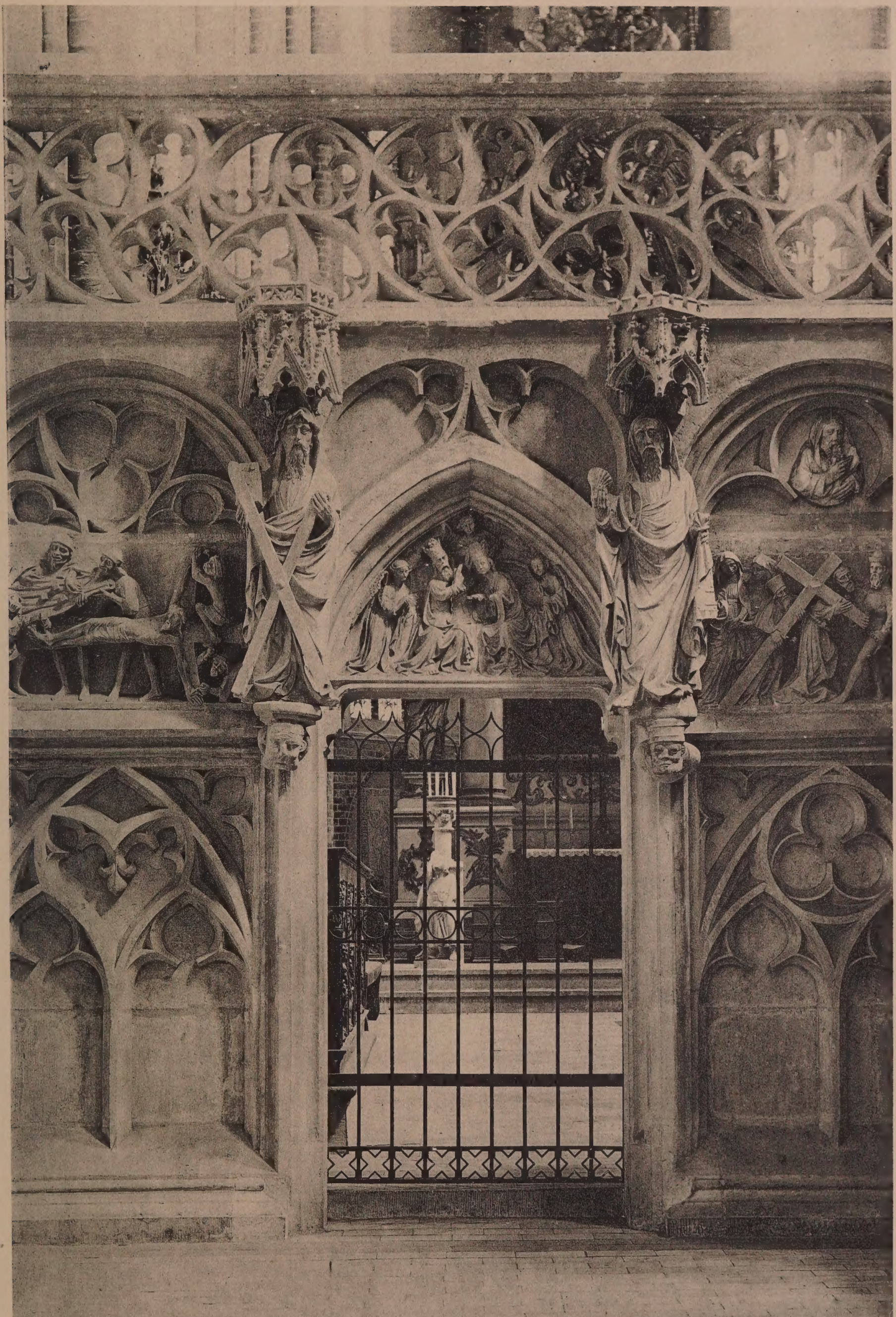


Abb. 62. Havelberg. Dom. Schnitt und Übersichtsskizze vom Portal des südlichen Chorabschlusses.

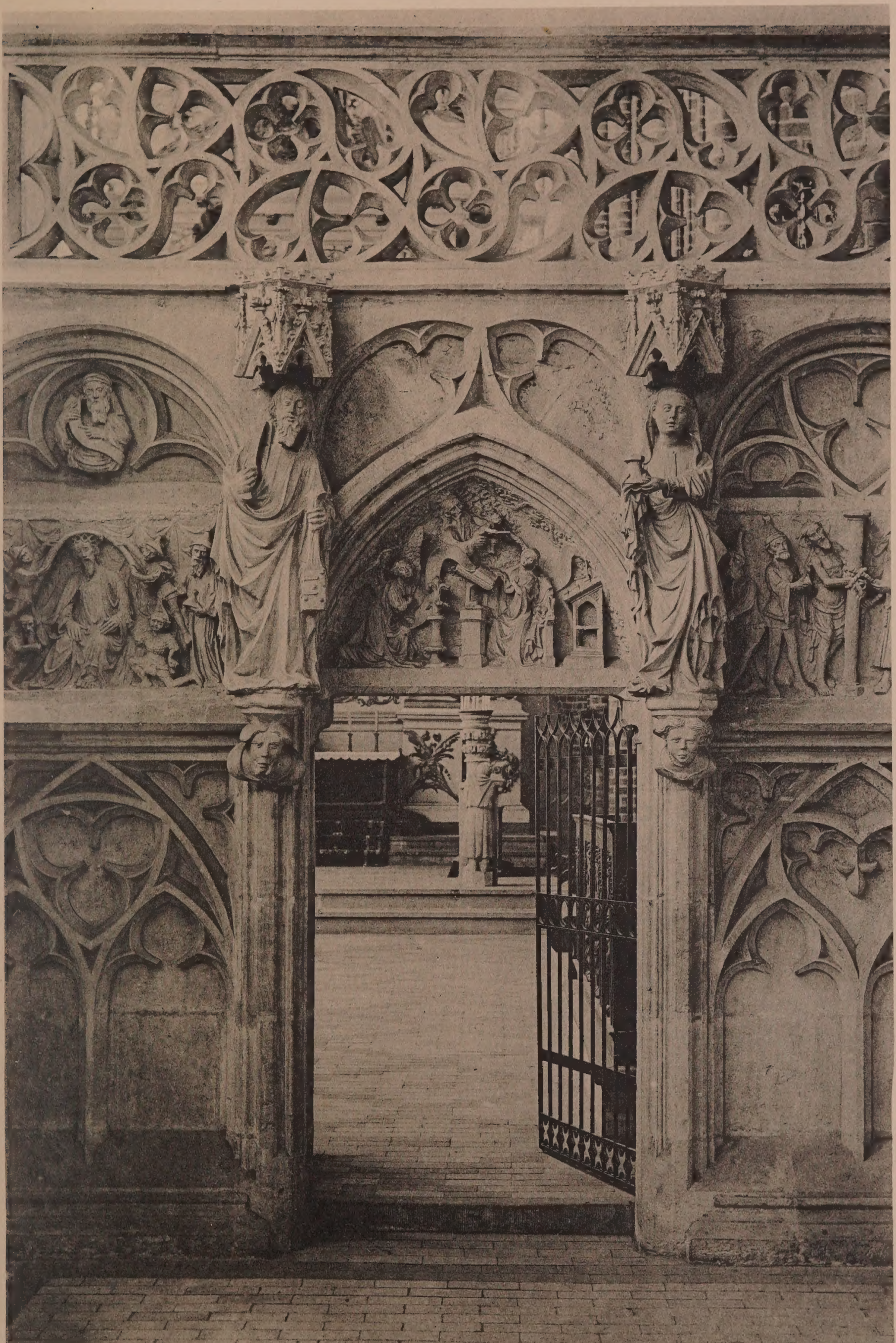
Havelberg. Das Innere des Domes gegen Osten gesehen.



Havelberg. Lettner im Dome.



Havelberg. Nordtür des Lettners.



Havelberg. Südtür des Lettners.

Höhe der Lektoriumbrüstung noch einmal die Horizontale. Die Flächen unter und über dem Figurenfriese sind mit Blendmaßwerk geschmückt. Das Motiv der Maßwerkgalerie faßt auch die seitlichen Chorschranken mit dem Lettner zusammen. Diese erstrecken sich, mit etwas abweichender Gliederung, vor dem Lettner nach Westen durch ein Joch und bilden mit ihm einen dreiseitig abgeschlossenen Vorraum zum hohen Chor. Hinter dem Lettner reichen die Chorschranken durch drei Joch bis zum Querschiff. In den beiden ersten schließen sie den hohen Chor nach den Seitenschiffen hin fast bis zur Kämpferhöhe ab. Auch diese Flügel sind außen mit Figurenfries und größeren Standfiguren unter Baldachinen geschmückt. Auf der Innenseite bilden sie die Rückwand für das Chorgestühl. Im letzten Joche vor dem Querschiff sind sie durch zwei einander gegenüberliegende offene Portale durchbrochen, von denen das südliche nach der Sakristei und dem Kreuzgange zu eine besonders reiche Profilierung mit Maßwerkschmuck erhalten hat (Abb. 62).

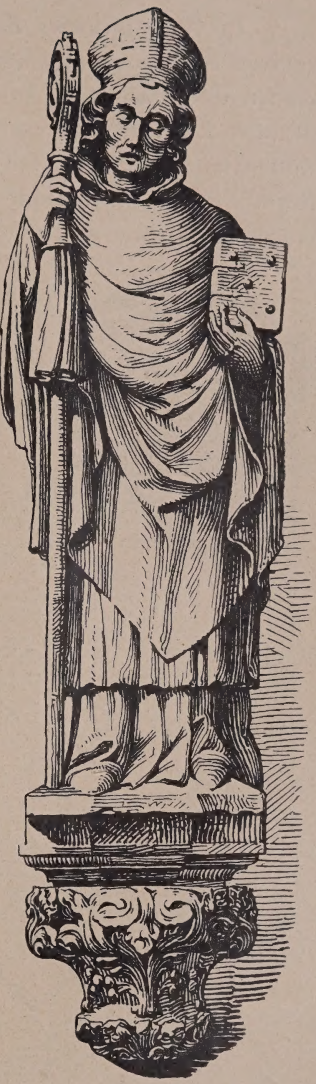


Abb. 63. Havelberg. Dom. Bischofsfigur am Lettner.

Die 20 Relieftafeln am Lettner und den Chorschranken sind mit großer Fertigkeit gearbeitet, die nicht frei von Übertreibungen und Verzerrungen ist; sie zeigen Darstellungen aus der Leidensgeschichte Jesu, und zwar gegenüber der Sakristei angefangen, folgende:

1. Der Einzug in Jerusalem.
2. Das Abendmahl.
3. Die Fußwaschung.
4. Christus in Gethsemane.
5. Die Gefangennahme Christi.
6. Christus vor Caiphas.
7. Christi Verhör vor dem Hohenpriester.
8. Christus vor Pontius Pilatus.
9. Geißelung Christi.
10. Christus mit der Dornenkrone.
11. Christus zum Tode geführt.
12. Die Anheftung an das Kreuz.
13. Die Aufrichtung des Kreuzes.
14. Der Stich mit der Lanze.
15. Die Abnahme vom Kreuze.
16. Christi Grablegung.
17. Die Auferstehung.
18. Christus mit Thomas.
19. Himmelfahrt Christi.
20. Das jüngste Gericht.

In den Bogenfeldern der beiden Türen: die Verkündigung und die Krönung Mariä.

Die 14 vollrunden Standfiguren zwischen den Reliefs sind im allgemeinen von höherem Kunstwerte und normalen Verhältnissen (ausgenommen die der Maria in der rechten Chorschranke). Zu den besseren zählt die Bischofsfigur gegenüber der Maria (Bischof Wöpelitz? Abb. 63). Auf der Südseite der Chorschranken ist beachtenswert eine Maria mit dem Kinde, die Taube des heiligen Geistes auf der Brust und die Wurzel Jesse(?) in der linken Hand. Um sie herum schweben sechs kleine Engelfiguren, von denen die beiden oberen die Krone über ihrem Haupte tragen, während die vier anderen musizieren; Paulus mit Schwert und Buch, Petrus mit Schlüssel. Am Lettner selbst: An der linken Tür Andreas und Jakobus, an der rechten: Heiliger mit Buchbeutel und Heilige mit Gefäß(?). An der Nordseite der nördlichen Chorschranken drei männliche Figuren mit Büchern.

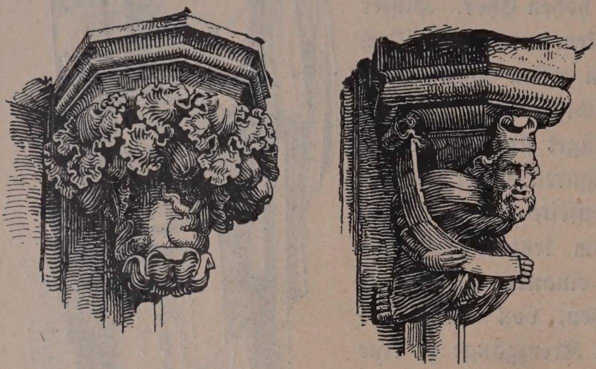


Abb. 64. Havelberg. Dom. Steinkonsolen am Chorabschluß.

Alle diese Arbeiten sind in feinkörnigem, hellem Sandstein ausgeführt. Der Zusammenschluß der Teile ist nicht ohne Fehler. Entstanden sind diese zum Teil aus mangelndem Zusammenarbeiten zwischen dem Steinhauer und Ornamentbildhauer, der vermutlich außerhalb, vielleicht in Magdeburg arbeitete. Es fällt namentlich auf, eine wie unzureichende Standfläche die Tragsteine den Standfiguren bieten. Die Profilierung der Architektur ist völlig reif und die Maßwerkbildungen stehen in Entwurf und Ausführung auf der Höhe der Zeit. Das Ornamentale ist stellenweise von großer Schönheit, besonders an einigen Konsolen. Die Bildung der figürlichen Konsolen ist sehr verschieden im Werte. Abb. 64 gibt ein besonders interessantes Beispiel. Die von dem Werke gesammelten Steinmetzzeichen (Abb. 65) sind insofern von Interesse, als sie durch die Regierungszeit des Bauherrn des Lettners ziemlich genau zu datieren sind. Zu den unter Bischof

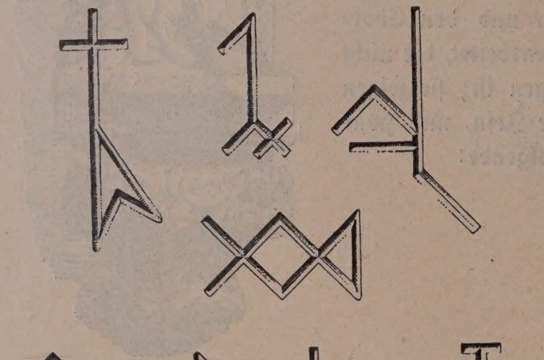


Abb. 65. Havelberg. Dom. Steinmetzzeichen am Lettner.

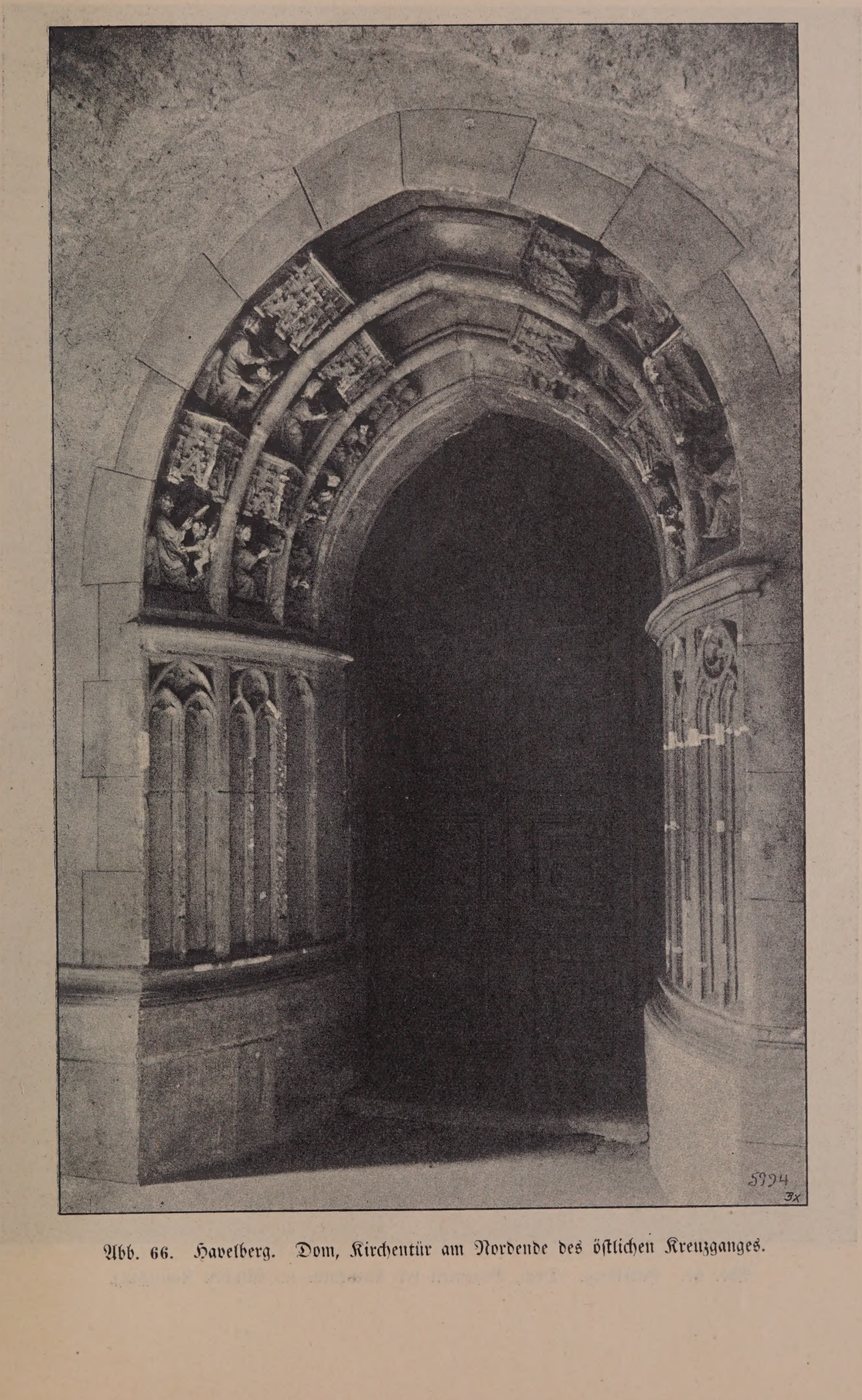


Abb. 66. Havelberg. Dom, Kirchentür am Nordende des östlichen Kreuzganges.

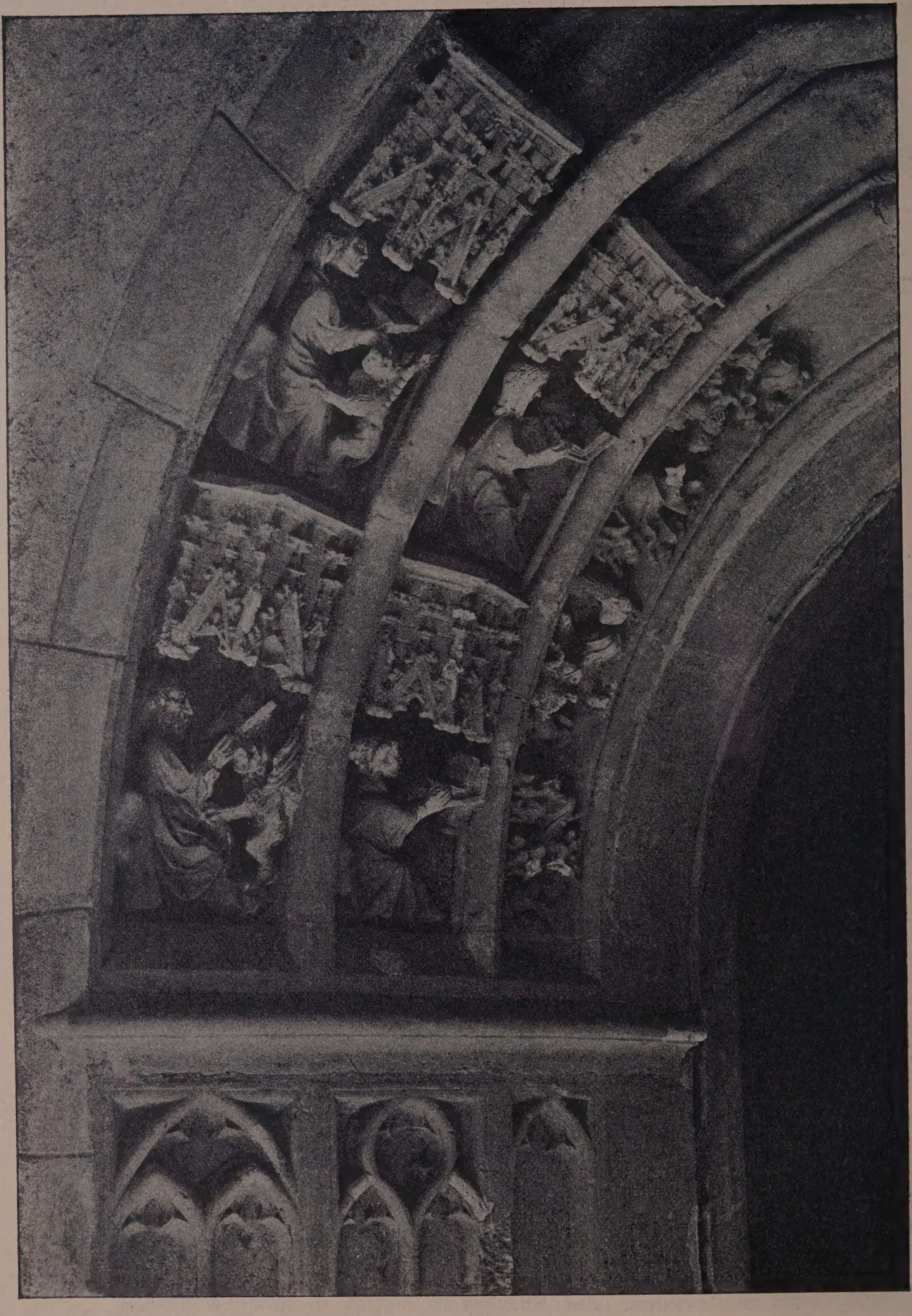


Abb. 67. Havelberg. Dom, Bogenteil der Kirchentür im östlichen Kreuzgang.

Wöpelitz entſtandenen Bauteilen gehört auch die Tür nach dem Kreuzgange, die auf der Seite nach dieſem zu reich profiliert und mit ſchönen Laubboſſen, Evangeliſtenſymbolen und kleinen Figuren unter Baldachinen in den tiefen Kehlen geſchmückt iſt (Abb. 66 und 67.)

Als letzter Anbau der Domkirche geſellt ſich im Jahre 1508 zu der bereits beſtehenden Kapelle (vermutlich Marienkapelle) am ſüdlichen Seitenſchiffe die St. Annenkapelle. Unter völliger Vernachläſſigung des Äußeren erhielt ſie innen ein Kreuzgewölbe auf Rippen mit Birnſtab und Halskehlen und ein niedriges breites fünfteiliges Spitzbogenfenſter. Dieſe Kapelle war vom Dompropſt Chriſtian Wulske († 1525) gegründet worden und hieß daher auch die „Proſteskapelle“. Bei Riedel III, S. 42 und in dem Regiſter dazu von Heffter werden die betreffenden Urkunden irrtümlich auf die St.-Anna Kapelle in der Stadt bezogen. Demgegenüber deutet zunächſt der große runde Schlußſtein in der weſtlichen der beiden ſüdlichen Domkapellen mit ſeiner Darſtellung der heiligen Anna ſelbdritt auf dieſe als die Schutzheilige der Kapelle hin. Ferner iſt die von Wulske gegründete Kapelle in der Urkunde (Riedel Cod. XXV, S. 113) 1508 bezeichnet mit: „der nyen Capellen dorch on in der genannten Domkerken“. Endlich findet ſich der Grabſtein Wulskes, der in der von ihm geſtifteten Kapelle beſtattet worden iſt, tatſächlich in dieſer Kapelle am Dome (nicht in der Annakapelle am Steintor) und enthält in der Inſchrift die Worte: „fundator hujus capelle sante anne.“ Im Äußeren wie in den Architekturformen kennzeichnet ſich die Kapelle ſofort als ſpäterer Anbau, z. B. am Strebepfeiler der älteren Nachbarkapelle.

Der Dachreiter auf dem Weſtbau, der bei Merian noch mit ſpitzem Helm erſcheint, rührt in dieſer Form vielleicht aus dem Jahre 1554 her, wo der Dompropſt Joh. von Wallwitz 20 Taler zur Ausbeſſerung des Turmes hinterläßt (Riedel Cod. III, S. 67). Der Wetterhahn (Abb. 68), der nebſt Stange und Knopf jetzt im Turmbau ſteht, nachdem er 1893 vom Blitz getroffen worden, weiſt mit ſeiner Jahreszahl 1656 wohl gleichzeitig auf die Entſtehung der gegenwärtigen geſchweiften Haube hin.

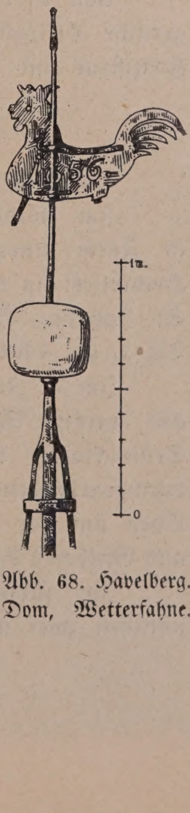


Abb. 68. Havelberg. Dom, Wetterfahne.

Die Verwüſtungen Havelbergs durch die Dänen (1627) und durch die Schweden (1641) veranlaßten, daß der Dom 1643 gründlich inſtandgeſetzt wurde. Neues wurde hierbei am Bauwerke nicht geſchaffen, vermutlich aber das Innere der Kathedrale weiß übertüncht.

Bei der Wiederherſtellung in den Jahren 1840 bis 1842 unter von Quaſt und Waſſerbauinſpektor Brieſt blieb die weiße Tünche beſtehen; die urſprünglichen Kämpfer der romaniſchen Arkadenpfeiler wurden abgeſchlagen und durch ſchwächere aus Gips erſetzt, die Fenſtermaßwerke erneuert, die Emporen und alten Stühle beſeitigt, der Fußboden erneuert, die Leichenſteine meiſt in das nördliche Seitenſchiff geſchafft. Die Sakriſtei wurde verlegt und ihr bisheriger Raum in ſeiner urſprünglichen Architektur hergeſtellt. Die

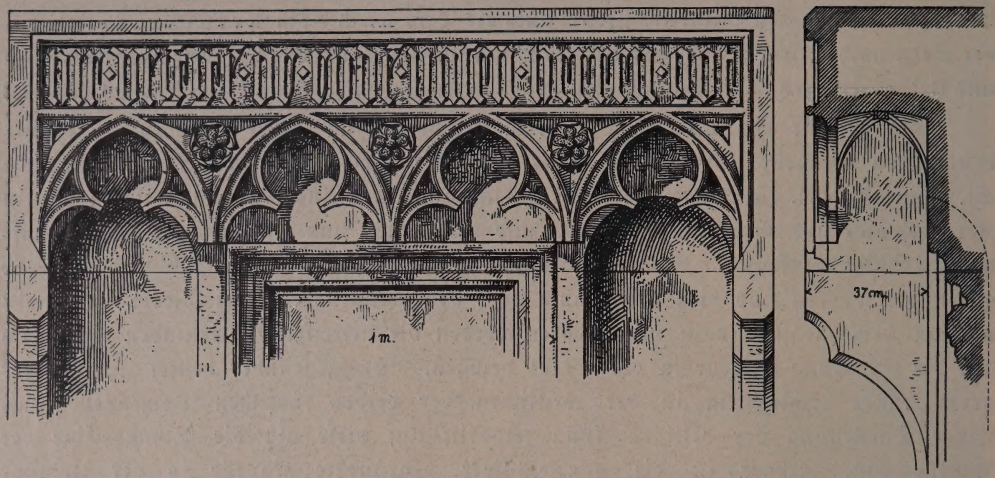


Abb. 69. Havelberg. Dom. Oberteil eines Altaraufsatzes im südlichen Seitenschiff.

Abdachungen der Strebepfeiler und der kleine Treppenturm an der Nordseite wurden instandgesetzt, der Altar neu angestrichen und vergoldet. Die einzige Neuschöpfung war das Portal an der Westseite.

Durch die zweite Erneuerung der Kirche in den Jahren 1885—1890 wurde die weiße Tünche entfernt und somit das Innere wieder als putzfreier Backsteinbau hergestellt, wie es wohl ähnlich in gotischer Zeit gedacht war. Dadurch erhielt das altehrwürdige Bauwerk den überaus günstigen Eindruck, den sein Inneres jetzt im allgemeinen macht.

Von bildnerischem Schmuck am Äußeren weist der Dom nur eine spätgotische Heiligenfigur am Westportal und eine kleine Sandsteintafel am Chor mit Kruzifixus und Donator von 1522 auf.

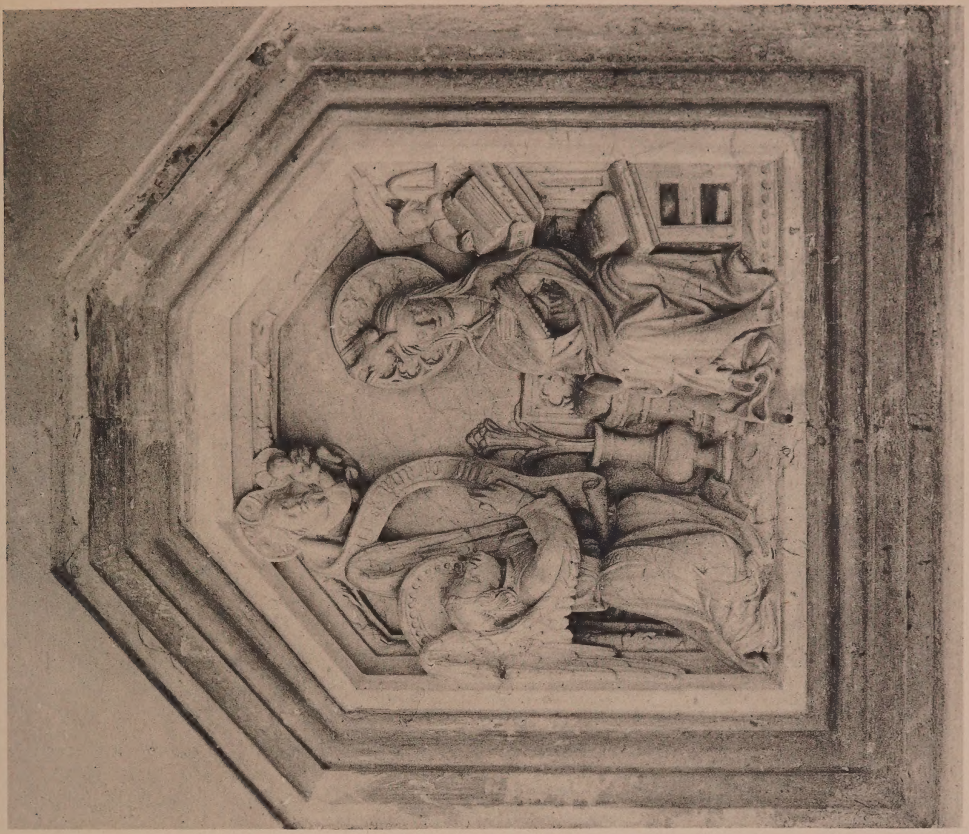
Ausstattungsgegenstände aus Stein.

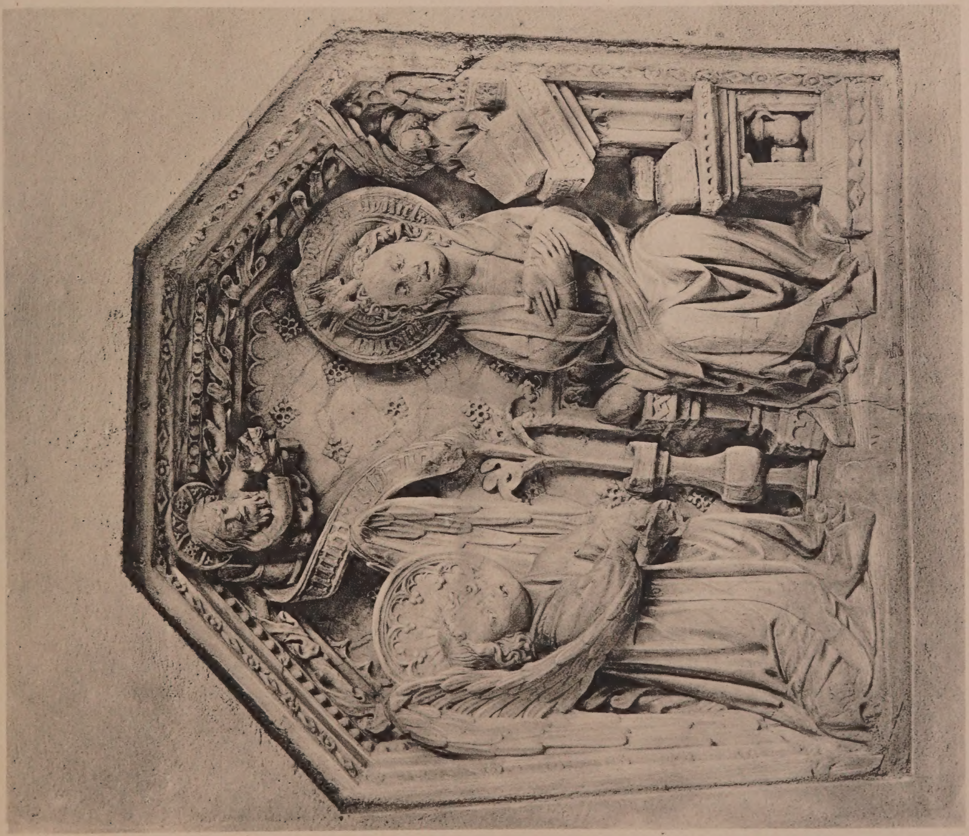
Sieben Nebenaltäre.

Im nördlichen Seitenschiffe: Altaraufsatz aus Sandstein, niedrig und breit in Form einer Predella mit friesartiger Anordnung von etwa 10 Figuren in Hochrelief: in der Mitte eine Pietas, zu den Seiten links ein König, ein Prophet, St. Johann, St. Katharina, rechts St. Margaretha, St Laurentius, St. Petrus mit Tiara, um 1400.

Im 8. Joche daselbst: Altaraufsatz mit der Verkündigung Mariä (Taf. 8) aus weißem Marmor in einer vertieften Füllung von eigenartiger unregelmäßiger Sechseckform, deren Profil reich verziert mit Perlen, Blätterstäben u. a. Die fein durchgearbeiteten Figuren zeigen edlen Gesichtsausdruck, sind aber leider beschädigt. Oben auf der Altarrückwand steht noch eine Figur der Maria mit vollen Wangen und Grübchen darin. Das Kind in ungewöhnlicher Haltung mit Blumen in der Hand.

Im südlichen Seitenschiffe: Altaraufsatz mit einer Pietas im Mittelfelde, zwischen zwei muldenförmigen Nischen, darüber ein Abschluß der Rückwand durch





Havelberg. Dom, Darstellungen der Verkündigung Mariä an zwei Altären.

Havelberg. Dom, Sandsteinleuchter im Chore.

vier nasenbesetzte Spitzbögen mit Rosen in den Zwickeln und Schriftstreifen darüber (Abb. 69). Die Inschrift: hir. vegge. dy. yode. unsen herren. got. bezieht sich auf die benachbarte Darstellung der Chorschranken (Gefangennahme Christi in Gethsemane). Um 1400.

Altar in der Marienkapelle am südlichen Seitenschiff. In der Rückwand eine Darstellung der Verkündigung Mariä in feiner spätgotischer Durchbildung, ähnlich der eben beschriebenen, jedoch besser erhalten (Taf. 8). Darüber auf der Rückwand steht eine Figur des heiligen Laurentius (des Stiftsheiligen) mit manirierter Ausbiegung der rechten Hüfte.

In den oberen Kapellen und zwar im nördlichen Kreuzarm: Nebenaltar, über dessen gemauerter und geputzter Mensa auf Konsolen drei Sandsteinfiguren von 70 cm Höhe stehen: In der Mitte eine gekrönte Maria mit dem Kinde in der Linken und einer Blume in der Rechten, rechts eine männliche Figur mit Kreuz, links die heilige Agnes. Der Mund bei allen dreien zum Lächeln verzogen, unbedeutende spätmittelalterliche Arbeit.

Im südlichen Kreuzarme stehen zwei schmucklose Altäre, von denen der eine dem Erzengel Michael und dem heiligen Nikolaus, der andere den heiligen Beichtvätern und Päpsten Levinus und Severinus geweiht war (Urk. von 1333, Riedel Cod. I, S. 28).

Drei große Sandsteinleuchter (Zeitschr. f. christl. K. u. Arch. II, 286 mit Abb.), jetzt einzeln freistehend im Chore (Taf. 9), durch ihre seitlichen Ansätze als Teile einer Sandsteinbrüstung von etwa 1,10 m Höhe gekennzeichnet, vermutlich der älteren Chorschranke vom Ende der vierten Bauperiode (um 1330). Der mittlere (Abb. 70), höher als die beiden seitlichen, ist aus sechs Pfeilerchen mit Fialen und Strebebögen gebildet, die sich gegen einen mittleren Schaft legen, der kelchartig und mit profilierter Deckplatte endigt. Den Fuß zieren vier Löwenköpfe. Die beiden seitlichen Leuchter bestehen aus Säulenschäften mit hochgereckten, durch zwei Reihen Blattknäufe geschmückten Kapitellen und werden gestützt durch je

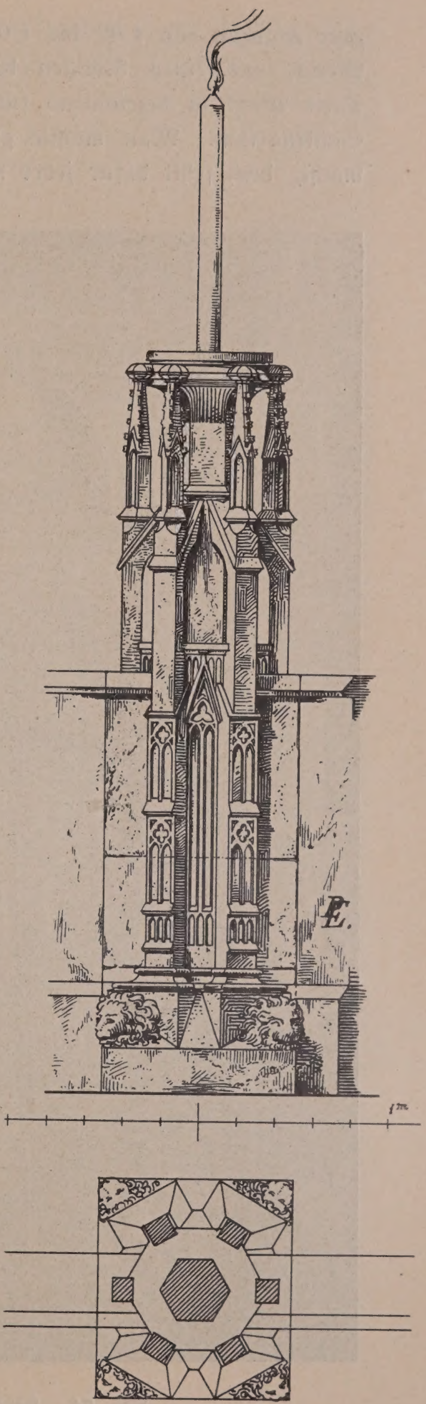
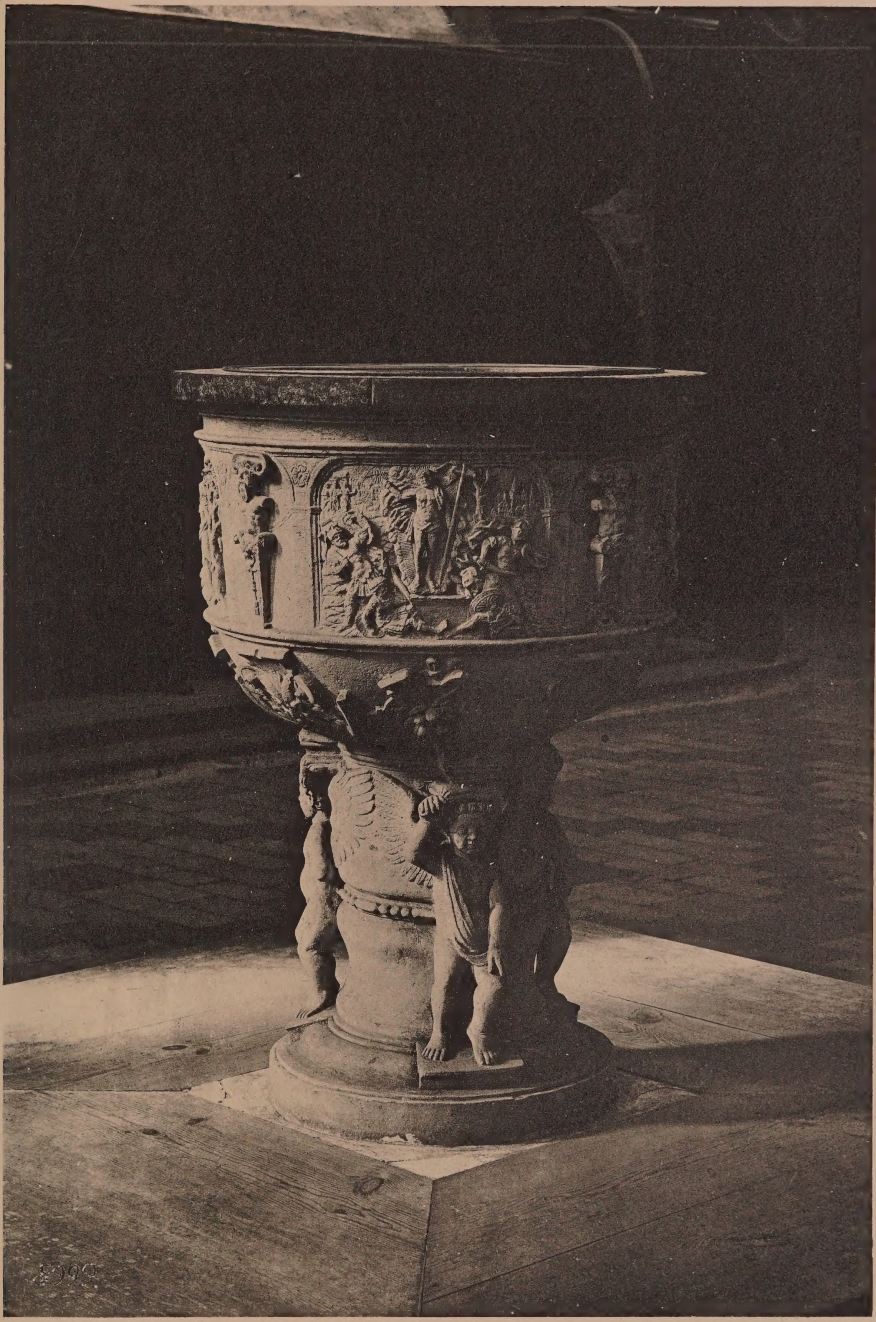


Abb. 70. Havelberg. Dom, Sandsteinleuchter. (Die Seitenstücke der Brüstung ergänzt).

zwei Figuren von 1,02 bis 1,07 m Höhe. Am südlichen Leuchter stellen diese einen Mönch und einen Novizen dar, am nördlichen den Koch und den Kellermeister. Diese Wahl ist bezeichnend für die profane Auffassung der damaligen Mönche vom Sanktuarium. Man möchte glauben, die Leuchter wären für das Refektorium gemacht, doch fehlt dafür jeder weitere Anhalt.

Abb. 71. Havelberg. Dom.
Grabstein der Frau Hedwig v. der Streithorst.

Grabmal des Bischof Wöpelitz, hinter dem Lettner im Unterchor. Von dem in den Boden eingelassenen Grabsteine des Bischofs sind außer der Inschrift nur noch wenige Reste neben dem später daraufgestellten Denkmal sichtbar, nämlich über dem Haupte eine Baldachinform, mit Wimperg und Fialen, zur Seite Stücke von gekrümmten Spruchbändern und neben den Füßen kleine Löwen. Die Inschrift in gotischen Kleinbuchstaben zeigt an den Ecken ein Kreuz und drei Rosen und lautet: Anno domini MCCCC primo, nono cal. marcii obiit pie recordacionis Johannes episcopus XXVIII cujus anima requiescat in pace. Schrift und Linienzeichnung sind vertieft und mit schwarzer Masse ausgefüllt. Über dem Leichensteine errichteten dem Verstorbenen zwei seiner Freunde, der Dompropst Joh. von Möllendorff und Gerh.



Havelberg. Taufstein im Dome.

von Schönhausen ein Denkmal von bescheidenen Abmessungen, bestehend in einer Sandsteintumba einfachster Form, auf der die Figur des Bischofs aus weißem Marmor in dreiviertel Lebensgröße ruht, zu seinen Füßen liegt ein kleiner Löwe. Am unteren Ende des Denkmals ist noch die kopflose Figur eines der Stifter erhalten. Die Inschrift am schrägen Rande der Tumba ist ähnlich der auf dem Grabsteine.

Der Taufstein (Taf. 10) ist eine hervorragende Renaissance-Arbeit aus weißem Sandstein. Der Fuß in geschweifter Rundform ist mit drei stehenden Engeln besetzt, während den halbkugelförmigen Unterteil des Gefäßes Rollwerk, Fruchtschnüre und Masken zieren. Der trommelförmige Oberteil ist durch zierliche Traggestalten in vier Felder geteilt, in denen die Verkündigung Mariä, die Geburt Christi, seine Taufe im Jordan und die Auferstehung in schöner, sehr fein durchgeführter stark erhabener Arbeit dargestellt sind. Am oberen Rande der Spruch: Gehet hin in alle Welt usw. Math. 28. Marc. 16. Auf dem Rande des eingesetzten zinnernen Beckens: Renovatum 1774 d. 24. Febr. Die Formgebung am Fuße des Taufsteins erscheint etwas früher, befangener und weniger künstlerisch als am Gefäß, was auf eine andere Hand schließen läßt. Im Hausbuche von 1665 (S. 50) findet sich in einer Abrechnung des Bauherrn von 1587—1588: „Zu Erbauung der Taufe aufgegangen 38 Gulden 5 Gr."

Von den zahlreichen Grabsteinen im Dome sind folgende besonders hervorzuheben:

An der Turmwand

1463.	Propst Gerhard Rolf Voss	sämtlich in Tiefriß mit Kleinschrift.
1449.	Propst Henning Wuthenow	
1433.	Prior Johannes von Ghere	
1390.	Prior Conrad von Santersleben	
1465.	Ritter Caspar Gans Edler Herr zu Putlitz	
1410.	Propst Johann Sabelli	

Am zweiten nördlichen Pfeiler:

1604. Frau Sofie Hedwig von der Streithorst (Abb. 71). Erhabene Arbeit. Sie war die Gattin des Domherrn Reimer v. Karstedt.

In den nördlichen Ostkapellen:

1406.	Gerhard von Schönhausen	auf einem Grabstein, in Tiefriß.
1413.	Propst Johann von Möllendorff	

Im Chor:

1348. Bischof Burchard von Bardeleben (Abb. 72), in Tiefriß, die Großschrift aus erhabenen gotischen Buchstaben.

1292. Bischof Johann Markgraf von Brandenburg, in Tiefriß, Großschrift.

1319. Bischof Reyner, mit schwarzer Masse ausgefüllter Tiefriß mit Großschrift.

1324. Bischof Heinrich III., in Tiefriß mit Großschrift.

1291. Bischof Hermann, Markgraf von Brandenburg, mit schwarzer Masse ausgefüllter Tiefriß mit Großschrift.

1427. Bischof Johann von Bust, in Tiefriß mit Kleinschrift.

Abb. 72. Havelberg. Dom. Grabstein des Bischofs Burchard.

In den südlichen Chorkapellen:

1561. Domdechant Peter Conradi. Erhabene Arbeit mit Kleinschrift.

1423. Propst Ludolf von Quitzow, in Tiefriß mit Kleinschrift, an den Ecken die Evangelistenzeichen.

Im südlichen Seitenschiffe:
1427. Bischof Otto I. von Rohr, mit dunkler Masse ausgefüllter Tiefriß.
In der St. Annenkapelle:
1323. Propst Johann von Buch, in Tiefriß mit Kleinschrift.

Abb. 73. Havelberg. Dom. Grabstein eines Mädchens.

1328. Domherr Otto von Buch, in Tiefriß mit Kleinschrift.
1526. Propst Hermann Wultzke, erhaben mit Kleinschrift.
1520. Bischof Johann von Slabringdorf, erhaben mit Kleinschrift.
1501. Bischof Otto II. von Königsmark, erhaben mit Kleinschrift.

1570. Ritter Christoph von der Schulenburg. Der Ritter in voller Rüstung in einer Nische aus schaubildlichen Pilastern und einer Muschelwölbung, zur Seite der Helm. An den Ecken vier Wappen. Tüchtige Renaissance-Hocharbeit.

Den Grabstein eines Kindes gibt Abb. 73.

Ausstattungsstücke aus Holz.

Hochaltar. Stattliches Barockwerk vom Jahre 1700 (Taf. 4). Stiftung des Domdechanten Dietrich Heinrich von Estorff und seiner Gemahlin Cath. Engel von Alvensleben. Neben den beiden Hauptsäulen die Figuren Mosis und Johannis des Täufers. Auf der gebrochenen Segmentverdachung sitzen die Gestalten von Glaube und Hoffnung. Die Liebe ist angedeutet durch die Abzeichen des dreieinigen Gottes. Wirkungsvoller Aufbau in großartigen Verhältnissen. Das Ganze hell gestrichen mit Goldverzierungen. Das Gemälde stellt das heilige Abendmahl dar, ohne höheren Kunstwert. Der frühere Hochaltar von 1411 war ein Flügelaltar mit Apostelfiguren.

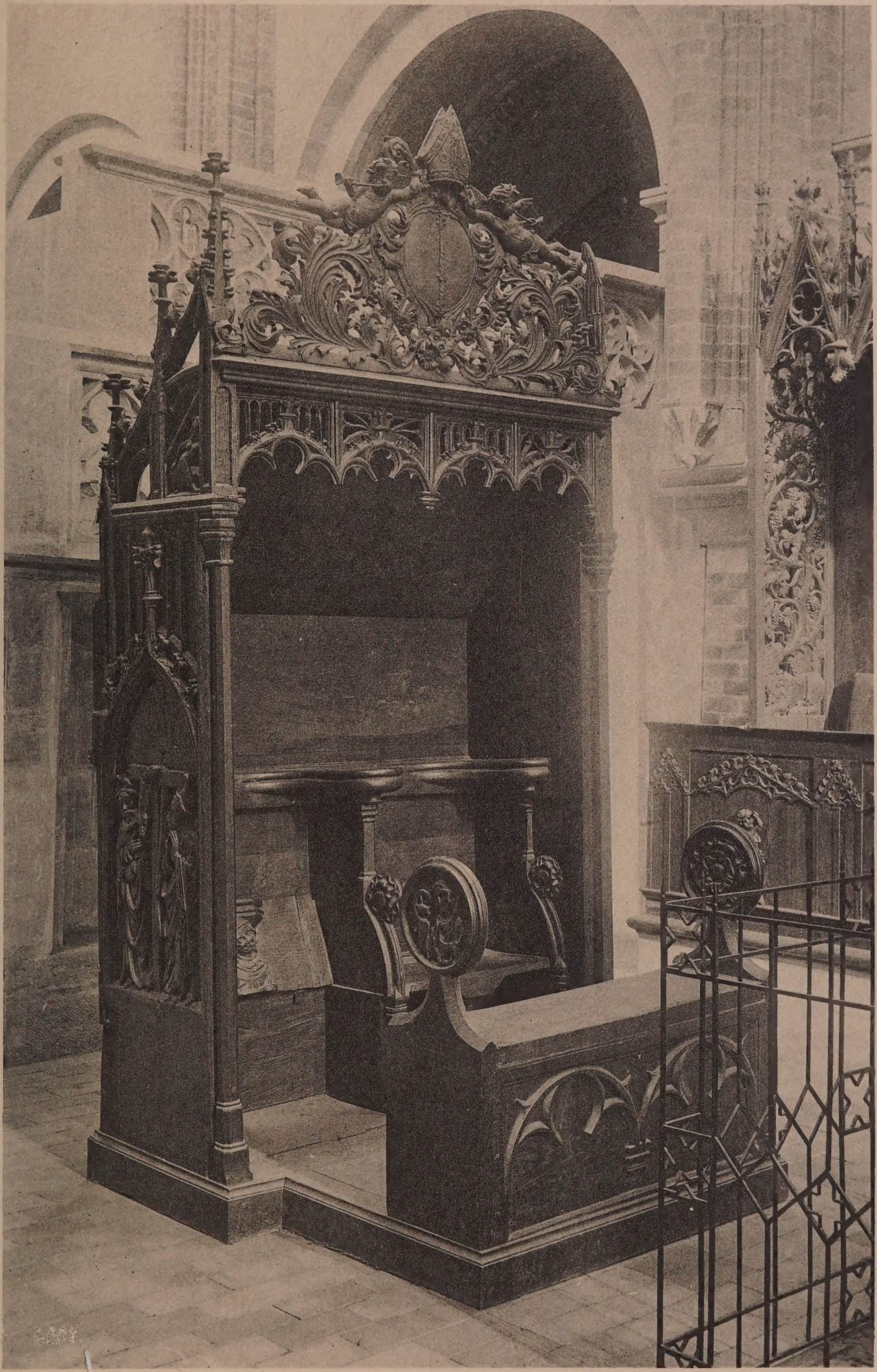
Die Kanzel von 1693, ist prunkvoll aufgebaut, nicht ohne Schwulst an der unteren freischwebenden Endigung. Der helle Anstrich ist durch teilweise Vergoldung belebt (Taf. 4).

Die Orgel ist 1695 erbaut, aber später mehrmals geändert, besonders i. J. 1774.

Das Triumphkreuz. Der Kruzifixus mit Maria und Johannes zu den Seiten. Am Kreuze die Evangelistenzeichen (14. Jahrh. ?). Das Ganze ist erst bei der Instandsetzung wieder aufgerichtet und neu farbig bemalt. Aus dieser Zeit stammt auch der Tragbalken.

Bischofstuhl aus dem 14. Jahrh. (Taf. 11), ein zweisitziges Gestühl in einem Ziergehäuse, vor dem eine Bücherbank angebracht ist. Die Sitze sind aufklappbar und mit geschnitzten Nothockern in Form eines männlichen und eines weiblichen Kopfes versehen, die Armlehnen sind vorn mit Rosen verziert. Das Maßwerk der inneren Rückseite wurde in neuester Zeit nach außen gesetzt. Die beiden Seitenwände zeigen verschiedenen Entwurf: auf der linken stehen Moses und Aron mit der ehernen Schlange unter einem Spitzbogen, eine Bekrönung aus Zierpfeilern deckt seitlich das Pultdach. Die rechte Seitenwand ist unten mit kräftigem Maßwerk, oben vor dem Pultdach durch drei musizierende Engelfiguren geschmückt. An der Stirnseite erhebt sich über dem Vorhang-Maßwerk am oberen Rande ein barocker Aufsatz mit Szepter im Wappenschilde, begleitet von zwei sich kreuzenden Bischofstäben und Mitra. Die Seitenwangen der Bücherbank zeigen innen Rosen im Kreise, außen links St. Katharina, rechts St. Sebastian. Dieser Zweisitz stand vermutlich einst rechter Hand im hohen Chor.

Das frühgotische Chorgestühl aus starken eichenen Hölzern ist in zwei Teilen zu je sechs Sitzen angeordnet. Die in mächtigen urwüchsigen Kreisformen endigenden Seitenwangen des südlichen Gestühls (Abb. 74) sind mit großer Muschelrosette verziert, sonst aber ohne Schmuck außer den fein gearbeiteten Blättchen an der Kante der Wangen. Alles ist mit großer Liebe behandelt, so namentlich die



Havelberg. Levitensitz im Chore des Domes.

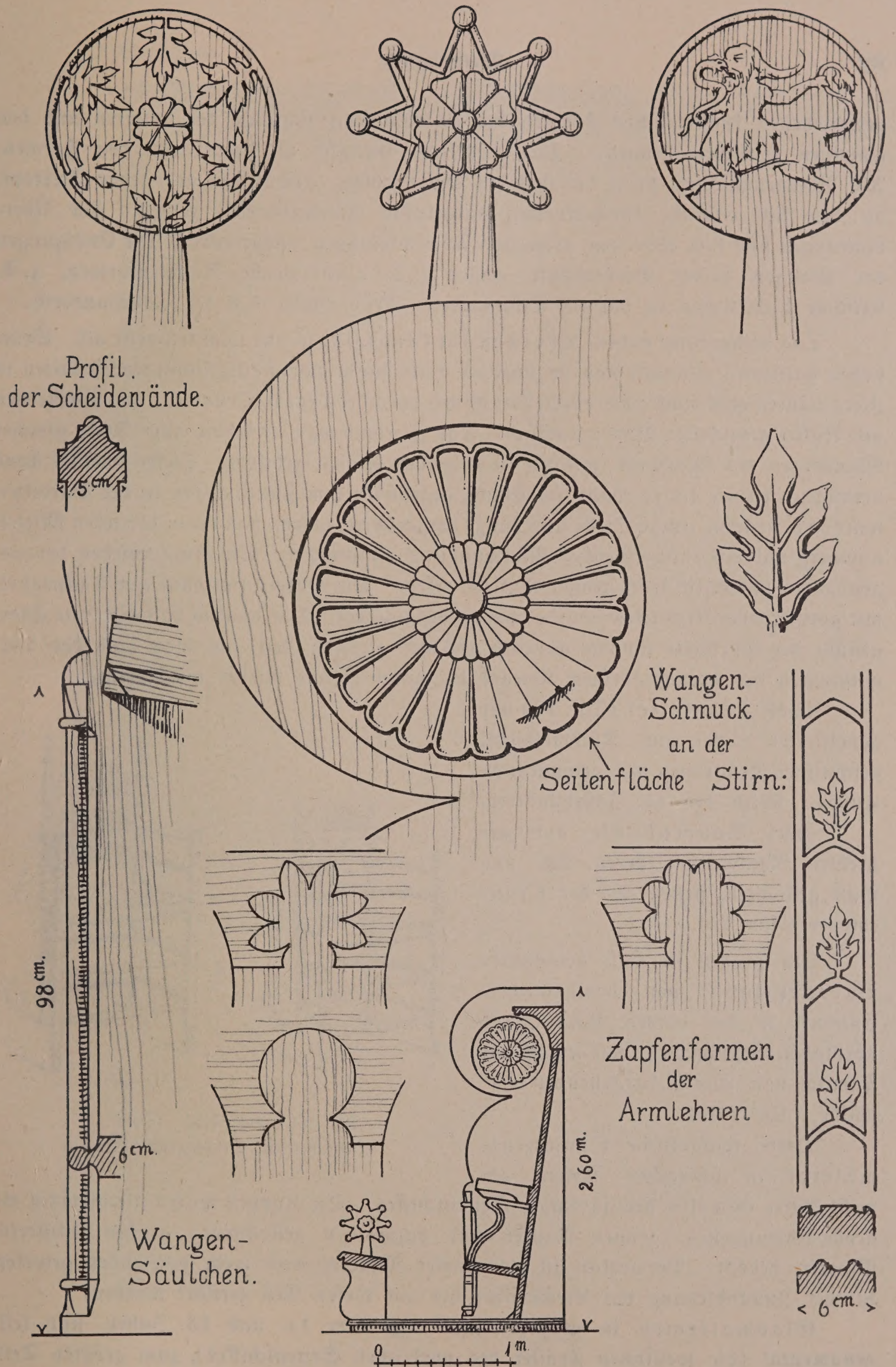


Abb. 74. Havelberg. Dom. Frühgotisches Chorgestühl.

verschiedenen künstlerischen Formen der Überblattung zwischen der hinteren und den einzelnen seitlichen Lehnen. Das nördliche Gestühl ist derber in den Formen. Als Wangenabschluß dient bei ihm ein etwas roher, gewaltsam gebogener Tierkopf, an den sich einfache knollenförmig aufgerollte Kantenblumen reihen. Die Überblattungen sind hier ohne jene reizvollen Abwechselungen ausgeführt. Die Endigungen der Wangen beider Bücherbänke zeigen z. T. ansprechende Rosettenformen, z. T. seltsame Fabelwesen in flachem Schnitzwerk. Erste Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Das hochgotische eichene Chorgestühl (Tafel. 12) ist nur noch teilweise alt. Seine hohen stattlichen Wangen sind im unteren Teile mit je zwei flachgeschnitzten Gestalten in Ziergehäusen geschmückt; der obere Teil ist mit durchbrochenem Ornament aus Weinreben und kräftig gebuckelten Blättern erfüllt. Das Zierdach war einst von einer Reihe gleicher Wimpergen mit Maßwerk zwischen schwebenden Fialen gebildet. Dieses Gestühl stand vermutlich früher linker Hand im Chore, gegenüber dem Zweisitz; erst in der Barockzeit wurde es für seine jetzige Stelle und Länge hergerichtet, indem man einen breiteren Mittelwimperg und ein entsprechendes Rückwandstück einschaltete. Die Sitze wurden herausgenommen und durch sechs große Lehnsessel ersetzt. Die vordere Pultbank aus Tannenholz mit gotisierender Architektur wurde damals hinzugefügt. Das ähnlich nachgebildete Chorgestühl der Nordseite stammt gänzlich aus der gleichen Zeit, als man nach den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges die ganze Kirche wieder instandsetzte.

Zwölf Lehnsessel (Taf. 12) mit gepolsterten Sitzen und Rückenlehnen, geschnitzten Armlehnen und gewundenen Füßen. Mitte des 17. Jahrhunderts.

Zwei Bauernstühle aus gedrehten Rundstäben, deren Sitz aus Bast geflochten, stehen auf der Orgelempore (Abb. 75).

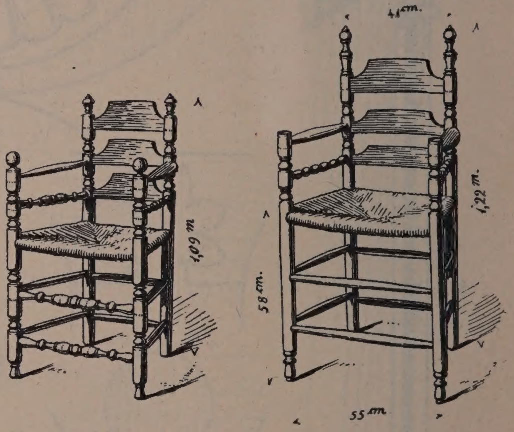
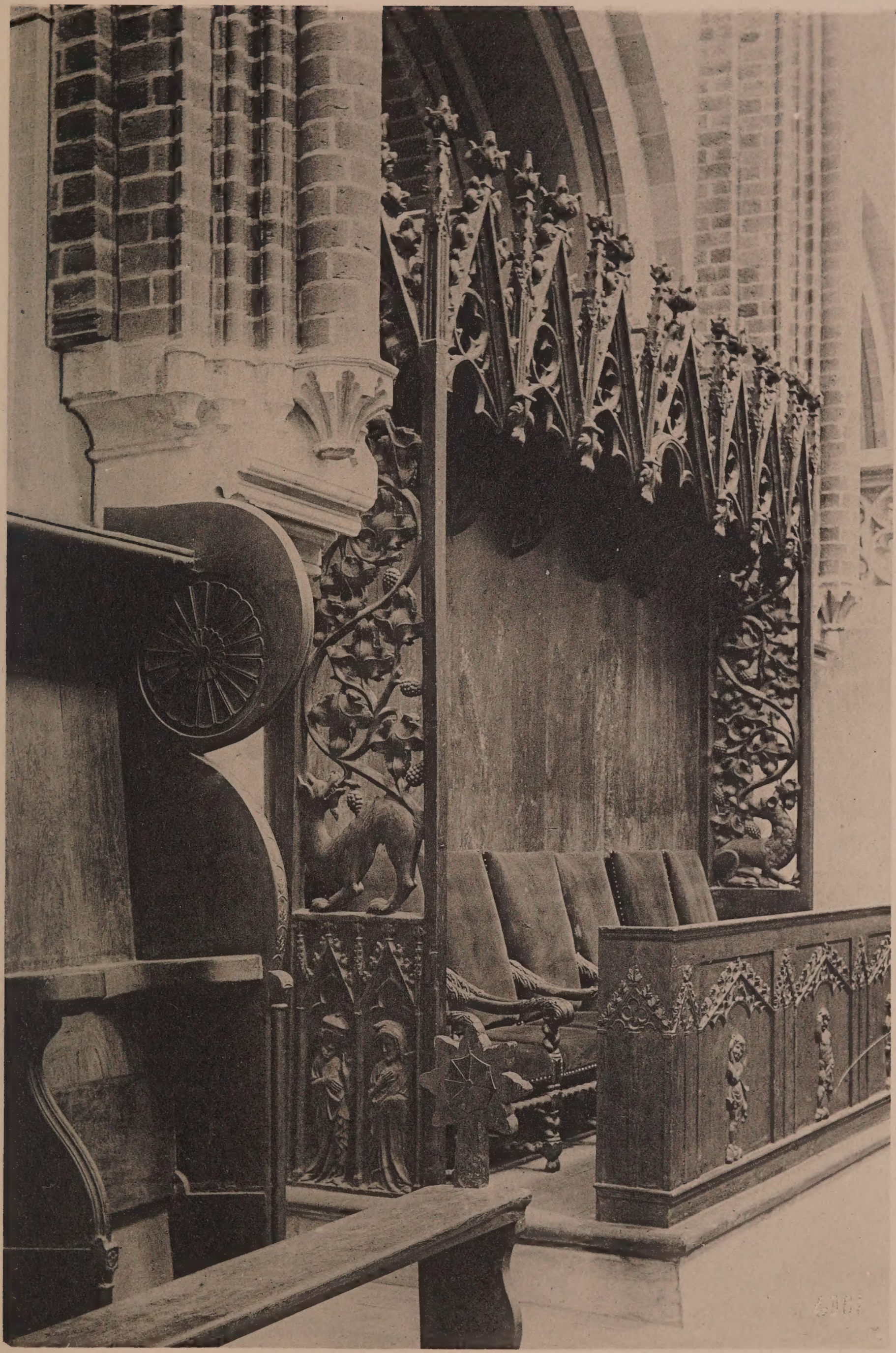


Abb. 75. Havelberg. Dom. Stühle mit Drechslerarbeit.

Ein großes in Holz geschnitztes Barockepitaph von bombastischem Entwurf in der oberen Kapelle des nördlichen Kreuzarmes, mit einem die Familie von Estorf darstellenden Gemälde. Um 1700.

Derbe spätgotische Ornamentmalerei in schwachen Resten am westlichsten Gewölbe des südlichen Seitenschiffes. Die Kappen waren gleichmäßig mit großgeschwungenen, grünen Ranken und dazwischen geflochtenen großen stilisierten Blumen bedeckt. Vermutlich ist von dieser Malerei noch mehr vorhanden gewesen, bei der Instandsetzung der Kirche aber bis auf diesen Rest zerstört worden.

Glasmalereien in größerer Zahl aus dem 14. und 15. Jahrh. sind teils ornamental (die westlichen Fenster des nördlichen Seitenschiffes), zum größten Teile aber figürlich. Die Gegenstände der Darstellung sind:



Havelberg. Chorgestühle im Dome.

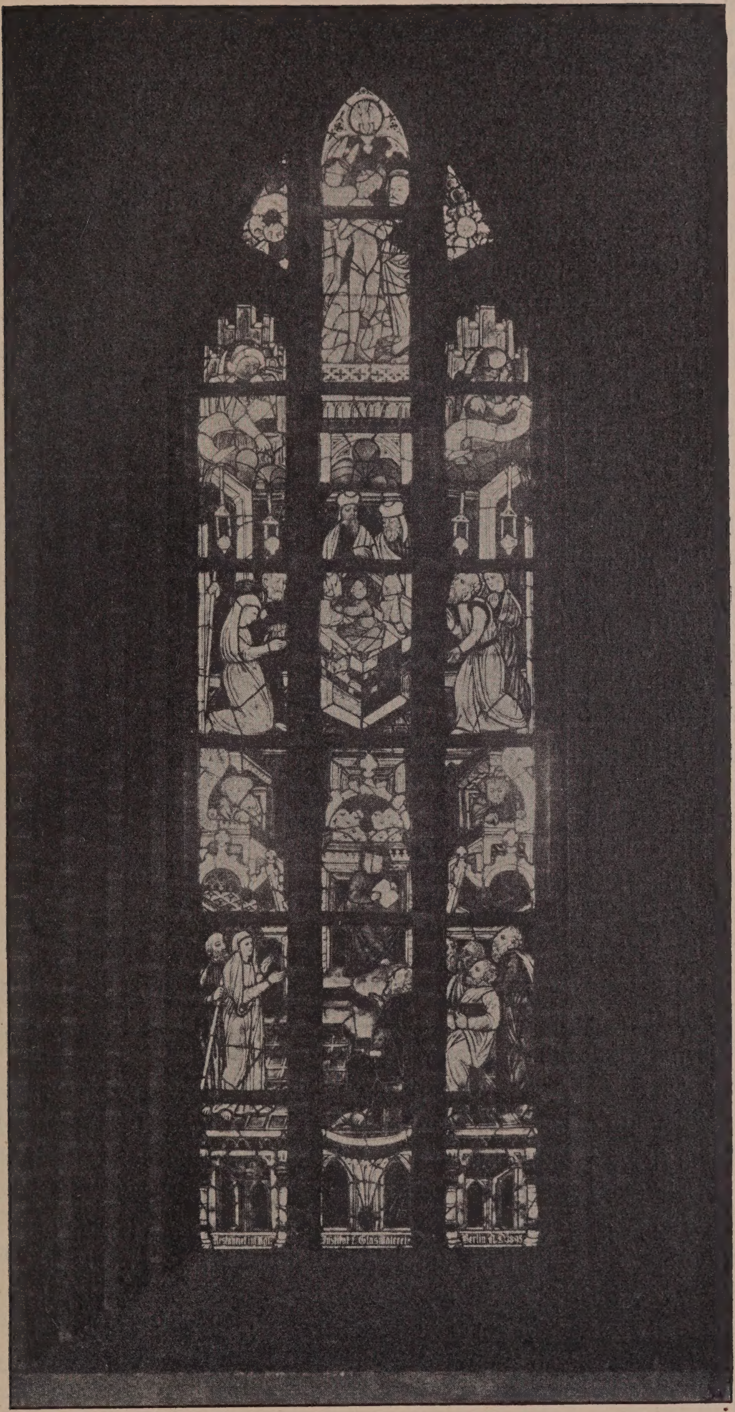


Abb. 76. Havelberg. Glasmalerei im nördlichen Seitenschiff des Domes.

Im nördlichen Seitenschiffe:

4. Joch. Unten: Der zwölfjährige Jesus im Tempel,
darüber: Die Darstellung des Kindes Jesu im Tempel,
in der Spitze: Die Taufe Christi im Jordan (Abb. 76).

5. Joch. Unten: Das heilige Abendmahl,
darüber: Christi Einzug in Jerusalem,
in der Spitze: Architektur und der Prophet Jonas unter Ziergehäuse.

6. Joch. Unten: Christi Gebet in Gethsemane,
darüber: Christi Gefangennahme,
in der Spitze: Architektur.

7. Joch. Unten: Christus vor Caïphas,
darüber: Christus vor Pilatus,
in der Spitze: Reiche Architektur.

8. Joch. Unten: Christi Verspottung,
darüber: Christus mit der Dornenkrone,
in der Spitze: Architektur.

9. Joch. Unten: Christus am Kreuze mit Maria und Johannes,
darüber: Christi Grablegung,
in der Spitze: Architektur.

10. Joch. Unten: Christi Auferstehung,
darüber: Die Frauen und der Engel am Grabe,
in der Spitze: Architektur.

Im südlichen Seitenschiffe:

Im 8. Joch von Westen (neben dem Kreuzgange):
oben: Der Mannaregen in der Wüste,
in der Mitte: Enthauptung des Johannes,
unten: Johannis Predigt in der Wüste.

Im 7. Joch. Oben: Maria mit dem Kinde,
in der Mitte: Tod der Maria,
unten: Geburt Christi, Flucht nach Egypten, Geburt Mariä, die jugendliche Maria mit dem Agnus dei, geführt von St. Anna, Verkündigung Mariä.

Am Fuße der Fenster zieht sich ein Architekturfries durch, die Zwickel im Bogen sind meist mit Blumen gefüllt.

In der Sakristei: Drei einfache silberne vergoldete gotische Kelche. Der große von 23 cm Höhe hat auf dem Fuße ein Kruzifix als Signakulum und das Wappen der Hohenlohe (drei schreitende Leoparden übereinander). Der Knauf ist mit Maßwerkformen und dem Namen Jhesus verziert. Die Kuppa hat sehr straffe Form. Der mittlere von 19 cm Höhe hat ausgebauchte Kuppa und verzierten Knauf. Am Fuße steht unterwärts: Joh. Cordes . . . 1516. Dazu gehört eine einfache Patene. Der kleine, 15 cm hohe gotische Kelch hat eine etwas bauchige Kuppa und am Knauf den Namen Maria. Am Fuße steht in gotischer Kleinschrift: Hans Lupsdorp di het desen kelk gegewen. Dazu eine Patene.

Schadhaftes, weiß leinenes Antependium aus dem 13. Jahrhundert. In seiner reichen Kante mit Säumen aus blauem sassanidischem Seidenbrokat sind auf grüner Seide Vögel gestickt.

Siegel aus dem 14. Jahrhundert mit der Umschrift: Secretum Capituli Havelberges.

Mittelstück eines kleinen Tragaltars mit einer farbigen, erhabenen Darstellung von Christus mit Maria und Johannes unter einem Spitzbogen, 1786 übermalt.

Eine Anzahl geschnitzter, gepolsterter, barocker Lehnstühle mit Armlehnen und mit Plüsch überzogen. 17. Jahrhundert.

Ovale Oblatenbüchse aus Silber, teilweise vergoldet, mit figürlichen Darstellungen in Tiefriß.

Gestickte Mitra nebst dazugehörigen Manipeln, 14. oder 15. Jahrhundert.

Ein Stück Brokatseidenstoff mit reichem Granatapfelmuster, 15. Jahrhundert.

Bibel von 1565 mit vier Holzschnitten, welche die Evangelisten mit ihren Beigaben darstellen. Ansprechender, gleichzeitiger Einband mit figürlichen Darstellungen in Leder gepreßt.

Sechs Stück Vesperale et Matutinale, herausgegeben von dem Havelberger Propst Math. Ludecus (Lüdtke), 1573—1606.

Sechs Stück Missale.

Ein Teil eines Missale (50 Blatt) auf Pergament geschrieben mit Initialen.

Ein Zinnkelch, wie er den Bischöfen und Pröpsten mit in das Grab gegeben wurde, nebst Patene.

Glocken. Die große 1,70 m Durchm., 1834 umgegossen von Thiele in Berlin. Die mittlere 1,36 m Durchm., von 1667. Die kleine 0,98 m Durchm., ohne Verzierung und Inschrift.

Außer diesen hängen noch zwei ganz kleine Glocken im Dachreiter des Westbaus und eine in einer Nische an der Ostseite des nördlichen Turmteiles.

Siegelstempel aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts mit der Umschrift: Sigillum Capituli Havelbergensis.

Das Kloster.

Von den Klöstern der Provinz Brandenburg ist das Domstift zu Havelberg das älteste, da es Brandenburg und Lehnin, ja selbst Jerichow an Alter übertrifft. Seine Besetzung mit Prämonstratensern vor 1144, wo bereits Walo als Propst des Klosters genannt wird, ist unbestreitbar. Merkwürdigerweise berichtet das Hausbuch von 1748 (nach: Epitome Historica Episcoporum Havelberg. Joachimi Conradi Steins pag. 13 et 14), daß in Havelberg vordem schon weltliche Kanoniker gewesen wären. Die Besetzung mit Prämonstratensern geschah vom Marienkloster zu Magdeburg aus, doch tritt eine engere Verwandtschaft in der Plananlage weder mit diesem noch mit dem Mutterkloster Prémontré hervor. Die Havelberger Anlage schließt sich vielmehr dem durch die Hirsauer Mönche den deutschen übermittelten Cluniacenser Planvorbilde an, das gerade in diesen Jahrzehnten des Havelberger Klosterbaues durch zahlreiche Neubauten der Zisterzienser und Prämonstratenser zur vollen Entwickelung kam. Gewöhnlich geschah die Besetzung mit 12 Konventbrüdern und

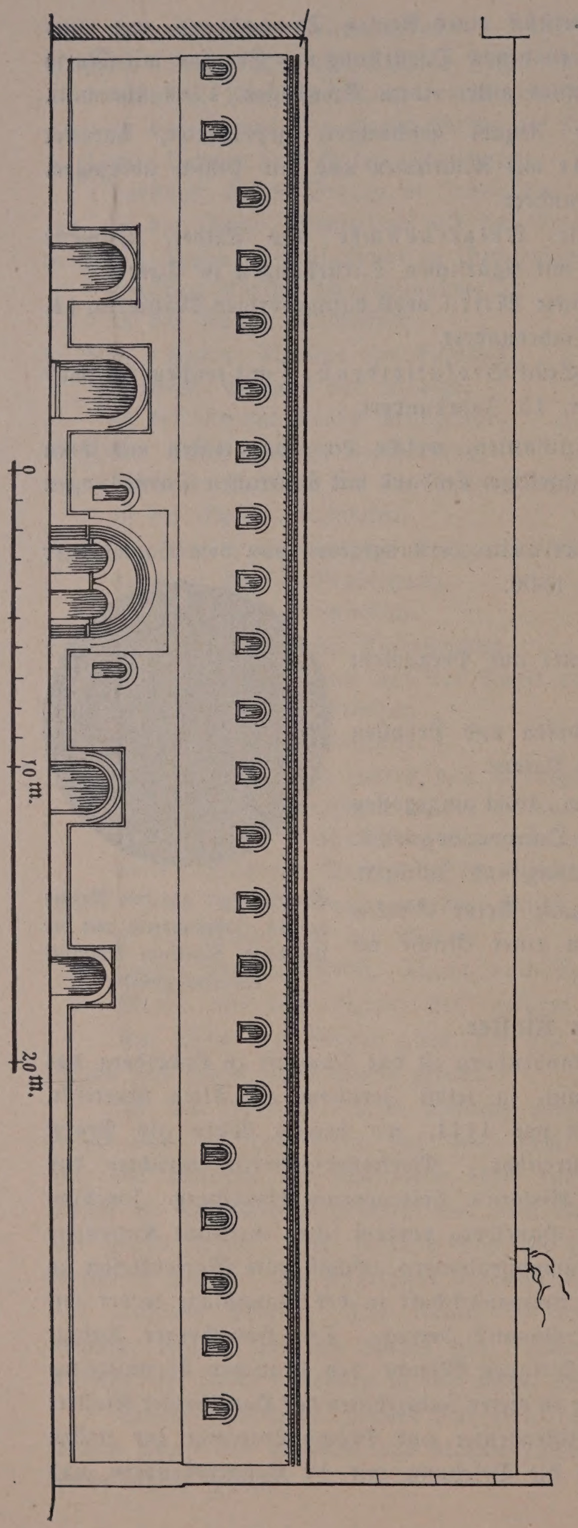


Abb. 77. Havelberg. Dom. Herstellung des romanischen Kapitelhauses mit dem Dormitorium.

12 Laien- oder dienenden Brüdern. Die letzteren (erst 60 Jahre früher durch Abt Wilhelm von Hirsau in Deutschland eingeführt) waren ohne Zweifel auch in Havelberg vertreten, doch sind besondere Baulichkeiten für sie hier nicht nachweisbar. Vielleicht standen solche im „Dorfe“ des Castrums.

Über die allgemeine Anlage des Klosters siehe unter Ortsbeschreibung (Taf. 3).

Konventbau (Ostflügel), etwa 1150—1170. Der älteste Teil der Klostergebäude ist der östlich vom Kreuzgange belegene zweistöckige Konventbau (Taf. 3). Man darf wohl annehmen, daß er bald nach der Gründung des Stifts, etwa um 1150, in Angriff genommen und wenn auch vielleicht in zwei Abschnitten, doch in nicht allzulanger Zeit fertiggestellt worden ist. Sicher war er einer der ersten Backsteinbauten östlich der Elbe; seine Einzelheiten stimmen zum Teil genau mit den obersten Geschossen des Westbaues der Domkirche überein. Aus dem Bau selbst geht hervor, daß die 12 Brüder für ihre Lebensbedürfnisse zunächst nur diesen Flügel aus Stein errichteten wenn wir von etwaigen hölzernen Nebengebäuden absehen. Sie schlossen sein Nordende ohne besondere Giebelmauer an das Querschiff der Kirche an und führten ihn freistehend (ohne steinernen Kreuzgang) soweit wie möglich nach Süden bis nahe an den Abhang des Berges. Im Erdgeschoß lag, der Kirche zunächst, die Sakristei mit Tonnengewölbe und Stichkappen, dann eine tonnengewölbte Kammer, das Vestiarium, zur Aufbewahrung der zum Teil sehr wertvollen Gewänder der zelebrierenden Geistlichen, sowie Gerät-

ſchaften für den Gottesdienſt. Von dieſem Raum war früher an der Kreuzgangſeite ein geteilter Raum von unbekannter Beſtimmung durch eine ſtarke Mauer abgetrennt, vielleicht ein beſonderer Treſor. Daran ſchloß ſich der noch jetzt im Gebrauch befindliche tonnengewölbte Durchgang, der bei kleineren Kloſteranlagen zur Führung der im allgemeinen verbotenen Geſpräche diente. Auf ſeiner Südſeite folgte dann der Kapitelſaal von ſehr mäßigen Abmeſſungen, noch heute unzweifelhaft erkennbar an dem bedeutſam ausgebildeten Rundbogenportal und den beiden ſymmetriſch angeordneten Fenſtern an der Weſtfront (Abb. 77), eine Gruppe, wie ſie ſich ganz ähnlich in Jerichow und anderen Klöſtern findet. Der Raum hatte anſcheinend zunächſt eine Balkendecke erhalten. Als man nicht lange danach ihn zu wölben begann, ergaben ſeine Maße eine Teilung in zwei Joche, ſo daß mitten in das Portal ein Pfeiler traf, durch den es in zwei Pforten zerlegt wurde. Die rippenloſen Kreuzgewölbe trennen Gurtbögen, deren gemalte Frieſe durch die ſpätere Tünche noch deutlich hindurchſcheinen (Abb. 78). Nur zwei ſolcher Gewölbe ſind an der Weſtſeite noch erhalten. Der öſtliche Teil des Raumes iſt entſtellt durch ſchwere, im 17. Jahrh. eingebaute Tonnen-Gewölbe auf vorgebauten Wandpfeilern zur Erhaltung der Standfeſtigkeit des Ganzen. Von einer Altarniſche iſt über Erdboden keine Spur mehr ſichtbar, doch fällt es auf, daß die Einteilung der Gewölbe, regelmäßig fortgeſetzt, nicht auf die öſtliche Außenmauer trifft, und es drängt ſich die Vermutung auf, daß der Kapitelſaal, der dieſelbe Breite wie der zu Jerichow hat, auch deſſen Länge gehabt habe und wie jener etwa 4 m aus der Oſtfront vorgeſprungen ſei. Der Kapitelſaal war häufig mit einer Kapelle verbunden oder er diente ſelbſt als ſolche für das meiſt in ſeiner Nähe befindliche Hoſpital ſowie als Station für die im Kreuzgange ſtattfindenden Prozeſſionen.

Abb. 78. Havelberg. Dom. Gemalte romaniſche Frieſe im Konventbau.

An den Kapitelſaal reiht ſich dann nach Süden das Auditorium, worin den Novizen Unterricht erteilt wurde. Auch dieſes wurde, nach dem einen im Grundriß vierpaßförmigen Pfeiler, der noch erhalten iſt (Abb. 79 B), zu urteilen, erſt Anfang des 13. Jahrh. gewölbt. Es mußte gleichzeitig als Parlatorium (Sprechſaal für wiſſenſchaftlichen Gedankenaustauſch) dienen, da hierfür ſonſt kein beſonderer Raum vorgeſehen war. Zu den eigentlichen Konventräumen trat dann im Südende des Flügels noch ein großer gewölbter Raum mit einer alten mächtigen Herdanlage in der Mitte, zwiſchen vier Pfeilern, die noch bis heute den Schornſtein tragen. Es war jedenfalls die Küche, die unter den anfänglich beſchränkten Verhältniſſen der Anſiedelung den 12 Brüdern wohl gleichzeitig als Refektorium diente. Noch im Hausbuche von 1665 iſt der

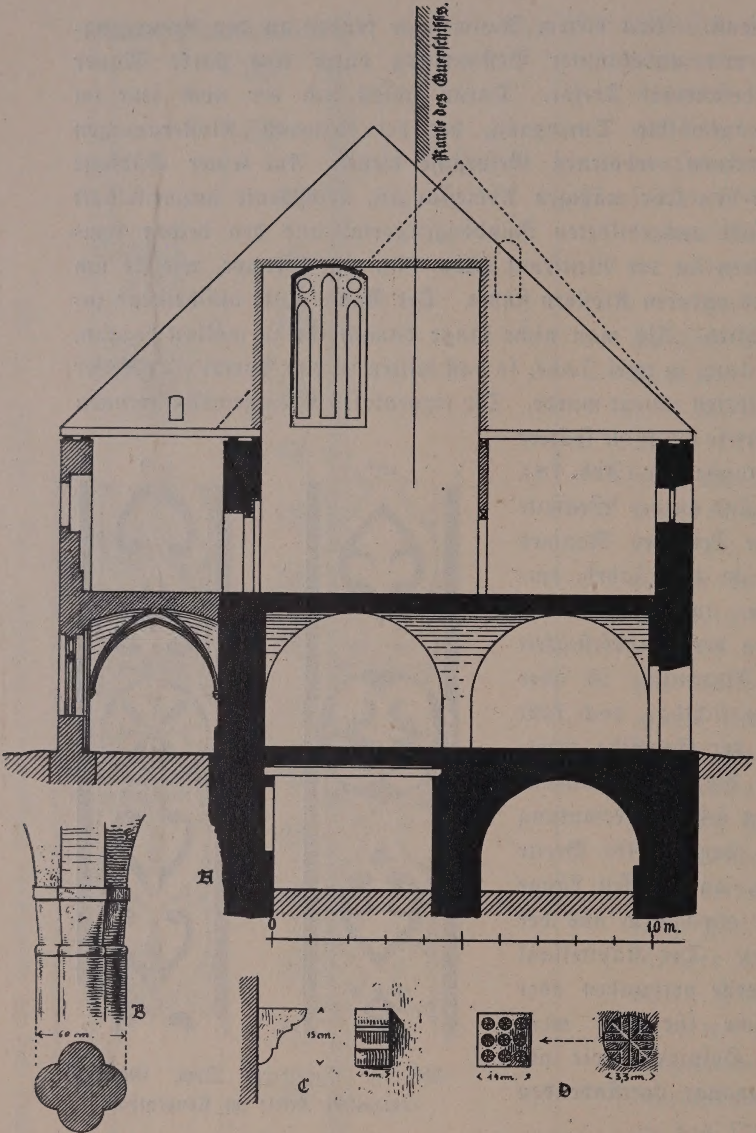


Abb. 79. Havelberg. Dom. Schnitt und Einzelheiten vom Ostflügel der Stiftsgebäude.

Ostflügel das „kleine Repenter“ genannt. Der letztgenannte Raum allein war über Kellern errichtet (Abb. 79 A), zu denen noch jetzt eine Treppe in der Mitte der Westseite hinabführt. Sie haben noch teilweise Balkendecke, der größere Teil aber Tonnengewölbe. Nach Errichtung des Refekturbaues (Südflügel) blieb für das „kleine Repenter“ nur der Gebrauch als Küche. Das breite Südfenster der Ostfront in einer noch breiteren Wandnische diente vielleicht als Speiseausgabe nach dem Noviziat und Hospital.

Im Obergeschoß befand sich am Nordende über der Sakristei wohl von Anfang her ein Raum in der Breite von zwei Fenstern für Bibliothek und Archiv, den größten Teil des Geschosses nahm aber nach altem Brauche das Dormitorium (Dorment) der Mönche ein. Seine Lage in diesem Flügel ist überdies durch eine Urkunde von 1333 bezeugt. Ursprünglich nahm der Schlafsaal die ganze Breite des Gebäudes ein. An beiden Längsseiten befanden sich in regelmäßigen Abständen kleine Rundbogenfenster, deren Einzelheiten noch vollständig zu ermitteln sind (Abb. 80). Ihre innere Nische ist viereckig. Hinter der Anschlagfläche findet man stellenweise noch die Verschlußvorrichtung für bewegliche Flügel, Läden oder Fenster. Die inneren Wandflächen des Schlafsaales waren putzfrei und sind es an der jetzt

noch freiliegenden Westwand bis heute. Der Fußboden ist mit viereckigen Tonplatten bedeckt gewesen (Abb. 79 D). Der Lichtgaden saß nach den Vorschriften des Ordens über Manneshöhe (etwa 2 m über Fußboden). Darunter waren an der Wand die Lagerstätten der Mönche, auf denen sie bekleidet schliefen. In der Mitte blieb ein breiter Gang frei. Vom Dorment führte ohne Zweifel eine gerade Verbindung zur oberen Kapelle des südlichen Kreuzarmes und zum Chor. Außerdem war eine Treppe zum Hof bezw. Brunnen nötig. Sie lag vielleicht ursprünglich in dem Raume zwischen der Sakristei und dem Durchgange nach dem Domhofe (Ritterplatz), wo sich von jeher wohl der Brunnen befand, da im Kreuzgarten keine Spur von einem solchen erhalten ist. Das Dormitorium reichte nicht bis an das Südende des Flügels. Obwohl das ganze Obergeschoß völlig verbaut ist, erkennt man dies noch aus den Spuren der Fenster, deren fünf letzte wieder in gewöhnlicher Brüstungshöhe liegen. Hier, über der Küche, war nach Analogie anderer Klöster wohl die Wärmstube (Kalefaktorium). Am südlichen Ende des Schlafsaales sind an der Ostfront noch Auskragungen und andere Spuren eines Überganges vorhanden, der zum Bad und den Abortanlagen führte. Davon ist nichts mehr vorhanden, indessen soll noch im 19. Jahrh. eine Kanalmündung in der Nähe des Fußes der „Steintreppe" bestanden haben.

Von den Fassaden des Konventbaues ist die ebengenannte östliche durch zahlreiche Veränderungen und Beschädigungen bis zur Unkenntlichkeit entstellt, zumal sie auch gänzlich überputzt ist. Vereinzelte Spuren zeigen, daß sie der westlichen durchaus ähnlich ausgebildet war. Doch hatte sie außer der Lisene am Südende noch zwei weitere bis zum Kapitelsaal, wo auch der Absatz, auf dem sie stehen, aufhört. Die Westfront (Abb. 77) erscheint jetzt als Rückwand des Kreuzganges in seinen beiden Geschossen. Türen und Fenster sind zwar größtenteils vermauert, aber meist

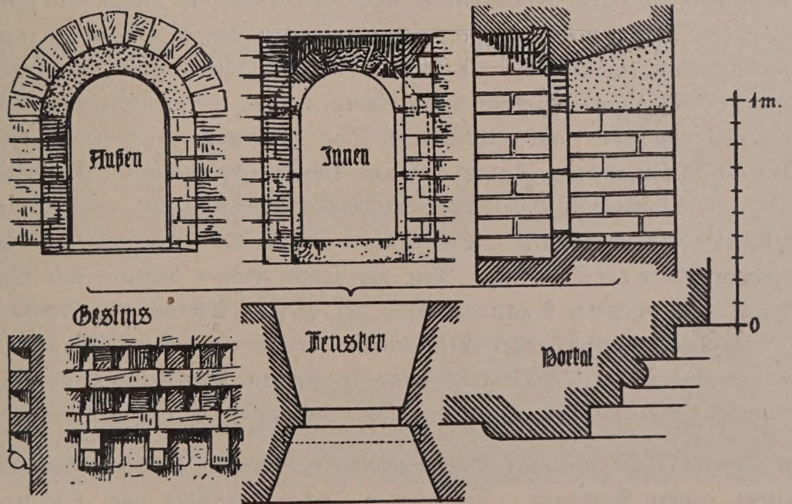


Abb. 80. Havelberg. Dom. Einzelheiten vom romanischen Dormitorium.

noch festzustellen. Die Architektur ist romanisch von einfachster Art. Das Gesims bestand in einer Vorkragung der oberen Schichten auf Tragsteinchen und zwei Sägeschichten unter der Traufe. In schlichter Fläche saßen in langer Reihe die kleinen Rundbogenfenster des Dormitoriums ziemlich nahe am Gesimse, und nur 40 cm im Lichten breit (Abb. 80). Der Abschluß der Gewändeschrägen ist durch einen wenig vorspringenden 7 cm starken Rand gebildet, der im Bogen aus drei Formsteinen besteht. Der Obergeschoßfußboden war durch einen schwachen Absatz bezeichnet, der sich um die Ecklisenen von 6 cm Stärke und 70 cm Breite herumkröpft. Die zwei einzigen noch bemerkbaren und wohl auch je vorhanden gewesenen Erdgeschoßfenster (am Kapitelsaal) sitzen wie die des Obergeschosses in schlichter Fläche und sind nur etwas höher und im Bogen stärker umrahmt. Von den fünf Eingängen führt der nördlichste zur Kleider- und Gerätekammer (Vestiarium), der zweite als Durchgang zum Ritterplatze, der dritte mit zwei gekuppelten Öffnungen ist das Portal zum Kapitelsaal, der vierte die Tür zum Auditorium und der fünfte (jetzt in ein kleines Fenster umgeändert) führte ursprünglich in das kleine Refektorium, bezw. die Küche. Alle fünf Eingänge sind in 1 1/2 Stein starken Rundbögen geschlossen und dicht um diese herum viereckig umrahmt durch eine Mauerverstärkung, die bündig aus dem 6 cm starken Haussockel aufsteigt. Das Portal des Kapitelsaales hat mehrfach abgestuftes Profil mit einem dicken, an der zweiten Stufe eingeschalteten Rundstabe. Seine mittlere Teilung ist nicht ursprünglich. Sie wurde erforderlich, als der Kapitelsaal nachträglich gewölbt wurde. Der ursprüngliche Giebel an der südlichen Stirnseite ist fast ganz zerstört. Die Backsteinmaße sind 28 . 14 . 8 cm.

Die fünf Zugänge zu den verschiedenen Räumen des Erdgeschosses waren ohne Zweifel schon anfänglich untereinander und mit dem anstoßenden Kirchenportale durch einen gedeckten Gang aus Holzwerk verbunden. In den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrh. wurde er durch einen massiven Kreuzgangarm (Abb. 81) ersetzt, dessen Gewölbe an den Anfängern nun mehrfach zu gewaltsamen Lösungen zwangen. Man mischte unbedenklich romanische und frühgotische Ornamentformen an den zum Teil reich verzierten Auskragungen. Soweit der Vorrat reichte, verwendete man dafür Sandstein, die übrigen wurden aus gebranntem Ton hergestellt und die runden Schlußsteinscheiben mit Ornamenten, Agnus dei und Löwen schnitt man gar aus Eichenholz. Man wölbte auf Rippen und Gurtrippen mit dickem Birnstab und glaubte der Strebepfeiler ganz entraten zu können. Die Mauer öffnete sich in breitgespannten, profillosen Spitzbögen über der Brüstung. Nur der sechste Bogen beginnt mit kleiner Kehle und ist durch zwei verzierte Backsteine über der vierten Schicht ins scharfe Eck übergeführt — Stücke von liebevoller Kindlichkeit der Formgebung (Abb. 82). In diese Bögen ist eine vierteilige Spitzbogenstellung in kleinem Backsteinformat eingesetzt mit vierpaßförmigen Pfeilern und mit Drei- und Vierpässen in den Zwickeln.

Im Innern läuft die erste Backsteinreihe der Bögen auf der Brüstung tot, die zweite bildet innere Vorlagen. Im vierten Joche gegenüber vom Durchgange legte man das Portal zum Friedhof an. Man benötigte diesen Gangbau nur im Erdge-

Abb. 81. Havelberg. Dom. Östlicher Kreuzgang.

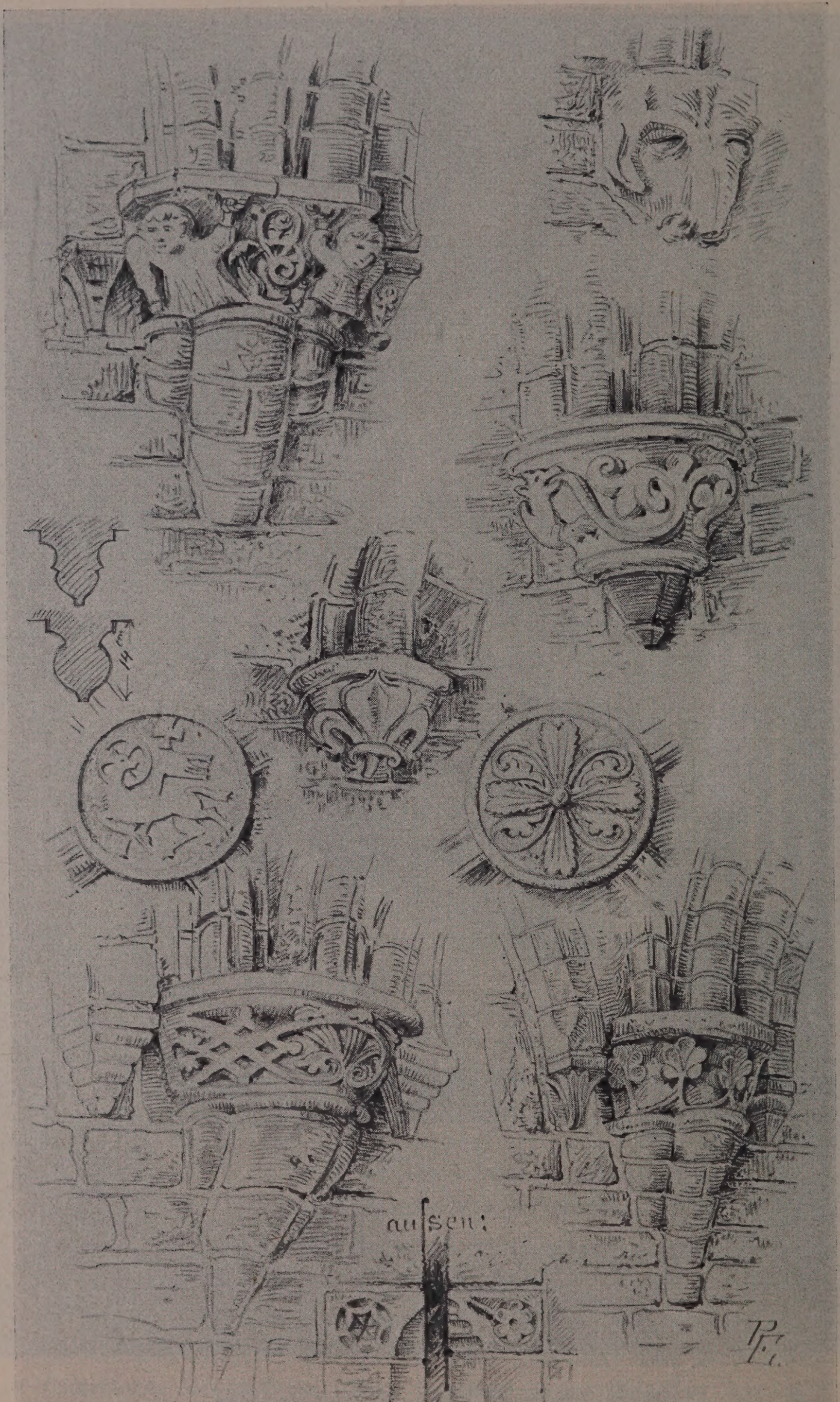


Abb. 82. Havelberg. Dom. Einzelheiten vom Ostflügel des Kreuzgangs.

schoß, er war daher nur einstöckig. Der Ausführung des Pultdaches kam die hohe Lage der Dormitoriumfenster sehr zustatten.

Dieser seiner Wichtigkeit wegen durch alle Zeiten bevorzugte östliche Arm des Kreuzganges war mit ornamentalen und figürlichen Wandmalereien geschmückt, die sich auch noch über Teile der anderen Flügel erstreckten. Nach dem Catalogus Episcop Havelb. im Geh. Staatsarchive zu Berlin (Rep. 58, 1—3) befanden sich dort, wo man vom Querschiffe der Kirche aus eintrat, zur Linken Darstellungen aus der Geschichte des Stiftes. Zunächst Kaiser Otto mit dem Purpur bekleidet, dem Diadem auf dem Haupte und mit den kaiserlichen Insignien, neben ihm Markgraf Gero in der Tracht der Kurfürsten. Der erhabene Kaiser hielt in den Händen das schön gemalte Abbild des Domes und reichte es demütig der ruhmreichen Jungfrau, der Mutter Gottes dar, die den Jesusknaben an der Brust hielt. Darauf folgten Gestalten von hohen Geistlichen, die indessen nicht durch Beischrift kenntlich gemacht waren. Der unbekannte Verfasser glaubt, sie bezeichnen zu können als Norbert, Erzbischof von Magdeburg und Udo, den ersten Bischof der Diözese; denn den übrigen Gestalten waren in geordneter Folge die Namen beigeschrieben bis zu Heinrich I. (1244—1270), der in der Reihe der Bischöfe der 16. war. Von allen diesen Malereien sind jetzt nur noch ganz wenige kümmerliche Spuren erhalten.

Gegen Ende des 14. Jahrh. etwa wurde das Obergeschoß mit dem Dormitorium einem durchgreifenden Umbau unterzogen, der namentlich den Zweck hatte, statt der bis dahin offenen Lagerstätten der Mönche abgeschlossene Zellen zu schaffen. In dieser Absicht wurde zunächst dem anstoßenden Kreuzgangflügel ein Obergeschoß aufgesetzt und zu den darin eingerichteten Zellen statt der alten Saalfenster kleine Türen durchgebrochen. Auf der Ostseite, im Saale selbst, teilte man ebenfalls eine Reihe Zellen ab. Der mittlere lange Vorsaal wurde nach Möglichkeit von den beiden Giebelseiten her erleuchtet. Hierzu war es nötig, hochreichende Fenster anzulegen und den Raum selbst zu erhöhen bis zur Kehlbalkenlage des Daches, das durch den Anbau erheblich breiter geworden war. Von den hohen, durch beide Stockwerke reichenden Fenstern des Südgiebels sind die Nischen noch äußerlich sichtbar; am Nordende, wo der Flügel an die Kirche stieß, wurden die oben erwähnten Satteldächer des Seitenschiffes wieder in ein Pultdach verwandelt, um auch hier über der Rinne ein großes dreiteiliges Fenster anlegen zu können (noch jetzt erhalten), das von oben her dem Vorsaal Licht zuführte (Abb. 79). Trotz mancherlei Veränderungen und Ausbesserungen hat der Dachstuhl noch bis in die neueste Zeit die damals geschaffene Grundform mit dem freien Raum in der Mitte bewahrt und erst 1901 wurde dem Mangel an durchgehenden Binderbalken durch Einlegen von Zangen abgeholfen.

Im Laufe der Jahrhunderte hatte der Ostflügel noch durch zahlreiche Einbauten und Verstümmelungen schwer zu leiden. Die Kapitel des Konvents waren mit der Zeit immer schlechter besucht worden, so daß man sich im Jahre 1582 entschloß, sie aufzugeben und nur jährlich ein sogenanntes Generalkapitel einzuführen, das bei Vermeidung von Strafe von allen Domherren besucht werden mußte. Vielleicht hatte der nicht mehr zeitgemäße romanische Kapitelsaal mit dazu Anlaß gegeben. Wann er seine Bedeutung ver-

loren hat und die Versammlungen der Domherren in das Obergeschoß verlegt worden sind, ist nicht bekannt. Spätestens geschah es 1664, wo wir von einer Herrichtung des Flügels hören (Hausbuch von 1665). Wahrscheinlich richtete man damals die Kapitelstube am Nordende des Obergeschosses ein und überwölbte den benachbarten Teil des Ganges über dem Kreuzgange mit Tonne für Archiv und Tresor. Zu dem großen Vorsaal am Ritterplatze führte man eine Treppe in einem besonderen Fachwerkanbau an der Ostseite hinauf (1799 abgebrochen, Akten von 1799 im Geheimen Staatsarchiv).

Noch bis nach 1506 hatte der südliche Teil des Erdgeschosses, die große gewölbte Küche als solche gedient, da der gemeinschaftliche Kapitelstisch nach der damaligen Umgestaltung des Domkapitels noch bestehen blieb. 1521 wurde sie mit anderen Räumen dem Bischof Hieronymus überwiesen; dann wohnten die Sekretarii darin, nach 1561 wurde die neue Domschule darin abgehalten. 1580 wurde der Raum mit den anstoßenden Gewölben und benachbarten Gebäulichkeiten dem Dechanten Matthäus Lüdtke (Ludecus) auf 80 Jahre vermietet zur Anlage einer Bibliothek und Wohnung, 1748 gehört er zur Dechanei. Schließlich, Ende des 18. Jahrh., finden wir die Küche zum Syndikat und gegenwärtig zur Wohnung des Diakons gehörig. Der alte Herd mit den vier Pfeilern ist noch vorhanden, der alte Kellerzugang daneben noch im Gebrauch. Neu eingerichtet ist die geradläufige Holztreppe nach oben und die jetzige Küche nebenan nächst dem Auditorium (1795). Gerade dieses und der romanische Kapitelsaal ist früher durch Benutzung zu Ställen und Wagenschauer und bis in die Gegenwart als Holzstall, Waschküche, Speisekammer, sowie durch einen Treppeneinbau in bedauerlicher Weise verunstaltet worden.

Im 18. Jahrh. richtete man im mittleren Teile des Obergeschosses Gerichtsstuben und die Wohnung des Syndikus ein, wobei der östliche Treppenanbau wieder beseitigt und dafür die eben erwähnte Treppe im Kapitelsaal eingebaut wurde (1799). Am Südende des Flügels machte man gar aus zwei Stockwerken drei und baute auch hier eine Treppe ein. Bei Einsetzung des Rentamtes wurde diesem das Obergeschoß angewiesen. Während aller dieser Umbauten ist inmitten ein langer dunkler Raum frei geblieben, der nach dem Dachboden offen, jetzt ganz wüst liegt. Er ist ein Teil des Dormitorium-Vorsaales.

Refekturbau (Südflügel). Fünfzig bis achtzig Jahre etwa nach Errichtung des Konventbaues scheint man den Südflügel der Klostergebäude jenem angeschlossen zu haben, nicht am äußersten Ende, sondern so, daß am Bergeshange noch ein Gärtchen übrig blieb, und mehr dem Bergrande als der Kirche gleichlaufend. Nach dem so schön gelegenen Paradiesgarten wurden dann in neuester Zeit die an ihm liegenden Räume Paradiessäle genannt. Dieser von der Kirche entfernteste Flügel mußte nach alten bewährten Überlieferungen im Erdgeschosse das Refektorium der Mönche enthalten und wurde als solches auch hier von vornherein errichtet. Man nannte es in Havelberg ehedem „Repenter" oder auch „Reventhal" (1587). Das Erdgeschoß enthielt östlich das „Winterrefektorium" (Vertrag mit Bischof Hieronymus 1521). Es war ursprünglich mit Balkendecke versehen und vielleicht durch einen Kamin heizbar; wenigstens finden sich in der Südostecke im Ober- und Dachgeschosse

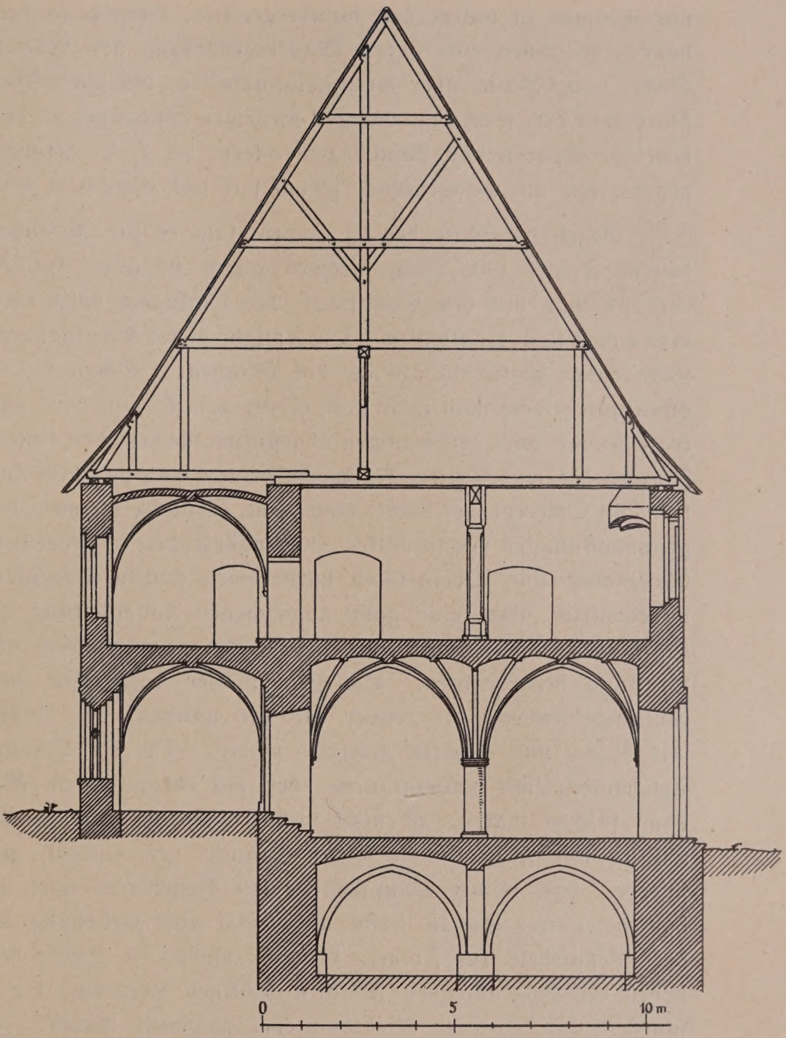
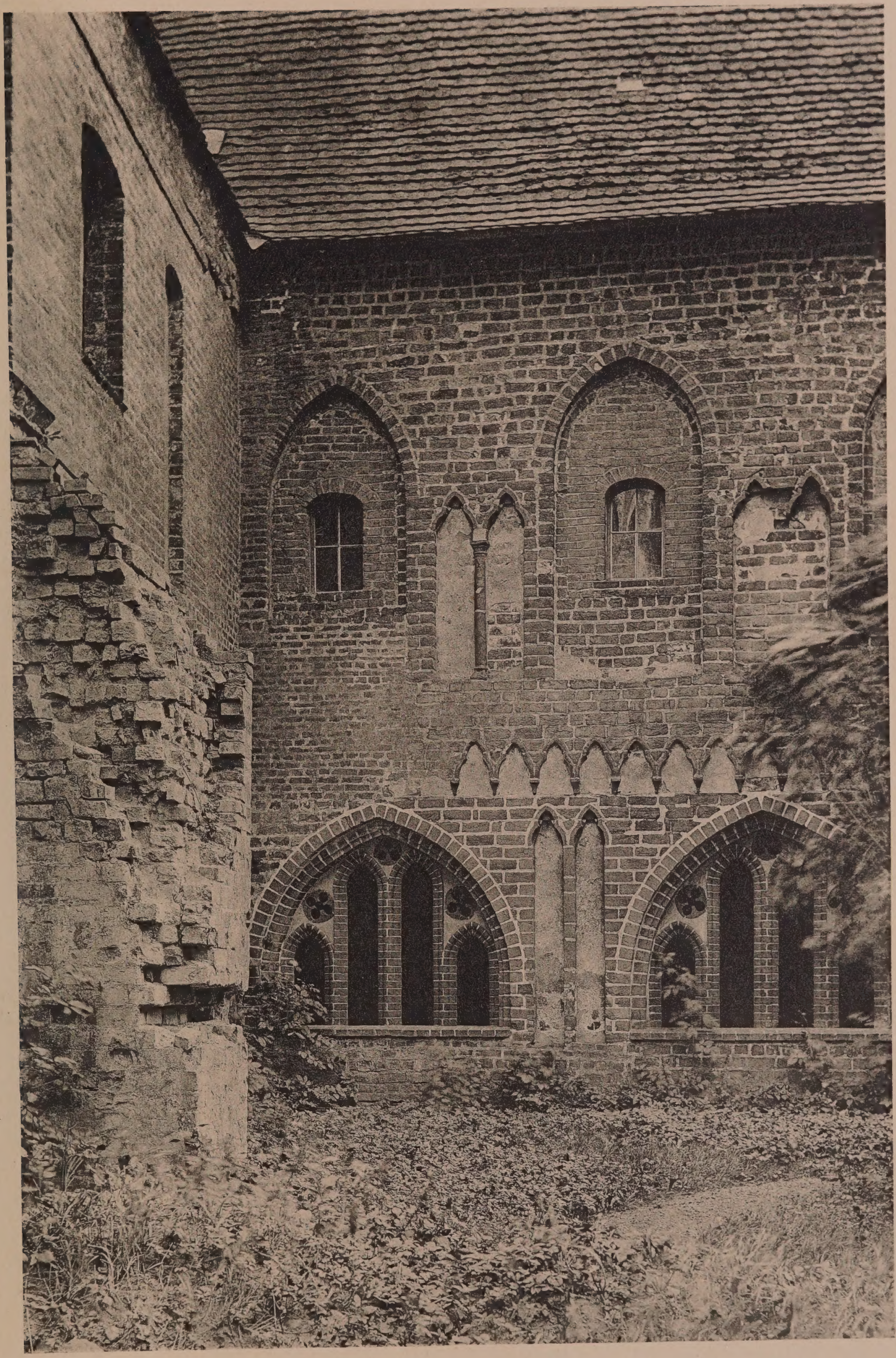


Abb. 83. Havelberg. Dom. Schnitt durch den Südflügel der Stiftsgebäude.

Reste von Kaminen (Abb. 83). In seiner nordwestlichen Ecke befand sich die ursprüngliche Treppenanlage nach dem Obergeschoß und unter ihr gleichlaufend eine solche zum Keller. Während jene ihren Austritt ungefähr in der Mitte der Nordwand hatte, war der Eingang zu dieser von außen durch eine Rundbogentür mit viereckiger Umrahmung hergestellt. Beide Treppen wurden 1880 bei der Wiederherstellung abgebrochen bezw. verschüttet. Auf den älteren Plänen ist neben der Mitte der Ostwand in einer tiefen Nische noch die Öffnung erkennbar, durch die von der anstoßenden Küche die Speisen gereicht wurden. Der Keller unter diesem Raume hatte ursprünglich Balkendecke. Auch das Sommerrefektorium, das den größeren westlichen Teil des Erdgeschosses einnahm, war anfänglich nicht gewölbt und scheint nicht unterkellert gewesen zu sein. Das 1880 entfernte Vorgelege an seiner Nordseite rührte jedenfalls von einer späteren Heizanlage her. Als Zugang zu ihm hatte man eine ursprüngliche Rundbogentür benutzt, die jener zur Kellertreppe gleicht und wahrscheinlich zum Hochsitze des Vorlesers während der Mahlzeiten führte. Der Hauptzugang zum Saale war ohne Zweifel von der Winterrefektur her, doch scheint auch der am Westende der Nordwand befindliche bereits im Mittelalter geschaffen zu sein. Das Obergeschoß des Südflügels diente wahrscheinlich als Schlafsaal und wurde wie das ältere Dorment Ende des 14. Jahrh. in Zellen geteilt. Von der einstigen Architektur des Baues hat sich

nur weniges in unsere Zeit hinübergerettet: Lisenen an den Ecken des Obergeschosses, bündig mit ihnen eine untere Mauerverstärkung von 2,35 m Höhe und außerdem ein Sockel von 0,35 m über Kreuzgangfußboden, mit Viertelstab abgedeckt; ferner an der Nordfront drei jener rundbogigen niedrigen Eingänge, an der südlichen im Obergeschosse deutliche Spuren von Rundbogenfenstern, die z. T. gekuppelt waren und ein Hauptgesims, wie am Konventbau, jedoch mit nur einfachem deutschen Bande.

Gegen die Mitte des 13. Jahrh. kam es zur Ausführung eines Kreuzganges an diesem Flügel und zwar diesmal gleich in zwei Geschossen. Den oberen Gang verband man mit dem Schlafsaale des Ostflügels durch eine kleine Tür, deren Umrahmung dort noch erhalten ist. Die Fassade dieses Kreuzganges (Abb. 84 u. 85 u. Taf. 13) war reicher gegliedert als die des östlichen. Schon die Spitzbogen der Erdgeschoßöffnungen bildete man zwar noch ebenso gedrückt wie dort, aber reicher aus, umrahmte sie kräftiger mit zwei halbsteinigen abgestuften Reihen, von denen die innere gekehlt ist. Die Formen des eingestellten Maßwerks behielt man von dem unlängst vollendeten Ostflügel bei. An Strebepfeiler dachte man nicht, schmückte vielmehr die Flächen zwischen den Erdgeschoßöffnungen mit schlanken Zwillingsblenden in gebrochenen Spitzbogen und trennte Erdgeschoß und Obergeschoß durch einen reichen Bogenfries auf Kragsteinchen, um unbedenklich oben eine ganz abweichende Achsenteilung anwenden zu können. Die Öffnungen waren hier von hohen Spitzbogenblenden umrahmt, welche durch die Brüstung herabreichten. Die Wandpfeiler dazwischen zierten am Fuße wiederum Zwillingsblenden, die reicher als die unteren, von vollrunden zierlichen Säulchen mit Basis und Kapitell getrennt waren. Ob die Öffnungen ursprünglich wie im Erdgeschosse mit unverglastem oder mit verglasbarem Maßwerk versehen oder ganz ohne solches waren, ist nicht mehr ersichtlich. Die in Abb. 84 dargestellte Fensterteilung mit Falz gibt in dieser Hinsicht den Zustand gegen Ende des 13. Jahrh. wieder. Ein reiches Hauptgesims mit Bogenfries wird oben den Abschluß gebildet haben. Dieser Anbau hatte notwendig eine Erhöhung des Daches und demgemäß des Westgiebels zur Folge. Letzterer wurde im Sinne der Frühgotik erneuert: mit hohen Spitzbogenblenden zwischen kantigen Pfeilern, die über die Staffeln hinausschießen und oben in Kreuzdachform abgedeckt waren. Die Fassade am Friedhofe mit ihren im Charakter eines gotischen Übergangstils gehaltenen reichen Formen wurde gleichzeitig mit der romanischen Südfront des Flügels rücksichtslos zerstört durch einen tief eingreifenden Umbau, den beide samt dem Innern des Flügels bald nach 1275 erfahren haben. Er war damals wohl weniger schadhaft als innerlich unzulänglich geworden, und Bischof Heinrich II. gewährte dem Kapitel durch Zuwendung der Einkünfte der Pfarrei Wittstock (jährlich 100 Goldgulden) die Mittel, ihn wieder instandzusetzen. Dieser Umbau betraf zunächst die Decke des Sommerrefektoriums, die durch Kreuzgewölbe auf Birnstabrippen und Rundpfeilern ersetzt wurde. Dadurch rückte der Fußboden des Obergeschosses etwas hinauf und ihm folgte dessen Decke, die mittels eines Unterzuges durch eine Reihe einfacher Holzsäulen getragen wurde. Der Obergeschoßsaal wurde an der Südseite mit größeren Fenstern versehen, die gekuppelt, in Stichbogen geschlossen und einfach mit



Havelberg. Ostteil des südlichen Domkreuzganges.

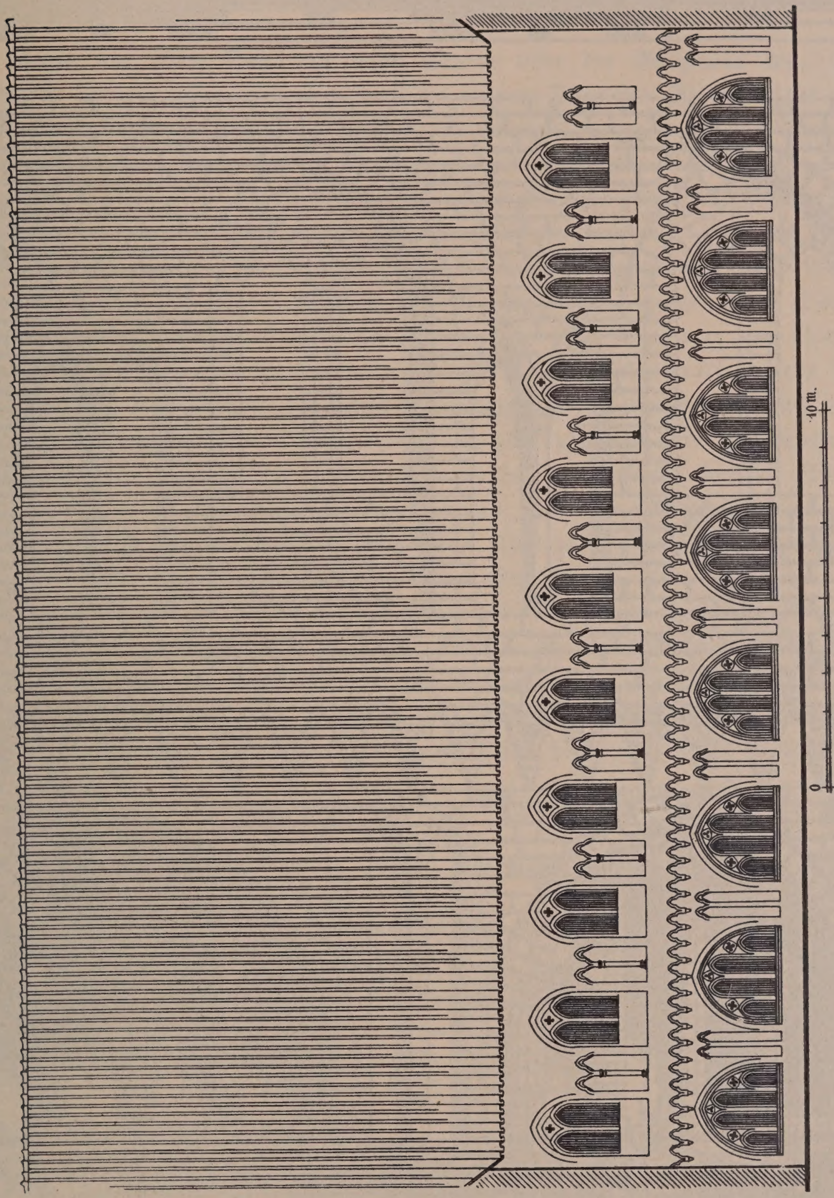


Abb. 84. Havelberg. Dom. Ansicht des südlichen Kreuzganges (hergestellt).

Fasen oder Kehlen profiliert sind. Man schob sie ohne Scheu in das Hauptgesims hinein, im Westen in die Giebelarchitektur. Sie sind gegen die alten Fensterachsen etwas nach Westen verschoben. Ob auch die Erdgeschoßfenster der Südfront i. J. 1275 geändert wurden, ist nicht mehr zu sagen, weil der moderne Umbau (1880) jede Spur davon gründlich vertilgt hat. Mit der Wölbung des Sommerrefektoriums wurde die des südlichen Kreuzgangs ausgeführt. Die Abmessungen und gleichmäßige Achsenteilung seines Erdgeschosses boten keine Schwierigkeiten. Die Höhe beließ man,

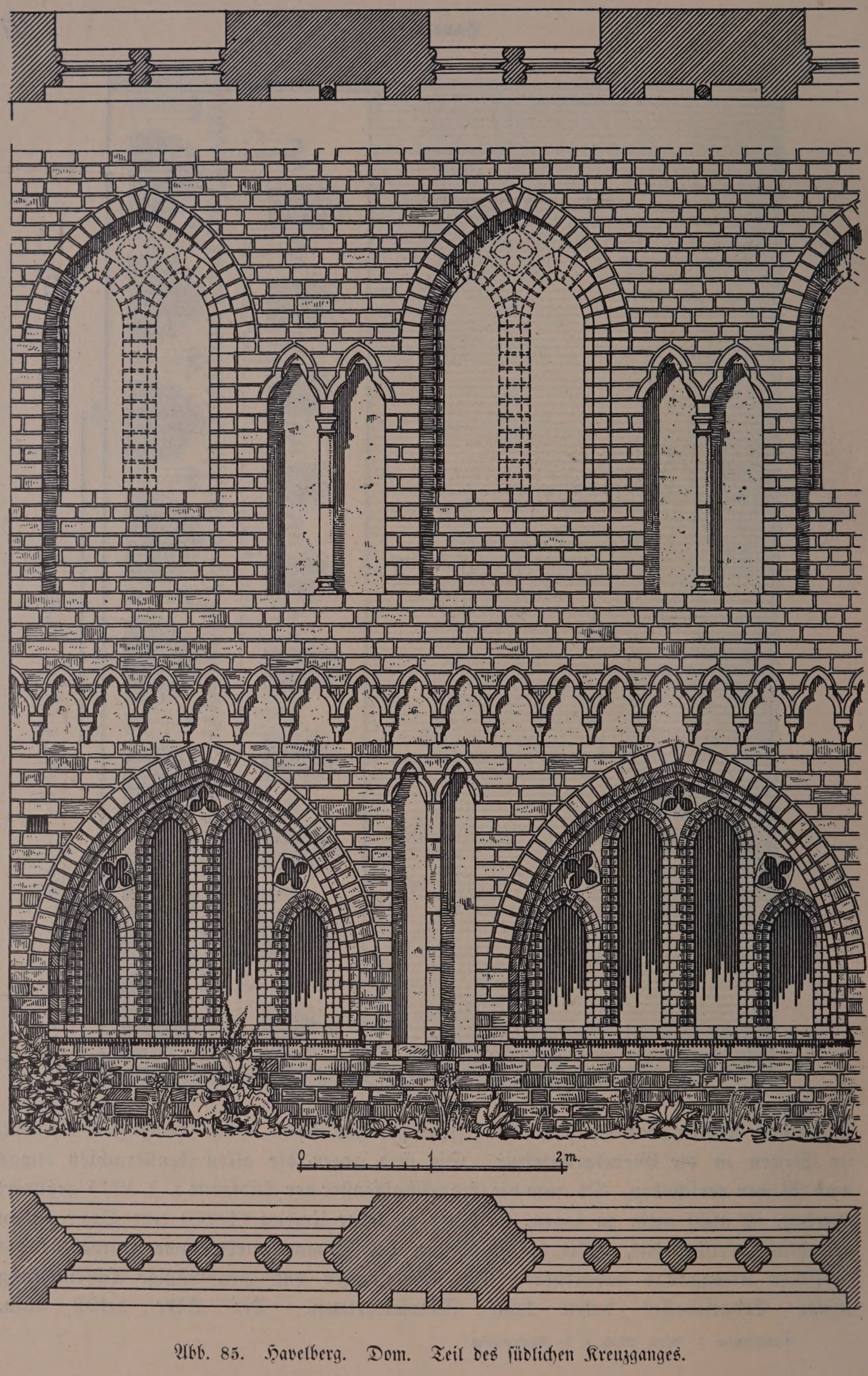


Abb. 85. Havelberg. Dom. Teil des südlichen Kreuzganges.

sodaß fortan der obere Saal ein paar Stufen über der Ganghöhe lag. Für die Einzelheiten bevorzugte man bereits einfache magere Formen: Rippenträger in Form einer glatten gefasten Auskragungsschicht, ganz wenig Ornament an den Tragsteinchen für die Schildbögen, diese kantig, die Rippen mit doppelter, seichter Kehle und statt der runden Schlußsteine nur zwei nebeneinandergelegte, schlichte Backsteine. Dem künstlerisch veranlagten Meister der Kreuzgangfassade war ein nüchtern praktischer Gewölbetechniker gefolgt, dessen Mangel an statischem Urteil dem Bau später verhängnisvoll wurde. Mit dem Wölben des Obergeschosses begann er im Osten. Die Achsenteilung war hier erheblich enger als unten, doch machte er den Versuch mit oblongen Kreuzgewölben. Nach den vier ersten Jochen aber warf er jede Rücksicht auf die zierliche Fassadenbildung seines Vorgängers bei Seite und begann die ganze noch übrige Architektur des Obergeschosses zu zerstören und die Gewölbejoche den unteren entsprechend einzuteilen. In die hierbei geschaffenen breiten Spitzbogenöffnungen, sowie in die vier schmalen älteren setzte er Maßwerk mit Falz zum Verglasen zwischen runden Wülsten (Abb. 85). Auch eines der Fenster am Westgiebel erhielt dieses Profil. Nach der ganzen rohen Ausführung des Umbaues nimmt es nicht wunder, daß sein Leiter jegliche Gesimsbildung für überflüssig hielt. Der Gefahr, daß die Gewölbe die so stark angegriffene Nordwand hinausdrücken könnten, glaubte er durch einen einzigen Strebepfeiler nach dem dritten Joche von Westen (wonach der Grundriß richtig zu stellen ist) genügend zu begegnen; das infolge der Geschoßerhöhung des Refektoriums gehobene Dach deckte er am Westgiebel einfach durch Anflickereien.

Erst gegen Ende des 14. Jahrh., vermutlich bei Gelegenheit des Dorment-Umbaus, kam es zur Ausführung der Gewölbe im Winterrefektorium. Hierzu war es zunächst nötig, den Keller, der noch Balkendecke hatte, zu wölben. Indem man die Wände um einen Stein verstärkte, im übrigen aber unberührt ließ, mauerte man zwischen tief ansetzenden spitzbogigen Gurten Hängekuppeln derart, wie sie der Keller der Superintendentur zeigt (Abb. 94). Das Winterrefektorium selbst erhielt Sterngewölbe mit Birnstabrippen. Die Wandkonsolen und die Deckplatten der Rundpfeiler (10 Schichten = 1 m hoch) sind mit Ornamenten im Charakter des 14. Jahrh. (Abb. 86) aus Mörtelmasse, die runden Schlußsteine aber meist in etwas kleinlicher Weise mit zarten

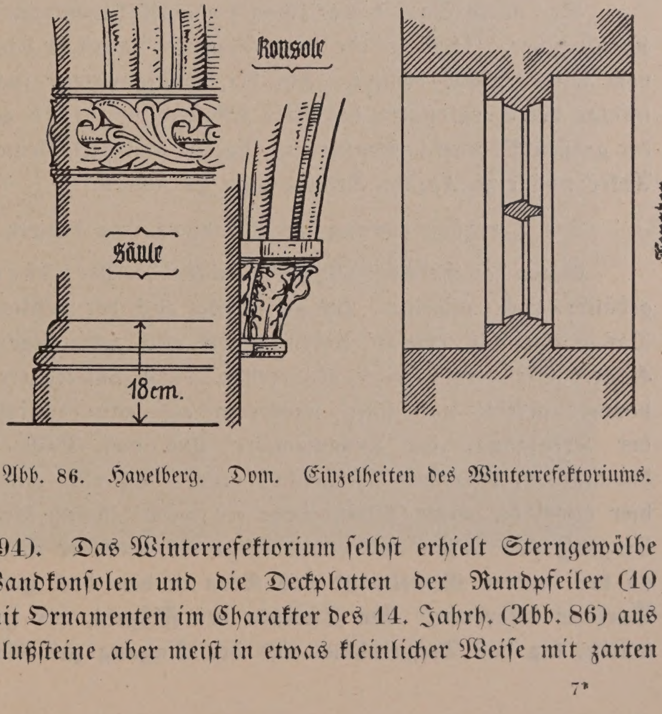


Abb. 86. Havelberg. Dom. Einzelheiten des Winterrefektoriums.

Maßwerkformen verziert. Gleichzeitig erhielt auch der Eingang zur Refektur vom Kreuzgange her seine jetzige Gestaltung. Sein kraftloses Profil besteht aus einer kleinen Kehle zwischen abgerundeten Ecken. Auf den Zwickelflächen der in Stuck aufgetragenen viereckigen Umrahmung sind in roten Linien spätgotische Maßwerkformen aufgemalt. Im Obergeschosse legte man eine Tür an zur unmittelbaren Verbindung der Dormentsäle des Süd- und des Ostflügels, die fortan beide den Mönchen zu Zellen dienen sollten. Sie wurde im Stichbogen geschlossen und von einer höheren Spitzbogenblende umgeben. Das Feld zwischen beiden ist geputzt und das Ganze mit einem Putzstreifen umrahmt, der sich durch den Farbengegensatz kräftig von der putzfreien Backsteinwand des Raumes abhebt.

Nach der Umgestaltung des Domkapitels i. J. 1506 blieb der gemeinsame Tisch der Konventualen noch bestehen. 1521 war indessen das Refektorium seiner ursprünglichen Bestimmung bereits entfremdet. Das Kapitel überließ es damals dem Bischofe Hieronymus nebst den benachbarten Räumen zu Wohnungszwecken. 1587 scheint der Raum noch frei gewesen zu sein. 1801 bei einer baulichen Erneuerung finden wir darin ein Spielzimmer, einen Konzertsaal, einen Speisesaal und eine Bedientenstube. 1880 erfolgte die letzte Instandsetzung, welche die Fenster der Süd- und Westseite völlig umgestaltete und die ursprüngliche Treppenanlage im Winterrefektorium beseitigte. Aus neuester Zeit rühren her die Bemalung der Gewölbekappen (1893 vom Maler Grimmer, † 1896), das Gestühl, das Harmonium, ein Glasschrank mit wertvollen vorgeschichtlichen Funden und einigen älteren Abbildungen der Stadt.

Der obere Saal diente schon 1587 als Lagerraum für alte Dachsteine, später als Kornspeicher. 1665 wurde das „Repenter" als sehr baufällig bezeichnet, 1856—1901 vom Militärfiskus benutzt. Auf der Kreuzgangseite suchte man die Frontmauer, die infolge der Sorglosigkeit des alten Meisters von 1275 gewichen war, durch Zumauern der großen Obergeschoßfenster und Anlage von viel kleineren, schließlich durch hölzerne Anker und eine Anzahl Strebepfeiler zu sichern.

Die Terrassenbrüstung im Paradiesgarten datiert erst von 1900.

Gegen das Ende des 13. Jahrh. scheint der Westflügel (Abb. 87 bis 90) der Klausurgebäude, das Cellarium, und gleichzeitig auch der westliche Kreuzgang errichtet zu sein. Das Erdgeschoß enthält neben diesem eine geräumige mit Kreuzgewölben überdeckte Halle. Sie diente selbst als Keller, ohne unterkellert zu sein. Die Rippen sind doppelt gekehlt und sitzen wiederum auf ganz schlichten Wandträgern. Während der Kreuzgang, die Außenmauern und das Dach des Flügels bis zur Kirche durchlaufen, hört der Obergeschoßboden schon ein Joch vor der Kirche auf, so daß hier durch die ganze Gebäudehöhe ein wüster Raum bleibt. Er hat einen besonderen Eingang von außen und diente wohl als bedeckter Hof, in dem man mittelst Winde an der inneren Giebelwand das Korn in den das ganze Obergeschoß einnehmenden Speicher beförderte. Am Südende des Flügels, der später meist Kornhaus genannt wurde, lag das Treppenhaus und der Eingang zur Klausur.

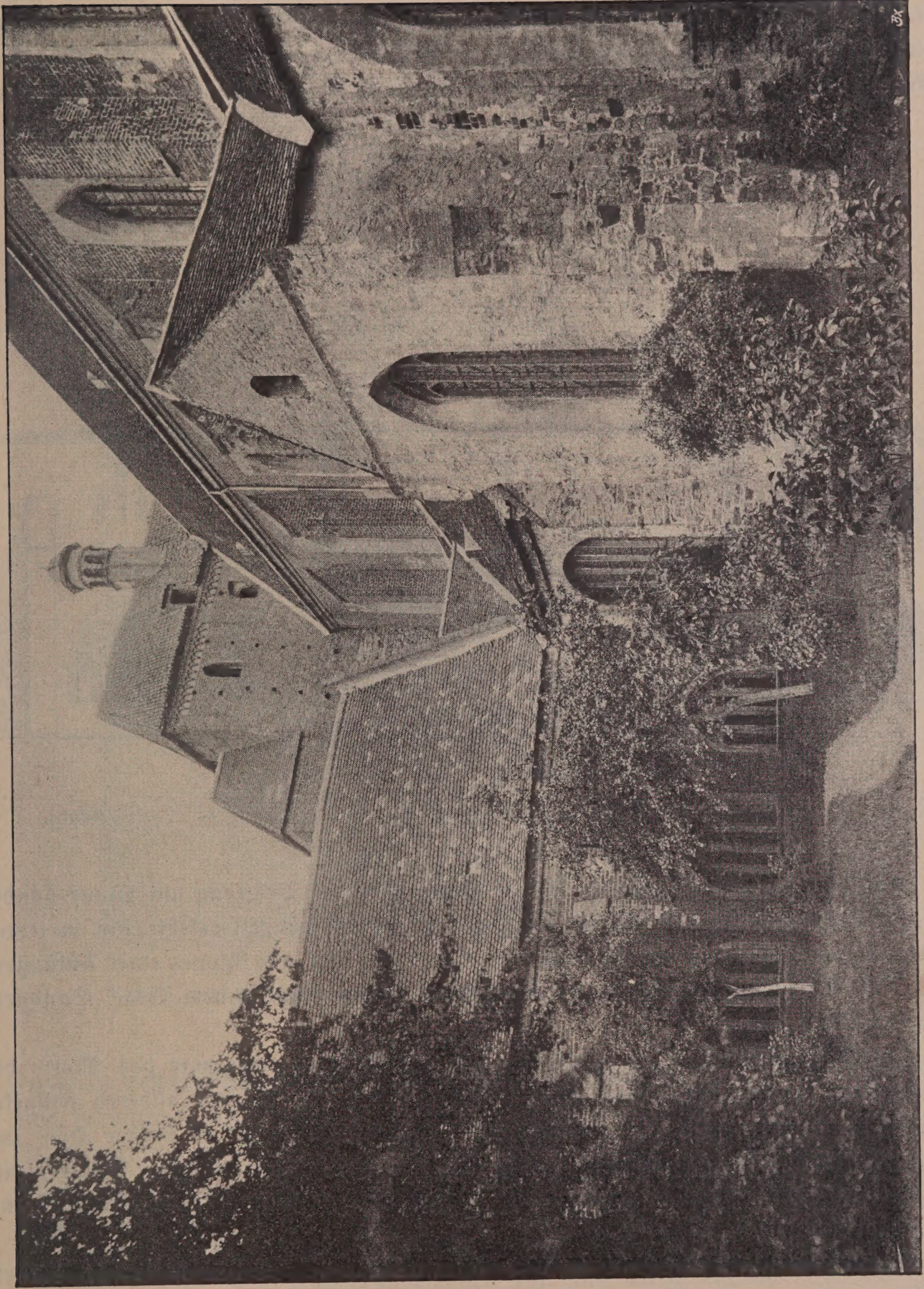


Abb. 87. Havelberg. Südseite des Domes und westlicher Kreuzgang.

Im Kreuzgange befindet sich eine Spitzbogentür von sehr einfacher Profilierung mit breit abgerundeten Ecken, die mitten in das eigentliche Cellarium führt, das gegenwärtig als katholische Kapelle dient und eine zweite ebenfalls spitzbogige Tür, die nordwärts in die Kirche führt. Das viermal abgestufte Gewände dieses Portals zeigt schöne ausdrucksvolle Gliederung (Abb. 59 unten links). In diesem Arme des Kreuzganges finden wir

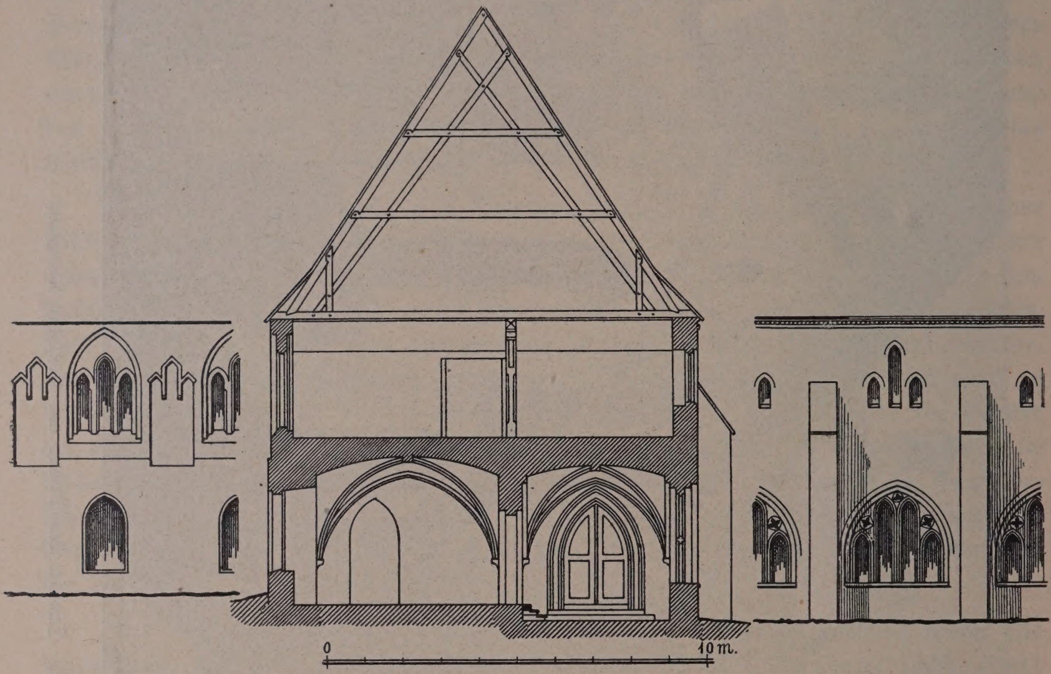
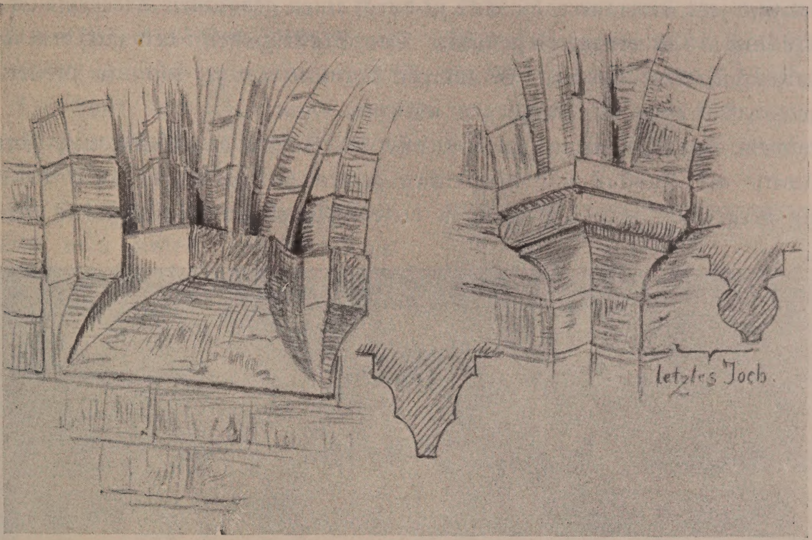


Abb. 88. Havelberg. Dom. Schnitt und Fassadensysteme des Westflügels der Stiftsgebäude.

auch an der Wand Schildbögen, gegenüber an den Arkaden Brüstung und Wand bündig (Abb. 88). Die Rippen sind wie im südlichen Kreuzgange doppelt gekehlt, nur im letzten nördlichen Joch abweichend mit Birnstab, die Gewölbeträger, alle Rippen eines Anfängers nebst Schildbögen zusammenfassend, in mageren Formen aus einem Stück Sandstein gearbeitet (Abb. 89).

Zur Außenarchitektur am Friedhof übergehend, sehen wir zwar das Motiv der Bogenstellung beibehalten, diese aber höher geöffnet als an den anderen Flügeln. Zwischen den Bögen steht ein System von Strebepfeilern, die in halber Höhe des Obergeschosses in Schrägen endigen. Hier sind nur wenige schlitzförmige Fenster, zum Teil mit Falzprofil für Verglasung, der Gesimsstreifen ist flach ohne Konsolen mit einer Sägeschicht.

Die Westfront ist durch die Erneuerung in den dreißiger Jahren des 19. Jahrh. entstellt, indem das Erdgeschoß ganz mit überglatten Backsteinen kleinen Formates bekleidet erscheint und seine Fenster, die vermutlich auch hier nur schlitzartig waren, mit schlechter Profilierung vergrößert wurden. Über dem Portal am Klausur-



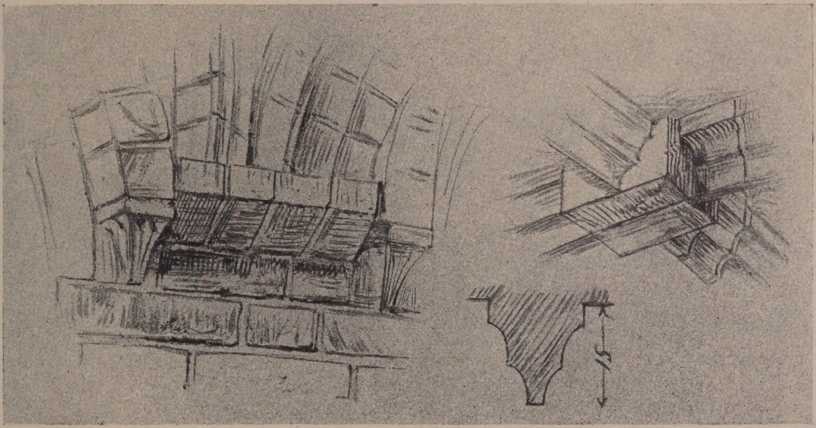


Abb. 89. Havelberg. Dom. Einzelheiten vom Westflügel des Kreuzganges.

Eingange befindet sich ein schönes mittelalterliches Sandsteinrelief (Abb. 90), das, leider stark verwittert, die Anbetung der Könige darstellt: rechts wohnen ein Bischof und St. Laurentius dem Vorgange bei, die kleine Figur des Stifters kniet im Vordergrunde. In einer halbrunden Erweiterung inmitten über der Maria schweben zwei Engel mit dem Stern. Die jetzige Ausbildung des Portals rührt zwar von jener Erneuerung her, doch scheint die Anordnung mit dem Relief ursprünglich eine ähnliche gewesen zu sein. Die Obergeschoßfenster sind nur wenig ergänzt. Es sind in jeder Achse drei schmale Öffnungen von einer Spitzbogenblende zusammengefaßt. Das letzte Fenster nach Süden deutet durch abweichende Teilung das Treppenhaus an. Seine Fenster

am Giebel sind jetzt vermauert, die Ecke ist durch einen geböschten Strebepfeiler neuester Zeit (1829 und 1835 erneuert) gestützt. Der Staffelgiebel, der mit dem des Südflügels verwächst, wird durch im Grundrisse kleeblattförmige, schlanke Pfeiler in fünf Felder geteilt, die oben im Spitzbogen schließen.

Nachdem das Cellarium im 18. und 19. Jahrh. als Gefängnis, der Kreuzgang teilweise als Kuhstall und dergleichen gedient hatte, wurde 1837 der westliche Kreuzgang hergestellt; 1856 zog auch in diesen Flügel der Militärfiskus ein.

Abb. 90. Havelberg. Dom. Relief über dem Eingange zur Klausur im Westflügel der Stiftsgebäude.

In der Rückwand dieses Kreuzganges ist eine Sandsteintafel angebracht, die 1,10 m breit und 1,12 m hoch ist und Christus mit zwei begleitenden Figuren in erhabener Arbeit darstellt.

Der „Friedhof“ (Abb. 87) hatte von altersher zur Bestattung der Mönche gedient (Riedel Cod. III, S. 7). 1581 mußte den Domherren verboten werden, die Schweine darauf zu weiden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Konventflügel (Ostflügel), durch Übergänge mit ihm verbunden, im Osten noch Gebäude gestanden haben, die unbedingt zu einer Klosteranlage gehörten und die sich

teils aus innerer Notwendigkeit, teils nach Analogie von vielen anderen Klöstern hier befunden haben müssen. Nur wenige sichtbare Spuren und einige Andeutungen in Archivalien sind noch darüber vorhanden. Hierzu gehört zunächst ein Latrinengebäude. Die Spur des Überganges, der dahin führte, ist am Dormitorium noch sichtbar. Ferner gehören hierzu das Noviziat und das Hospital, die ebenfalls ihren gewöhnlichen Platz im Osten des Konvents haben und an die wir denken müssen, wenn 1580 von „unsere alte zerfallene Choraley . . . neben . . . . dem Gewölbe, darunter des Kapitels gemeiner Keller" gesprochen wird und 1665 im Hausbuche gesagt wird: „Diese Gewölbe haben vormals nächst dabei an gestandenen gewölbten Häusern gehöret und hat solche Gebäude vor Jahren Herr M. Lüdtke . . . an sich gebracht . . . Und weil dies gewölbte Haus sehr baufällig und mit großen Kosten nicht hatte können repariert werden, so ist solches anno 1664 abgebrochen". Vermutlich ist diese Choraley (d. h. die Behausung der Chorsänger) vordem das Noviziat gewesen. Zu diesem und dem Hospitale gehörte gewöhnlich auch eine Kapelle. Eine solche ist ebenfalls einmal angeführt als zur Dechanei gehörig, die hier lag (Conclusa Capit. Oktober 1646).

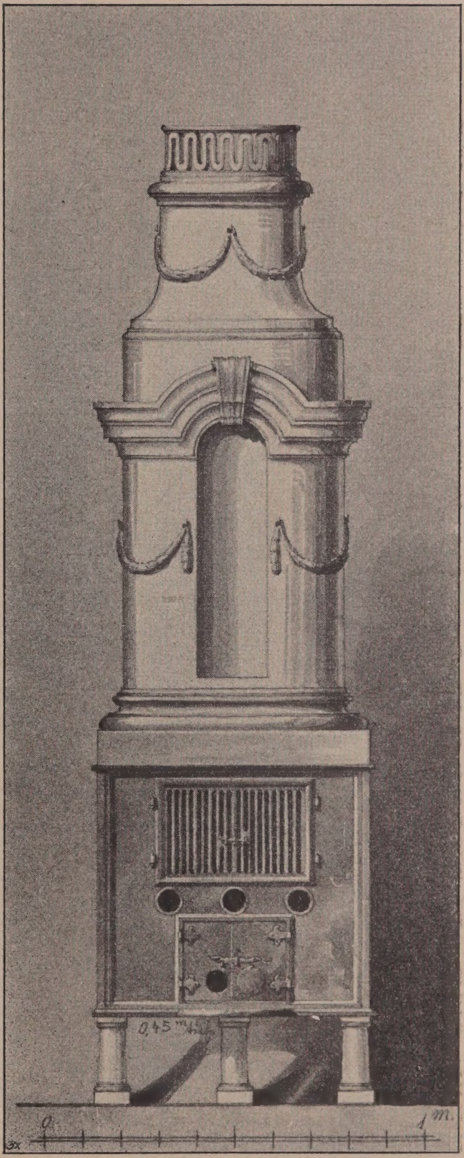


Abb. 91. Havelberg. Ofen aus der Dompropstei (jetzt im Museum auf dem Dome).

An der Stelle, an welcher nach der Lage des Klosters und nach Analogie anderer, das Hospital gedacht werden müßte, hat 1506 (nach der Transformation) Peter Conradi seine Kurie eingerichtet. Es wäre wohl möglich, daß er das alte Hospital hierbei benutzt und dadurch eine Veranlassung hatte, ein neues Domhospital zu stiften, wie er es durch sein Testament tat (siehe S. 108).

Die Dechanei, das jetzige Gerichtsgebäude wurde laut Hausbuch von 1748 damals ganz neu erbaut. Bei dem einfachen Barockbau mit „einem holländischen Dach von Steinen" ist ein großer Garten, in dem 1748 zwei Lusthäuser standen.

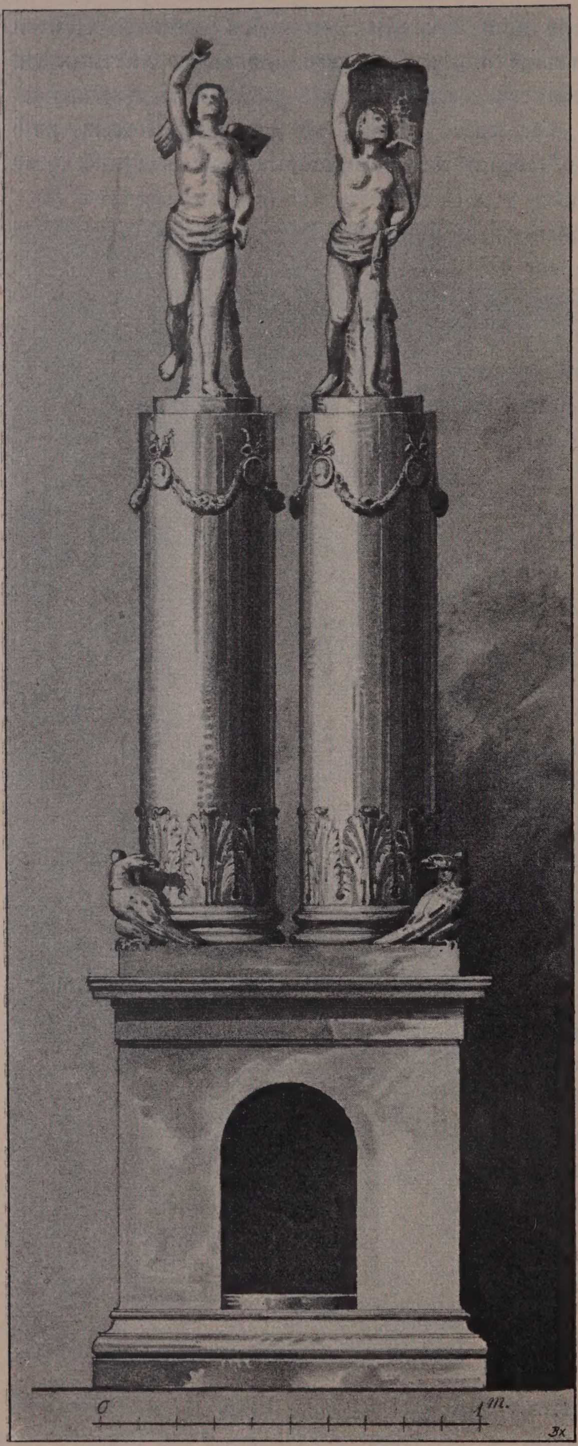


Abb. 92. Havelberg. Ofen aus der Dompropstei (jetzt im Museum auf dem Dome).

Im Innern einige Räume mit Ornament-Stuck an Decken und Kaminen (1558 hatte der Dechant Peter Conradi seine Kurie dazu vermacht).

Die Propstei ist eine der ältesten Anlagen beim Dome mit einer Dornitz. Oft erneuert, u. a. etwa 1526 durch Propst Leonhard Keller stattlich hergestellt (Riedel Cod. III, S. 67). 1673 nahm Propst Joachim Freiherr von der Schulenburg große bauliche Einrichtungen an dem Propsteigebäude vor, die um so nötiger waren, als „das jetzt lange wieder nicht bewohnt gewesene" Gebäude in der Regel dazu benutzt wurde, um fürstliche Herrschaften bei Ablagern aufzunehmen, nun aber ganz verfallen war (Riedel Cod. III, S. 69). Architektonisch Wertvolles ist nicht mehr vorhanden. Zwei Öfen mit bemerkenswerten Aufbauten aus Stuck vom Anfang des 19. Jahrhunderts befinden sich seit 1905 im Museum auf dem Dome (Abb. 91 und 92).

Der Verbindungsbau zwischen Propstei und nördlichem Kreuzarme des Domes, der auf der Karte von Thal noch gezeichnet ist (Abb. 51), wurde 1823 abgebrochen. Die Spuren von Dachanschluß und Türen am Dom sind noch sichtbar. Dieser bedeckte Gang ruhte auf zwei „Schwiebbögen" und führte in die nördliche obere Kapelle. Der Bau bildete den östlichen Abschluß des Laienfriedhofes. Den

Abb. 93. Havelberg. Torpfeiler am Domfriedhofe.

westlichen bildete eine niedere Mauer mit dem Kirchhofsportal (Abb. 93), das nur noch in wiederhergestellter Form erhalten ist und als Eingang zum jetzigen alten Domfriedhof im Osten, jenseits des Hohlweges dient, wohin es 1789 versetzt wurde. Es besteht in zwei sechseckigen Backsteinpfeilern mit gefastem Sockel und Pyramiden-Endigung über einem Hohlkehlengesimse, an den Ecken Rundstäbe, die Flächen mit gefasten Spitzbogenblenden geziert. Material Backsteine, 10 Schichten = 85 cm. Bekrönungen aus Eisen: schlankes Kreuz und ringförmige Schlange (Zusätze von 1789). Vor dem Brande eingekratzte Inschrift am linken Pfeiler: Christoph Kamps, Ziegelmeister d. 24ten May 1789. Ursprünglich wohl aus dem 14. Jahrhundert.

Das Brauhaus (jetzt Superintendentur, im 18. Jahrh. Senioren-Kurie), ein massiver Bau nächst dem Propsteistall (Hausbuch von 1748), war 1664 sehr

baufällig. Um 1900 wurde er instandgesetzt und dabei geändert. In ursprünglicher Form erhalten ist nur noch ein geräumiger Keller von 2.3 Jochen mit hervorragend schöner Wölbung in Backstein. Spitzbogengurte von 2,88 m Spannweite und 28 cm Breite ruhen auf niedrigen quadratischen Pfeilerstümpfen und tragen freihändig gewölbte Hängekuppeln (Abb. 94). Anscheinend 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts.

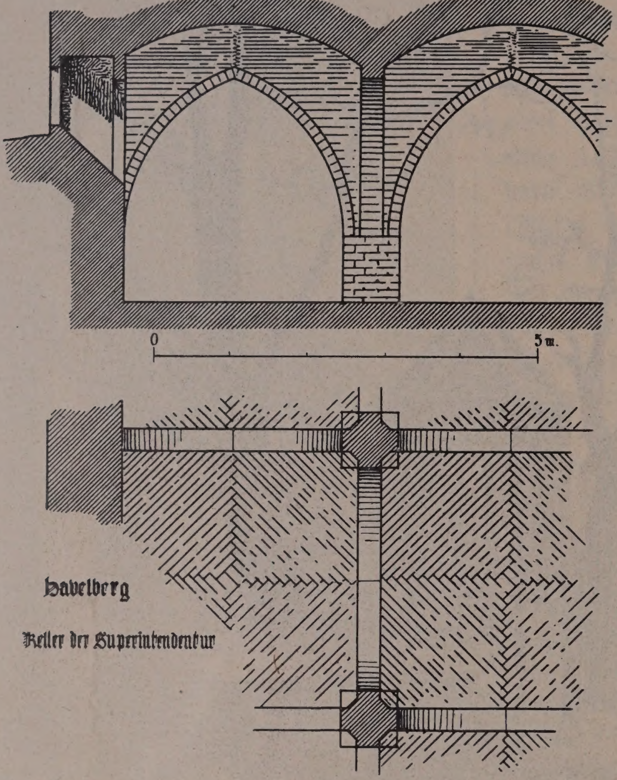


Abb. 94. Havelberg. Dom. Keller des ehemaligen Brauhauses (Superintendentur).

Das vom Dechanten Peter Conradi i. J. 1558 gestiftete, am Camps belegene Domhospital (Beguinen-Haus, Abb. 51 Nr. 14 und Abb. 96) ist ein schlichter zweigeschossiger Fachwerkbau von 13 „Verbind" Länge, dessen Westgiebel auf der alten Ringmauer ruht und dessen meist durch beide Stockwerke reichende Stiele durch die als Zangen ausgebildeten Obergeschoßbalken zusammengehalten werden, während die Dachbalken auf den einzigen Rahmen am Dachfuße ruhen.

Das Krugtor ist das Haupttor der Klosterfreiheit. Erhalten sind nur noch nach dem Krugplatze zu zwei gleichgroße Durchfahrten in Backsteinrohbau mit flachem Korbbogen, eingeschlossen durch dicke säulenartige Rundstäbe. Daneben rechts noch ein kleines Spitzbogenfenster (Abb. 95). Diese Teile waren ehemals in einem Stalle verbaut und wurden um 1900 ganz umgestaltet. Seitwärts am Hause befindet sich ein schönes, leider stark verwittertes Sandsteinrelief mit der Krönung der Maria (14. Jahrh.), vielleicht von einer früheren Torkapelle stammend, wie sie bei Klöstern üblich war.

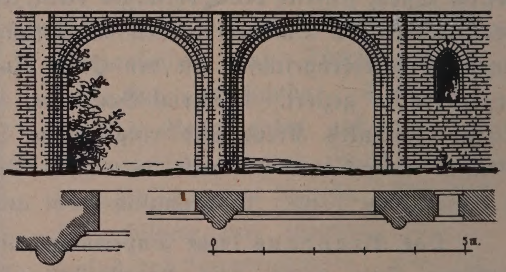


Abb. 95. Havelberg. Krug-Tor.

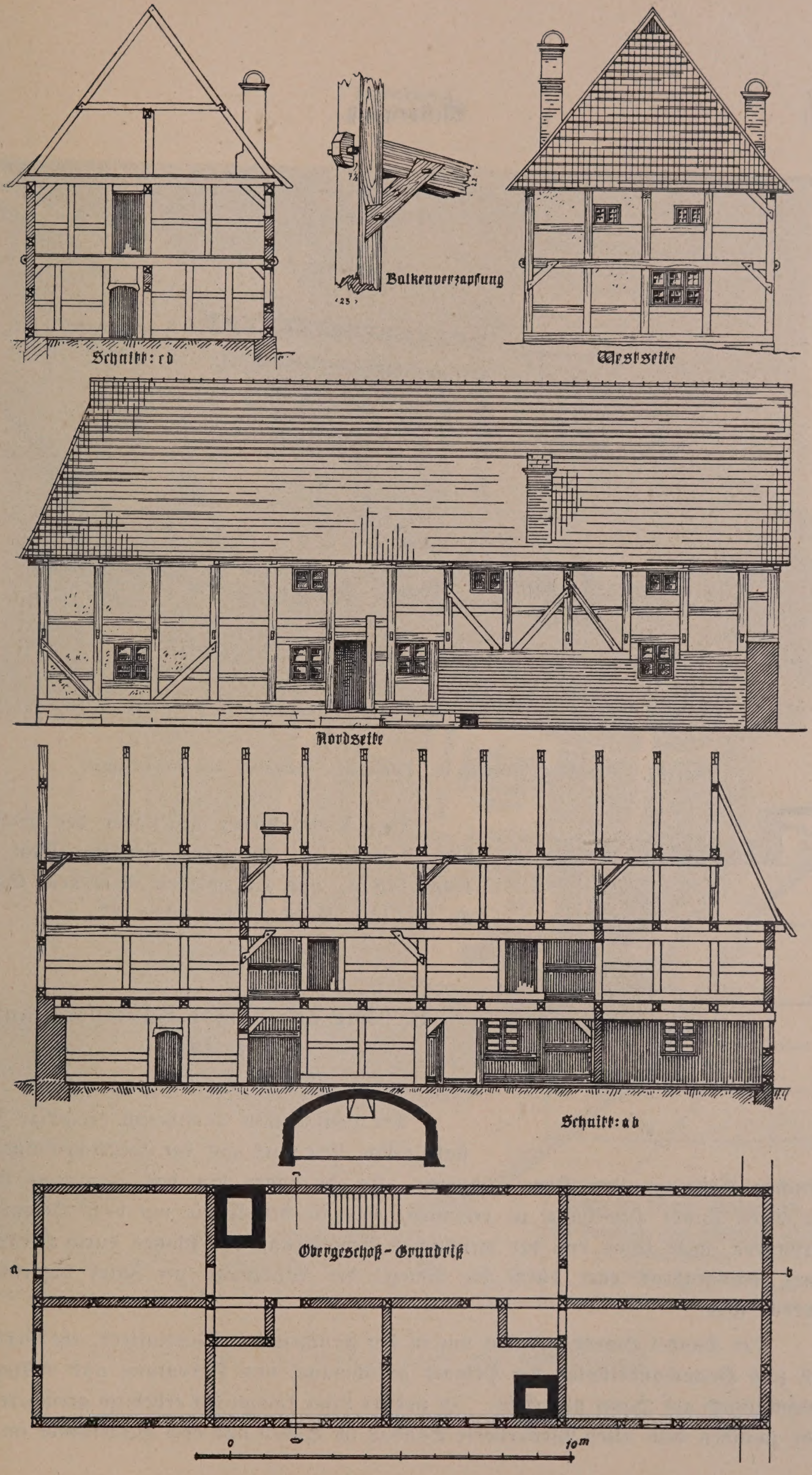
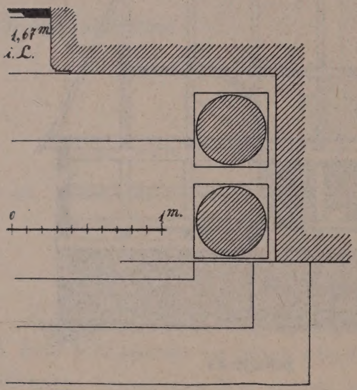


Abb. 96. Havelberg. Das ehemalige Domhospital. Grundriß, Schnitte und Ansichten nach Aufnahmen von Reg.-Baumeister Renner.

Abb. 97. Havelberg. Portal der Domschule, Schaubild und Grundrißteil.



Die Domschule, gegenüber der Westseite des Domes, ist ein langgestreckter Bau von 1803—1815, mit eingestellten dorischen Säulen an den zwei Portalnischen (Abb. 97).

B. Die alte Stadt Havelberg auf der Insel.

Ortsbeschreibung.

Die von Gestalt annähernd dreieckige Inselstadt (Abb. 98) wird auf der westlichen und südöstlichen Seite von der Havel umzogen. In ihr haben wir das eigentliche Gebiet der alten Stadt Havelberg zu erkennen, das in der Urzeit mit dem Hochgelände verbunden, wohl schon von der wendischen Bevölkerung des Platzes durch Herstellung eines Halsgrabens quer durch die Wurzel der Landzunge zur Insel umgeschaffen worden war.

Der Handel Havelbergs war nur in der Frühzeit des Mittelalters, ehe Perleberg sich zum Haupthandelsplatz der Prignitz aufschwang, von Bedeutung und vollzog sich hauptsächlich auf Havel und Elbe. In zweiter Linie kommt der erheblich geringere Verkehr zwischen dem alten Wendenorte Sandau im Süden und dem Hinterlande im Nor-

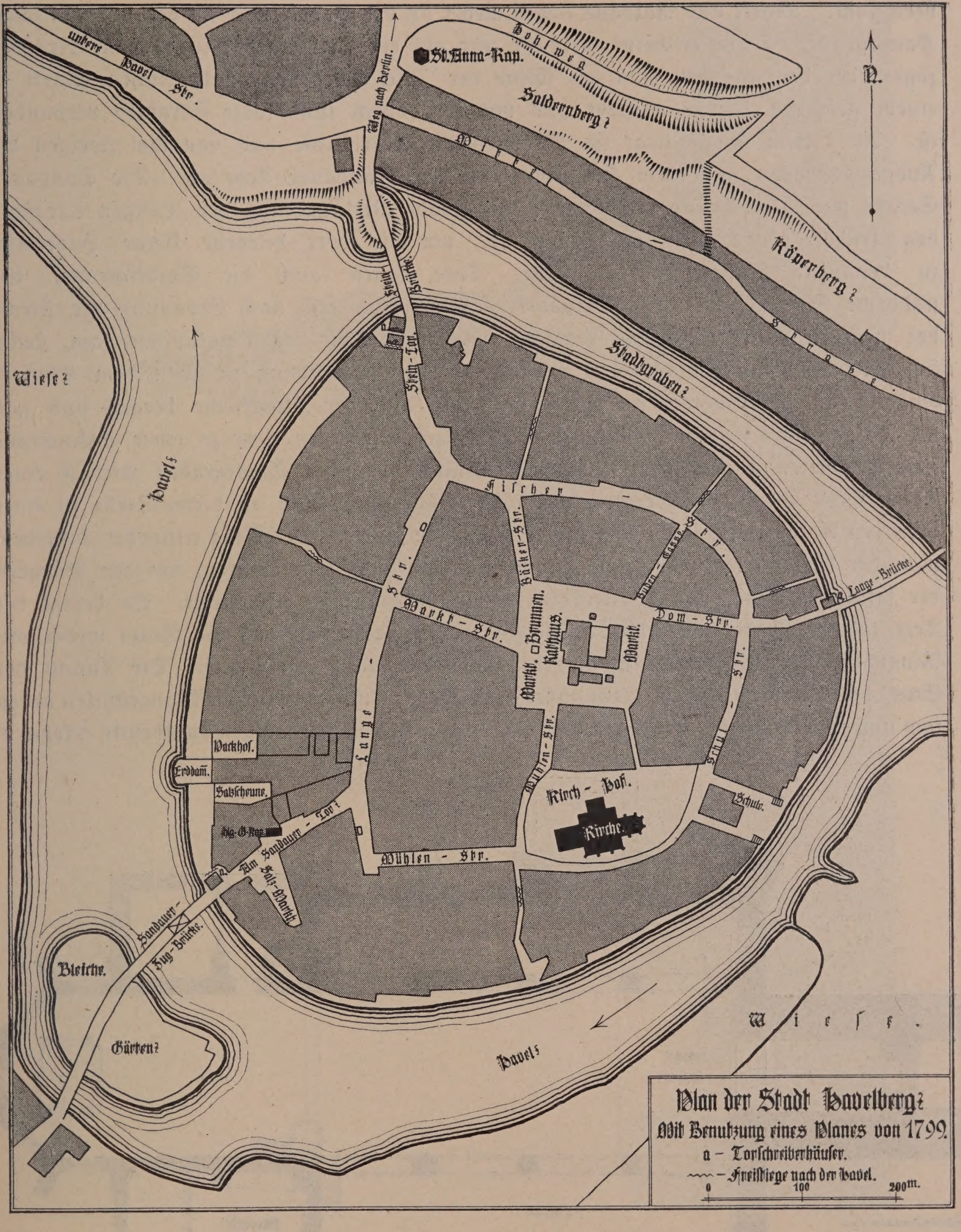


Abb. 98. Havelberg. Plan der Stadt (ohne Dom-Havelberg).

den der Stadt in Betracht. Beide haben anscheinend die Anordnung der Stadt wenig beeinflußt. Markt und Rathaus liegen weder an der Havel, noch an der nordsüdlichen Hauptstraße. Diese erscheint vielmehr nur als ein Teil eines Ringes von Straßenzügen, der den annähernd in der Mitte der Insel belegenen quadratischen Markt in einem größeren Viereck umzieht und mit ihm durch fünf kurze Strahlen verbunden ist. An diesem Ringe liegt im Südosten die Pfarrkirche und von ihm zweigen die Ausgangsstraßen nach dem Steintore und dem Sandauer Tore ab. Die Sandauer Straße mit ihrer Brücke bildet heute die gerade Verlängerung der „Langen Straße", bog früher aber gegen Südwesten ab, um die dort belegene kleine Havelinsel zu benutzen. Nahe dem Sandauer Tore lagen auch die Stadtscheune, der städtische Marstall und der Salzmarkt. Vermutlich erst nach Erbauung der Kirche des heiligen Laurentius, die sogleich unter die Obhut des Domkapitels kam, stellte sich das Bedürfnis nach einer möglichst kurzen Verbindung zwischen dem Klostereingang an der Südwestecke der Domklausur und der Pfarrkirche heraus und gab zur Anlage eines steilen, einst durch Rundhölzer befestigten, jetzt zu einer Steintreppe umgewandelten Weges (der „Scharre") Anlaß, der den Stadtgraben mittelst einer Fähre (jetzt mit der hölzernen „Laufbrücke") überschritt und an dieser Stelle zu einer breiteren Abzweigung jener ringförmigen Straße führte. Der Ring entsendet außerdem nach der Havel etwa zehn sog. „Freistiege", die ausgespart waren, um den Bürgern der mittleren Stadt das Wasserholen aus dem Flusse zu erleichtern. So besagt der Text zu der Karte von 1799. Dieselbe Quelle gibt an, daß die Stadt weder mit Ringmauern noch Pallisaden umgeben, sondern ganz offen war. Die Ansicht der Stadt von Merian (Abb. 50) läßt außer dem Steintor und zwei kurzen Mauerstücken neben ihm nur einen stumpfen dachlosen Torturm in der Gegend der jetzigen Laufbrücke erkennen.

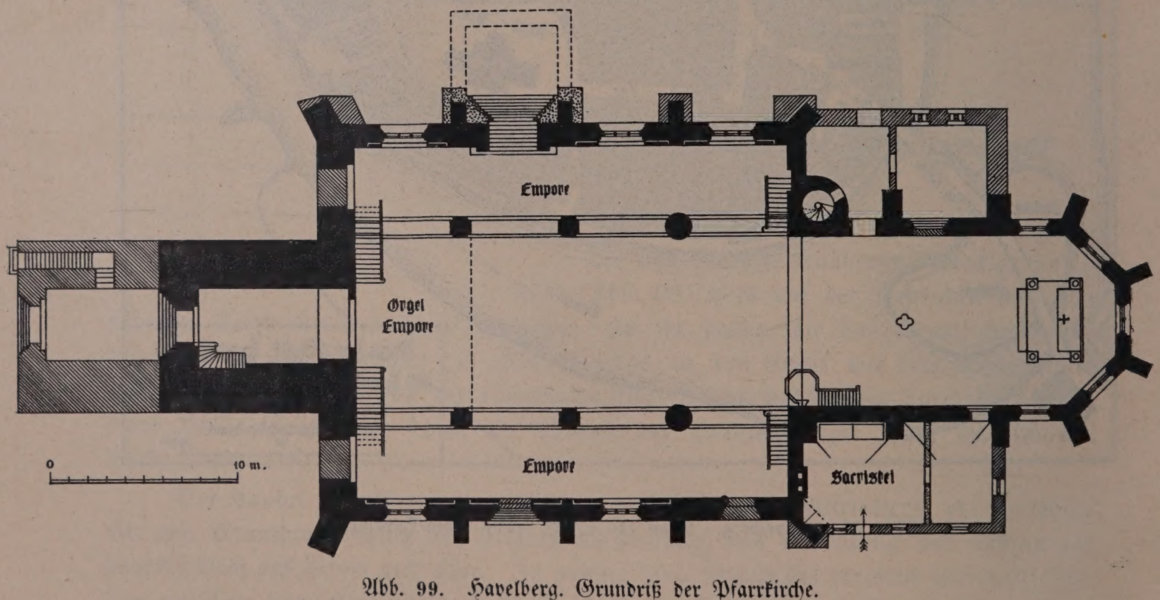


Abb. 99. Havelberg. Grundriß der Pfarrkirche.

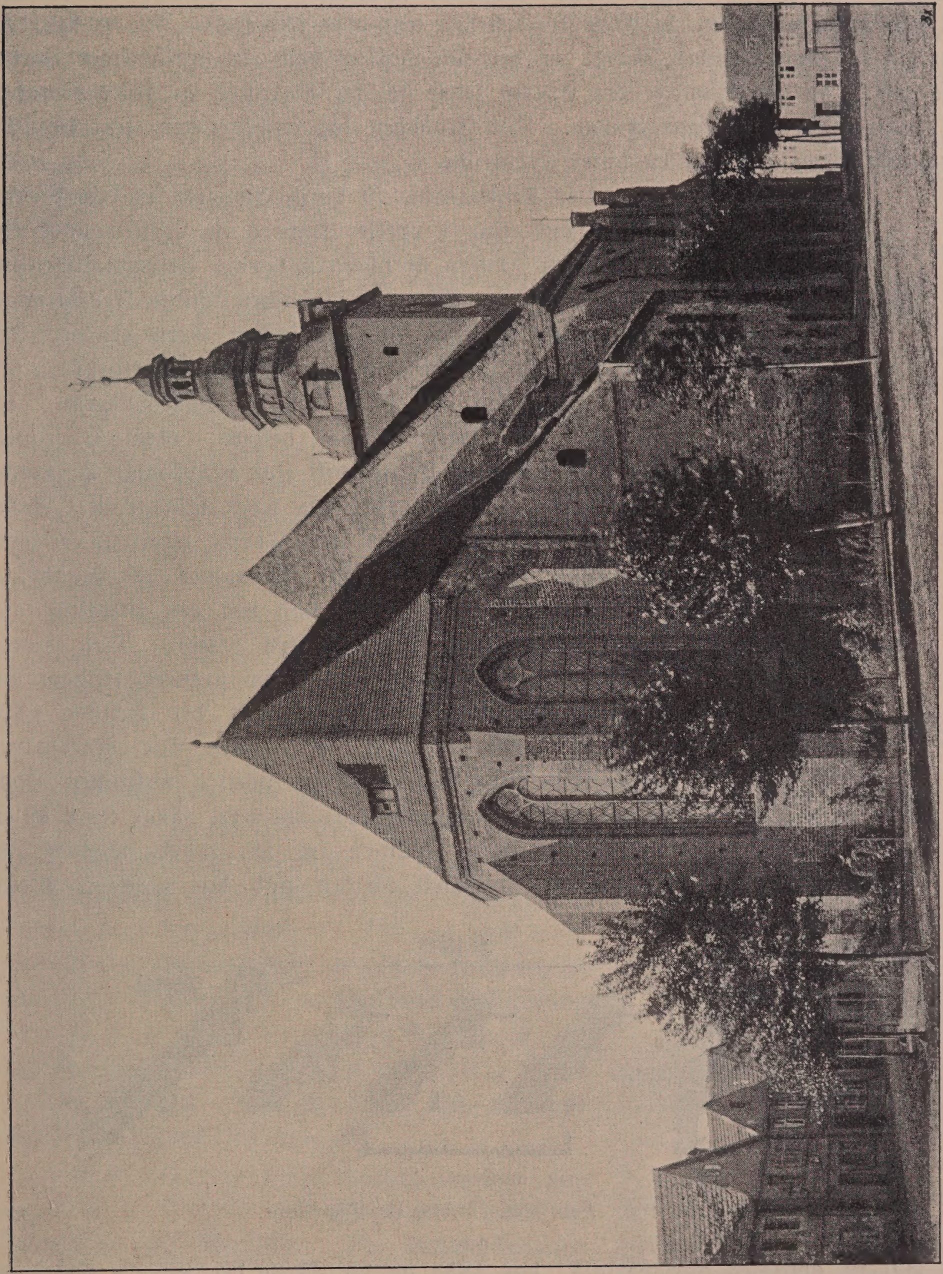


Abb. 100. Havelberg. Pfarrkirche von Osten.

Pfarrkirche St. Laurentius (Abb. 99 u. 100). Dreischiffige, gotische, einst in Stein gewölbte Hallenkirche in außen putzfreiem Backsteinwerk aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Das Langhaus hat vier Joch Länge, der einschiffige Chor

besteht aus zwei Joch und Ostschluß in drei Seiten des Achtecks. Beide sind mit Strebepfeilern besetzt, die Gewölbe bestehen jetzt aber aus Holz. An der Westseite steht ein fast quadratischer, Turm, an den sich westlich noch ein zweistöckiger Vorbau anschließt. An die Südseite des Chores lehnt sich die Sakristei, an seine Nordseite ein späterer zweigeschossiger Anbau. Der Erdboden lag früher tiefer, jetzt liegt der Kirchenfußboden acht Stufen unter Erdgleiche.

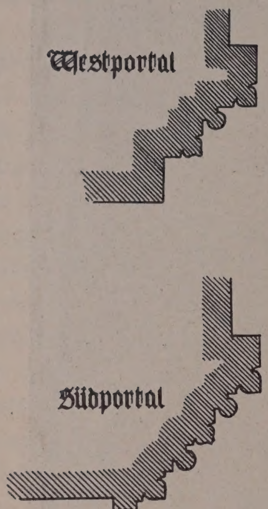


Abb. 101. Havelberg. Profile der Pfarrkirche.

Der Kirchenraum ist durch Emporen in den Seitenschiffen und eine doppelte Empore im Westen stark eingeengt; im Innern ist überhaupt vom Ursprünglichen nur wenig erhalten. Die zwei westlichen schlicht kreuzförmigen Pfeilerpaare scheinen in ihrer ersten Form erneuert, das östliche Paar ist kreisrund. Die Längsgurte sind rundbogig, wohl aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Die Gewölbe aus derselben Zeit, hölzern, ohne Quergurte. Bis 1854 hatte das Mittelschiff eine rundbogige Holztonne, deren Spur am Triumphbogen noch sichtbar ist. Außen zeigt die Westmauer neben dem Turme jederseits vermauerte Türen und Fenster. Die Südmauer des Langhauses ist noch am besten erhalten und mit den ursprünglichen oben abgeschrägten Strebepfeilern besetzt. Das Portal mit schönem vollem Spitzbogen in strenger frühgotischer Profilierung (Abb. 102), derjenigen der Fenster (Abb. 102) verwandt, ist jetzt vermauert. Die Nordmauer, welche bis 1854 durch die im zweiten westlichen Joche vorgebaute Johanneskapelle gestützt war, hängt etwa 50 cm nach außen über. Schon im 18. Jahrh. mußten ihre Strebepfeiler verstärkt werden und die massigen Pfeiler

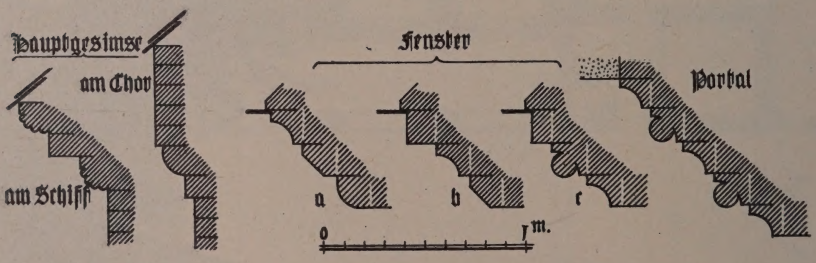


Abb. 102. Havelberg. Profile der Pfarrkirche.

des modern gotischen Nordportals, das 1854 an die Stelle der Kapelle trat, sind insofern technisch begründet. Hölzerne Anker durchkreuzen am Triumphbogen und dem östlichen Pfeilerpaare die Schiffe zwischen Kämpfer und Scheitel. Die Fenster des Langhauses sind dreiteilig mit einfacher Profilierung im Charakter des 13. Jahrh. (Abb. 102), im unteren Teile meist vermauert. Die Profile am Westfenster der

Nordseite wechseln seltsamerweise zweimal: unten Kehle, weiter oben runde Ecke, schließlich einfach vollkantige Ecke. Ob die flachen Nischen im Innern über den Emporen, die zwischen sich Lisenen mit abgerundeten Ecken stehen lassen, ursprünglich schon am Boden begonnen haben, ist fraglich. Das Hauptgesims scheint von einer Erneuerung in spätgotischer Zeit herzurühren, da an ihm zwei Rollschichten mit Stabbündeln auftreten. Das Dach des Langhauses war früher steiler als jetzt, wie die Spur am Turm bezeugt.

Die Gewölbe im Chore sind ebenfalls hölzern, bis 1854 hatte er eine gerade Decke. Vorlagen oder Dienste sind nicht vorhanden. Die Strebepfeiler sind schlicht ohne Abstufung, die Fenster zweiteilig, sehr einfach profiliert, gleich denen der Nordseite des Schiffes (Abb. 102) mit gekehlten Pfosten. Das Maßwerk zeigt über dem Zwillingspaare kleiner Spitzbogen einen Kreis. Das Dreieckstück unter dem Kreise ist aus Sandstein gearbeitet, so daß die Plättchen, die bei den Backsteinprofilen getrennt nebeneinander laufen, hier verschmolzen werden konnten. Das Gesims ist hier anscheinend noch das ursprüngliche, mit schwach vortretender Halsschicht und starkem, aus einer Rollschicht gebildeten Viertelstabe darüber. Auf der Nordseite des Chores öffnete sich das ehemalige „Brautportal", das jetzt vermauert und umbaut ist. Sein Profil ist bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. In der nördlichen Ecke zwischen Langhaus und Chor steht ein Treppenturm, dessen oberer Abschluß zerstört ist, während seine unteren Teile wie das Portal umbaut sind von dem zweigeschossigen Anbau, der im Erdgeschoß teilweise eine Vorhalle zu einem neueren Nebeneingange bildet, teils aber als Gerätekammer dient. Das Obergeschoß des Anbaues war wohl ehemals laubenartig nach der Kirche geöffnet, ist aber jetzt ebenfalls seiner ursprünglichen Bestimmung entfremdet. Die Sakristei auf der Südseite ist, wie aus den erhaltenen Anfängern zu ersehen, früher gewölbt gewesen. Die Süd- und Ostwand sind zum Teil in Fachwerk erneuert.

Abb. 103. Havelberg. Turm der Pfarrkirche.

Der Turm ist etwas länglich angelegt, von unten an in Backstein ausgeführt und dient im Erdgeschoß als Vorhalle. Die Schallöffnungen sind zwar spitzbogig, doch gehört dieser Teil anscheinend bereits einer Erneuerung an. Von beachtenswerter Schönheit des Aufbaus ist der hölzerne geschieferte Oberteil von 1660 mit seinem ins Achteck übergeführten, geschweiften Dache, seinen vier Dach-

gaupen und den zwei achteckigen, arkadengeschmückten Laternen übereinander (Abb. 103). Eigenartig ist daran die Verdoppelung der Gesimse. Gegenüber der stumpfen Form des Domturmes kommt dieser im Stadtbilde umsomehr zur Geltung. Der Zweck des westlichen, ganz schlichten massigen Anbaues am Turme war, nach den starken Mauern zu urteilen, zum Teil die Sicherung des Turmes, dessen Standfestigkeit wohl schon früher ebenso gefährdet erschien, wie die der Nordwand des Schiffes. Durch diesen Anbau wurde der schon vorhandenen noch eine ebenso tiefe westliche Vorhalle hinzugefügt. In der Mauer führte eine Treppe zum Obergeschoß, das jetzt der Kirchendiener bewohnt. Das Dach war früher nach der Spur am Turm ebenfalls höher. Seitlich vom Portale findet sich an der Westseite ein einfaches Memorienkreuz, darunter eine Tafel mit der Kreuzigung und dem knienden Donator, 1459, vielleicht die Entstehungszeit des Anbaues.

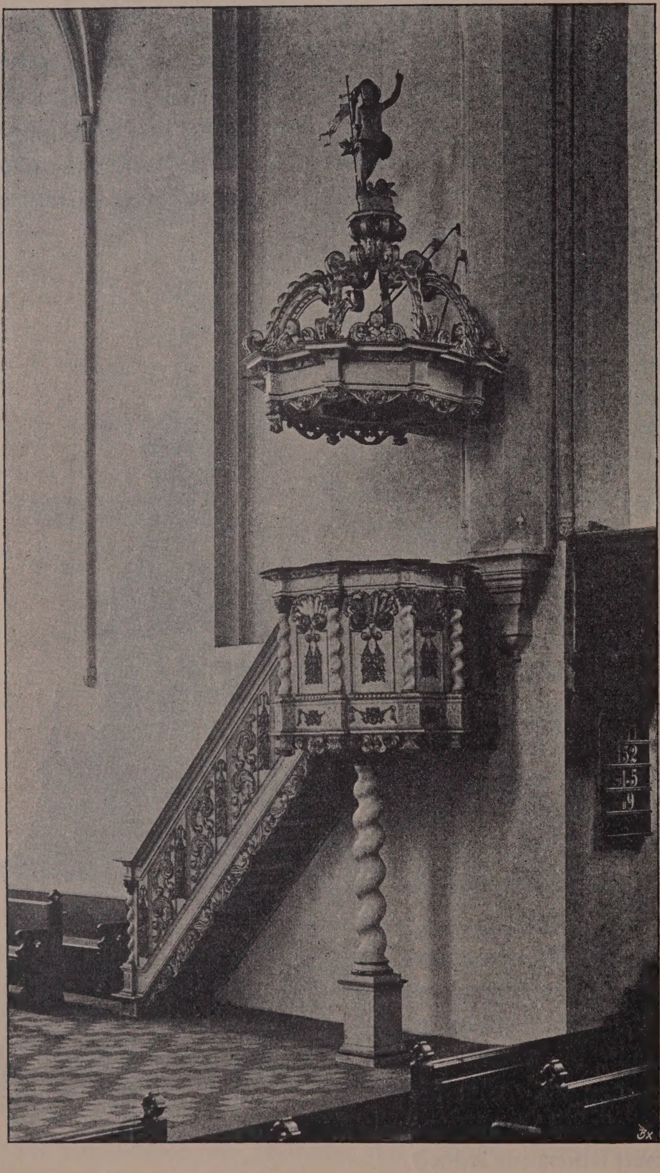
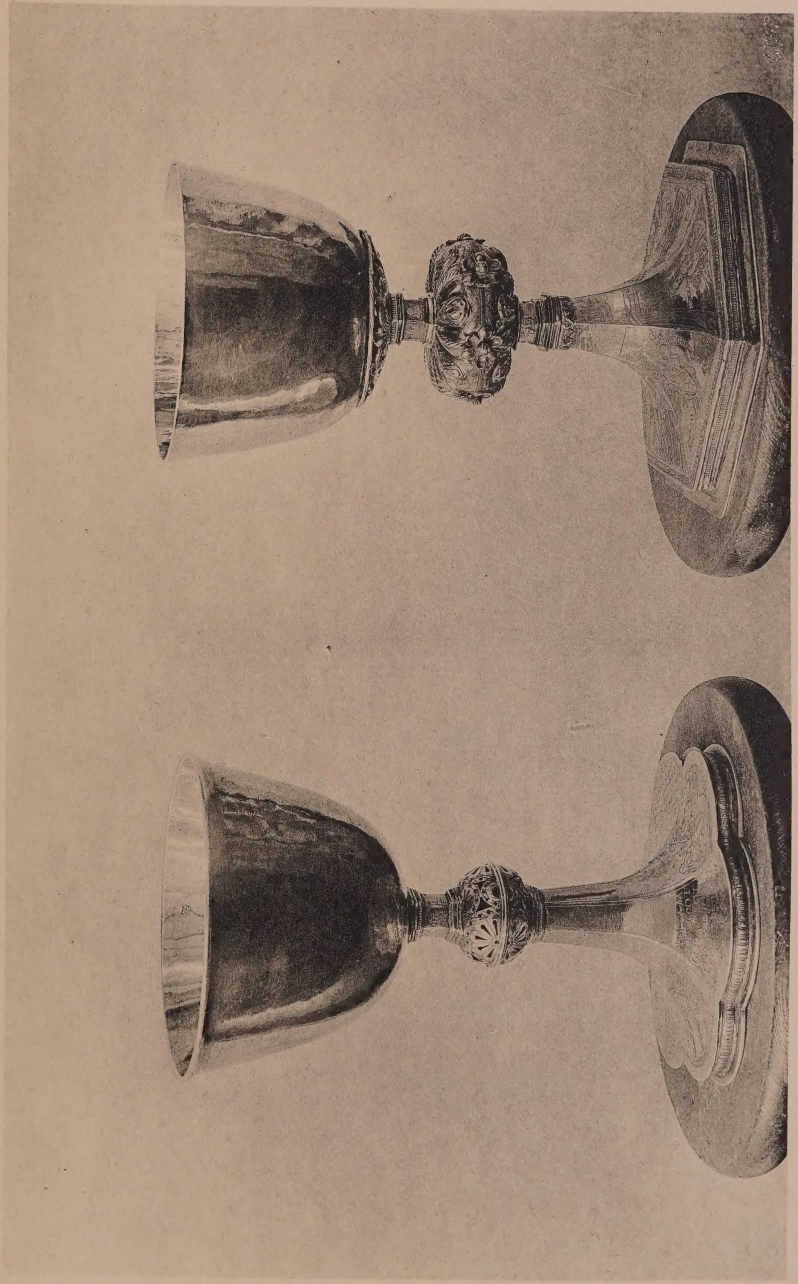


Abb. 104. Havelberg. Kanzel in der Pfarrkirche.

Altar. Ein oben offenes Ziborium mit Rückwand auf vier gelben Stucksäulen, der Oberteil gotisierend, 1817. Das Ganze ein charakterloses Gemisch von Barock, Empire und gänzlich verunglückten Versuchen zur Gotik. An der Rückwand ein Altargemälde von Bernhard Rhode, die Abnahme Christi vom Kreuz darstellend.

Der frühere gotische Altar befand sich



Havelberg. Zwei Kelche der Pfarrkirche.

1817 noch in einer Seitenkapelle. Eine ausführliche Beschreibung gibt Büsching, „Reise durch einige Münster“ S. 81 f.

Kanzel (Abb. 104), Spätrenaissance, auf gewundener Säule ruhend, nebst reich geschmückter Treppe und Schalldeckel mit durchbrochener Kuppel und Christusfigur als Bekrönung, 1691 gefertigt und 1702 gemalt von „C. L. Schlichting Mahler“ (Inschrift am Fuß). 1854 instandgesetzt. Bemalung weiß mit Gold und Silber.

Orgel, Werk und Prospekt von 1754, ersteres von Schulz aus Neuruppin (Inschrift an der Innenseite der Tür).

Reste von reichem Gestühl in Spätrenaissance, weiß mit Vergoldung, im Obergeschosse des Anbaues nördlich am Chor.

Taufe von etwa 1 m Höhe (Abb. 105), zierlich und schön, Bronzeguß, mit den Namen der Stifter und der Inschrift: H. ROLLET. ME. FECIT.A. BERLIN. 1723.

Kelch, Silber vergoldet, von 1541, der Fuß sechsteilig, mit eingerissenen biblischen Darstellungen. Auf einem der Felder das Gießerzeichen, auf einem anderen die Jahreszahl. Der Knauf reich verziert mit Rosetten und getriebenen Buckeln. Höhe 26 cm, oberer Durchm. 14 cm, Fuß 17,3 cm. Patene dazu 18 cm Durchm. mit Weihkreuz und Jahreszahl (Taf. 14).

Kelch, Silber vergoldet, 25 cm hoch, von 1643. Fuß ebenfalls mit eingegrabenen biblischen Darstellungen, doch handwerksmäßiger. Gießerzeichen in Form eines Steinmetzzeichens mit Buchstaben und Jahreszahl zu den Seiten (Taf. 14).

Kelch, klein, 17 cm hoch, 12,5 cm oberer Durchm., Silber vergoldet, spätgotisch. Am Knaufe: Jhesus in gotischer Kleinschrift. Am Fuße erhabene Kreuzigungsgruppe auf einem Krystall, als Weihzeichen.

Zwei Patenen, die eine 19 cm Durchm. von 1587, die andere 17 cm Durchm., ohne Inschrift.

Kanne, Silber, teilweise vergoldet, 20 cm hoch, mit den Namen der Stifter und der Jahreszahl 1678.

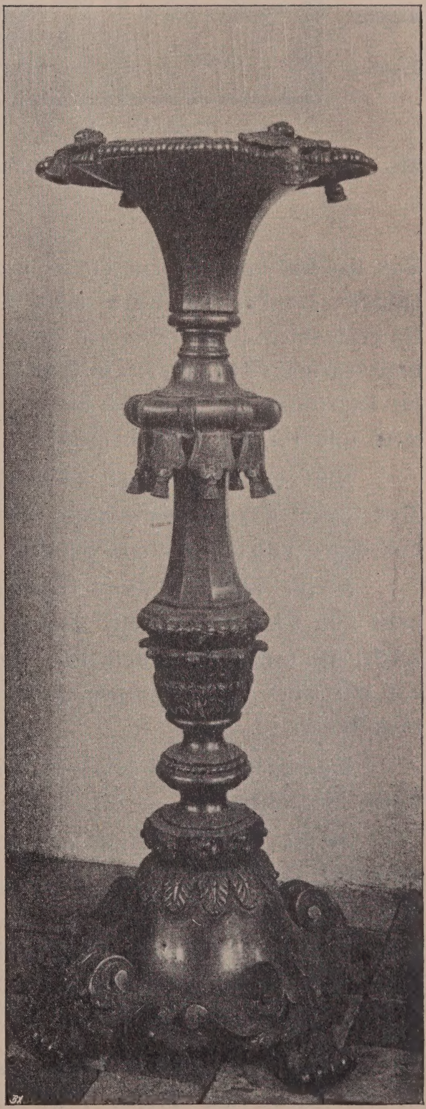


Abb. 105. Havelberg.
Taufe in der Pfarrkirche.

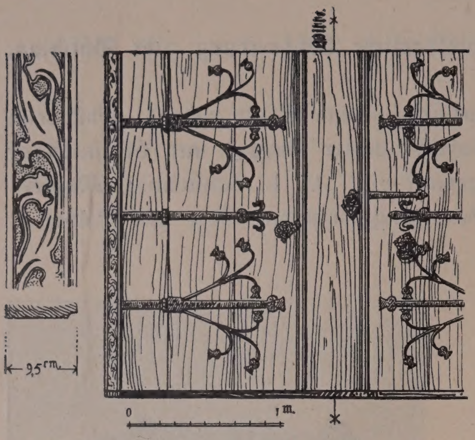


Abb. 106. Havelberg. Schrank in der Sakristei der Pfarrkirche.

Länglichrunde Oblatenbüchse, 12 cm lang, 4,5 cm hoch, Silber vergoldet.

Kronleuchter für 12 Kerzen aus Messing, Spätrenaissance in der üblichen Form.

Spätgotischer, zweiteiliger Bretterschrank (Abb. 106) in der Sakristei, zwischen zwei Strebepfeilern der südlichen Chorwand eingebaut. An den Eckleisten Blattfriese, deren Umrisse mit dem Geißfuß ausgestochen. Die Bänder endigen teils in Lilien, teils in großen und kleinen Disteln (Abb. 107). Die linke Tür hat innen ein altes Kastenschloß, außen ein verziertes Schloßblech (teilweise zerstört). Die rechte Tür hat Krampe und ein dickes, dreieckiges Vorhängeschloß. Außerdem ist daran ein hübscher Handgriff in Form eines Türklopfers mit zwei kleinen Widderköpfen. Sein Unterlagsblech ist durchbrochen mit feinem Distelornament, das mit dunkelrotem Stoff unterlegt war (Abb. 107). Der Schrank war schwarz gestrichen, die Bänder im Stamm rot, die Distelblüten weiß. Auch die Randleisten waren mehrfarbig bemalt, das Ornament weiß und rot, der Grund grün.

Opferstock von Holz in Renaissanceformen mit einfachem Eisenbeschlag. Am Deckel zwei Einwurfsöffnungen für Geldstücke, vorn zwei alte Vorhängeschlösser, ein dreieckiges und ein walzenförmiges.

Kleine eiserne Truhe (Schatzkasten) in der Sakristei, 39 cm hoch, 40 cm breit und 64 cm lang, mit Malerei, Rosen und Tulpen auf grünem Grunde. Der Deckel ist innen ganz von dem scharfsinnig ausgedachten Schloßwerk eingenommen, das mit einer durchbrochenen und in Tiefriß verzierten Eisenplatte gedeckt ist. Spätrenaissance.

Schreinartige Gedächtnistafel der Familie Curdes, 17. Jahrh., in der nördlichen Vorhalle.

Gemälde in Öltechnik auf Holz, die Kreuztragung Christi darstellend, in eigenartig knapper, schöner Anordnung, wertvolles Stück aus italienischer Schule, dessen Künstler unbekannt.

Bildnisse früherer Geistlicher, namentlich in der westlichen Vorhalle, z. B. Joachim Blumenthal (gemalt 1646), † 1651, Georg Seldius † 1671, Caspar Lehmann † 1733, Caspar Franke † 1752.

Grabsteine und Epitaphien. Bürgermeister Mathias Kurdes † 1566, vorn in der Kirche am Pfeiler links (Taf. 15). Gegenüber am Pfeiler rechts: Franz Curdes, ebenfalls Bürgermeister, † 1625. Ferner: Hans von der Schulenburg mit der Gestalt des Verstorbenen in voller Rüstung, † 1537, nebst Ehefrau und Kindern.

Havelberg. Grabstein des Bürgermeisters Mathias Kurdes in der Pfarrkirche.

Kersten Hovemann † 1598. Peter Rhinow, 1585 errichtet, † 1611, mit Kruzifix und Wappen und andere mehr.

Zwei figürliche Steinarbeiten von künstlerischem Werte werden jetzt im Bibliothekschrank der Sakristei aufbewahrt. Es sind die Gestalten eines betenden Mannes und einer betenden Frau im Patrizierkostüm des 17. Jahrhunderts.

Die Bibliothek in dem gotischen Schranke in der Sakristei enthält unter anderem: Luthers sämtliche Werke in doppelter Ausgabe (die alte Wittenberger, z. T. von Melanchton herausgegebene, und die Walch'sche); die Werke des afrikanischen Kirchenlehrers Aurelius Augustinus (354—430) in zehn Bänden, herausgegeben von Erasmus. Prächtiger Druck aus der wiederhergestellten Froben'schen Offizin zu Basel aus dem Anfange des 16. Jahrh.; die lateinisch abgefaßten Schriften des württembergischen Reformators Brentz; Werke von Flavius Illyricus; Musculus; Wolff; die Schriften des jüdischen Geschichtsschreibers Flavius Josephus in deutscher Übersetzung, herausgegeben von Conr. Lautenbach, 1575, mit zahlreichen Holzschnitten.

Von den drei vorhandenen Glocken ist die große 1699 gegossen von Otto Elers, mit lateinischer Inschrift.

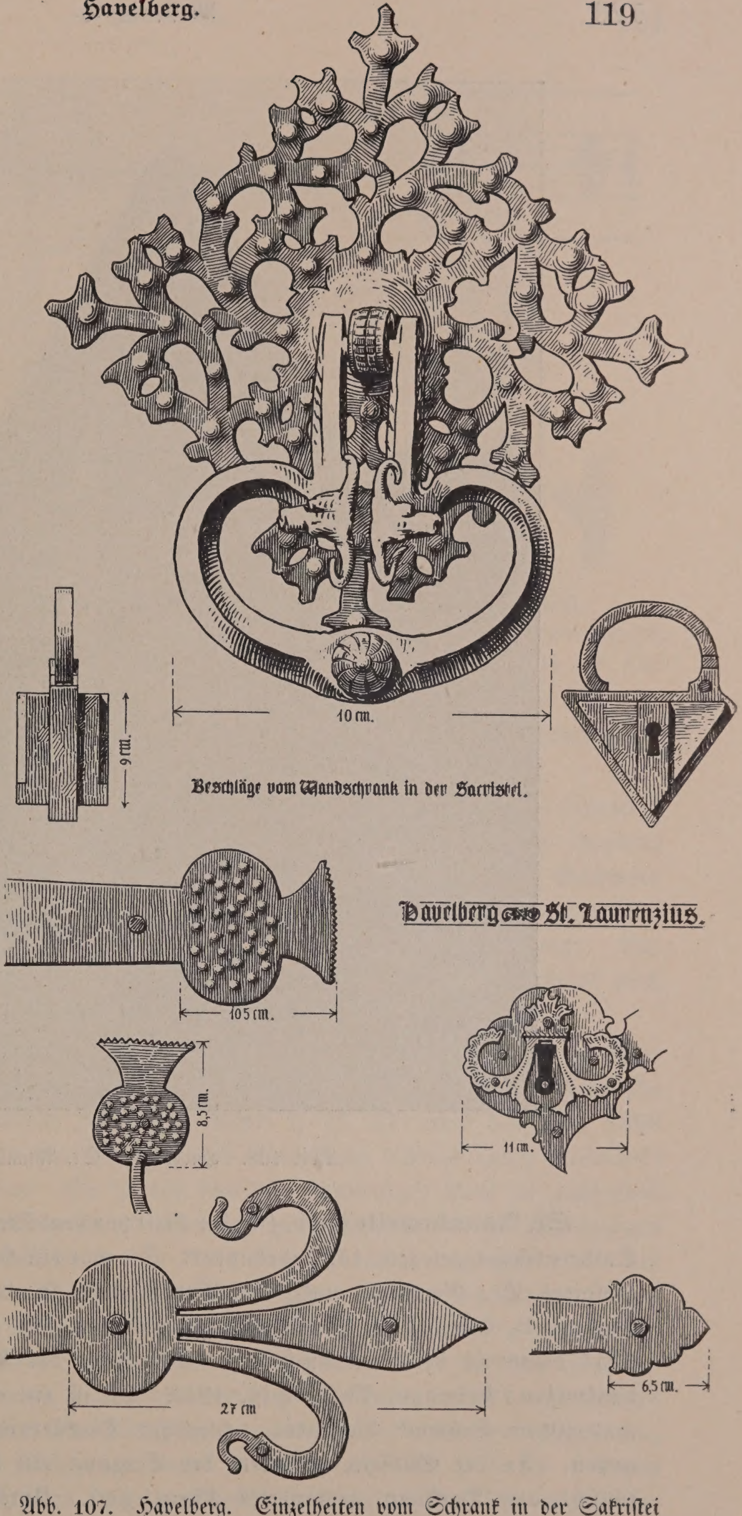


Abb. 107. Havelberg. Einzelheiten vom Schrank in der Sakristei der Pfarrkirche.

Abb. 108. Havelberg. St. Annakapelle.

St. Annakapelle (Abb. 108 bis 110) vor dem Steintor am westlichen Abhange des Saldernberges gelegen, 15. Jahrhundert. Sie war ein Hospitalkirchlein und gehörte dem Hospital St. Gertraud und St. Annen, das in der Nähe gelegen haben muß (Zöllner II, 408). Der Friedhof dazu erstreckte sich bis an den jetzigen Hohlweg. 1754 diente sie bei Begräbnissen zur Absingung der Kollekten und Haltung der Abdankungen (Bekmann, Märk. Hist. 195). Es ist ein einfacher, aber der Gegend zum malerischen Schmuck dienender achteckiger Backsteinbau mit schwachen Eckvorlagen außen. An der Südseite talwärts der Eingang mit kleiner Nische darüber, die ein schlicht aus Backstein gemauertes Kreuz ziert. Unter dem Gesimse sind friesartig

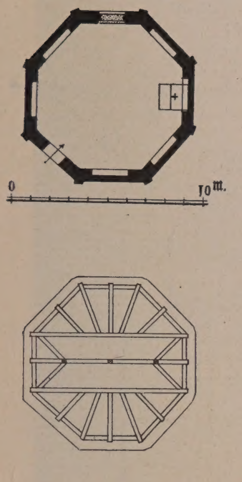
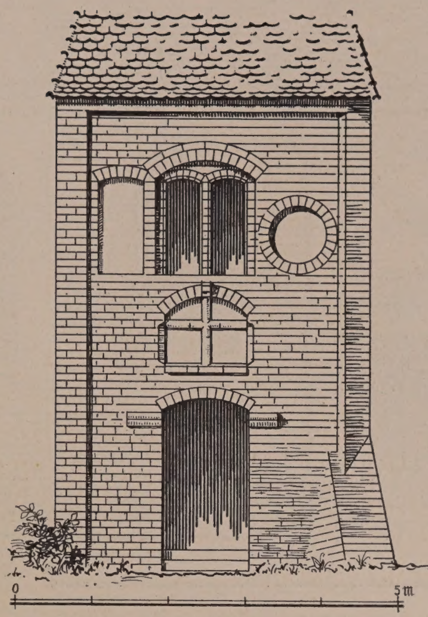
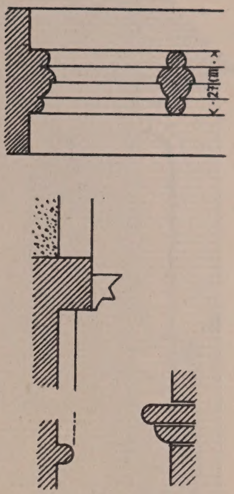


Abb. 109. Havelberg. Grundriß und Dachbalkenlage der St. Annakapelle.





Fensterprofil, Schlußstein der Kreuzblende, Kämpferstein neben der Tür.

Abb. 110. Havelberg. Eingangseite der St. Annakapelle nebst Einzelheiten.

die kleinen gekuppelten Stichbogenfenster angeordnet, die merkwürdigerweise jedesmal einerseits von einer Rundblende, andererseits von einer Stichbogenblende begleitet sind. Das Gesims besteht nur in einem einfachen vortretenden Streifen; Backsteinformat: 27 . 14 . 8,5—10 cm, 10 Schichten = 1,06 m. Das Innere ist nicht gewölbt, sondern mit gerader Decke versehen, über der ein steiles Zeltdach emporragt. Der tannene Dachstuhl ist tüchtig zusammengebaut und in gutem Zustande, er scheint noch der ursprüngliche, wiewohl Fußsäulchen fehlen.

Kapelle des St. Spiritus-Hospitals (Beguinenhaus genannt), am Ende der Sandauer Straße gegenüber dem Salzmarkte gelegen. Sie wurde nach einer Urkunde im Geheimen Staatsarchiv (Rep. 21. Riedel I, S. 37) vom 25. Mai 1390 damals neu errichtet, vermöge der Stiftung des Thidericus Kirmer (oder Kremer?) und Elisabeth, seiner Hausfrau. Es ist ein schlichter rechteckiger Bau in putzfreiem Backstein, der in neuerer Zeit durch Einbau von zwei Stockwerken zu Wohnungen für alte Frauen im Innern vollständig den kirchlichen Charakter eingebüßt hat. Am Äußeren ist nur die Straßenseite (Abb. 111 u. 112) von Wert. Das in den unteren Teilen schlecht instandgesetzte Portal zeigt über der Stichbogentür im Bogenfelde der umrahmenden Spitzbogenblende eine Hocharbeit aus Sandstein, die mehrere stark verletzte Figurengruppen in friesartiger Anordnung zeigt, links Christi Verspottung, rechts den Kruzifixus mit Maria und Johannes (Abb. 113). Die Fenster, welche früher meist zweiteilig waren, begannen ursprünglich zwei Schichten unter Türkämpfer; jetzt sind sie so weit herabgeführt, wie in Abb. 111 das schmale Fenster links neben der Tür angibt; sie

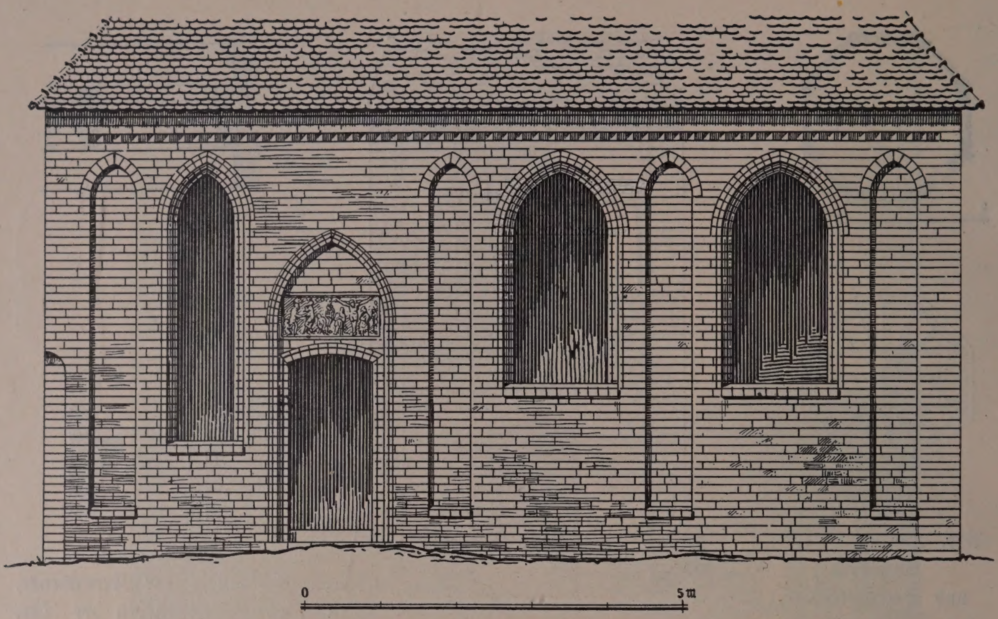


Abb. 111. Havelberg. Kapelle des Heiliggeist-Hospitals (Beguinenhaus).

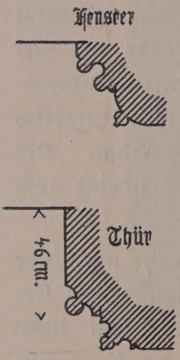


Abb. 112. Havelberg. Profile der Heiliggeist-Kapelle.

wechseln mit hohen schmalen Blenden, über denen sich statt des Hauptgesimses ein deutsches Band hinzieht. Die von Bergau, S. 411 aus Adler, Backstein II, S. 9 entnommene Beschreibung dieses Bauwerks ist gänzlich irrtümlich und beruht anscheinend auf einer Verwechselung.

Im Innern ist ein geschweifter Brettertisch bemerkenswert (Abb. 114). Früher wurde hier ein holzgeschnitzter St. Georg aufbewahrt, der aus dem Georgenhospital dorthin übertragen war (Riedel, Codex III, S. 275 und Zöllner I, 207); wo er sich jetzt befindet, ist nicht bekannt.

Von den **Kapellen**, die früher in Stadt Havelberg bestanden haben, scheint nur die Johanniskapelle der Pfarrkirche angebaut gewesen zu sein. Sie kann nur vermutungsweise als die auf der Nordseite i. J. 1854 abgebrochene und durch den Portalbau ersetzte bezeichnet werden. Wahrscheinlich entstand sie durch die St. Johannis-Stiftung der Witwe Rathenow im Jahre 1346 (Riedel I, S. 265).

Die Calvarienkapelle an der Havel beim Schönberge, die dem Nonnenstifte der Kongregation „Unserer lieben Frauen des Berges Calvarie" angehörte, war um 1520 gegründet, doch schon 1549 drohte ihr die Gefahr der Profanierung, die zwar zunächst durch Einspruch des Domkapitels abgewendet wurde, aber nicht für die Dauer. 1743 wurde eine Schule darin eingerichtet (nach Bekmanns Märk. Hist. könnte man eine Calvarienkapelle auch bei St. Laurentius suchen).

Abb. 113. Havelberg. Figurenfries über der Tür der Heiliggeist-Kapelle.

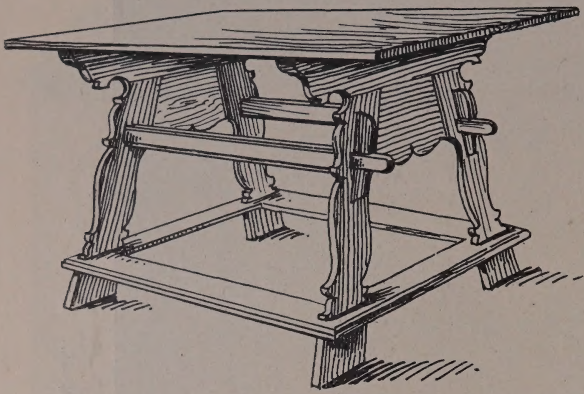
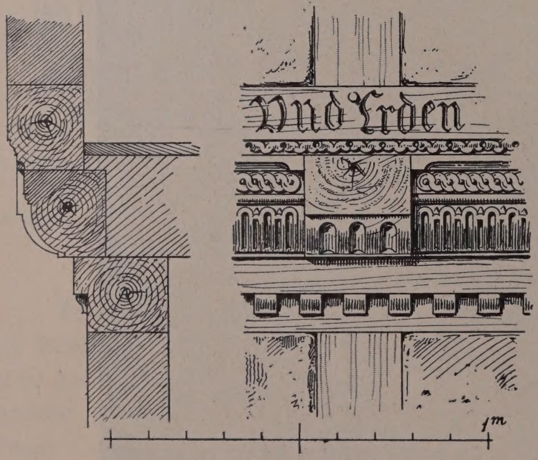


Abb. 114. Havelberg. Tisch im sog. Beguinenhause (Heiliggeist-Kapelle).

Eine Kapelle des heiligen Kreuzes stand bis zur Reformation auf dem „lütgen“ Kirchhofe. Nach Riedel III, S. 323 und Heffters Register zu Riedel lag sie bei St. Laurentius. Die Familie Curdes hatte das Patronat. Ob diese Kapelle übereinstimmt mit der Lutken-Kapelle (1558), „so zu Lutken Capellen gehört haben“ (Riedel III, S. 323), ist schwer aufzuklären, wie es überhaupt der Ortsforschung überlassen bleiben muß, in die Namen und Lage der Kapellen Havelbergs volle Klarheit zu bringen.

Die Marienkapelle, die der Dechant Peter Conradi (laut Testament) zu Havelberg gebaut und ausgestattet hatte und in der er beigesetzt zu werden wünschte, ist ebenfalls in ihrer Lage noch nicht festgestellt. Nach Heffters Namenverzeichnis zu Riedels Codex hätte auch diese Kapelle bei St. Laurentius gelegen. Conradi's Grabstein befindet sich indessen jetzt im Dome.

Das **Rathaus.** Lobium (siehe Riedel-Heffter). Die Bezeichnung deutet darauf, daß es eine Laube besaß (vergleiche Wittstock). Einen Turm hatte es nach den älteren Ansichten der Stadt nicht. Bei dem Neubau i. J. 1698



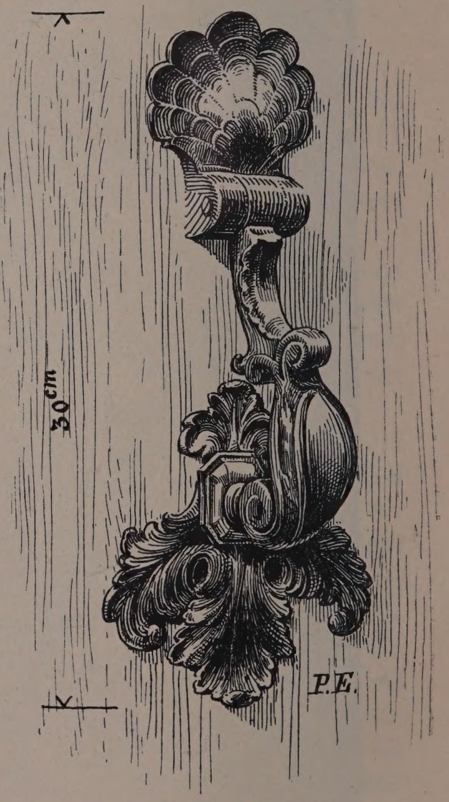


Abb. 115. Havelberg. Gebälk und Türklopfer des Hauses Stein Straße 4.

war es (nach Bekmann) „mit einem schicklichen Turm geziert worden". Das jetzige Gebäude, ein Putzbau aus der Mitte des 19. Jahrh., enthält aus dem Mittelalter nur noch einige gewölbte Kellerräume. Nach den Bränden von 1627, 1635, 1652, 1674 wurde es 1698 wieder aufgebaut. Die schöne Stuckdecke in der „Audienz", die Bekmann 1754 erwähnt, ist nicht mehr vorhanden.

Von älteren **Wohnhäusern** bestehen in Havelberg noch eine Anzahl Fachwerkhäuser, zum Teil mit verzierten Gebälken und eingeschnittenen Bibelsprüchen. Das größte von ihnen ist:

Stein Straße 4, mit Traufe nach der Straße und Dacherker mit Winde. Die zwei oberen Stockwerke setzen mäßig über, auch die Schwelle noch über die Balkenköpfe. Rahmen, Füllhölzer und Schwellen sind mit Zahnschnitten, Eierstäben und dergleichen verziert (Abb. 115). Die Brustriegel gehen nicht durch. Verstrebung fehlt im Obergeschosse ganz, im zweiten besteht sie vorherrschend in Brüstungshöhe. An der Schwelle des ersten Geschosses befindet sich die Jahreszahl 1715. In einer Kammer da-

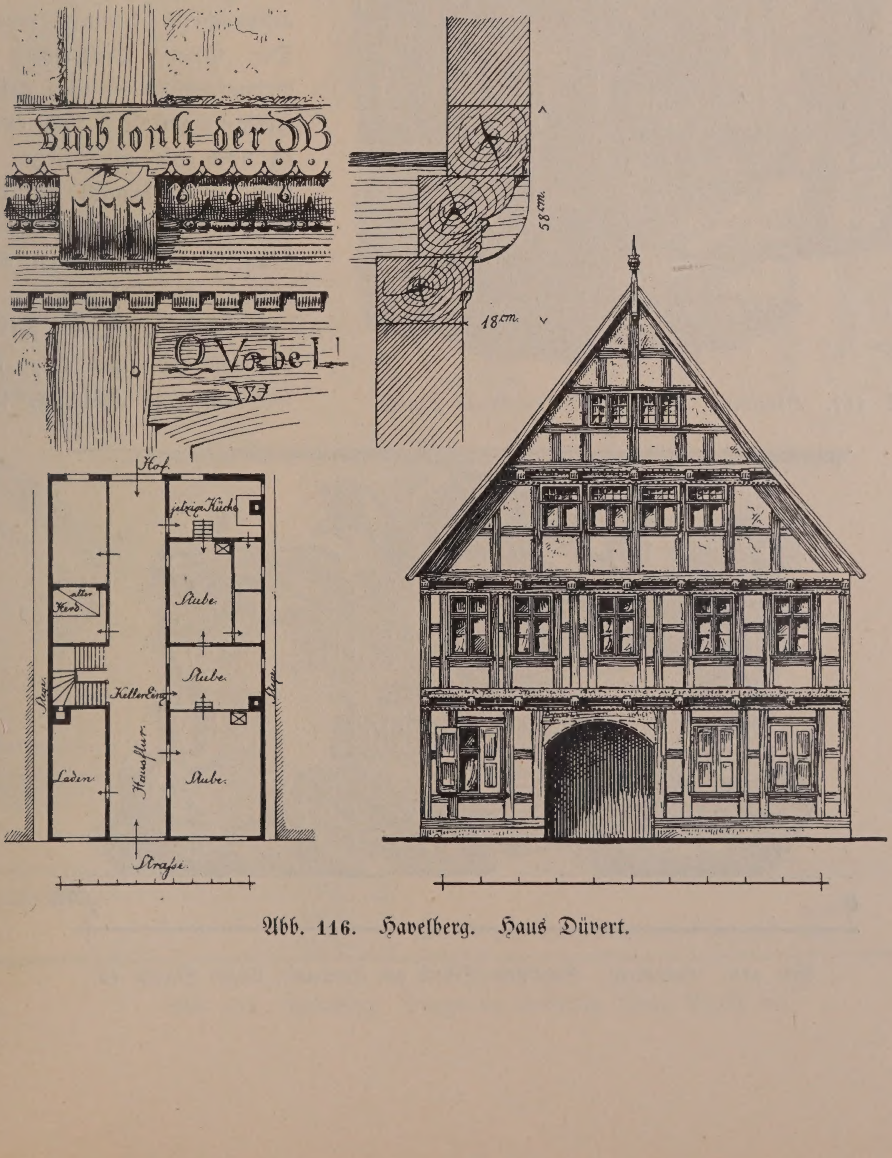


Abb. 116. Havelberg. Haus Düvert.

Abb. 117. Havelberg. Beischläge in der Mittel Straße.

selbst ist am Schornstein eingeritzt: „Das Buchard *H* brannte ab am 23. Januar 1811." Um 1890 wurde es vermöge staatlicher Beihilfe in zwei gelbgrauen Tönen angestrichen. An der Tür hübscher Klopfer aus Messing (Abb. 115).

Das Düvert'sche Haus, Lange Straße 12, ein kleines Giebelhaus von 1666, hat ähnliche Ausbildung der Gebälke (Abb. 116) und ist 1903 mit staatlicher Beihilfe ansprechend bemalt worden. Die innere Einteilung des Erdgeschosses ist zum größten Teile umgestaltet, doch enthält es noch die alte, jetzt nicht mehr in Gebrauch befindliche Herdanlage mit großem Rauchfang in einer kleinen Kammer an der Ostseite.

Die Häuser Fischer Straße 23 und 37, beide mit verzierten Hölzern, sowie

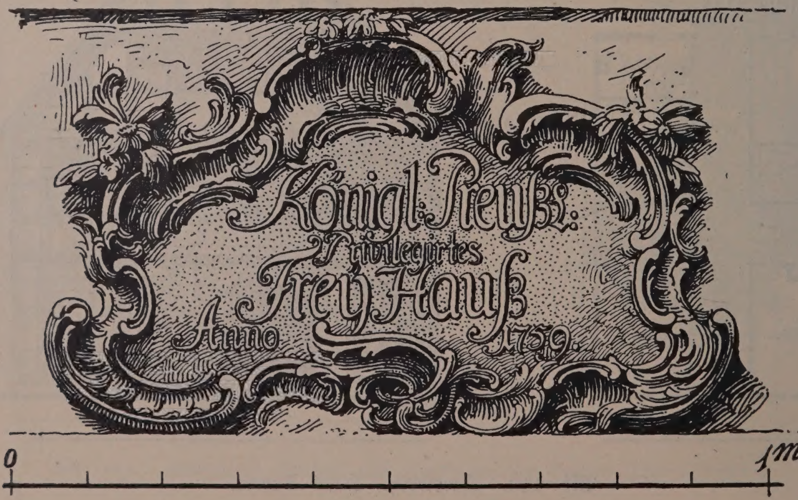


Abb. 118. Havelberg. Sandstein-Schild am Freihause, Lange Straße 13.

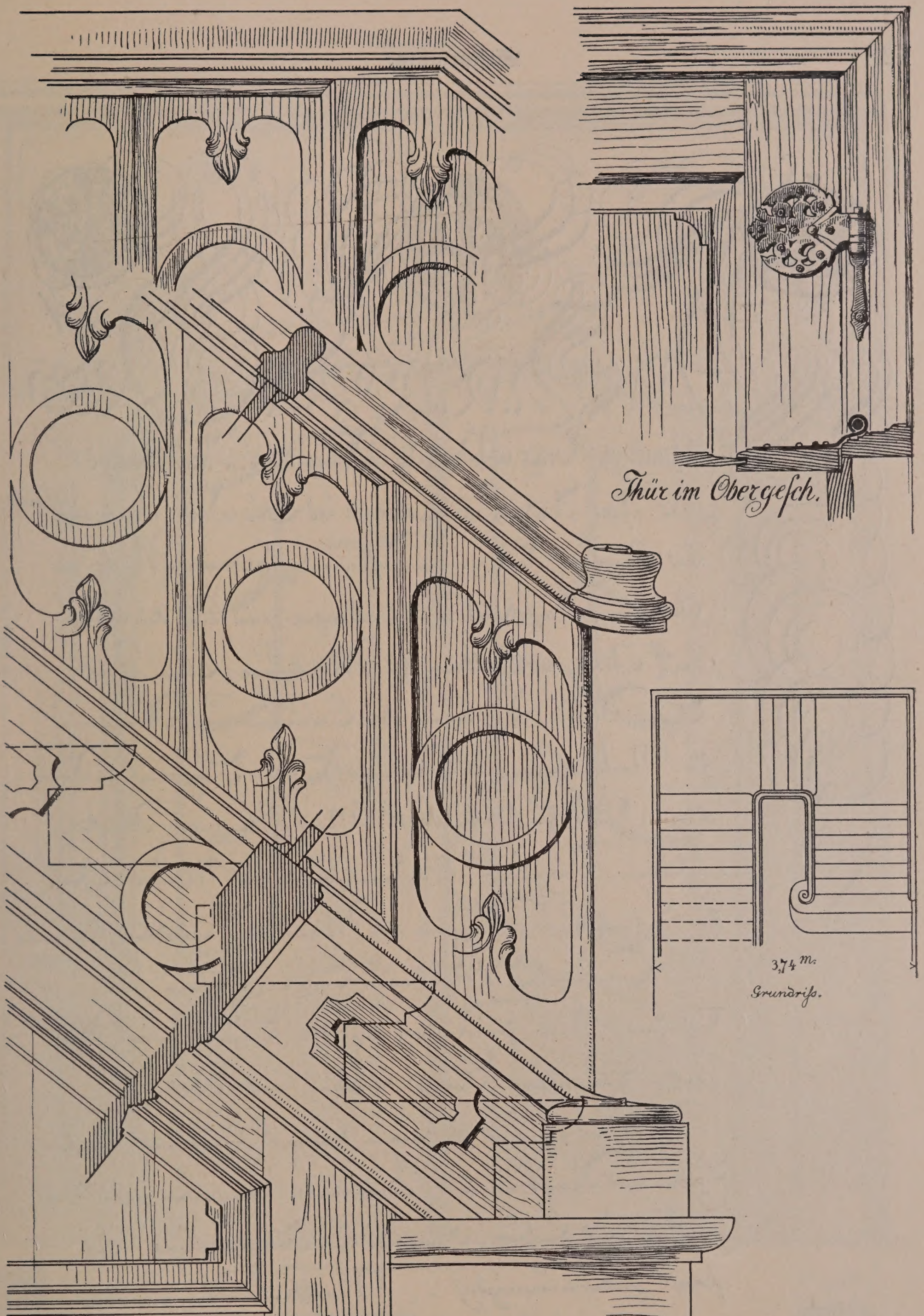
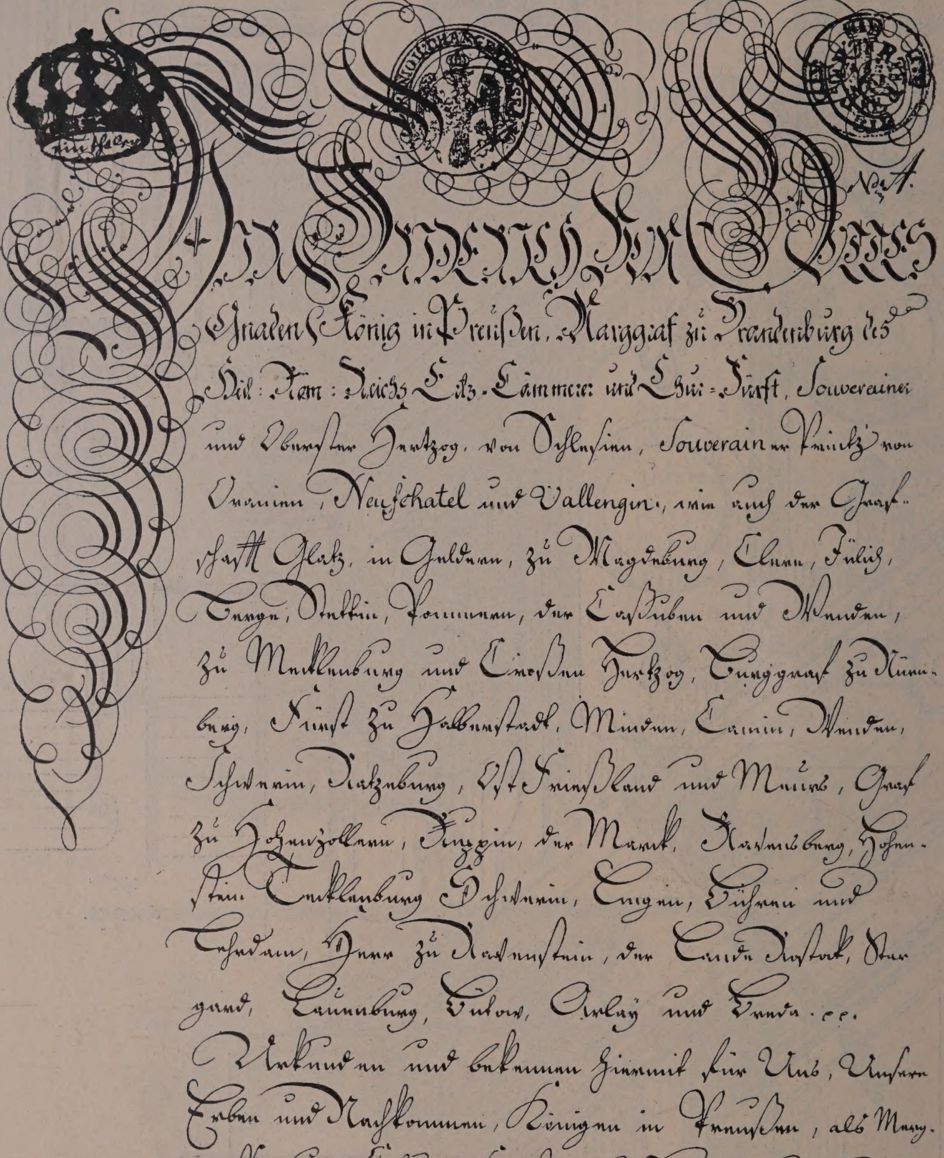


Abb. 119. Havelberg. Treppe im Freihause, Lange Straße 13.



No. 1.

Wir Friedrich von Gottes Gnaden König in Preußen, Marggraf zu Brandenburg, des Heil: Röm: Reichs Ertz-Cämmerer und Chur-Fürst, Souverainer und Oberster Hertzog von Schlesien, Souverainer Printz von Oranien, Neufchatel und Vallengin, wie auch der Grafschafft Glatz, in Geldern, zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Berge, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, zu Mecklenburg und Crossen Hertzog, Burggraf zu Nürnberg, Fürst zu Halberstadt, Minden, Camin, Wenden, Schwerin, Ratzeburg, Ost-Friesland und Moeurs, Graf zu Hohenzollern, Ruppin, der Marck, Ravensberg, Hohenstein, Tecklenburg, Schwerin, Lingen, Bühren und Lehrdam, Herr zu Ravenstein, der Lande Rostock, Stargard, Lauenburg, Bütow, Arlay und Breda etc. etc.

Urkunden und bekennen hiermit für Uns, Unsere Erben und Nachkommen, Könige in Preußen, als Marggrafen und Chur-Fürsten zu Brandenburg; auch sonst jedermänniglich. Nachdem Wir aus bewegenden Ursachen allergnädigst resolviret haben

Abb. 120. Havelberg. Anfang des Freibriefes Friedrich d. Gr. (1759) für das Haus Lange Straße 13.

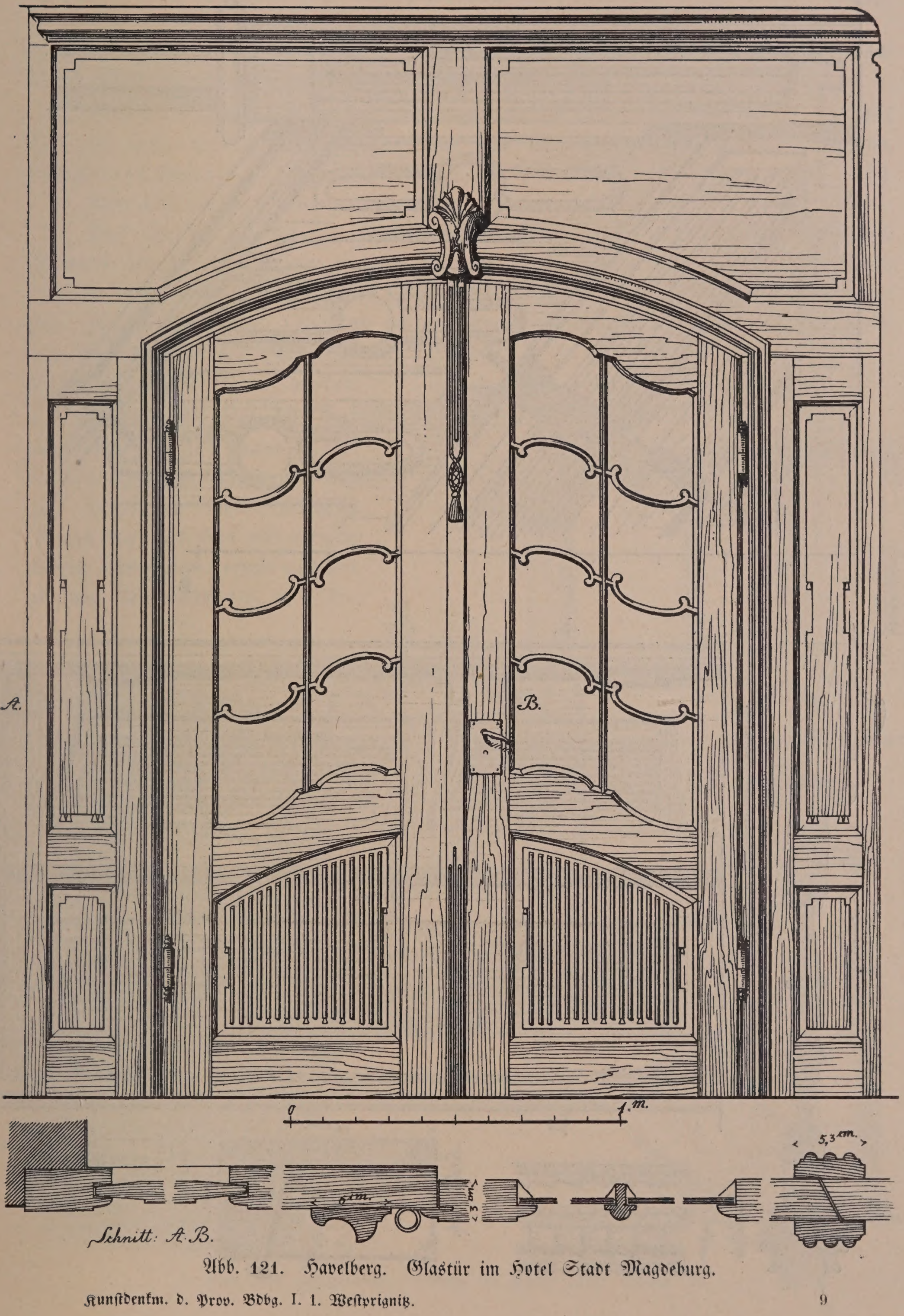


Abb. 121. Havelberg. Glastür im Hotel Stadt Magdeburg.

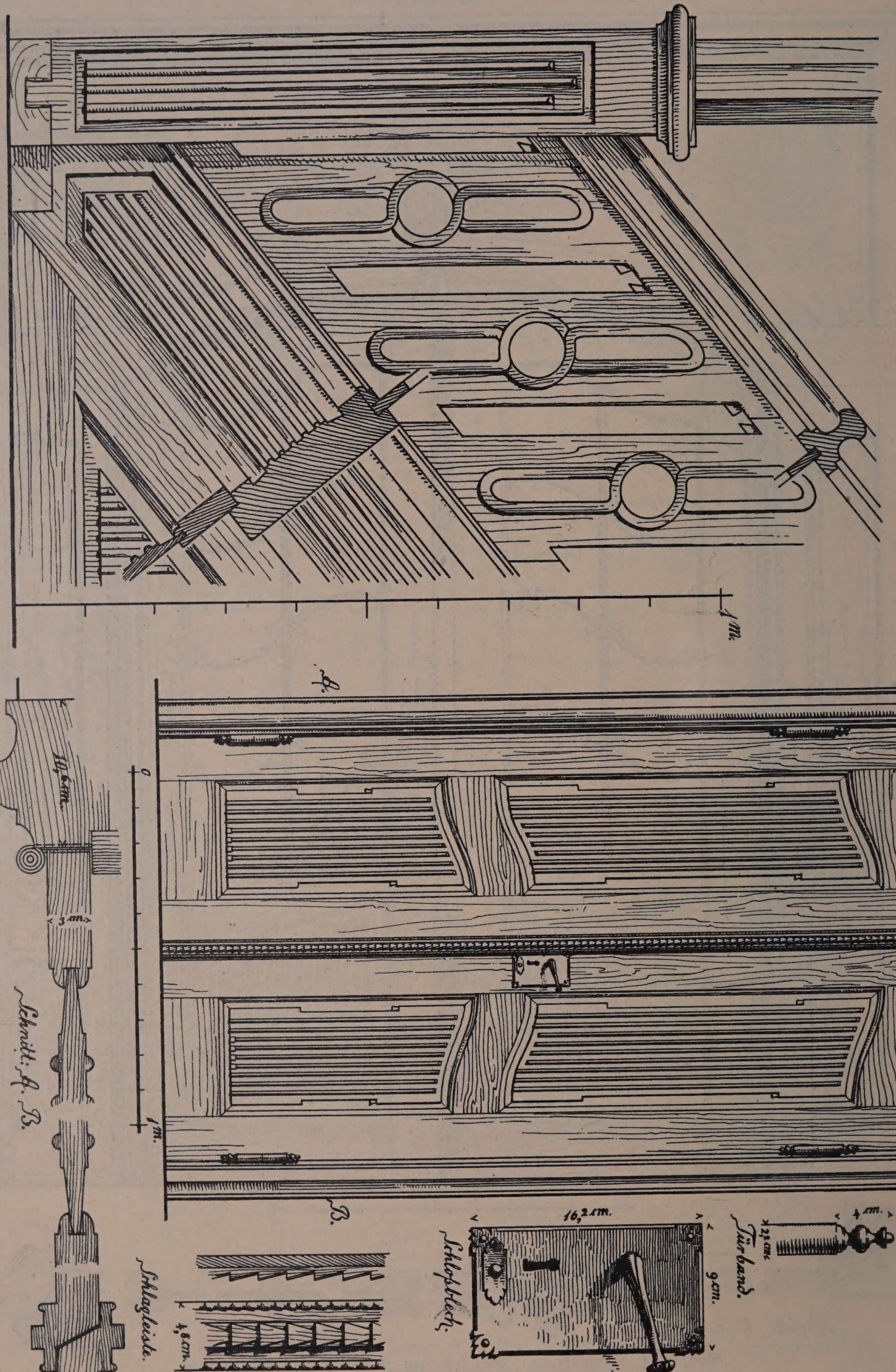


Abb. 122. Havelberg. Tür und Treppe im Hotel Stadt Magdeburg.

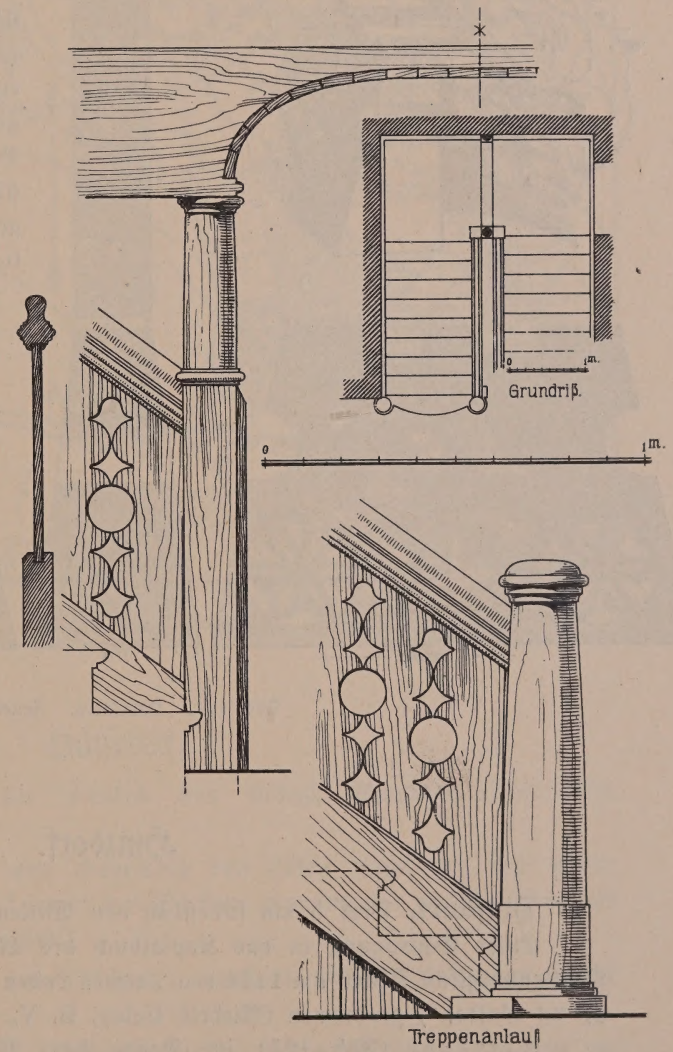
ein kleines Haus mit verdoppelten Balkenköpfen in der Skabell Straße, das noch in der Giebelspitze ein vorgekragtes Gebälk hat.

Besonders bemerkenswert sind eine Reihe kleiner Giebelhäuser in der Mittel Straße, nahe der Laufbrücke, die erhöhte und mit Brettern umschlossene Sitzplätze, eine Art von Beischlägen, zum Teil mit Bäumen vor den Haustüren haben (Abb. 117).

Von massiven Wohnhäusern sind erwähnenswert:

Das Freihaus Lange Straße 13, 1759 erbaut. Einer der Generale Friedrich des Großen erhielt es vom Könige. Die sehr einfach gegliederte Fassade hat über der Haustür ein hübsches verziertes Sandsteinschild (Abb. 118). Im Innern sind die Treppe (Abb. 119) und einige Türen beachtenswert. Den von Friedrich den Gr. ausgestellten Freibrief gibt Abb. 120 teilweise wieder.

Steinhäuser aus der Zeit um 1800 sind das Haus Sandauer Straße Nr. 1 und der am Sandauer Tore belegene Magdeburger Hof mit einigen Türen und einer Treppe aus der gleichen Zeit (Abb. 121 u. 122).



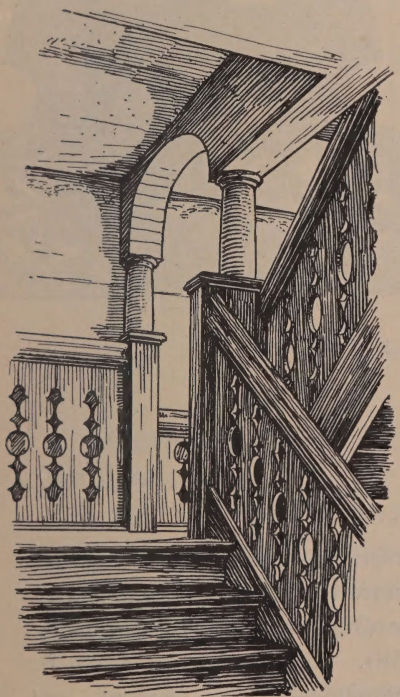
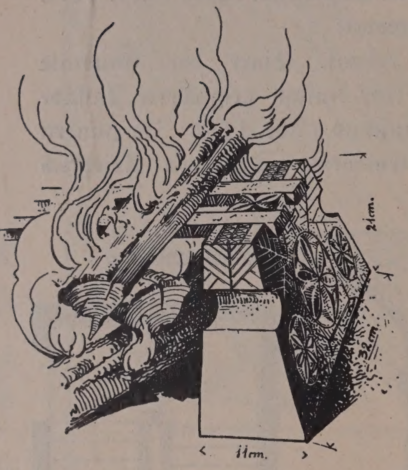


Abb. 123. Havelberg. Treppe im Hause Lange Straße 33.

Das Haus Lange Straße 33 enthält eine hübsche Treppe in kleinen Verhältnissen (Abb. 123) aus den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts.

Am Giebel des Hauses Havelstraße 44 befindet sich die sogenannte „Seejungfer“, eine aus Eichenholz geschnitzte und bemalte weibliche Figur mit überkreuzten Armen und einem Fischschwanz, auf einem Sockel, vermutlich eine Schiffsverzierung aus dem 17. Jahrhundert. In der Nähe dieses Hauses lag damals eine Schiffswerft.

Von kunstgewerblichen Gegenständen sind im Besitze der Familie des verstorbenen Bürgermeisters Kischke: eine kleine Truhe 24 . 28 . 38 cm groß, aus Eichenholz mit hübschem Beschlage von 1631, und ein Bruchstück eines Feuerbockfußes aus gebranntem Ton mit hochaltertümlichen Verzierungen (Abb. 124).



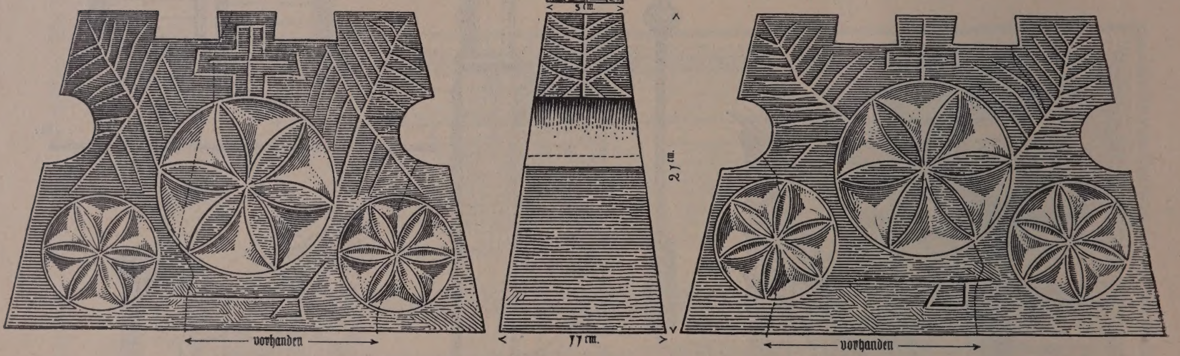


Abb. 124. Havelberg. Feuerbockfuß.

Hinzdorf.

Hinzdorf, Dorf 5 km südöstlich von Wittenberge. 134 Einw., 391 ha.

Einer Eintragung in das Kopialbuch des Markgrafen Johann zufolge hatten Mecklenburgische Ritter um 1424 den „armen Luden to Hinricksdorp 4 Pferde, geacht up 22 Gulden“, genommen (Riedels Codex, B. V, 458).

Standuhr (Abb. 125) im Besitze des Windmühlenbesitzers, stammt aus Wittenberge.

Hohenvier.

Hohenvier, Dorf 10 km südsüdwestlich von Putlitz, Rundling (Abb. 126). 143 Einw., 456 ha.

Die Bauern des zur Herrschaft Putlitz gehörigen Dorfes „Hoge Vyren“ waren vom 15. bis zu Beginn des 19. Jahrh. Untertanen der Edlen Gans zu Putlitz auf Wolfshagen (vgl. Riedels Codex III, 506 und Bratrings Beschreibung I, 420).

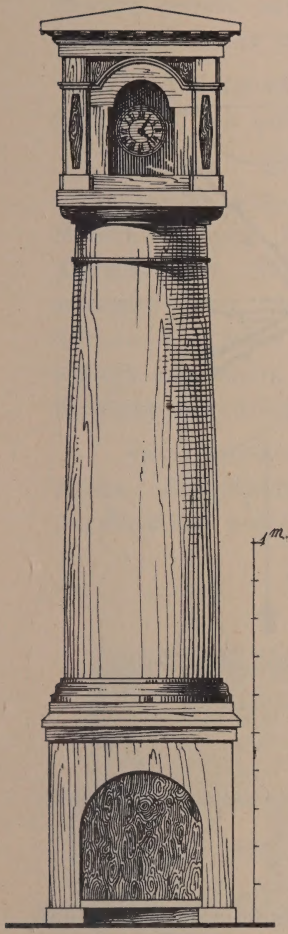


Abb. 125. Hinzdorf. Standuhr.

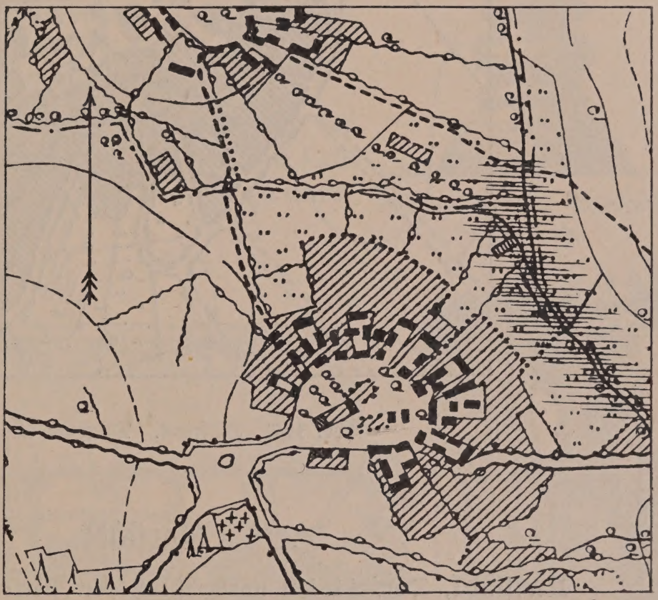


Abb. 126. Hohenvier. Dorfplan (1 : 10000).

Hülsebeck.

Hülsebeck, Dorf 7,5 km westlich von Putlitz, Rundling (Abb. 127). 242 Einw., 965 ha.

Als 1492 Bischof Busso von Havelberg den Edlen Gans mit dem Lande Putlitz belehnte, wird „Hulsebeke“ unter den Dörfern genannt, die zu der Herrschaft gehörten (vgl. Riedels Codex III, 506).

Saalkirche aus Fachwerk von 1717, der angebaute hölzerne Turm hat gleiche Firsthöhe wie die Kirche.

Taufbecken von 1682, aus Messing getrieben, mit gebuckeltem Ornament am Rande, in der Mitte die Taufe im Jordan (punktiert und sehr unreif).

Auf dem Kirchenboden liegt ein schadhafter Taufengel.
Eine Glocke, 1671 von Martin Heintze gegossen.

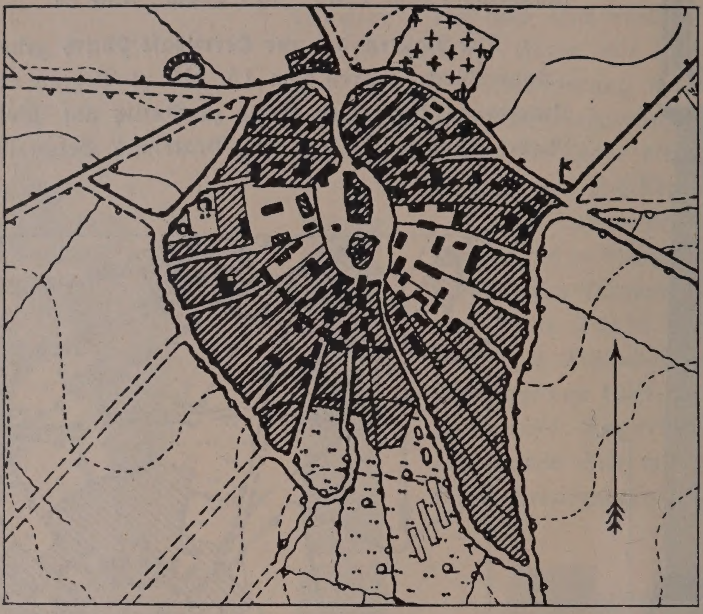


Abb. 127. Hülsebeck. Dorfplan (1:10000).

Karstädt.

Karstädt, Dorf 11 km nordwestlich von Perleberg. Rundling. 571 Einw., 638 ha.

Das im 13. Jahrh. entstandene Dorf trägt denselben Namen wie eine Ortschaft in der Altmark. Als 1496 die Gebrüder Dietrich und Cuno von Quitzow ihre Besitzungen teilten, wurde „Korstede" zu dem Erbteile des „Cöne" auf Stavenow geschlagen (vgl. Riedels Codex II, 233). Um 1800 hatten die von Kleist, von Karstädt und von Wartenberg Gerechtsame in dem Dorfe, das damals 164 Einwohner zählte (vgl. Bratrings Beschreibung I, 420); in neuester Zeit ist die Einwohnerzahl, ein seltener Fall in der Prignitz, in starkem Steigen begriffen.

Die **Kirche** ist ein moderner Backsteinbau von 1895. Im neuen Turm ist eine schlichte, gewundene Holzsäule von 1696 als Stütze des Treppenpodestes benutzt.

Eine Kasula mit aufgelegtem Kreuz, die beim Abbruch der alten Kirche 1885 gefunden wurde, befindet sich jetzt unter Glas und Rahmen in der Sakristei. Nach dem Urteile von Professor Lessing († Berlin) ist sie im 14. Jahrh. aus einem altitalienischen Stoffe hergestellt. Das Muster des Stoffes ist golden auf blaßrotem

Grunde gewebt und besteht aus Palmetten mit Schriftband; abwechselnd mit gefesselten, ruhenden Hunden(?).

Zwei glattprofilierte Messingleuchter, 26,3 cm hoch (Abb. 128), von gedrungenen Verhältnissen.

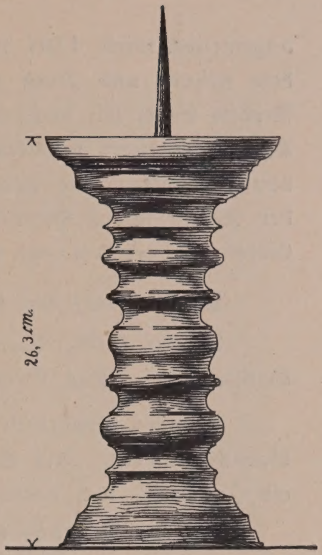


Abb. 128. Karstädt. Altarleuchter in der Kirche.

Glocken. Die große 0,94 m Durchm., nach dem Chronosticon anscheinend von 1713. Inschrift: M. C. S. Mebert, Kampen, Fusor, Neorup. Die zweite 0,78 m Durchm. mit Inschrift: Verbum domini manet in aeternum anno 1504. Davit Softegen heft mi gaten VHL. Die dritte 0,41 m Durchm., mit vier Rundschilden am unteren Teile des langen Feldes, unter deren figürlichen Darstellungen auch die Kreuzigung.

Zwei Torhäuser im Norden und Südwesten der Kirche. Das nördliche (Abb. 129) von 1762 enthält links den Stall und rechts die Wohnung (Altenteil ohne Schornstein), das andere (Abb. 130) von 1765 mit ausgeschweiftem Teilungsbrett im Fach über der Pforte.

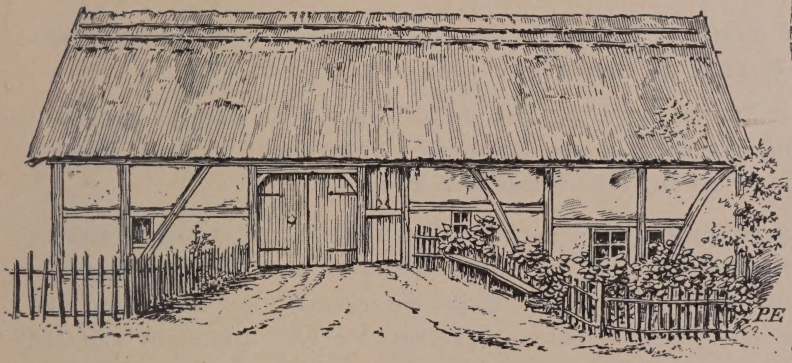


Abb. 129. Karstädt. Torhaus nördlich von der Kirche.

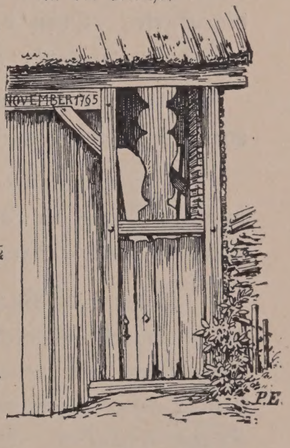


Abb. 130. Karstädt. Pforte am Torhause südl. d. Schule.

Kietz.

Kietz, Dorf und Gut 10 km westlich von Lenzen. 327 Einw., Landgem. 467, Gutsbez. 626 ha.

Der Name K., der gleichbedeutend mit dem lateinischen vicus gebraucht wird, leitet sich von dem altslavischen „Hyza“ (Haus, Behausung) her und findet sich nur in der Mark Brandenburg, wo er zur Bezeichnung alter Siedlungen wendischer Fischer

angewendet wird. 1491 verlieh Kurfürst Johann denen von Wenckstern „8 Hufen mit dem Zehnde und Dinst mit aller Gerechtigkeit und den Zins uff dem Kitze“ (vgl. Riedels Codex III, 504; XXV, 104). Das Dorf blieb auch nach dem dreißigjährigen Kriege sehr stark bevölkert und zählte um 1800 379 Einwohner; an die Stelle derer von Wenckstern, die noch 1666 dem Markgrafen von ihrem gesamten Lehnbesitz in der Wische mit 3 Pferden zu dienen hatten, waren die von Jagow zu Rühstädt als Gutsherren getreten (vgl. v. Eickstedt, Beiträge S. 345 u. Bratrings Beschreibung I, 436).

Kirche 1892 bis 1894 neu erbaut.

Altar 1706, barock mit derber Schnitzerei am Aufbau und den seitlichen Ballustraden. Das Gemälde zeigt Christus am Kreuze mit Maria und Johannes.

Kanzel vermutlich auch von 1706. Ecken, Füllungen und Profile mit reichem Barockornament. Als Stütze eine Mosesfigur 1,30 m hoch, auf dem Treppenpfosten ein Johannes von tüchtiger Arbeit.

Patronatsstuhl barock mit gewundenen Säulen an der Rückwand. Die drei bemalten Füllungen rühren von der ehemaligen Orgelempore her; sie zeigen in der mittleren das Wappen der Familie von Wenckstern, in den seitlichen die Glocke und die Harfe. Oben drei geschnitzte Bekrönungen. An der Brüstung gerade Säulen und hochaufliegende Füllungen.

Grabstein des Barth. v. Wenckstern von 1553, wertvolles Werk der Frührenaissance mit dem Bildnis des Verstorbenen (Taf. 16).

Der sogenannte **„Zweite Hof“**, ein zweistöckiges festes Haus aus dem 17. Jahrhundert. Das in ruinenhaftem Zustande befindliche Gebäude ist rings von Gräben umgeben, das Erdgeschoß massiv, das Obergeschoß Fachwerk.

Unter den **Bauernhäusern** des Dorfes scheint das z. Z. von Aug. Schröder bewohnte, strohgedeckte Rauchhaus von 1719 (Abb. 131) die früher gebräuchliche Anordnung am besten bewahrt zu haben. Beide Giebelseiten, von denen die eine dem Deiche zugekehrt ist, zeigen geradlinige Walme, die das „Uhlenloch“ an der Spitze freilassen. Die kurzen überkreuzten Stirnbretter endigen in Pferdeköpfen. Deichseits am Giebel sind die Stubenfenster teilweise geändert; vermutlich waren sie ursprüglich symmetrisch angeordnet. Nur hier sind die Fache mit putzfreiem Backstein ausgemauert, die anderen alle „gekleibt“. Das Walmdach hängt auf dieser Seite auf Stichbalken mit ausgeschweiften Kopfbändern fast 1 m über. Das Altenteil besteht in einer Stube an der Ecke nächst der Haustür. Die Küche mit ihren zwei Schwiebbogenherden ist noch nicht von der Diele „abgebaut“. Sie hat nur einseitig nach der Haustür zu eine flurartige Erweiterung. Gegenüber nimmt diese Stelle eine Vorratskammer mit „Kaffboden“ darüber ein. Eine Treppe und Galerie zum Bodenraum über den Stuben fehlt in der Diele. Die Rückseite hat noch keine Anbauten neben dem Dielentor („Grot dör“). Sie ist wie die Deichseite streng symmetrisch angeordnet und bringt die Querschnitt-Einteilung des Hauses klar und schön zum Ausdruck. Der Wandteil zwischen dem Sturze des Dielentores und der

Kietz. Grabstein des Barth v. Wenckstern.

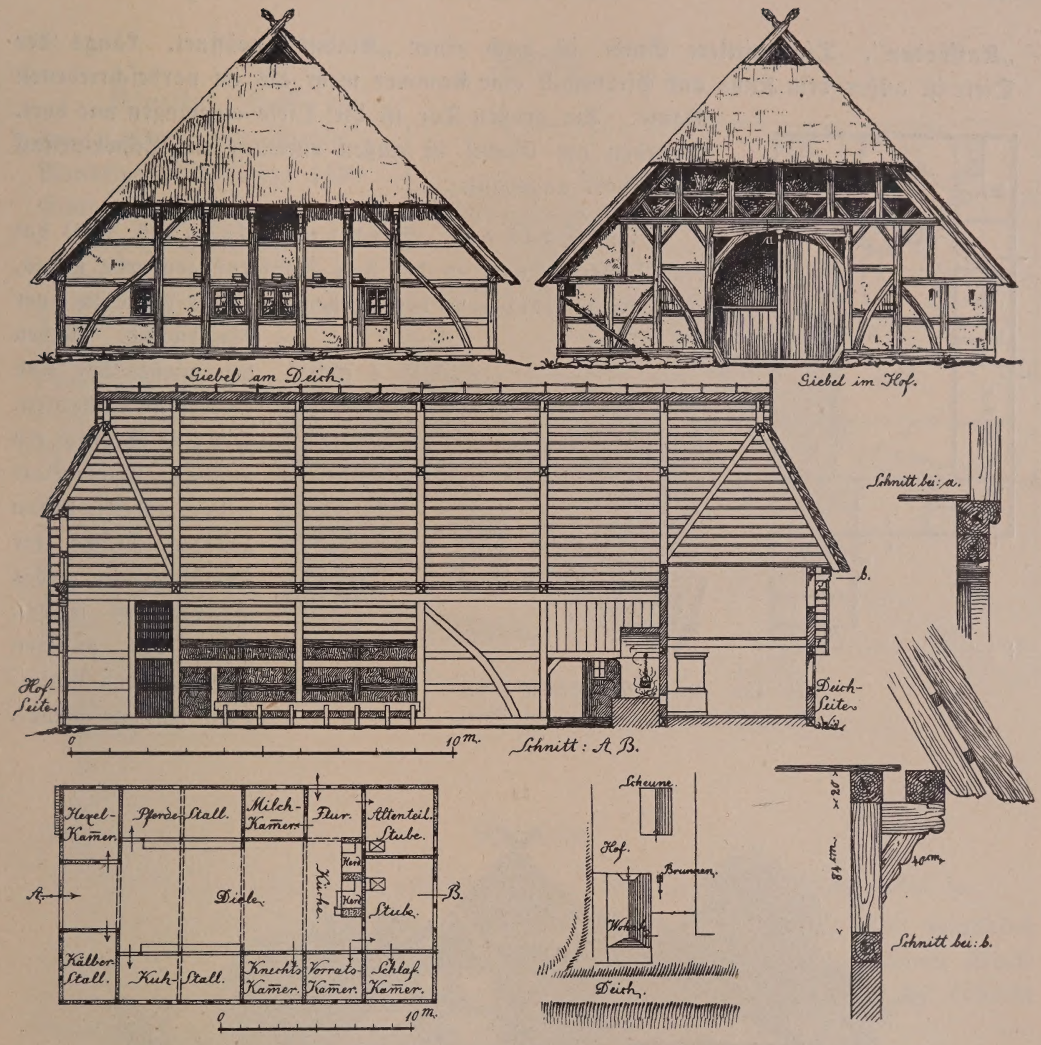


Abb. 131. Kietz. Bauernhaus am Deich.

Walmtraufe ist der Lüftung wegen der ganzen Breite nach geöffnet und durch Fußstreben in jedem Fache friesartig ausgebildet. Die beiden Räume zur Seite der großen Tür sind in ursprünglicher Anlage erhalten und breiter als die Ställe an der Diele. Der Zugang zu ihnen ist von innen, nicht vom Giebel her. Krippen ziehen sich längs Pferdestall und Kuhstall an der Diele hin, von welcher aus gefuttert werden kann. In künstlerischer wie in praktischer Beziehung scheint dieses Haus das geschichtliche Urbild noch in fast unveränderter Form darzustellen.

Ähnliche Anordnung zeigt das in der Nähe gelegene Hope'sche Haus von 1804 (Abb. 132). Auch hier ist die Küche noch nicht „abgebaut", sie mündet nach beiden Seiten hin frei auf eine Tür nebst Fenster. Über sie hinweg führt die Treppe und Galerie zum

„Kaffboden". Die mittlere Stube ist nach einer „Klabus" geöffnet. Längs der Diele ist außer dem Kuh- und Pferdestall eine Kammer mehr als im vorbeschriebenen Hause. Am großen Tor ist die Diele eingezogen wie dort. Daneben am Giebel ist außen einseitig ein Schweinestall und Abort angebaut.

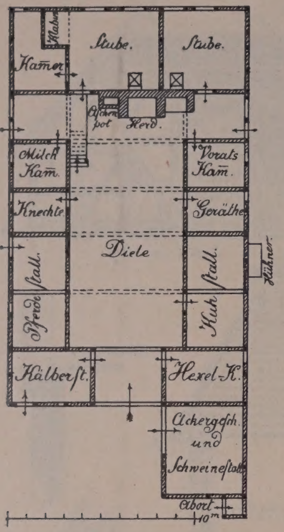


Abb. 132. Kietz. Bauernhaus (Hope), Grundriß und Hinterwand der Diele.

Ein Haus am „Sand" von 1745 (Abb. 133) hat eine kürzere Diele, in der drei Schwiebbogenherde stehen, zwei wie gewöhnlich an der Stubenwand, der dritte an einer Längswand. Neben der „großen Tür" sind beiderseits Anbauten. Der eine ist durch ein ungleichseitiges Satteldach gedeckt, dessen größere Fläche die Verlängerung des Hauptdaches bildet. Über den anderen Anbau ist das Walmdach herabgeschleppt.

Abb. 133. Kietz (am Sande). Bauernhaus.

Die **Bockmühle** auf dem Felde bei Kietz ist inschriftlich von 1668 datiert. Die Umbauung des Fußes stammt aus neuerer Zeit.

Kleeste.

Kleeste, Dorf 13 km westlich von Putlitz, Rundling (Abb. 134). 149 Einw., 550 ha.

Der vermutlich slavische Name hängt vielleicht mit altslav. „Klêsta" (Zange) und neuslav. „Klêsc" (Schaflaus) zusammen (vgl. Vogel, Slav. Ortsnamen der Prignitz, S. 33).

Zu Beginn des 19. Jahrh. saßen in dem Dorfe 8 Ganzbauern, 2 Büdner und 8 Einlieger; das Rittergut befand sich im Besitze der Familie von Winterfeldt (vgl. Bratring, Beschreibung I, 421).

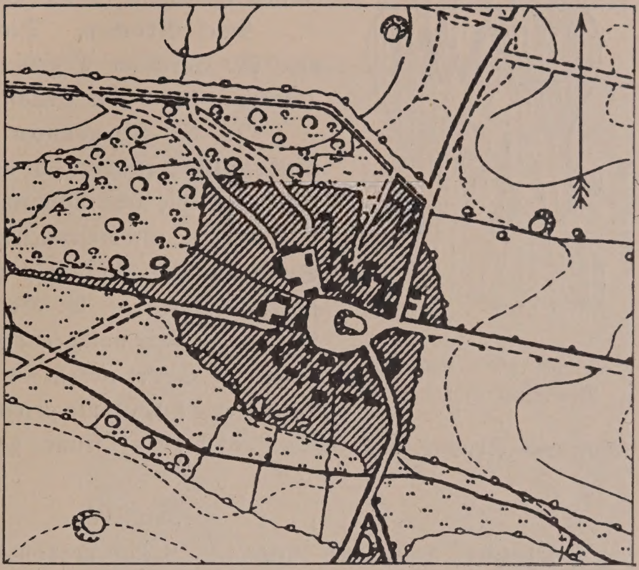


Abb. 134. Kleeste. Dorfplan (1:10000).

Kleinow.

Kleinow, Dorf 7 km ostsüdöstlich von Perleberg. 295 Einw., 686 ha.

1477 wohnte „Kersten Mollendorpp to Kleynowe", das bereits 1440 urkundlich erwähnt wird (vgl. Riedels Codex III, 436 und Suppl. 389). 1481 belehnte Markgraf Johann die von Burghagen mit 23 Hufen zu K., von denen je 30 Lübische Schilling als Zins zu zahlen waren (vgl. Riedel III, 484).

Kirche, gotischen Ursprungs, aus Granit, Ostgiebel von Backstein mit geputzten Blenden, früher wohl mit über Dach steigenden Pfeilern. Der Turm war einst ein breites Glockenhaus aus Granit; die Mauerstärke beträgt im Erdgeschoß etwa 1,50 m. Darüber jetzt Fachwerk mit Satteldach und geschiefertem sechseckigem Dachreiter mit Spitzhelm. Die Tür der Westseite schließt mit Stichbogen in Spitzbogenblende. An der Südseite der Kirche trägt ein Fachwerkanbau (Vorhalle) die Inschrift am Balken: Anno 1819.

Altaraufbau mit Kanzel und Schalldeckel, barock mit Akanthusornament an den Seiten, gut erhalten, aber gelbgrau überstrichen.

Taufengel von 1723 hängt an der Decke, hält einen Lorbeerkranz. 1,20 m lang, Gewand weiß, Gürtel blau. Inschrift an einer runden Scheibe über dem Engel, mit dem Wappen derer von Burghagen, ausgestorben 1830 (vgl. Berghaus Landbuch I, 664).

Gestühl von 1656 (Abb. 135).

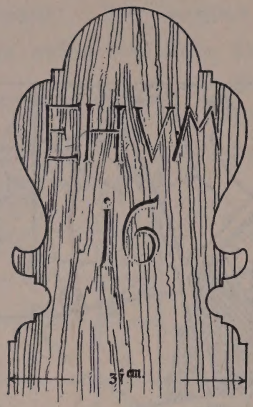


Abb. 135. Kleinow. Bankwange in der Kirche.

Im Ostfenster kleine Glasmalerei von 1657 mit zwei Figuren und Baum in der Mitte. Clas Mernitz, Gottes Husmann ist als Stifter genannt.

Zwei Glocken. Die große 0,98 m Durchm., 1711 von M. Christian Sigmund Mefert. Die kleine 0,66 m Durchm., 1592 von Joach. Jenderich.

In der sogenannten Puppenstube im ehemaligen **Gutshause** befinden sich an den Wänden Ölmalereien auf Leinwand, die jetzt unmittelbar auf die Wand geklebt, aus 22 Feldern zusammengesetzt sind, von denen jedes eine Szene aus der Rokokozeit zeigt, mit ein oder zwei 0,70 m hohen Figuren, z. B. Schäfer, Flötenbläser, Jäger. Die Malerei ist stark nachgedunkelt. Oben nächst der Decke sowie unten als Sockel ziehen sich schmale Friese herum, die nach Art einer Spitzenkante gezeichnet sind. Darin sind Blumenstöcke und Früchte in Füllungen auf blauem Grunde gemalt.

Kletzke.

Kletzke, Dorf und Rittergut 9 km nordöstlich von Wilsnack. 746 Einw., Landgem. 1005, Gutsbez. 1804 ha.

Quellen.

Gutsarchiv zu K.: a) Erbregister des Hauses „Kleitzke" v. J. 1560. b) Amtsbuch des Hauses K. v. J. 1649, enthaltend eine Beschreibung der „Neuenburg."

Geh. Staatsarchiv zu Berlin: Rep. 22, 243 die Quitzows. Urk. vom 31. Januar 1448, abgedr. bei Riedel III, 449. Testament Dietrichs des Älteren von 1540. Taxa des Lehngutes des Dietrich v. Quitzow zu Klietzke v. J. 1598: „Erstlichen daß Hauß uf der Burgk, so auß dem Grunde gemeurett, mitt einen gewelbtten Keller, eine Stube und Kammer mit der obersten Schlafkammer." Rep. 62, 101—108. Supplikationen der von Quitzow aus dem 18. Jahrh. wegen ihrer Ansprüche an das Amt Kletzke; Order Friedrich Wilhelms III. an v. Kircheisen, die Gebrüder von Quitzow mit ihren Entschädigungsansprüchen zurückzuweisen.

Geschichte.

1275 wird urkundlich Hildebrand, Pfarrer in K. „plebanus in Klesick" als Notar des Brandenburger Bischofs Heinrich genannt (vgl. Riedels Codex X, 83).

Um 1454 ist der „duchtige Diderick von Quitzow wanhaftig tho Klytzke", wie aus einem Vergleiche der Stadt Kyritz mit denen v. d. Weide hervorgeht (vgl. Riedel I, 379). Noch stattliche Reste haben sich erhalten von der damaligen Quitzowschen Burg, die nicht, wie man wohl angenommen hat, durch Perleberger Bürger gewaltsam zerstört wurde, sondern allmählich in Verfall geraten ist. 1473 verkauft Hans von Quitzow zu Stavenow seinem Stammesvetter Dietrich für 600 rheinische Goldgulden einige bereits von seinem Vater ererbte Gerechtsame zu „Clyszeke", nämlich Pächte, Dienste, Rauchhühner, Anteil am Schulzengericht u. s. f. (vgl. Riedel II, 227). In einem Vertrage der Quitzows mit dem Bischof von Havelberg aus dem Jahre 1488 werden die Grenzen zwischen K. und der Plattenburg genau festgesetzt (vgl.

Riedel II, 94). Im Gutsarchive hat sich ein Erbregister des Hauses „Kleitzke" v. J. 1560 erhalten, in dem „Pechte, Dienste, Zehenden sambt andern Zubehörigungen und Gerechtigkeiten" sorgfältig verzeichnet sind; die Hüfener von K. werden namentlich

Abb. 136. Kletzke. Kirche.

aufgeführt. Das Gut ging um 1700 der Familie von Quitzow wegen angeblich begangener Lehnsfehler verloren und kam an die v. Kameke. Eine genaue Beschreibung der gesamten Herrschaft, ihrer Baulichkeiten u. s. f. wurde zu Beginn des 18. Jahrh. aufgenommen. Der Prozeß der Quitzows aus der Bullendorfschen Linie wider den Fiskus wegen K. spann sich das ganze 18. Jahrh. hindurch fort, bis endlich zu

Beginn des 19. Jahrh. die Quitzows mit ihren Ansprüchen endgültig zurückgewiesen wurden. Um 1800 zählte das Dorf, das außer einem Postamt auch ein Nebenzollamt von Perleberg besaß, 591 Einwohner (vgl. Bratrings Beschreibung I, 421). Heute ist Freiherr v. Eckardstein Besitzer des Rittergutes (vgl. Berghaus Landbuch I 667).

Kirche (Abb. 136 und 137) in Saalform mit halbkreisförmiger Apsis. Material Feldstein, Gliederungen Backstein, z. T. mit schwarzen Glasuren. Der quadratische Turm mit abgestufter Spitze über dem Kirchendach in schlichtem ausgemauertem Fachwerk hochgeführt. Die Kirche war ursprünglich niedriger und kürzer. Der Ostteil gehört dem 14. Jahrh. an. Die Form des ursprünglichen Ostgiebels (Granit) ist noch deutlich sichtbar, die Öffnung in Kreuzform saß dicht unter der Spitze. Die Erhöhung (im 17. Jahrh.?) beträgt rund 1,50 m. Auch die 1898 abgebrochene Sakristei an der Südseite hatte breite niedrige Verhältnisse, die zum Teil durch die Boden-Erhöhung entstanden sind. Um dieselbe Zeit wurde die Kirche nach Westen um rund 6 m verlängert und der jetzige Turm im 17. Jahrh. hinzugefügt (Riß im oberen Teil der Südwand). Der Sockel des älteren Teiles zeigt eine schwarz glasierte Kehle (Abb. 137). Die Fenster im Schiffe sind durchweg verändert (hoch und im Stichbogen geschlossen), nur in der Apsis noch kleine Spitzbogenfenster mit unglasierten Backsteinen eingefaßt. An der Nordseite noch ein 1902 vermauertes gotisches Portal mit schwarzer Glasur (Abb. 137). Am Ostende der Nordseite die Spuren eines schmalen Fensters und einer breiten Öffnung (Verbindungsgang?).

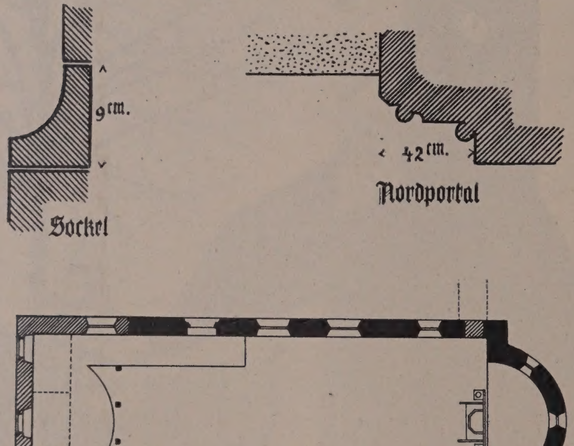


Abb. 137. Kletzke. Kirche, Grundriß nebst Sockel und Portalgliederung.

Die Westfront zeigt drei gleich ausgebildete Portale in Renaissanceformen, die in Backstein und Putz etwas unbeholfen wiedergegeben sind, darüber eingemauert mehrere Wappen aus Sandstein und zwischen den Portalen zwei Grabsteine der Quitzows (Taf. 17 und Abb. 138). Die seitlichen Portale führen zu den Emporen. Im Innern ist die Kirche 1902 mit neuem Plattenfußboden versehen und die Decke nebst den sichtbaren Balken neubekleidet und braun lasiert. Die Apsis öffnet sich in breitem Rundbogen, vor welchem der Altar steht. Davor stand früher der Taufstein.

Der Altar ist mit der Kanzel vereinigt, in breiten Verhältnissen entsprechend der Bogenöffnung der Apsis. Zwei Säulen tragen ein Gebälk mit gebrochener

Kletzke. Grabstein eines Quitzow und seiner Gattin an der Westfront der Kirche.

Abb. 138. Kletzke. Grabstein eines Quitzow an der Westfront der Kirche.

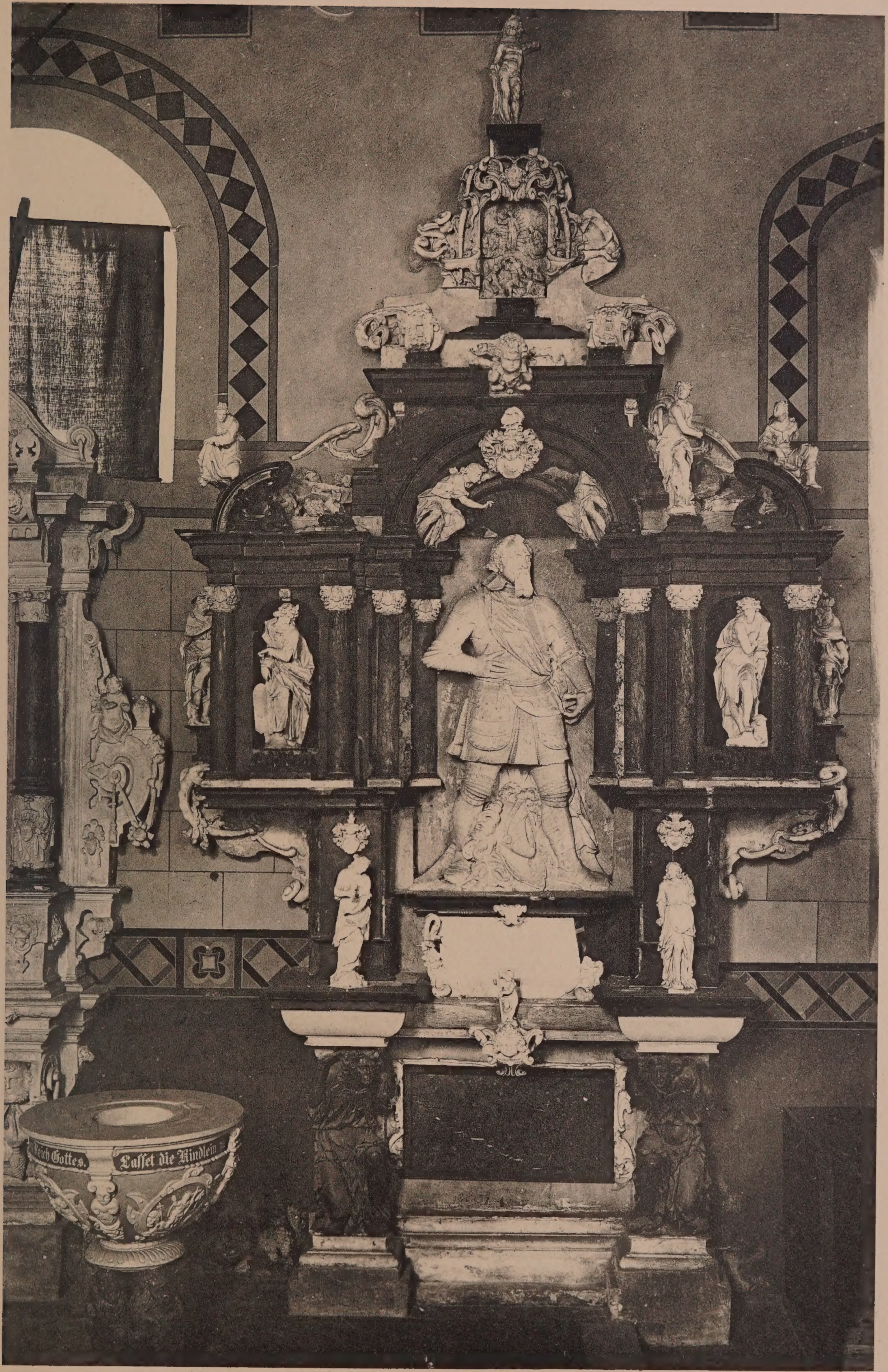
Dreiecksverdachung. Zwischen ihren Ansätzen schwebt der als Baldachin mit durchbrochener Krone ausgebildete Schalldeckel der Kanzel.

Der Taufstein (Abb. 139) aus Sandstein 1,12 m hoch, derbe Renaissance-Arbeit des Meisters O. M. (auf der Rückseite eines der Wappenschilde am Fuße).

Abb. 139. Kletzke. Taufe in der Kirche.

Drei Löwen halten in den Pranken Wappen mit Rollwerk und tragen auf den Köpfen das halbkugelförmige Gefäß, dessen Fläche durch Hermen in vier Teile geteilt und mit figürlichen Darstellungen in Rundschilden geziert ist.

Grabmal des Philipp von Quitzow († 1616) an der Südwand der Kirche, aus verschiedenen Marmorarten zusammengesetzt, schwarz, grau und weiß (Taf. 18). Ein reicher architektonischer Aufbau, getragen von zwei knienden Figuren, zeigt in



Kletzke. Grabmal des Philipp v. Quitzow.

Kletzke. Hauptfigur vom Grabmal des Philipp v. Quitzow.

Kletzke. Figuren vom Grabmal des Philipp v. Quitzow.

Abb. 140. Kletzke. Quitzow'sches Grabmal in der Kirche (nach Bergau, S. 438).

der Mitte eine Nische mit der Figur des Verstorbenen in Lebensgröße aus weißem Marmor (Taf. 19). In Kniehöhe der Figur ist eine Säulenstellung von acht kleinen, 0,95 m hohen Säulen angeordnet. Die Art des Ornaments ist ausschweifender Knorpelstil mit zum Teil ganz formlosen Motiven; die Schnecken sind nach der Weise der niederdeutschen Spätrenaissance seitwärts hinausgezerrt. Die kleinen schmuckdienlichen Figuren (Taf. 20)

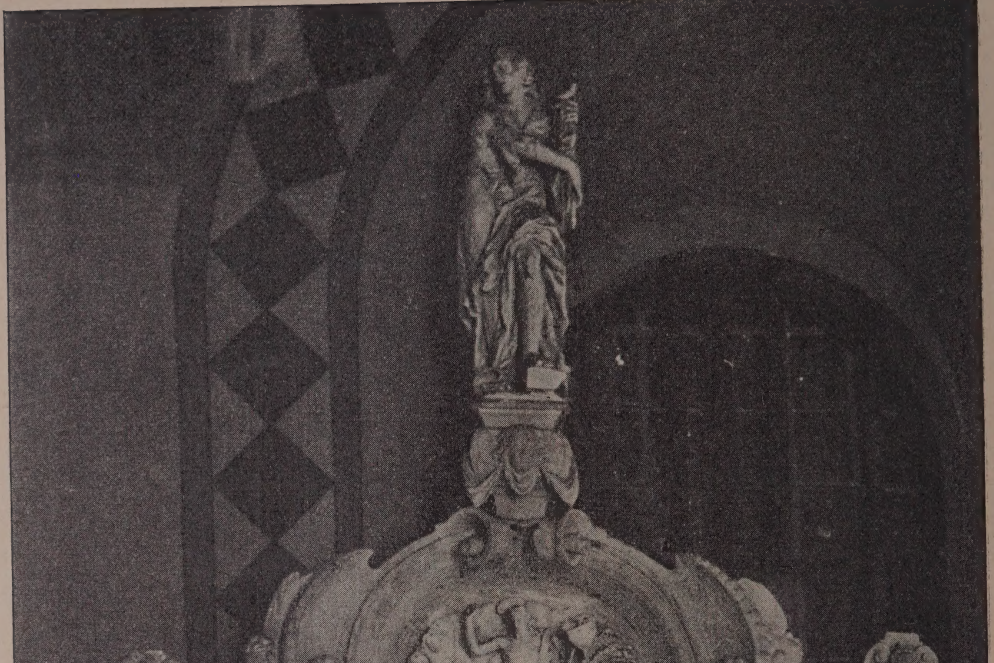


Abb. 141. Kletzke. Bekrönung des Epitaphs des Achatz (?) von Quitzow an der Südwand der Kirche.

sind etwas gekünstelt in der Bewegung, aber schwungvoll und in der Ausführung sorgfältig. Meister unbekannt. Ostwärts daneben:

Grabmal eines Quitzow im Stile vom Ende des 16. Jahrh., aus weißem Sandstein (Abb. 140). Die jetzige unechte Inschrift am länglichrunden Schilde des Unterbaus ist nur aufgemalt, trägt neuen Schriftcharakter und lautet: Achatz von Quitzow, Dietrich von Quitzows Sohn starb 1665. Im Eirund des obersten Aufsatzes eine Auferstehung (Abb. 141) von feinerer Arbeit als das übrige (Abb. 142).

Grabstein der Frau Marg. Rosenkrantz, Witwe des Dietrich von Quitzow († 1593). Die Gestalt der Verstorbenen und fünf Wappen auf jeder Seite. Tüchtige Arbeit in Sandstein.

Alte, mit reichem Bildschmuck ausgestattete Bibel auf dem Altare von 1692, verlegt von Joh. Andreas Endters Söhne in Nürnberg. Der Einband mit Messingecken, die in Schilden die Evangelisten darstellen.

Vier Glocken. Die große von 1867 von P. M. Hausbrand in Wismar. Die zweite 0,98 m Durchm. ohne Inschrift, zeigt am Halse verschiedene Reliefs: einen steigenden heraldischen Löwen, einen heraldischen Adler in alter Form mit erhobenem Schnabel, ein Bauwerk (Burg?) mit rundem Turm, Giebel mit Tor und Zinnen-Mauer, zwei gegeneinandergestellte heraldische Tiere in Sechspaß, Kreis mit Vogel in Sechspaß, kleine Rosenformen. Die dritte 0,59 m Durchm. hat Löwen und Rosenformen wie die zweite. Die vierte (jetzt zum Uhrschlagwerke gehörig) mit Inschrift am Halse in gotischen Kleinbuchstaben: anno 1573. Wer Godt vertraut hat wohl gebaut. Harderegt tho Perleberge. Das Gießerzeichen gibt Abb. 143.

Abb. 143. Kletzke. Gießerzeichen der Uhrglocke.

Von der einst bedeutenden **Burg** der Quitzows stehen nur noch wenige malerische Überreste aufrecht, ohne irgendwelche architektonische Einzelheiten. Doch findet sich dabei noch ein Trümmerfeld von ansehnlicher Ausdehnung mit zahlreichen Grundmauern im Erdreich. Auch der Graben ist streckenweise erkennbar, teilweise noch mit Wasser gefüllt. Durch Aufgraben der Grundmauern ließe sich unter Benutzung der von 1649 und 1707 vorliegenden Beschreibungen der Burg ihr Grundriß gewinnen.

Krampfer.

Krampfer, Dorf und Gut 10,5 km ostsüdlich von Perleberg. 422 Einw., Landgem. 491, Gutsbez. 629 ha.

1293 wird ein Herwig von K. — Herwichus de Cramvir — urkundlich erwähnt (Riedels Codex I, 124). 1384 untersagte der Magdeburger Dekan Barthold mit päpstlicher Vollmacht den Dorfbewohnern in Krampfer („villani in Kramber“) sowie den Einwohnern der Umgegend, mit einigen Perleberger Bürgern, die exkommuniziert waren, Verkehr zu pflegen (vgl. Riedels Codex I, 163). In einer Urkunde von 1387, laut der die von

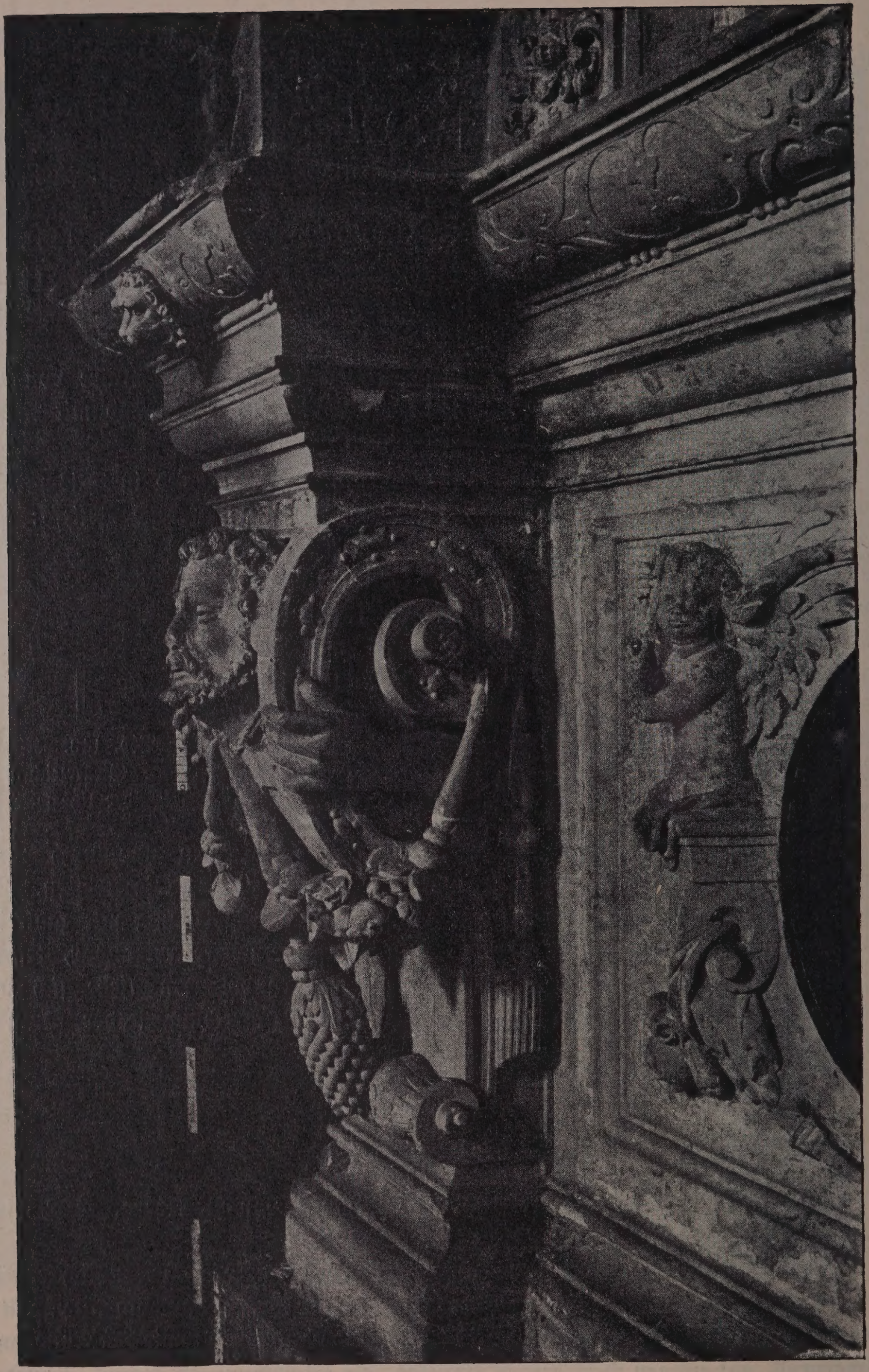


Abb. 142. Kletzke. Tragstein vom Epitaph des Achatz (?) von Quitzow an der Südwand der Kirche.

Kaphengst Hebungen aus Blüten an die Nikolaikirche zu Perleberg verkauften, wird „Hermann der Perner (Pfarrer) tu Kramvyr" erwähnt (Urk. im Perleberger Pfarrarchiv, abgedr. Riedel III, 404). 1429 wurde K. von mecklenburgischen Rittern verheert (vgl. Riedel I, 185). 1525 saßen Achim und Arndt Möllendorf zu K., Cleynow und Gartze als Lehnsleute des Bischofs von Havelberg, dem sie mit 2 Pferden zu dienen hatten (vgl. Riedel XXV, 153). Nach der Säkularisation des Bistums hatten die von Möllendorf dem Kurfürsten mit 2 Lehnspferden zu dienen (vgl. v. Eickstedt, Beiträge, S. 343 f.). Diese dem altmärkischen Uradel angehörige Familie hat sich bis auf den heutigen Tag in K. behauptet.

Ursprünglich gotische **Kirche** aus teilweise behauenen Feldsteinen mit Verwendung von Backsteinen für Gliederungen und Einfassungen. Der Turm, ebenfalls aus Feldstein, ist nur ein breites, stumpfes Glockenhaus, dessen Hauptgesims (Holz) mit dem der Kirche (Backstein erneuert) in gleicher Höhe liegt. Alter Efeu umrankt die Kirche. Die Fenster sind barock mit Stichbogen bis auf eins der Südseite, das noch den Spitzbogen zeigt, ebenso die Türen, besonders die an der Südseite mit dickem Rundstabe.

Altar und Kanzel von 1829.

An den Brüstungen der Emporen im Osten und Westen der Kirche sind minderwertige figürliche Ölmalereien ausgeführt, welche die sieben Worte am Kreuz und die zehn Gebote verbildlichen (1829 übermalt bei einer Erneuerung der Kirche, wo vieles Alte vernichtet worden ist).

Abb. 144. Krampfer. Glockenverzierungen.

Drei Glocken. Die große 1,03 m Durchm., ohne Inschrift mit zwei verzierten Rundschilden und zwei Türmen (Abb. 144) am langen Felde und einem Rundschilde mit Drachen am Halsfriese. Die Öhre als gedrehte Taue gebildet, sonst nur glatte erhabene Linien am Halse und über dem Schlagring. Die mittlere 0,92 m Durchm. von Otto Elers, mit zwei großen Wappen geschmückt von Ernst von Blumendahl (Patron) und Frau Catrina von Durings Hoven. Die kleinste ohne Inschrift.

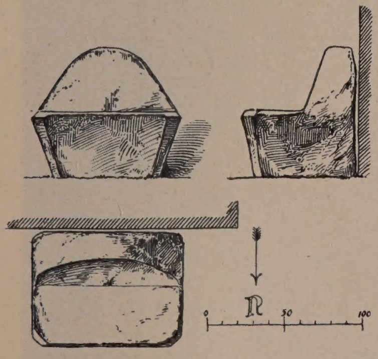


Abb. 145. Krampfer. Steinsitz, außen an der Nordwestecke der Kirche.

An der Nordwestecke der Kirche steht außen an der Nordwand ein Stuhl aus rötlichem Granit (Abb. 145), dessen Herstellung wohl in das frühe Mittelalter zurückreicht. Es ist unbekannt, ob er etwa als Gerichtsstuhl oder einem anderen Zwecke diente.

Das schlichte **Gutshaus** soll im Anfange des 18. Jahrh. gebaut sein. Darin, im Besitze des Majoratsherrn Ottokar von Möllendorf:

Ein schönes Trinkhorn (Abb. 146), etwa 60 cm lang, 26 cm hoch, aus Büffelhorn mit vergoldeter Silber-Fassung und drei Vogelfüßen. Der Mittelring und

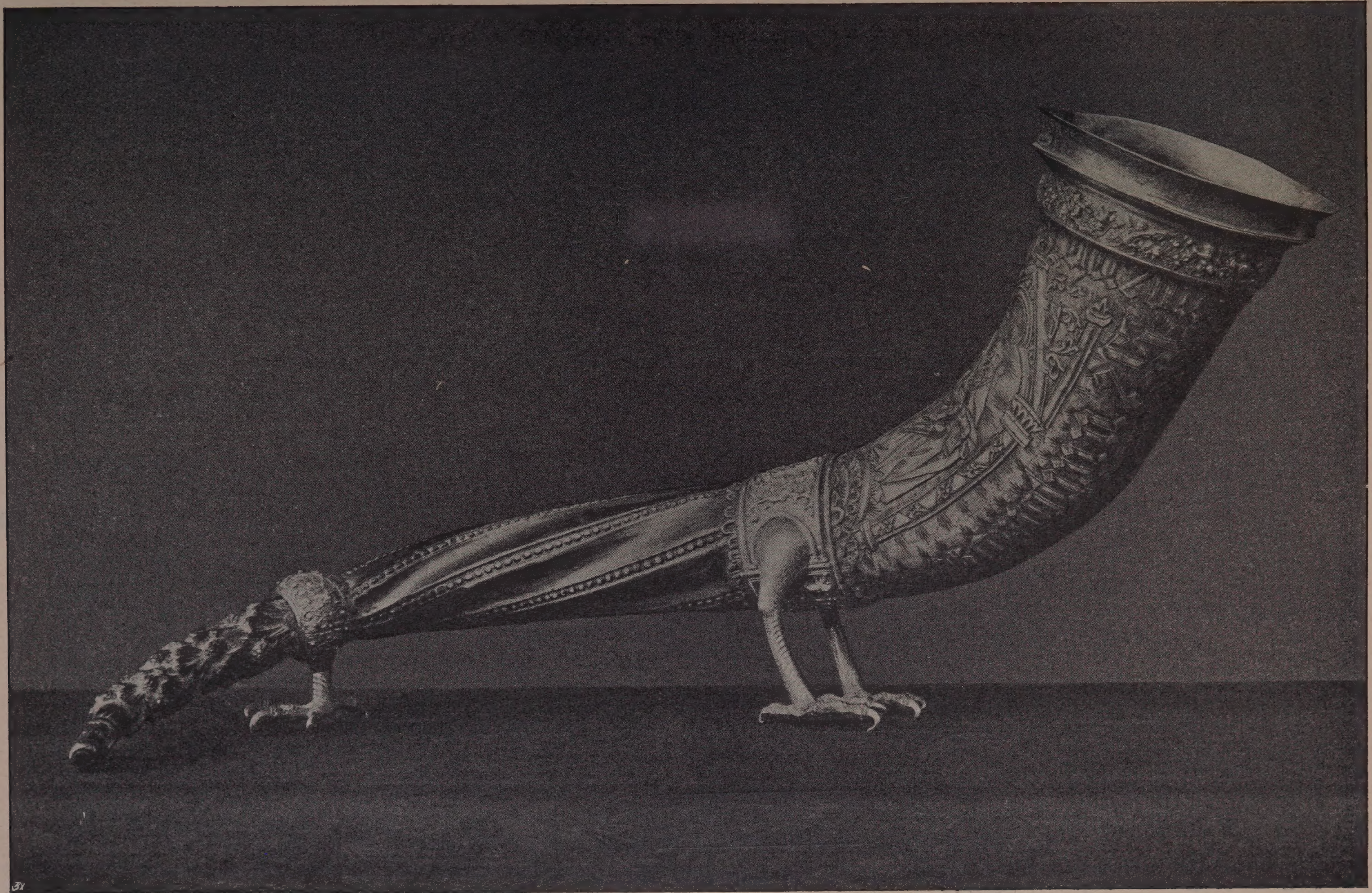


Abb. 146. Krampfer. Trinkhorn im Gutshause.

Abb. 147. Krampfer. Humpen im Gutshause.

Abb. 148. Krampfer. Silberner Doppelbecher im Gutshause.

der Knauf am Ende, an denen die Füße befestigt sind, haben Verzierungen gotischen Stils, den oberen Rand hingegen schmücken Putten und Früchte mit Blättern. Der obere Teil des Hornes zeigt zwei geschnitzte Figuren unter gotischen Baldachinen: St. Petrus und St. Nikolaus im bischöflichen Ornat. Dazwischen und darüber befinden sich die aus gotischen Kleinbuchstaben bestehenden Legenden S. petre ora p. und S. Nicholaus ora p. Das Horn scheint aus der 2. Hälfte des 16. Jahrh. herzurühren.

Abb. 149. Krampfer. Geschliffener Glasbecher im Gutshause.

Ein Humpen aus dunkelbraunem geschnitzten Buchsbaumholz mit Fassung und Deckel aus getriebenem, teilweise vergoldetem Silber, etwa 16 cm hoch (Abb. 147). An der Trommel des Gefäßes wechseln kleine und große Schilde mit figürlichen Darstellungen: links Affenmutter mit Jungem (Inschrift: Amor Formae Condimentum); in der Mitte: Adam und Eva; rechts: Amor mit Stier (Inschrift: Captis oculis cupitur Bellua). Der mit Rankenwerk und Vögeln geschmückte Deckel zeigt in der Mitte verschlungene Buchstaben und die Jahreszahl 1710.

Ein Siegelring mit Wappen der Familie von Möllendorff, dem Namenszug A. v. M. und der Jahreszahl 1475 wurde in der Lenzener Wische ausgepflügt.

Ein lebensgroßes Bildnis des Generalfeldmarschalls v. M.

Ein Porzellanservice, Geschenk Friedrichs des Großen. Eine Biskuit-Statuette des großen Königs steht auf einer Holzsäule, die einen Schrank bildet, in dem sich sämtliche Werke Friedrichs II. und eine Sammlung von Gipsabgüssen aller Münzen und Medaillen, die während seiner Regierung geprägt wurden, befindet.

Ein Pastellbildnis des Königs.

Die auf Friedrich d. Gr. bezüglichen Gegenstände sind vermutlich Geschenke von ihm an den Feldmarschall v. Möllendorf.

Ein silberner Doppelbecher von 24 cm Länge und 9,5 cm Durchm. (Abb. 148), der sich in der Mitte auseinander nehmen läßt, so daß Trommel und Oberteil je einen Becher geben. Rings herum sind alte Silbermünzen eingelassen.

Ein geschliffener gläserner Becher von 18 cm Höhe (Abb. 149) mit der Inschrift: Vivat Ghur Brandenburg.

Eine sehr schöne Rokoko-Stutzuhr mit Spielwerk.

Eine Sattelkanone in Form einer großen Pistole von 5 1/2 cm Kaliber.

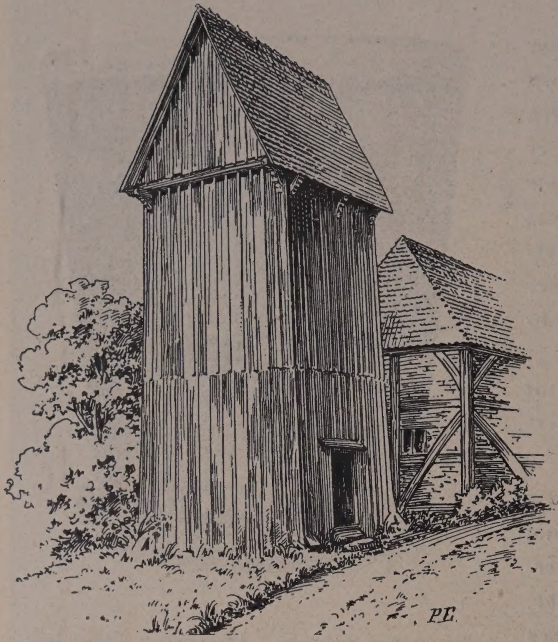


Abb. 150. Kreuzburg. Kirchturm.

Eine alte Karte, auf der das Wohnhaus noch von Wassergräben umgeben erscheint.

Nahe der Kirche steht noch ein **Torhaus.**

Kreuzburg.

Kreuzburg, Dorf 8,5 km ostnordöstlich von Perleberg. Rundling. 67 Einw., 346 ha.

Unter den Dörfern, die zum Lande Putlitz gehörten, wird in einer Urkunde des Bischofs Busso von Havelberg von 1492 auch „Crützeborg" erwähnt (abgedr. Riedels Codex III, 506).

Kirche: einfacher Fachwerkbau von 1688. Der Turm (Abb. 150) aus

Abb. 151. Kreuzburg. Torhaus.

Brettern mit Schallöchern in Schlüssellochform, durch einen schmalen Gang von der Kirche getrennt.

Monstranz mit Architektur aus Messing, unvollständig.

Auf dem Kirchboden eine Figurengruppe von Holz: St. Anna mit Maria und Jesus auf dem Schoß, unvollständig und verdorben.

Nicht weit von der Kirche ein **Torhaus** (Abb. 151) mit rundbogiger Seitenpforte. Darüber ein gekuppeltes Fenster mit ausgeschweiftem Zwischenpfosten.

Kuhblank.

Kuhblank, Dorf 5 km östlich von Wittenberge. 143 Einw., 860 ha. Rundling (Abb. 152).

1404 vermachte Kaspar Gans, Lehnsmann des Bischofs von Havelberg, dem Kloster Stepenitz alle Gerechtsame, die ihm in „deme Dorpe to Kuwalk“ zustanden (vgl. Riedels Codex I, 257).

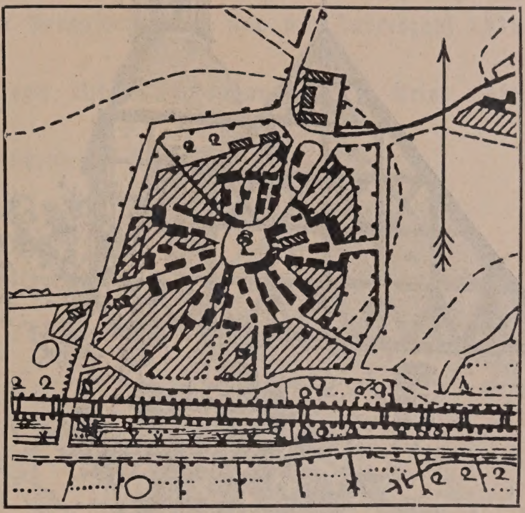


Abb. 152. Kuhblank. Dorfplan (1:10000).

Laaslich.

Laaslich, Dorf und Gut 11 km westlich von Perleberg. Rundling. 359 Einw., Landgem. 876, Gutsbez. 378 ha.

Zur Zeit, als die Kirche errichtet wurde, saßen zu „Letzlich“ die von Capelle, denn nach einem Steuerverzeichnisse vom Jahre 1542 hatte Albert Capelle „vor sein Hab und Guder to Letzlich“ 6 Florin an die „verordneten Innemer (d. h. kurfürstlichen Steuereinnehmer) tho Perleberge“ abgeführt (vgl. Riedel, Suppl. 478).

Saalkirche aus rohen, teilweise gespaltenen Feldsteinen mit gerader Decke, 16. Jahrhundert. Der Ostgiebel (Abb. 153) von der Balkenlage an in Fachwerk mit kleinem Giebelpfosten. Die Ausmauerung der Fache putzfrei mit Fischgräten- und Flechtwerkmustern. Die Fenster mit Stichbogen und Backsteinkanten, jetzt mit weißen Putzstreifen umrahmt. Auf der Nordseite ein Fachwerkanbau als Vorraum zu einer Tür mit Spitzbogenblende. Der unten bereits anfänglich angelegte Turm aus Feldstein mit Backsteinkanten scheint erst nachträglich vorgebaut. Über Erdgeschoß aus Fachwerk errichtet, geht er oben mit geschweiftem Dach ins Achteck über und hat eine offene Laterne mit geschweifter Haube und besonderer Zapfenendigung. In der Wetterfahne steht die Jahreszahl 1899.

Abb. 153. Laaslich. Kirche von Osten.

Abb. 155. Laaslich. Ziehbrunnen mit Holztrog.

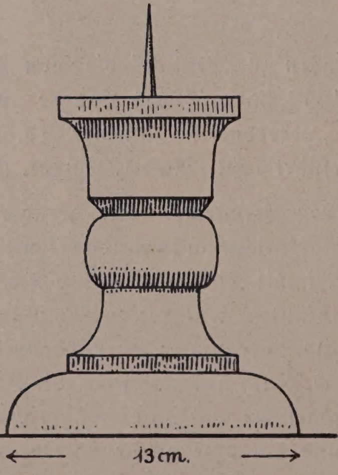


Abb. 154. Laaslich.
Hölzerner Altarleuchter in der Kirche.

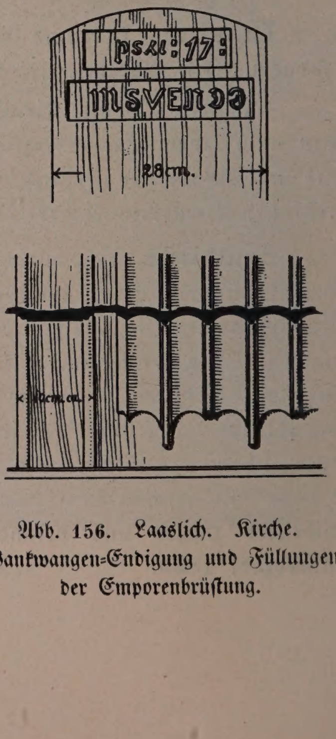


Abb. 156. Laaslich. Kirche.
Bankwangen-Endigung und Füllungen der Emporenbrüstung.

Altar mit Kanzel vereinigt, barock mit zwei Säulen und kunstlosen Figuren (Posaunenengel und Christus mit Fahne). Alles weiß getüncht.

Einfacher Kelch, Silber vergoldet von 1715.

Ein urwüchsiger, viereckiger Holzleuchter aus einem Stück (Abb. 154) mit Dorn zum Aufstecken der Kerze.

Am Gestühl eingeschnittene Sprüche mit der Jahreszahl 1565. An der Emporenbrüstung Füllungen mit gotischen Pergamentrollen und der Jahreszahl 1579 (Abb. 156).

Glocken. Die große von 1665 von Vidus Siebenbaum. Die kleine 1748 von C. D. Heintze.

Abb. 155 gibt ein Beispiel von Ziehbrunnen mit Holztrog.

Lanz.

Lanz, Dorf 8,5 km westlich von Lenzen. Rundling (Abb. 157). 404 Einw., 1384 ha.

„Lanzic", der Geburtsort des Turnvaters Jahn, hoch oberhalb der Elbe gelegen, wird zuerst in einer 1325 von den Knappen Alvensleben ausgestellten Urkunde erwähnt (abgedr. Riedels Codex III, 363). Gegen Ausgang des 15. Jahrh. waren die von Wenckstern vom Kurfürsten mit „eynem Mann to Lantze", der jährlich 2 Mark zu entrichten hatte, belehnt (vgl. Riedel III, 504; II, 66, 71 f.; XXV, 104). Der Spezial-Rolle der Prignitzschen Lehnpferde v. J. 1666 zufolge hatten die von Quitzow zu Eldenburg 9 Lehnpferde dem Kurfürsten zu stellen (v. Eickstedt, Beiträge S. 344). Im 18. Jahrh. wurde ein Königliches Domänenamt Eldenburg gebildet, zu dem L. gehörte (vgl. Bratrings Beschreibung I, 436).

Abb. 157. Lanz. Dorfplan (1:10000).

Kirche. Langhaus mit rundem östlichen Schluß (außen vieleckig), aus unbehauenen Feldsteinen und Backsteinen, geputzt, mit Spuren von älteren roten Quaderfugen und roten gemalten Eckquadern. Ziegeldach. Der Turm aus Holz, unten breit angelegt, oben eingezogen mit einfachem achtseitigen Pyramidendache. Der Ostteil der Kirche 1701 angebaut laut Inschrift im Innern: „Cunow Hartwig v. Quitzow, Erbherr auf Eldenburg, hat diese von seinen Vorfahren vor undenklichen Jahren erbaute Kirche im Jahre 1701 von hier an verlängern lassen." Im

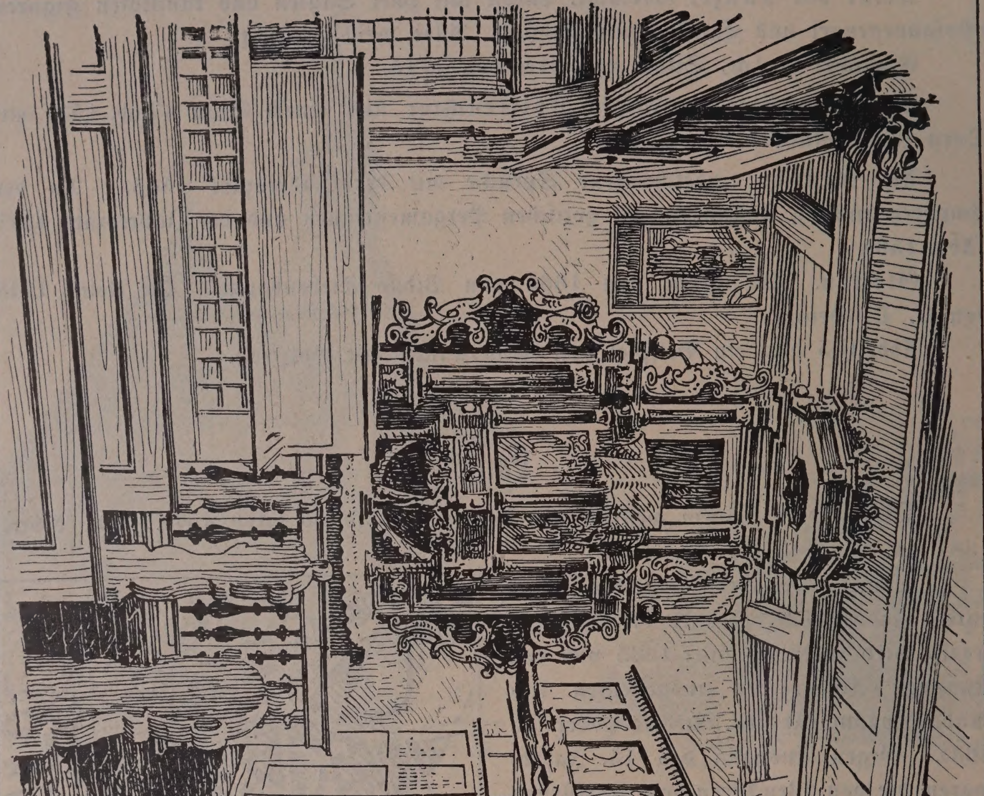


Abb. 158. Lanz. Inneres der Kirche.

Innern Emporen an drei Seiten mit braun in braun gemalten Ornamentfüllungen. An der Südseite die Inschrift: „Friedrich d. Gr., König von Preußen hat im Jahre 1785 dieses Chor ohne Beihülfe der Kirche und Gemeinde erbauen lassen.“ Die gerade Balkendecke weiß getüncht. Abb. 158 gibt das Innere der Kirche wieder.

Altar mit Kanzel vereinigt. 1701 (laut Inschrift) in zwei Stockwerken aufgebaut und reich gegliedert mit Säulchen in beiden Stockwerken und an den Ecken der Kanzel, an deren Füllungen die vier Evangelisten gemalt sind.

Das Gestühl mit verzierten Wangen (Abb. 159) in zwei verschiedenen Formen.

Taufengel schön in Holz geschnitzt, schwebend, mit Muschelbecken in den Händen, neu bemalt und vergoldet, noch in Gebrauch (Abb. 158).

Kleine Taufschüssel, 0,33 m Durchm., Messing getrieben, Rand mit Blattwerk und Trauben verziert, um 1700.

Abb. 159. Lanz. Kirche, Gestühlwangen.

Zwei getriebene Messingleuchter mit gewundenem Schaft, Fuß und Teller gebuckelt und mit Blumen geschmückt.

Zwei Glocken. Die große 0,90 m Durchm., ohne Inschrift. Die kleine 0,62 m Durchm. Inschrift am Halse in gotischer Kleinschrift: Consolor . en . viva . fleo . mortua . pello . nociva . anno 1465.

Am Nordende des Dorfes steht ein **Denkmal** des Turnvaters Jahn, der hier geboren ist, mit seinem Bildnis in erhabener Arbeit an einem Obelisken. Errichtet 1865.

Legde.

Legde, Dorf 4 km südlich von Wilsnack. 414 Einw., 1251 ha.

In einer vom Bischof Wedego von Havelberg zu Wilsnack im Jahre 1469 ausgestellten Urkunde wird der zu „Legede“ gelegene Hof des Hans Krüger erwähnt, von dem alljährlich 9 Scheffel Roggen an die Wilsnacker Erasmus- und Marien-Magdalenenkapelle zu entrichten waren (vgl. Riedels Codex I, 162, 166).

Abb. 160. Legde. Turm der Kirche.

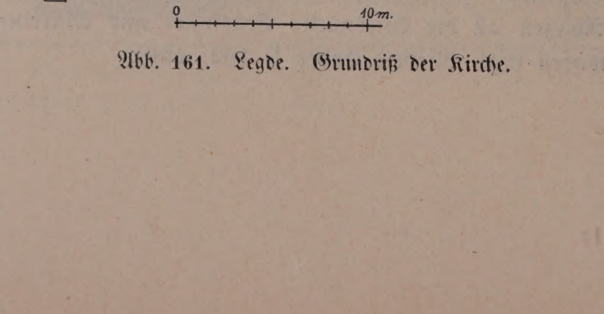


Abb. 161. Legde. Grundriß der Kirche.

Kirche des 14. Jahrh. aus putzfreiem Backstein (28 . 13 . 9 cm) besteht aus breitem Westturm, Schiff und Chor (Abb. 161). Der Turm in den unteren Teilen (rund 3 m hoch) aus unbehauenen Feldsteinen, weiter aufwärts aus Backstein, mit Eingang auf der Südseite; die ursprüngliche Treppe in der Westmauer ist außen mit Kreisblenden verziert. Die Turmgiebel mit Pfeilern und Stichbogenblenden (Abb. 160). Die Schallöffnungen gekuppelt unter Rundbögen. Der Dachreiter in übereckstehendem Achteck. Das Schiff mit Balkendecke, ursprünglich gewölbt. Fenster spitzbogig, innen und außen einfach abgestuft, ebenso das Portal an der Südseite, das durch ein Schutzdach zwischen zwei Strebepfeilern gedeckt ist. Der Chor steht nicht genau in der Kirchenachse, auf der Südseite bündig, im Norden 42 cm eingezogen. Der Triumphbogen ohne Kantengliederung, die schmalen Gewölbejoche des Chores von Rippen mit Birnstab und Kehle getragen. Die Schlußsteine aus zwei Backsteinen gebildet. Die Kirche ist 1892 erneuert worden.

Altar mit Kanzel vereinigt, barock.

Ein Rest des alten achteckigen, einfach gegliederten Taufsteins aus Sandstein liegt jetzt im Turme, der Fuß fehlt.

Zwei Leuchter aus Messing, 28 und 29 cm hoch.

Gestühl mit Gitterwerk.

Drei Glocken. Die erste 0,92 m Durchm., ohne Inschrift, mit Linien am Halse. Die zweite 0,98 m Durchm., 1739 von Chr. Heintze. Die dritte 0,68 m Durchm., ebenfalls von Chr. Heintze.

Denkmal des Dietrich v. Quitzow auf Rühstedt an der Dorfstraße, Sandstein, Ende des 16. Jahrhunderts. Die Inschrift auf dem Sockel ist heute nicht mehr zu lesen; Bekmann bringt den vollständigen Wortlaut im V. Teil, 2. Buch, Sp. 316 seiner Beschreibung der Kurmark. Der hier Erschlagene ist in ganzer Figur, lebensgroß und aufrecht stehend in voller Rüstung dargestellt, aus einer nischenartigen Höhlung des Steines herausgearbeitet. An jeder der vier Ecken ist ein Wappen angebracht und das Ganze von einer halbkreisförmigen Verdachung auf Konsolen bekrönt.

Lennewitz.

Lennewitz, Dorf 6 km südlich von Wilsnack. Rundling. 104 Einw., 394 ha.

1429 verschrieb Markgraf Johann der Gattin des Lorenz von Quitzow auf Quitzöbel verschiedene Abgaben zum Leibgedinge, u. a. von den Höfen des Berte Bernd, Hans Greve und Claus Kregerwyhe in „Lenevicz" je 1 Pfund und 3 1/2 Schillinge, 8 Hühner, 1 Rauchhuhn, 15 Riste Flachs und 15 Eier jährlicher Abgaben (vgl. Riedels Codex III, 424).

Kirche ganz schlichter Fachwerkbau, Turm freistehend, hausförmig, ebenfalls Fachwerk.

Fuß des Opferstockes in Form einer oberen Säulenhälfte ohne Basis, von 1592, wiederhergestellt 1767 und 1856.

Kelch Silber, von 1734.

Glocke 0,73 m Durchm., 1690 von Heinrich Abel Kramer in Soltquel (Salzwedel).

Lenzen.

Quellen.

I. Urkunden und Akten.

Pfarre zu L.: Beschreibung des Friedensfestes 1763 (abgedr. Jahrb. der Synode Lenzen, V, 40); „Denkwürdigkeiten", bis ins 16. Jahrh. zurückreichend.

Rathaus zu L.: Urkunden und Akten bis ins 16. Jahrh. zurückreichend.

Stadtarchiv von Perleberg und Stiftsarchiv Heiligengrabe: Urkunden des 15. und 16. Jahrh. (abgedr. Riedel II, 81 f.).

Geh. Staatsarchiv zu Berlin: Urkunden märkischer Ortschaften, L., Nr. 1—7, aus dem 15. und 16. Jahrh. Rep. 21, 84. Akten von 1491—1690, u. a.: 1543 Reparaturen im Amtshause, 1567 Verschiffung von Korn, 1627 Tillysche Reiter. Generaldirektorium Kurmark, Tit. CCXX: Wiederaufbau des Turmes.

Großherzogl. Archiv zu Schwerin: Urkunden des 14. Jahrh. (vgl. Riedel II, 79).

II. Literatur.

Wolfgang Ludwig Karstedt: Breviarium antiquitatum Leontinarum.

Bekmann, Beschreibung der Kurmark (1751), 5. Teil, II. 6.

Joach. Ludwig Müller (gest. 1767): Stadtgeschichte (abgedr. im Märkischen Provinzialblatt 1818, Monat August).

Bratring, Beschreibung der Mark (1804), I, S. 429f.

v. Raumer: Regesten der Markgrafen von Brandenburg (1836), Nr. 119 (Zusammenstellung über die Schlacht bei L.).

Ulrici: L. und seine Bewohner (Salzwedel, 1835); die Prignitz und die Stadt L. (Perleberg 1848).

v. Raumer: Codex Continuatus, I, 71f. (1831—33).

Riedel, Codex diplomaticus, II, 59—84: Burg und Stadt L.; III, 356 f.: Verpfändung L.'s.

Berghaus: Landbuch der Provinz Brandenburg (1854) I, 624ff.

Zander: Chronik der Stadt L. (Lenzen 1901).

Crüger, L.: Gysel van der Lyr (Märkische Forschungen I, 13).

Geschichte.

Kein anderer Ort der ganzen Prignitz kann auf eine so alte Geschichte zurückblicken wie Lenzen. Hier erlitten i. J. 929 die Wenden die Niederlage, bei der sich der Stammeshaß der Deutschen gegen die Slaven in furchtbarer Weise Luft machte und Tausende der besiegten Feinde in die Moore und Seen der Umgegend getrieben wurden. Ein schreckliches Gegenstück spielte sich Helmolds Slavenchronik (I, 22) und der Hamburgischen Kirchengeschichte des Adam von Bremen zufolge (III. Buch, Kap. 49) „in der Stadt Leontium, die mit anderem Namen L. heißt" (in urbe Leontio, que alio nomine Lenzin dicitur) i. J. 1066 ab, denn hier wurde der christliche Slavenfürst Gottschalk, der in L. ein geistliches Stift gegründet hatte, von seinen fanatischen, heidnisch gebliebenen Stammesgenossen mit vielen Vornehmen, Geistlichen sowie Laien, erschlagen; den Priester Eppo brachte man sogar als Opfer auf dem Altar dar.

Um die Wende des 13. Jahrh. entwickelte sich bei der alten Feste zuerst unter dem Schutze der Grafen von Schwerin ein mit dem Rechte von Salzwedel begabtes städtisches Gemeinwesen, dessen deutsche Bürger i. J. 1252 laut einer zu Salzwedel ausgestellten Urkunde von dem askanischen Markgrafen Otto mit Zollfreiheit in der gesamten Mark begnadigt wurden.

Die Burg L., eine starke Feste, war darum besonders ein viel begehrter Pfandgegenstand, weil sich bei der Elbfähre eine Zollerhebungsstätte befand (Riedel III, 357). So wurden i. J. 1336 „Hus, Stat und Lant zu Lentzen" für 6500 Mark Silber von dem

brandenburgischen Markgrafen an die Grafen von Schwerin verpfändet. Dem Landbuche Kaiser Karls IV. v. J. 1375 zufolge war „Herr Martin Wenkstern“ (dominus Martinus Wenkesterne) im Genuß eines Teils der dem Schlosse vornehmlich aus dem Zoll zufließenden Einnahmen; in der Stadt, „civitas“, hatte der Markgraf das oberste Gericht, das Untergericht war dem Bürger Rockenbruk verpfändet (Ausg. v. Fidicin, S. 28f.) Nachdem zur Zeit der Luxemburger Markgrafen Sigismund und Jobst L. als Mittelpunkt der „Räuber“ (latrones) in üblen Ruf gekommen war, erschienen im 15. Jahrh. Mitglieder der Familie Quitzow als Herren der Burg. Hier beschloß Hans v. Quitzow i. J. 1436 sein unruhvolles Leben. Ein Menschenalter später wurde Dietrich v. Quitzow als Pfandinhaber von L. bevollmächtigt, „Mauern und andere Gebauen, zur Befestigung des Slos dienende“ auszubessern.[1])

Die Stadt, deren Wappen zwei runde Türme mit betürmten Erkern an jeder Seite aufweist,[2]) hatte ihre eigenen Befestigungswerke und war von doppelten Gräben und starken Mauern umgeben. 1485 wurde L. von „Fienden so dicke beschedigt“, daß Kurfürst Johann laut einer zu L. gegebenen Urkunde sie „mit der Zahlung der Lantbeden to verschonen“ versprach.[3]) Drei wüste Ortschaften, Jakel, Babekuhl und Damerow, wurden im 15. Jahrh. mit der Feldmark, die noch heute mit ihren 4399 ha an der Spitze aller Prignitzschen Städte steht, vereinigt.

Am Sonnabend nach Veit (1542) erbaten sich Bürgermeister und Ratmannen vom Kurfürsten einen „evangelisken Predicanten“.[4]) 16 Jahre darauf wütete ein verheerender Brand in der Stadt, die überhaupt „an Feuersbrünsten eine von den unglückseligsten unter allen Markischen Stäten“ genannt wird (vgl. Bekmann, Beschreibung der Kurmark, 5. Teil, II, Sp. 240). Die Getreideausfuhr zu Wasser elbabwärts nahm in der langen Friedenszeit nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 so zu, daß der Lenzener Zoll 1608/9 dem Kurfürsten fast 40000 Taler einbrachte. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, um 1638, hatte die Stadt durch die schwedischen, kaiserlichen und sächsischen Truppen entsetzlich zu leiden, so daß manche Familien aus der Stadt flüchteten und sich anderwärts, z. B. in Salzwedel, ein neues Heim gründeten; die St. Gertraudskapelle ging in Flammen auf. Um so segensreicher war es, daß in den Jahren 1651—1676 oben auf der Burg der frühere niederländische Admiral Arnold Gisel van der Lyr, ein Mann, der die Ozeane befahren und fremde Weltteile gesehen, als „Erbpossessor“ des Amtshauses L. seinen Sitz aufschlug. Er veranlaßte den städtischen Magistrat, für die Reinigung der Straßen, sowie für die Vertilgung der Wölfe in der Umgegend zu sorgen. Als echter Niederländer nahm er sich

---

[1]) Über die Baufälligkeit des Hauses vgl. auch Riedel III, 492.

[2]) An der altmärk.-prignitzschen Städteurk. v. J. 1601 — im Stendaler Museum — hängt ein aus älterer Zeit stammendes und bei Winkel (Wappen der Altmark und der Prignitz, S. 76) abgebildetes Siegel mit einem Wappen, auf dem ein mit Zinnen besetzter Bogen, in dem ein Adler frei schwebt, beide Türme verbindet. Es trägt die Unterschrift: Secretum Civitat. Lentzen.

[3]) Riedel III, 497; vgl. Droysen, Geschichte der preußischen Politik, II, 336.

[4]) Vgl. Zander, a. a. O., S. 128.

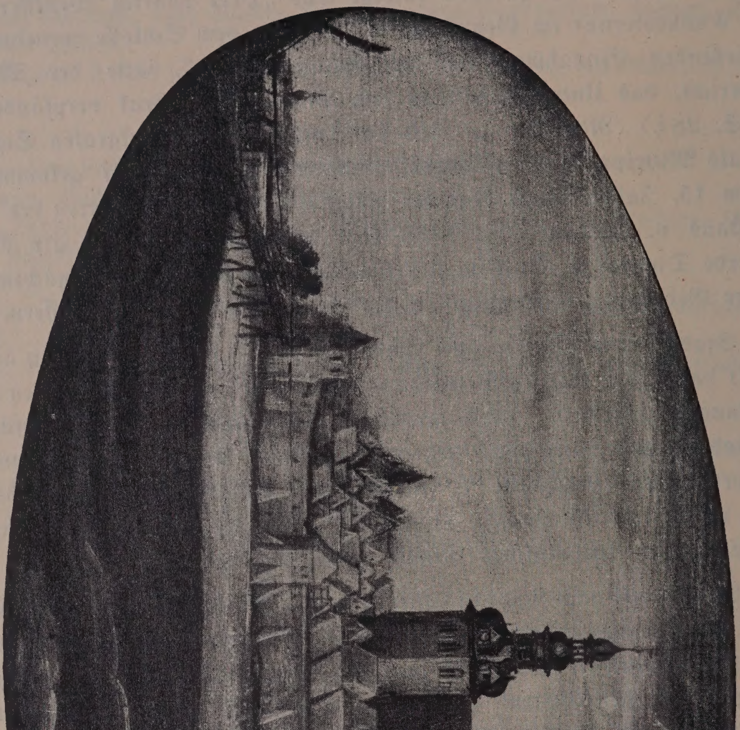


Abb. 162. Lenzen. Ansicht der Stadt nach einem Gemälde des 17. Jahrhunderts.

mit besonderer Liebe der Wiederherstellung der Elbdeiche an. Daß seit seiner Zeit aus dem Lenzener Kirchenbuche der Vermerk „die Hexe wurde verurteilt und verbrannt, saga condamnata et combusta", verschwindet, ist wohl kein zufälliges Zusammentreffen. Über die damalige Elbschiffahrt sagt Marperger in seiner 1726 erschienenen „Beschreibung des weltberühmten Elbstroms", S. 36 f.: „In L. wird wieder ans Land geleget, der Tangermündische Zoll-Zettel versiegelt abgegeben, das Schiff also dann visitieret und Zoll und Licent ebenfalls in Bancogeld bezahlt." 1767 wurde das Lenzener Amt auf der Burg aufgehoben und mit dem Domänenamt Eldenburg verbunden. Obwohl L. auch im Verlaufe des 18. Jahrh. von einem verheerenden Brande heimgesucht wurde und man die Befestigungen unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. zum größten Teil abtrug, sowie den Graben, der die Stadt von der Burg trennte, ausfüllte, hat sich das i. J. 1905 2526 Einwohner zählende Ackerbürgerstädtchen sein altertümliches Gepräge bewahrt. Die Gemarkung umfaßt 4399 ha.

Denkmäler.

Pfarrkirche St. Katharina. Dreischiffige Hallenkirche mit Querschiff und einschiffigem, in drei Seiten des Achtecks geschlossenem Chor (Abb. 163). Ursprünglich putzfreier Backsteinbau. Außen jetzt wieder vom Putze gesäubert, innen noch übertüncht. Die Raumwirkung durch viele eingebaute Holzemporen stark beeinträchtigt, die nament-

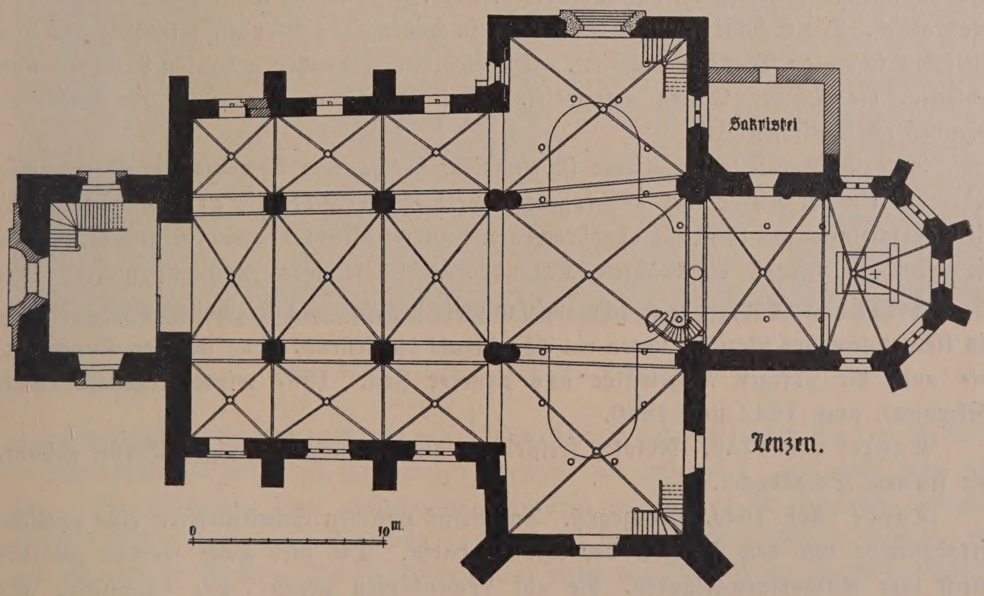


Abb. 163. Lenzen. Pfarrkirche.

lich den Chor außerordentlich einengen. Chor und Schiff mit Ausnahme des nördlichen Querschiffs mit kräftigen Strebepfeilern besetzt. Die Fenster zweiteilig, teilweise, namentlich auf der Südseite, später verbreitert. Der Spitzbogenfries außen unter dem barocken Hauptgesims des Chors abgehackt. Das Portal der Südseite mit dunkel glasierten Schichten modern gotisch von 1894. Der rechteckige, gewölbelose Turm dient als Vorhalle und ist in Höhe des Kirchengesimses im Norden und Süden abgesetzt und ins Quadrat übergeführt. Er hatte im 17. Jahrh. einen hohen Aufbau in mehreren Abstufungen mit geschweiften Dächern (siehe das Gemälde aus dem 17. Jahrh. im Rathause, Abb. 162). 1751 stürzte er ein (vgl. Bekmann V. II, 218) und ist 1760 anscheinend fast ganz erneuert. Von den Pfeilern des Innern sind vier kreuzförmig, zwei von ihnen am Querschiffe bilden Verschmelzungen von je zwei dreiviertelkreisförmigen Rundpfeilern. Die Vorlagen an den Längswänden des Chores bestehen aus Kreisteilen mit zwei begleitenden Rundstäben. Die spitzbogigen Schiffsarkaden sind einfach abgestuft. Der Raum erscheint infolge der bedeutenden Erhöhung des Bodens niedrig. Die Gewölbe sind auf Birnstabrippen breit gespannt und bauchig. Die Kirche hat durch verschiedene Unglücksfälle und die darauf erfolgten Herstellungen in ihrem alten Bestande schwer gelitten. Den wenigen noch ursprünglichen Bauformen nach zu schließen gehört der Kern der Kirche der frühgotischen Zeit um 1300 an.

Die in der Chronik von Ulrici nach unbekanntem Originale in Lithographie wiedergegebene Ansicht der Stadt von 1654, die auch in die Zander'sche Chronik wieder aufgenommen ist, stellt den Turm in seiner ganzen Höhe rund dar. Daß diese an sich höchst unwahrscheinliche Grundrißform auf Irrtum beruht, zeigt das länglichrunde Ölgemälde im Rathause (Abb. 162). Hier ist der massive Teil des Turmes quadratisch. Die Schallöffnungen sind noch in spitzbogigen Blenden gekuppelt und von seitlichen schmalen Blenden begleitet. Die zwei übereinander gebauten Laternen sind achteckig, die Dächer kräftig geschweift. Der Südgiebel zeigt noch die schlanken Blenden der gotischen Zeit.

Auf der Nordseite der Kirche ist eine jetzt vermauerte Tür beachtenswert. Sie führte in ein der Kirche hier angefügtes gewölbtes Gebäude, die alte Schreiberei, die wahrscheinlich mit der 1751 abgebrochenen Küsterei gleichbedeutend ist und in welcher die 1307 in Lenzen eingerichtete Kalandsbrüderschaft ihre Zusammenkünfte hielt.

Altar von 1652, barock, schwarz und weiß gestrichen, mit zwei Gemälden: oben ein kleines jüngstes Gericht, unten ein Abendmahl darstellend, ohne höheren Kunstwert, wie auch die übrigen Ölgemälde aus neuerer Zeit. 1687 wiederhergestellt (nach Bekmann), auch 1832 und 1890.

Kanzel von 1759, Rokoko, freistehend an ein galgenförmiges Gerüst gebaut, mit kleinem Schalldeckel.

Taufe (Abb. 164), Bronzeguß. Am Gefäß zwischen Schriftstreifen eine gotische Arkadenreihe mit den Figuren der Apostel darin. Die vier Füße werden gebildet durch vier Katharinen-Figuren, die auf Löwenköpfen stehen. Die dazwischen angebrachte aus Schnörkeln gebildete Unterstützung ist eine Zutat der Barockzeit. Die

Abb. 164. Lenzen. Taufe in der Pfarrkirche.

gegossene Inschrift am oberen Rande in gotischen Kleinbuchstaben lautet: An. Dm. MCCCC in dem LXXXIIII Jahre per me hinrich grawere van brunswick. god make sine sele rike. Die Bemalung laut aufgemalter Inschrift am unteren Rande 1687 erneuert. 1658 hatte die Taufe (nach Bekmann) einen Deckel von Holz mit schönem Gehäuse aus acht vergoldeten Säulen. Da die Taufe früher unter der Orgel stand, wurde der Aufsatz durch den Turmeinsturz von 1751 zerstört.

Taufschüssel (Abb. 165) in Messing getrieben. 17. Jahrhundert. Auf dem Boden der Sündenfall dargestellt, auf dem Rande Weinblätter und Trauben.

Abb. 165. Lenzen. Taufschüssel in der Pfarrkirche.

Schöner Kronleuchter aus Messing (Abb. 166), Inschrift in römischen Großbuchstaben: 1656 den 26. März von Clas Brunnen; oben mit Doppeladler.

Kelch einfach, Silber, von 1647.

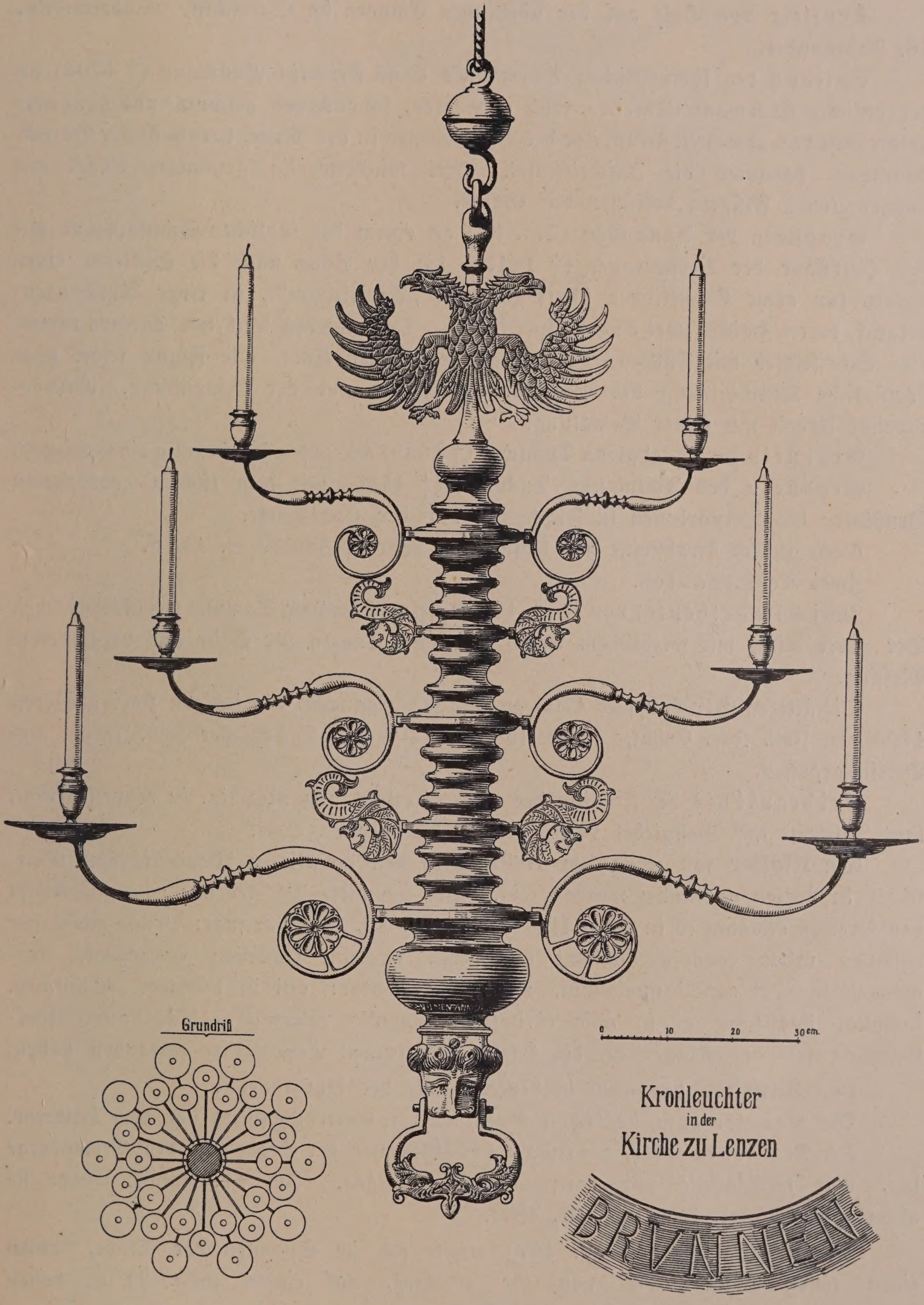


Abb. 166. Lenzen. Kronleuchter in der Kirche.

Kruzifix von Holz auf der nördlichen Empore im Querschiff, minderwertig, 18. Jahrhundert.

Epitaph des kurfürstlichen Amtmannes Ernst Friedrich Hoffmann († 1706) an der südlichen Chorwand (Taf. 21), reich entworfen, schwungvoll geschnitzt und ganz vergoldet, mit dem gemalten Brustbilde des Verstorbenen in der Mitte, darum flotter Barock-Akanthus, darunter die Inschrifttafel. Drei minderwertig geschnitzte Engel mit ausgebreiteten Flügeln bekrönen das Ganze.

Grabstein der Anna Götz (Taf. 22) an einem der südlichen Schiffspfeiler mit der Halbfigur der Verstorbenen († 1617), die der Sage nach die Stifterin eines Legats für arme Schulkinder ist (sogenannte „Brezeltante"), in einer Rundbogenarkatur, deren Zwickel zwei Engelsköpfe füllen. Den unteren Teil des Steines nimmt eine Schrifttafel mit Füllhorn-Hermen an den Seiten ein. Die Figur selbst zeigt vorzügliche Durchbildung des Gesichts, der Hände und der Gewandung. Hervorragende Arbeit mit feiner Bemalung.

Grabstein der Magdalena Tuchscher († 1595) mit guter Darstellung eines Kindes.

Grabstein des Amtmanns Tuchscher († 1596) mit dem tüchtig gearbeiteten Brustbilde des Verstorbenen in Flachrelief und der Hausmarke.

Noch andere Grabsteine mit Inschriften siehe in Zander S. 115 ff.

Zwei Kesselpauken.

Zwei Klingelbeutel von 1684, die Beutel aus grünem Sammet mit Goldstickerei. Der obere Ring mit weiblichem Torso und zwei Engeln zur Seite aus vergoldetem Messing.

Die älteren Glocken sind 1703 zu Grunde gegangen, die jetzigen zwei größeren 1705 von Joh. Jac. Schulze in Berlin und 1704 von Stückgießer Joh. Jacobi aus Berlin gegossen.

Erbbegräbnis der Familie des Lizentdirektors von Negelin, in Kapellenform, laut Inschrift am Westgiebel 1781 errichtet (Zander S. 223).

Ein **Kloster** soll schon um 1050 durch den christlichen Wendenfürsten Gottschalk in Lenzen gegründet worden sein. Der um diese Zeit lebende Chronist Adam von Bremen erwähnt es in seiner Hist. eccles. III. 22, indem er sagt: „Tunc etiam per singulas urbes coenobia fiebant sanctorum virorum canonice viventium, item monachorum et sancti monalium, sicut hi testantur: qui in Liubice, Aldinburg, Leontio, Razisburg et in aliis civitatibus singulis viderunt". Nach alter Überlieferung soll das Kloster an der Stelle der jetzigen Schulhäuser gestanden haben.

Von **Kapellen** bestanden in Lenzen außer der Burgkapelle:

Die Kapelle zum heiligen Geist am St. Gertrudhospital vor dem Heidetor.

Die Marienkapelle, die etwa 4 km östlich vor der Stadt auf dem Ysekenberge lag, war kreuzförmig und barg viele Kunstschätze. Im 17. Jahrh. wurde sie abgetragen (Riedel, Cod. dipl. III, 482).

Die **Burg** (Abb. 162 u. 167) erhob sich im Südosten der Stadt, durch einen tiefen Wassergraben von ihr getrennt, auf einem etwa 24 m hohen Hügel, der wahrscheinlich schon zur Wendenzeit mittels kreuzweiser Packungen von

Lenzen. Epitaph des kurfürstl. Amtmanns Hoffmann.

Lenzen. Grabstein der Frau Anna Götz (sog. Brezeltante).

Abb. 167. Lenzen. Burgturm.

Eichenstämmen, wie sie in Tiefe von 2 bis 3 m gefunden wurden, künstlich errichtet worden war. Die Anlage bildete ein Quadrat, dessen Nordwestseite der Stadt gegenüber lag, während die Südwestseite sich in die Sümpfe der Löcknitz senkte. Die Burg war nach einem Chronisten des 14. Jahrh. mit starken Mauern umgeben und hing mit der Stadt durch eine Zugbrücke zusammen. Durch einen stark gewölbten Torturm,

der Keller und zwei Stockwerke besaß, trat man in den Burghof. An dessen Ostseite erhob sich im 14. Jahrh. der mächtige runde Hauptturm, ein in zwei Geschossen gewölbter und zweimal um 20 cm abgesetzter Wohnturm von rund 14 m

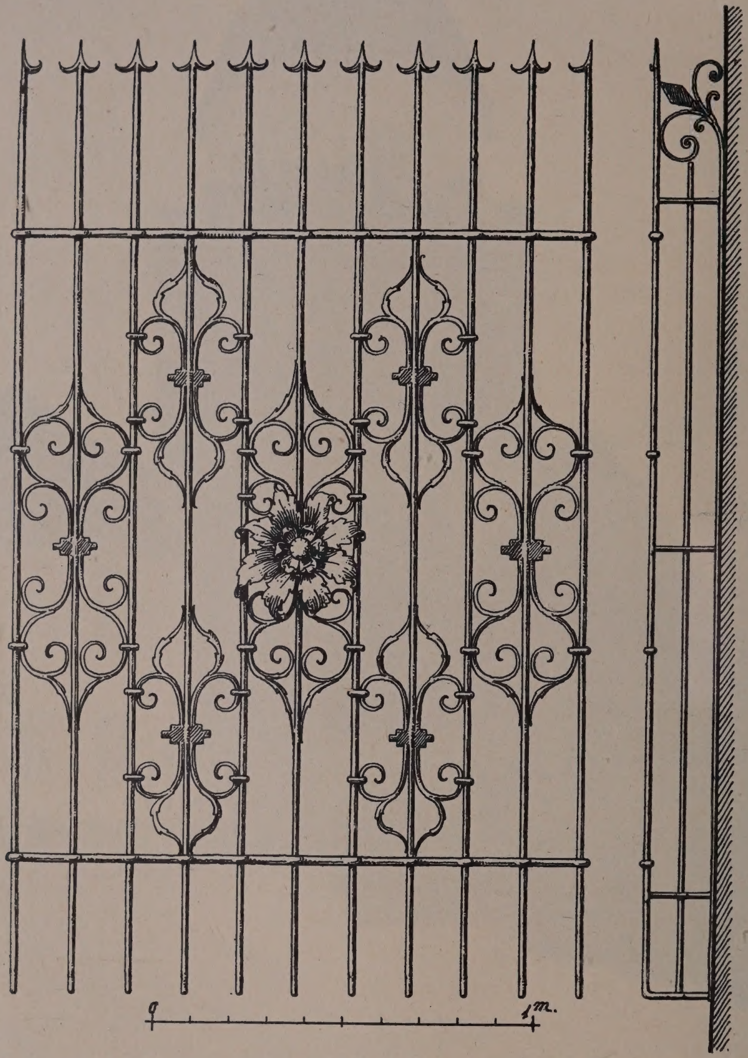


Abb. 168. Lenzen. Fenstergitter am Schloß.

Durchm. aus Backstein im Format 27,5 . 14 . 8,5 cm (Abb. 167). Der jetzt an seinem Fuße befindliche Eingang wurde erst 1654 in das 2 m starke Mauerwerk eingebrochen (Zander S. 215), während der Turm im Mittelalter erst in Höhe des Obergeschosses mit dem Hauptgebäude (Pallas) zusammenhing. Im Laufe des 15. Jahrh. wurde die Burg durch notdürftige Herstellungen in der Anlage wohl nicht wesentlich verändert. Nach einer allgemein gehaltenen Aufforderung des

Markgrafen Johann i. J. 1478 weist er 1484 den Hans v. der Schulenburg an, das Schloß, da es „an etlichen Mauern und Häusern sehr baufällig ist, an den Stellen, wo es nötig, zu bauen, besonders die Pfeiler an der Mauer an einer Seite zwischen beiden steinernen Häusern, ferner unter das mittelste Haus eine neue Mauer zu bringen, ferner dies und das andere Haus auf dem Schlosse, so sie dachlos werden, zu decken, ferner die Windmühle wieder aufzurichten, ein neues Torhaus und das alte Ritterhaus wieder zu bauen und einen hölzernen Zaun um die Mauer zu machen" (Kurmärk. Lehns-Kopialbuch XXVI, 144; Riedel III, S. 481). Daß diese Befehle der Markgrafen ausgeführt wurden, scheint das Bild im Rathause zu bestätigen. Zu Bekmanns Zeit stand der Torturm noch und der Hauptturm wurde seit 1654 als Gefängnis benutzt, nachdem sein zerstörter Wehrgang abgetragen war. Die Gebäude waren größtenteils aus Fachwerk, eine viereckige Kapelle befand sich auf dem Burghügel. Sie lehnte sich im Süden an die Mauer, dort wo man hinunter nach dem See geht, war mit Freskomalereien geschmückt und 1650 noch in Resten vorhanden. Am Nordrande des Burghügels sind auch jetzt noch Spuren eines großen runden gemauerten Brunnenschachtes bemerkbar. Auf dieser Seite erstreckt sich das zur Burg gehörige Gebiet bis gegen das Dorf Körbitz (früher Schloßziegelei). Der das Gebiet durchfließende Ablauf des Rudower Sees schützte die Burg auf der Ostseite.

An dem jetzigen herrschaftlichen Wohngebäude sind bemerkenswert die Fenstergitter, besonders an der Hauptfront im Herrschaftshofe (Abb. 168). Sie sind im Charakter der Spätrenaissance gehalten und in der Mitte jedesmal mit einer größeren Blume geschmückt. Diese Gitter, die von der alten Berliner Gerichtslaube herrühren sollen, hatte seiner Zeit der königliche Hofantiquar J. A. Lewy erworben (siehe Bär 1877, III. Jahrg. Nr. 10). Vom Schlosse stammt auch die gegenwärtig im Gasthofe zur Sonne befindliche Standuhr in Empireformen (Abb. 169).

Die Pfeiler des Schloßtores sind von zwei Putten aus dem 18. Jahrhundert bekrönt.

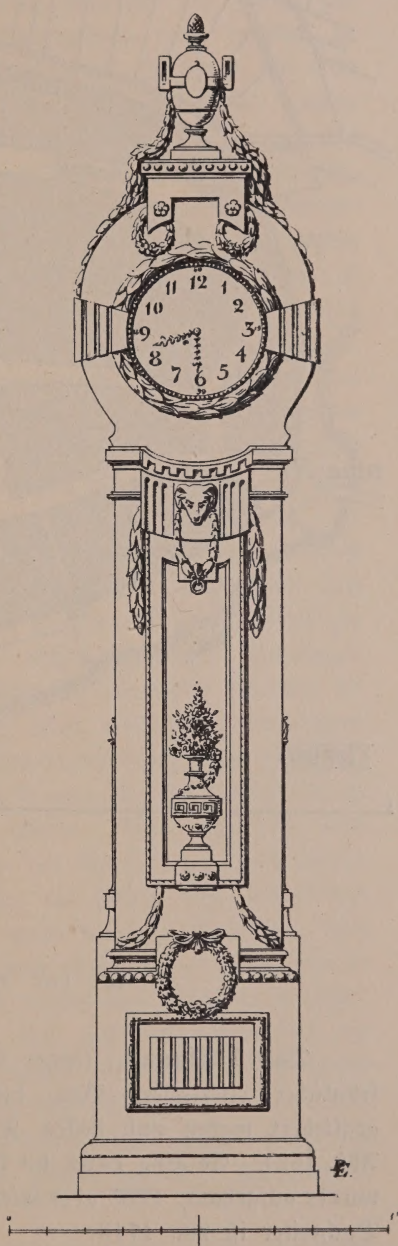


Abb. 169. Lenzen. Standuhr im Gasthofe zur Sonne.

Abb. 170. Lenzen. Stadtplan mit Befestigung.

Das **Rathaus**, früher Bürgerhaus genannt, war im Mittelalter ein ansehnlicher „zierlicher" Bau, dessen zwei Giebel an den Kanten mit Pfeilerchen gegliedert waren und dessen First einen Dachreiter trug (siehe die Stadtansicht Abb. 162). Es ging durch die Brände von 1558 und 1652 zu Grunde, wurde 1695 wieder aufgebaut, 1703 aber wieder völlig vernichtet. Der jetzige Bau mit einfachem Dachreiter ist von 1713.

Befestigung (Abb. 170). Im Süden hat die Stadt einen natürlichen Schutz durch die Löcknitz und ihre Sümpfe. Auf den drei anderen Seiten ist sie

außer der Mauer von einem Waſſergraben umzogen, welcher im Südoſten die Burg von der Stadt trennt und im Nordoſten durch einen Zufluß vom Rudower See geſpeiſt wird, der im 17. Jahrh. für ſchwer beladene Schuten bis hart an die Stadt ſchiffbar war. Im 14. Jahrh. war die Ausdehnung der Stadt auf der Nordſeite erheblich geringer, da die dort befindliche Neuſtadt erſt ſpäter zur Altſtadt hinzukam. Zwiſchen beiden iſt der alte Stadtgraben noch deutlich zu verfolgen, namentlich im Weſten am ſogenannten „Haberorte“, ja ſogar die Ecke der alten Mauer etwas nördlich vom „Stumpfen Turm“ (Gefängnisturm), deſſen unterer achteckiger Teil wohl noch aus dieſer Zeit herrührt. Die Stadtmauer des ſpäteren Mittelalters war 1,20 m dick und etwa 3,5 m hoch, zum Teil aus Feldſteinen, die Türme aber waren ausſchließlich aus Backſtein errichtet und mit geböſchten Strebepfeilern verſehen. Türme waren faſt nur bei den Toren und Pforten und zwar hatten ſie mit Ausnahme des Gefängnisturmes rechteckigen Grundriß. Der Zug der Mauer iſt auf Grund der noch vorhandenen Reſte, ſowie mit Hülfe der Chronik von Ulrici und des Stadtbildes im Rathauſe noch vollſtändig feſtzulegen. Von der gewölbten und mit Zugbrücke verſehenen Pforte nach der Burg zog ſich die Mauer nordoſtwärts zwiſchen den Schulgebäuden und dem Fiſcherdorfe Körbitz bis zum Bergtore hin, das durch den ſtarken Rundturm geſchützt wurde, der auf dem Gemälde im Rathauſe mit Wehrgang und Kegeldach erſcheint, ſeit Zerſtörung dieſer Teile aber den Namen „Stumpfer Turm“ führt. Im Unterteil iſt er achteckig und beſteht aus Backſtein im Format 26 . 13 . 8 cm. Er wurde 1889 ausgebeſſert. Das Tor ſelbſt war ſchon i. J. 1758 abgebrochen. Von hier ſtreicht die Stadtmauer eine längere Strecke nordwärts und biegt dann kurz nach Weſten um, gegen das jetzt ganz verſchwundene Heidetor beim „Gaſthof zur Sonne“ an der Hamburger Straße; nachdem 1737 deſſen Torbogen abgetragen worden, fiel der Reſt i. J. 1794. Ungefähr in der Mitte der Nordſeite erreichte die Mauer den teilweiſe noch erhaltenen Scharfrichterturm, einen oblongen Backſteinturm von 7,30 m Breite und 1,60 m Vorſprung vor der Mauer, mit Liſenen an den Ecken und in der Mitte aus Backſteinen von 27 . 14 . 8—9 cm, in dem urſprünglich weder Tor noch Pforte vorhanden geweſen zu ſein ſcheint. Nun allmählich nach Südweſten umbiegend, nähert ſich die Mauer hinter den Ställen des ſogenannten „Haberorts“ der Löcknitz. Zu dem hier im Südweſten der Stadt einſt befindlichen Waſſertor oder Seetor mit Turm führte die 180 Fuß lange hölzerne Seebrücke. Das Tor war 1638 von den Schweden geſprengt worden und nachdem der Turm bereits 1761 beim Hochwaſſer eingeſtürzt war (Zander S. 48), wurde das wiederhergerichtete Torhaus 1828 abgebrochen. Torturm und Brücke ſind auf dem Stadtbilde im Rathauſe erſichtlich; auch der weitere Verlauf der Mauer iſt mit ihren geböſchten Pfeilern und einer langen Reihe von Zinnenfenſtern an der Löcknitz hin zu verfolgen. Auch hier in der Mitte der Südſeite ſtand entſprechend dem Scharfrichterturm auf der Nordſeite ein niedrigerer Turm, vermutlich mit einer Pforte am Ende der einzigen Querſtraße, der Seetorſtraße.

Zur weiteren Befeſtigung der Stadt gehörten noch zwei große, in der Kuhblank gelegene Burgwälle, von denen noch i. J. 1754 Überbleibſel vorhanden waren.

Im „Stumpfen Turme" und in der Lade des Herbergswirtes werden noch einige ältere Gildenhumpen aufbewahrt.

Groß-Leppin.

Groß-Leppin, Dorf 9 km östlich von Wilsnack. 431 Einw., 583 ha.

Im Mittelalter waren Lehnsmannen des Bischofs von Havelberg in Gr.-L. ansässig (vgl. Riedels Codex I, 415). Unter Joachim II. kam das Dorf samt seiner Windmühle in den Besitz des Matthias von Saldern (vgl. Riedel II, 102 f.). Im Jahre 1631 stellte König Gustav Adolf von Schweden für Gr.-L., das zur Plattenburg, dem Rittersitze des Burghard von Saldern, gehörte, einen Schutzbrief aus (vergl. Bekmann, Beschreibung der Kurmark 5. Teil, II, 229; Riedel II, 119). Über die v. Saldern und vornehmlich Jacob v. S., den Neffen des Matthias, vgl. Goeroldt, Geschichte des Geschlechts v. S., Oschersleben 1865, S. 74 f.

Gotische **Kirche** in Saalform (Abb. 171) aus meist gespaltenen Feldsteinen, die auf der Nordseite eine Größe von 90 cm erreichen. Auch die Ecken der Kirche sind aus (bearbeiteten) Feldsteinen hergestellt. Der alte Putz war blaugrau gestrichen mit aufgemalten weißen Quaderfugen. Die Längsmauern und Giebel wurden in späterer Zeit (vermutlich gegen 1700) um etwa 50 cm erhöht und größere Stichbogenfenster eingebrochen. Die alten kleinen Spitzbogenfenster aus Backstein, von denen noch zwei offene an der Ostseite und zwei vermauerte an der Nordseite erhalten sind, haben innen und außen doppelt abgetreppte Gewände. An der Südseite befindet sich noch eine vermauerte Spitzbogentür, das Gesims ist aus Holz und von roher Renaissancegliederung. Die Decke ist gerade und verschalt. Der Dachstuhl ist nach der Erhöhung der Kirche wieder in der alten Weise, jedoch unter Weglassung der Fußsäulchen und Erneuerung einiger Hölzer zusammengefügt.

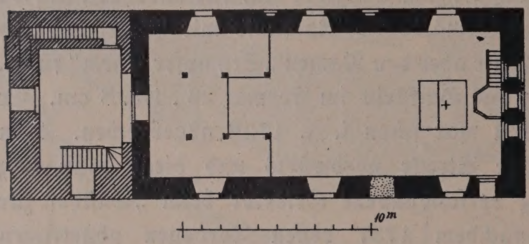


Abb. 171. Gr.-Leppin. Grundriß der Kirche.

Der Turm, von der Breite der Kirche, ist anscheinend zusammen mit ihr angelegt, aber nicht gleichzeitig ausgeführt (Absatz in etwa 1 m Höhe und noch erkennbare Westkanten der Kirche); er hat Backsteinkanten. Die alte Turmtreppe liegt in der nördlichen Mauer, die östliche ist von einem großen Rundbogen durchbrochen, der eine breite Nische bildet. Das Westportal ist im Stichbogen geschlossen und von einer Spitzbogenblende mit abgerundeter Ecke umrahmt. Die gekuppelten spitzbogigen Schallöffnungen haben Pfosten von kleeblattförmigem Querschnitt. Das Turmdach, das nach einigen Hölzern zu schließen einst einen Dachreiter hatte, ist noch auf drei Seiten mit Mönch und Nonnen gedeckt. In der Wetterfahne steht die Inschrift: J. T. v. S. (aldern) 1743. 1876 wurde die Kirche ausgebessert.

Abb. 172. Groß-Leppin. Grabstein des Jacob v. Saldern.

Abb. 173. Groß-Leppin. Grabstein der Frau v. Saldern, geb. v. Klitzing.

An der Westseite des Turmes zwei schöne Grabsteine aus Sandstein, 1,15 . 1,98 m groß, in neuer Backsteinumrahmung; beide zeigen die Verstorbenen in ganzer Figur in tüchtiger Reliefarbeit und Wappen in den vier Ecken: Jacob von Saldern, geb. 1571, gest. 1602 (Abb. 172), und seine Gattin, geb. von Klitzing; die Inschrift größtenteils zerstört und verschmiert (Abb. 173).

Ein spätgotischer Kelch, Silber vergoldet, Becher parabolisch, Fuß sechsteilig mit Weihkruzifix; an den Zapfen des Knaufes steht das Wort Jhesus in Niello.

Zwei Paar alte, gotisch profilierte Messingleuchter, 25 cm und 30,5 cm hoch.

Ein Zinnkelch aus dem 17. Jahrhundert.

Zwei geschnitzte Figuren: Maria mit Kind, 80 cm hoch, mit erneuerter Bemalung, und eine heilige Anna selbdritt, unvollständig, 50 cm hoch.

Zwei Ölgemälde auf Leinwand in Rahmen an der Ostwand, die Geburt Christi und Christus am Kreuz darstellend, ohne höheren Kunstwert.

Von den drei vorhandenen Glocken ist die große 1702 von Otto Ehlers in Kyritz gegossen. Die kleine 0,57 m Durchm., hat Zuckerhutform mit erhabener Zickzacklinie am Halse und einer 11 cm hohen Kreuzigungsgruppe in Relief dicht unterm Halse; die Krone ist abgebrochen und durch Eisen ersetzt.

Klein-Linde.

Klein-Linde, Gut 6,5 km nordöstlich von Perleberg. 34 Einw., 363 ha.

„Lutke-Lynde" gehörte zu dem „Lande to Poetlest", wie aus der Urkunde von 1492 erhellt, durch die Bischof Busso von Havelberg die Edlen zu Putlitz mit vielen Dörfern und Gütern belehnt (vgl. Riedel, Codex III, 506). Im 18. Jahrh. besaßen die v. Karstedt das „adlige Gut" (Bratring, Beschreibung der Mark I, 422).

Kapelle Putzbau, einfach barock. Dachreiter mit geschweifter Haube. In der Wetterfahne die Jahreszahl 1736.

Lockstedt.

Lockstedt, Dorf 5,5 km südlich von Putlitz. Rundling. 338 Einw., 685 ha.

Zu „Lockstede", einem Dorfe, das von altersher zum Lande Putlitz gerechnet wurde, befand sich eine Zollstätte; als 1584 die Edlen zu Putlitz die Zolleinnahme zu schmälern und den kurfürstlichen Zöllner zu „molestieren" suchten, erging an sie vom Kurfürsten die nachdrückliche Mahnung, nicht weiter diesen Zoll „in Zweifel zu setzen" (vgl. Riedel, Codex III, 506; I, 337f.). Noch zu Beginn des 19. Jahrh. bestand in dem Ort ein Nebenzollamt von Perleberg (vgl. Bratring I, 422).

Kirche 1878 erbaut.

Kanzel einfach barock mit gewundenen Säulchen an den Ecken, ähnlich der in Tacken (Westprignitz).

Taufschüssel, Messing getrieben mit Ornamentrand, in der Mitte die Taufe im Jordan, beides punktiert, von 1682.

Klein-Lüben.

Klein-Lüben, Dorf 6 km westlich von Wilsnack. Rundling (Abb. 174). 295 Einw., 1134 ha.

Abb. 174. Klein-Lüben. Dorfplan (1 : 10000).

1440 verlieh Markgraf Friedrich denen von Königsmark „zur luttkene Luben das Sloß und Wonunge mite aller Gerechtickeit und 32½ Marg lubischen Geldes“ (vgl. Riedel, Codex III, 436).

Kirche 1904 erbaut.

Altar und Kanzel barock, früher vereinigt, jetzt getrennt, stammen aus der alten Kirche von Gr.-Lüben. Am Altar zwei schwarze Säulen mit sehr schlanken Kapitellen. Die

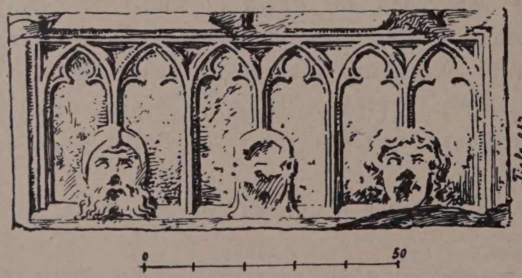


Abb. 175. Klein-Lüben. Wasserbehälter in der Kirche.

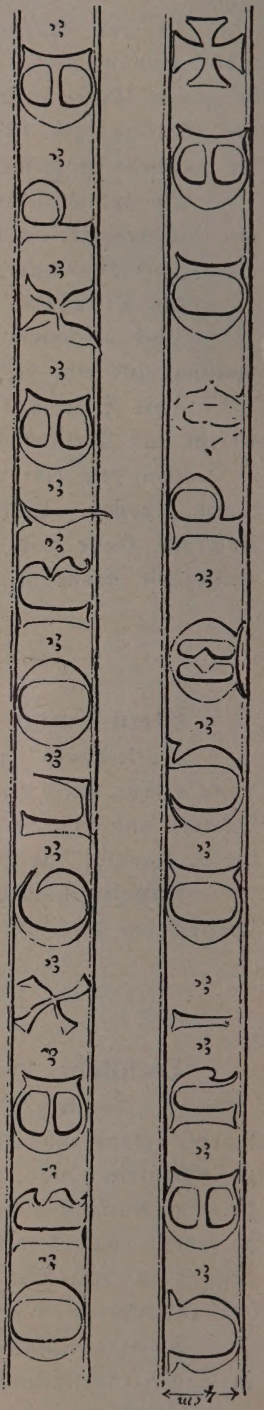


Abb. 176. Klein-Lüben. Inschrift der kleinen Glocke.

schönen seitlichen Schnitzereien vergoldet, die Hinterwand und die durchbrochenen Schranken geschnitzt. Auch die Kanzel ist geschnitzt und teilweise vergoldet.

Gotischer *Wasserbehälter* (Abb. 175) aus Sandstein, an der Vorderseite mit kleiner Spitzbogenstellung geschmückt sowie mit drei Köpfen in Hochrelief mit Auslauföffnungen, in denen vermutlich kleine Hähne steckten. Er war in der

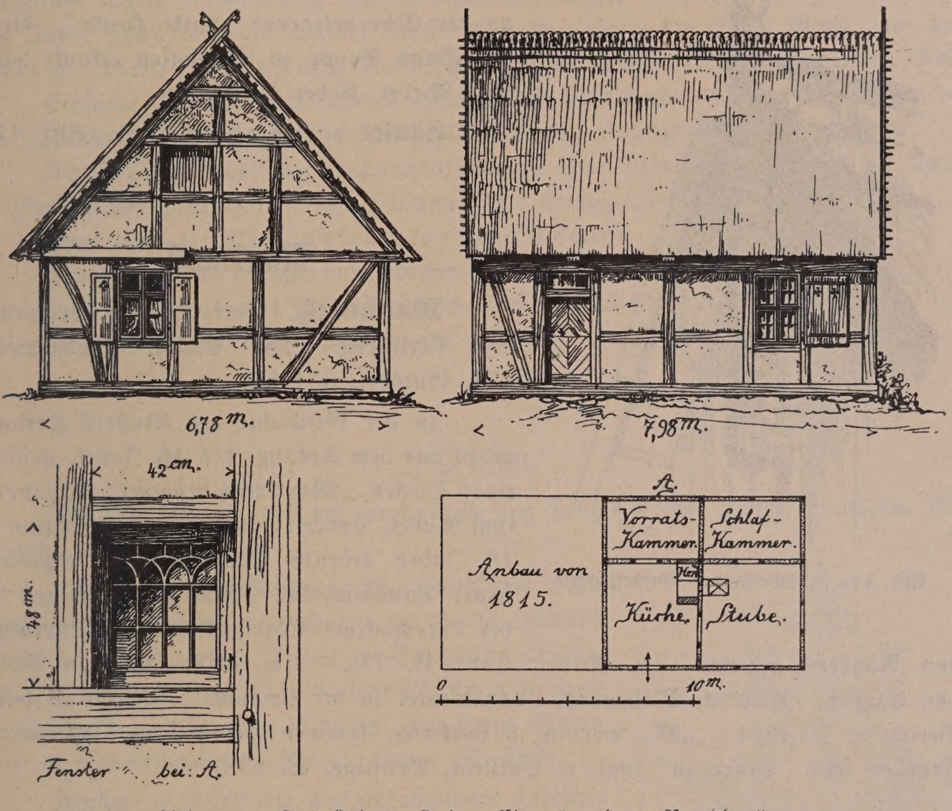


Abb. 177. Klein-Lüben. Kleines Eigentümerhaus (Rauchhaus).

alten Kirche als Wandschrank vermauert und gehörte früher wahrscheinlich zu einer Piscina.

Der *Taufengel* soll, wie beabsichtigt wird, wieder verwendet werden.

Eine Anzahl geschnitzter und bemalter *Figuren* aus einem gotischen Altarschrein, darunter drei größere: Maria, St. Katharina und St. Georg.

Zwei *Glocken*: Die große von 1709. Die kleine ohne Jahreszahl, 14. Jahrh., mit Inschrift am Halse in gotischen Großbuchstaben: O. rex. glorie. Xpe. veni. cum. pace. (Abb. 176).

Kleines **Rauchhaus** (Abb. 177), mit Strohdach und Tierköpfen an den überkreuzten Stirnbrettern. Auf der Rückseite ein kleines Fenster mit Bleiverglasung.

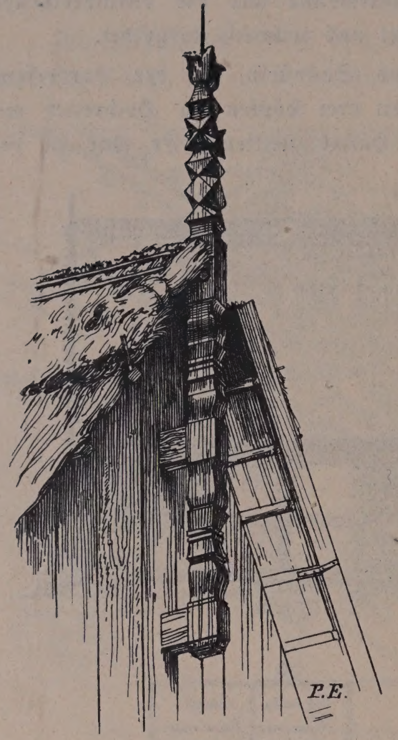


Abb. 178. Lütkenheide. Giebelpfosten.

Lütkenheide.

Lütkenheide, Dorf 3 km südöstlich von Wittenberge. 37 Einw., 160 ha.

1472 belehnte Bischof Wedego von Havelberg die von Grävenitz mit der Hälfte der an der Elbe gelegenen „Lutke Heyde", die sie von Hans Knopp zu Seehausen erkauft hatten (vgl. Riedel, Codex II, 511).

Häuser mit Giebelpfosten (Abb. 178).

Mankmuß.

Mankmuß, Dorf 11,5 km nordwestlich von Perleberg. 281 Einw., Landgemeinde 478, Gutsbez. 354 ha.

In der Geschichte des Klosters Heiligengrabe aus dem Anfange des 16. Jahrh. geschieht eines Dorfes „Manckmus benömet" Erwähnung (vgl. Riedel, Codex I, 466). Der zu Beginn des 16. Jahrh. lebende Chronist Cranz erzählt in seiner Vandalia, das Schloß zu M. sei zur Zeit der Luxemburger Markgrafen ein Schlupfwinkel von Räubern gewesen (vgl. Riedel, Codex II, 77). Um 1500 saßen zu M. die von Capelle. Heinrich Möllenbeck, „Landtreuter in der Prignitze", schreibt in seinem Bericht v. J. 1684: „M., worinne 3 Rittersitz, kommen Herrn Fritz Dieterich von Capellen sehl. Erben zu" (vgl. v. Eickstedt, Beiträge, S. 438).

Kirche aus unbehauenen Feldsteinen mit Langhaus, dessen östlicher Schluß innen halbrund, außen in drei Seiten des Achtecks gestaltet ist; wiederhergestellt 1885. Fenster im Stichbogen geschlossen, Decke gerade, geputzt. An der Südseite außen die Reste einer Türumrahmung in flacher, angetragener Arbeit, darüber ein Sandstein mit Wappen und Inschrift: „Anno 1696 ist diese Kirche von der hochwohlgeborenen Frauen, Frau Katharina Elisabeth v. Capellen . . . auf diesem alten und über 100 Jahre wüst gelegenen Grund ganz neu erbaut worden." Das Wappen schön ausgeführt, namentlich die Helmdecke. Turm aus Fachwerk; Dachreiter mit geschlossener, geschieferter Laterne und geschweifter Haube.

Altar und Kanzel vereinigt, schlicht barock mit zwei Säulen ohne höheren Aufbau. Kanzelbrüstung in gleicher Höhe mit dem Gebälk auf den Säulen.

Glocke aus der Zeit um 1700 von Chr. Heintze.

Mannsfeld.

Mannsfeld, Dorf 3,5 km südlich von Putlitz. 202 Einw., Landgem. 647, Gutsbez. 363 ha.

In den zwanziger Jahren des 15. Jahrh. raubten mecklenburgische Ritter bei Nacht aus dem Dorfe 52 Ochsen und 70 Kühe, wie sich aus einer von brandenburgischer Seite ausgestellten Schadenrechnung ergibt (Riedel, Codex B. IV, 71). Im Jahre 1492 belehnte Bischof Busso von Havelberg die Edlen Gans mit dem Lande zu „Poetlest", zu dem auch Mannsfeld gerechnet wurde (Riedel, Codex III, 506).

Einfache **Kirche** in Saalform ohne Turm, von Fachwerk aus der Wende des 18. Jahrhunderts. Innen sichtbare Balkendecke mit Unterzug und Mittelstützen.

Kanzel in unbeholfener Spätrenaissance mit alter Bemalung (verwandt der Taufe in Bresch, Westprignitz), in den Füllungen die Evangelisten gemalt.

Zwei einfache Messingleuchter ohne Inschrift, je 35 cm hoch.

Ältesten-Gestühl mit durchbrochenen Schiebe-Füllungen.

Der Glockenstuhl steht im Freien auf der Westseite der Kirche, darin eine kleine schlanke Glocke ohne Inschrift mit gedrehten Schnüren am Hals.

Mellen.

Mellen, Dorf 10,5 km nordöstlich von Lenzen. 186 Einw., Landgem. 329, Gutsbez. 327 ha.

1312 verkaufte Markgraf Woldemar dem Nonnenkloster Eldena u. a. 4 Hufen im Dorfe „Melle" (Urk. im Großherzogl. Archiv zu Schwerin, abgedr. Riedel, Codex II, 79). 1480 verlieh Markgraf Johann seinem getreuen Henning Pinnow „dat Dorp Mellin mit aller Gerechticheit" (Riedel, Codex III, 483).

Kirche in Saalform aus unbehauenen Feldsteinen mit Holzturm. Decke glatt geputzt. Fenster im Korbbogen. Ostgiebel oben aus Fachwerk, im Westen und Osten zwei geböschte Strebepfeiler aus gemischten Baustoffen.

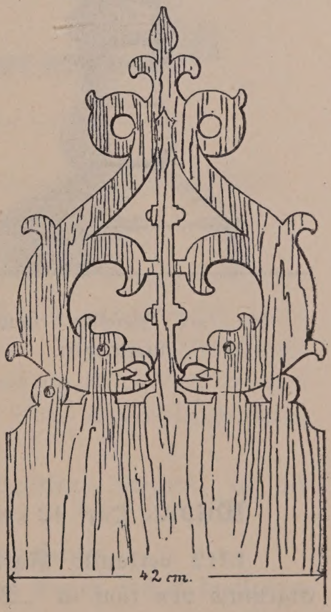


Abb. 179. Mellen. Bankwangen in der Kirche.

Hübscher spätgotischer Flügelaltar. Der Schrein (0,88 m breit und 1,10 m hoch) enthält Maria mit dem Kinde in der Strahlenglorie; in den Zwickeln die Hände und Füße Christi, deren Blut von zwei Engeln aufgefangen wird; zwei andere musizieren. In den Flügeln je vier Heiligenfiguren (je 0,35 m hoch) und zierlich durchbrochenes Ornamentwerk; alles bemalt.

Zwei Zinnleuchter von 1666.

Taufschüssel, Messing, von 1666, mit der Taufe im Jordan (eingraviert) im Boden. Bankwangen verziert, 1579 (Abb. 179).

Glocke 0,92 m Durchm. mit gedrehten Schnüren am Hals; am Klöppel unten dreimal das Namenszeichen des Gießers.

Mesekow.

Mesekow, Dorf 13 km nordwestlich von Perleberg. 126 Einw., 204 ha.

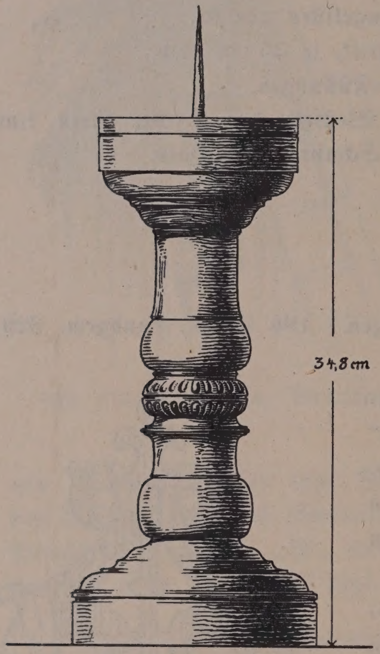


Abb. 180. Mesekow. Hölzerner Altarleuchter.

Um 1400 befand sich hier nach den Angaben des Chronisten Cranz eine Burg (Vandalia, Lib. IX). 1431 fordert Hans v. Quitzow die Perleberger auf, sich mit ihm „to Mesekow" zu vereinigen, um einen Einfall der Nachbarfürsten abzuwehren (Riedel, Codex I, 182).

Kirche 1896 erbaut.

Renaissance-Flügelaltar von 1558, ohne Schnitzwerk, nur mit Gemälden. Im Hauptbilde die Kreuzigung; linker Flügel mit Kreuztragung, rechter Flügel mit Auferstehung. Außen nur noch rechts erkennbar: die Verkündigung. Der Aufsatz zeigt links das Abendmahl, rechts Christus in Gethsemane. Die Malerei ist nicht von höherem Kunstwert, doch im ganzen gut erhalten, ausgenommen der linke Flügel außen.

Zwei hölzerne Altarleuchter, gedreht und ein wenig gestochen (Abb. 180).

Milow.

Milow, Dorf 12 km nordnordöstlich von Lenzen. 173 Einw., 423 ha.

1312 verkaufte Markgraf Woldemar den Nonnen des Klosters Eldena das Eigentum von fünf in „Mylowe" gelegenen Hufen (Urk. im Großherz. Archiv zu Schwerin, abgedr. Riedel, Codex II, 79). 1502 wurden die v. Wenckstern vom Kurfürsten Joachim I. mit Getreideabgaben aus M. belehnt (Riedel XXV, 104).

Kirche in Saalform aus behauenen Feldsteinen, gotisch, gut erhalten (Grundriß Abb. 181). Schwere geböschte Eckstrebepfeiler vermutlich aus späterer Zeit. An der Nordseite zwei vermauerte Spitzbogentüren, die Haupttür im Westen ebenfalls im Spitzbogen gewölbt. Die Fenster spitzbogig, 1,46 m im Lichten hoch, die drei östlichen teilweise vermauert; der Anschlag durch Backstein hergestellt. Die Außenflächen verputzt mit durchtretenden Feldstein-Reihen. Die Flächen sind durch doppelt geritzte, weiß gefärbte Scheinfugen in Quadern eingeteilt. Der Dachstuhl (Abb. 181) alt, die Hölzer eichen, zum Teil krumm, keine Pfetten, lauter Binder im Abstande von 1,50 m bis 1,70 m, die kleinen Fußstaffeln meist beseitigt, die Aufschieblinge stehen etwa 40 cm über. Der Ostgiebel mit kurzen Aufsätzen am Fuß und an der Spitze mit neuzeitlichem (?) Kreuz. Der Westgiebel gestutzt und vom quadratischen Fachwerkturm überragt. Im Innern Balkendecke, jetzt durch zwei Unterzüge und rohe Pfosten gestützt.

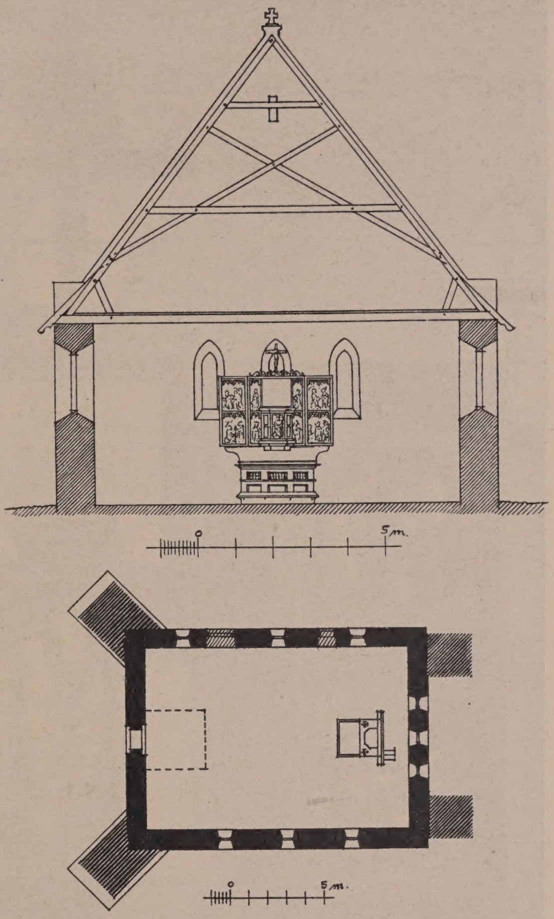


Abb. 181. Milow. Grundriß und Schnitt der Kirche.

Gotischer Flügelaltar (Abb. 182), dessen Mittelstück, eine Maria, herausgenommen und durch die Türöffnung für die Kanzel ersetzt ist. In den schmalen übrig gebliebenen Feldern jederseits zwei Figürchen übereinander. In den Seitenflügeln vier Darstellungen aus dem Leben der Maria. Die Hauptfigur des Altars ist vorn an der Kanzel angebracht. Derbe Bemalung. Um den Altar eine Gitterbrüstung mit Bank von 1691.

Gestühlwangen mit Figuren, Blattwerk und Sprüchen verziert, in der Renaissance-Zeit verstümmelt.

Reste von holzgeschnitzten Figuren in einer Ecke der Kirche.

Eiserner, tischförmiger Leuchter (Abb. 183) für fünf Kerzen. Fuß dreiteilig, obere Platte rechteckig.

Glocke 0,58 m Durchm., 1754 von C. D. Heintze.

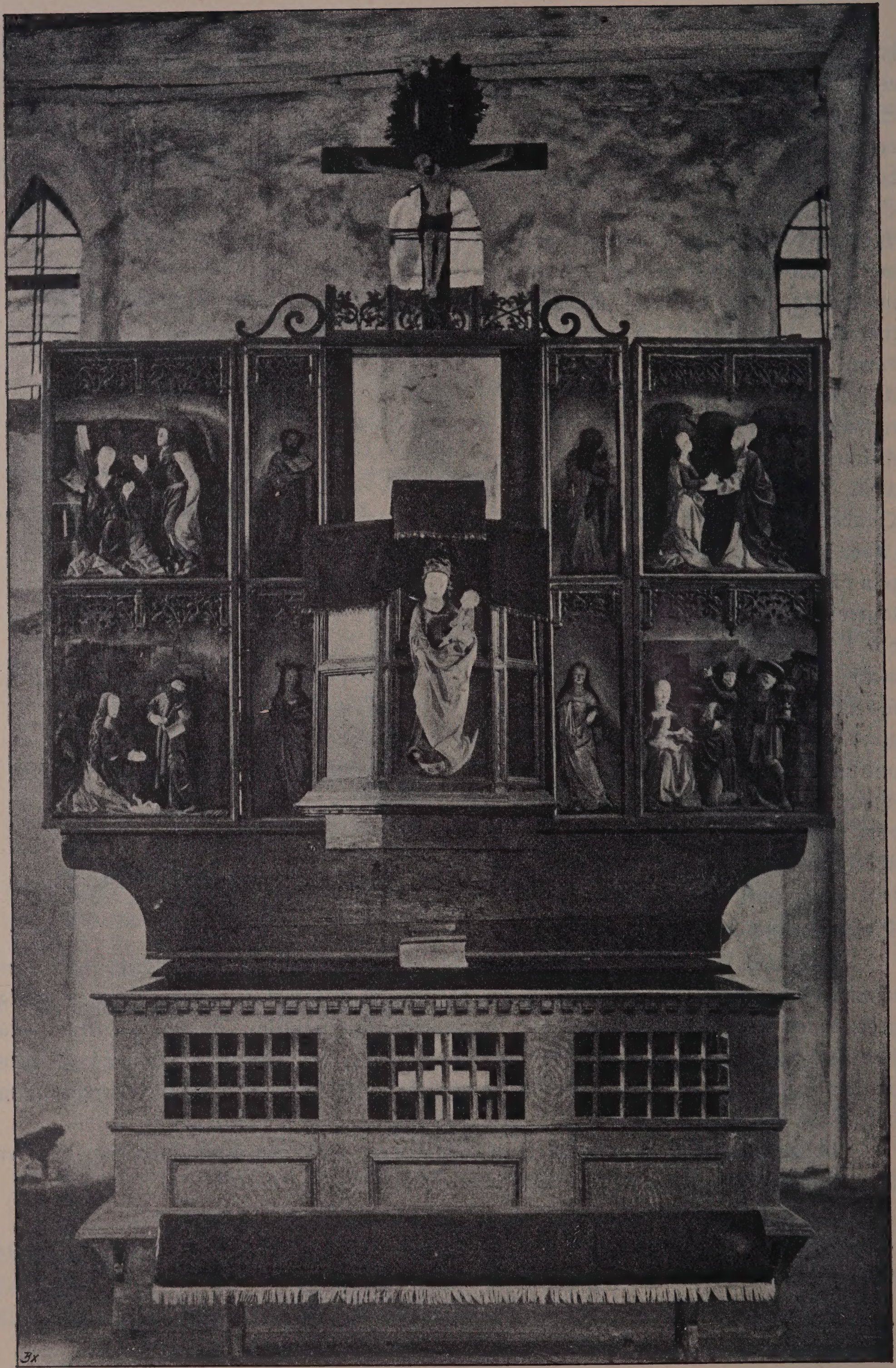


Abb. 182. Milow. Kirche, Altar.

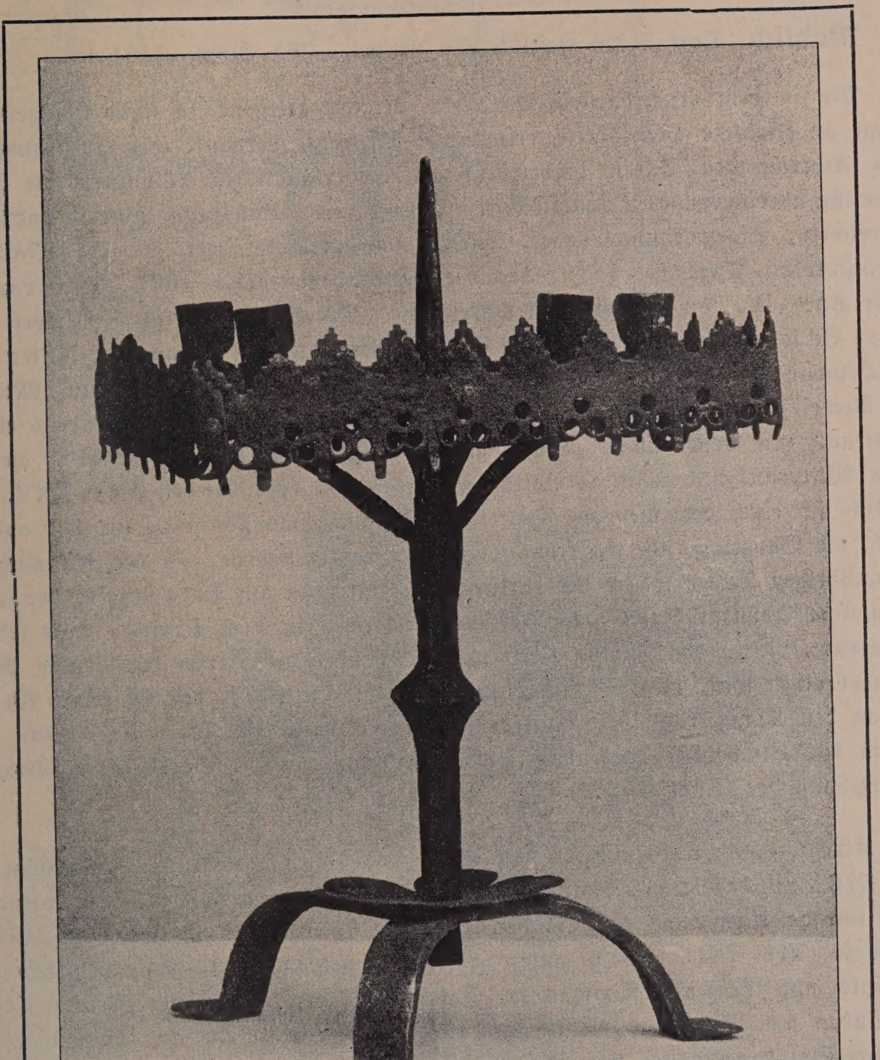


Abb. 183. Milow. Eiserner Leuchter in der Kirche.

Mödlich.

Mödlich, Dorf 5 km westlich von Lenzen. 385 Einw., 1151 ha.

Die in dem fruchtbarsten Teile der Prignitz gelegene, in ihrer langgestreckten Anlage an friesische Moordörfer erinnernde Ortschaft verdankt ihre Entstehung den durch Albrecht den Bären herbeigerufenen niederländischen Kolonisten, die hier in den häufig überschwemmten Landstrichen ihre besondere Befähigung, Wurten und Deiche zu errichten, zeigen konnten (vgl. Mielke, das deutsche Dorf, S. 55; Märkisches Provinzialblatt, Dezember 1818; Archiv der Brandenburgia I, 109). Dem Landbuch Kaiser Karls IV. von 1375 zufolge waren aus „Mutelik" alljährlich 8 Wispel Hafer an das Schloß Lenzen abzuliefern. 1483 belehnte Markgraf Johann die Ritter Hans und Heinrich Wenckstern mit einem nahe bei der Kirche belegenen Hof zu „Motelick" (vgl. Riedel, Codex III, 490, 504). 1527 erhielt Ursula, Achim Wencksterns eheliche Hausfrau, zum Leibgedinge zwei abgabepflichtige Höfe zu „Metheligk", die von Claus Wiltprant und Mattias Botke bewohnt waren (vgl. Riedel, Codex XXV, 157). Mödlich ist eins der wenigen Dörfer der Prignitz, wo sich selbst im 16. und 17. Jahrh. die Bauern in ihrer Selbständigkeit behauptet haben. In der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege weilte der kurfürstliche Amtmann auf Burg Lenzen, der frühere holländische Admiral Gysel van Lier, mit Vorliebe in dem Dorfe. Wie sehr die Wassersnot, die in den Jahren 1770 und 1771 über die Dörfer der Lenzer Wische hereingebrochen war, auch M. schädigte, zeigt eine Bittschrift des Pfarrers Woltersdorf an den König (vgl. Jahrbuch der Synode Lenzen III, 30). Um 1800 saßen in dem 451 Einwohner zählenden Dorfe 29 Ganz- und 9 Halbbauern (Bratring, Beschreibung der Mark I, 437).

Kirche (älterer Grundriß Abb. 184), 15. Jahrh., meist aus Backstein von 26 . 14 . 8,5 cm, besteht aus Schiff und eingezogenem Chor (im Innern ist die Einziehung durch schräge Übergänge ausgeglichen). Der Ostgiebel mit Pfeilern und Blenden gegliedert (Abb. 184). Sein unterer Teil ist gedeckt durch das Grufthaus des Admirals und Lenzener Amtmannes Gysel van Lier und seiner Tochter (1677). Im Süden am Chor eine kleine Vorhalle mit Giebel. An der Südseite ein gekuppeltes Spitzbogenfenster, die übrigen Fenster im Stichbogen geschlossen. Der Turm ganz von Holz, 17. Jahrh., diente früher als Vorhalle, über der Tür die Jahreszahl 1659. In der Wetterfahne 1719. Die Kirche hat 1893 bis 1894 mehrere Änderungen erfahren. Der Fußboden und die gerade Decke sind höher gelegt, ohne indessen die Lage des Daches zu verändern. Im westlichen Teil der Südfront ist eine Rundbogentür, über der sich eine bemerkenswerte breite Kleeblattbogenblende befand, zugemauert und darunter ein Rundbogenfenster angelegt worden. Auch der Giebel der Vorhalle ist großenteils neu aufgemauert und hat statt der drei mittleren in zwei kleinen Bögen schließenden Blenden drei größere Stichbögen und darunter ein Rundfenster erhalten. Im Innern ist die Stellung von Altar, Kanzel

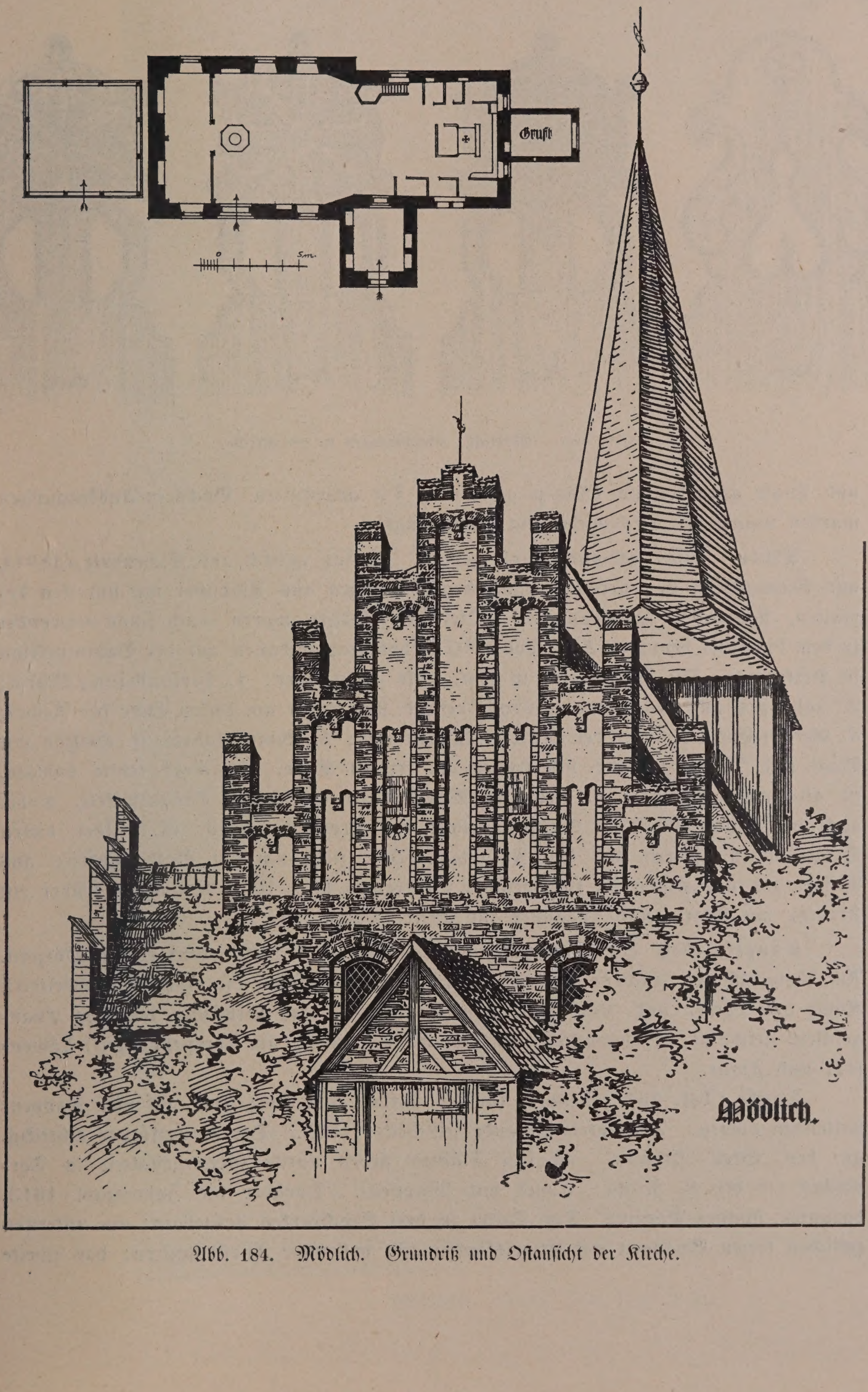


Abb. 184. Mödlich. Grundriß und Ostansicht der Kirche.

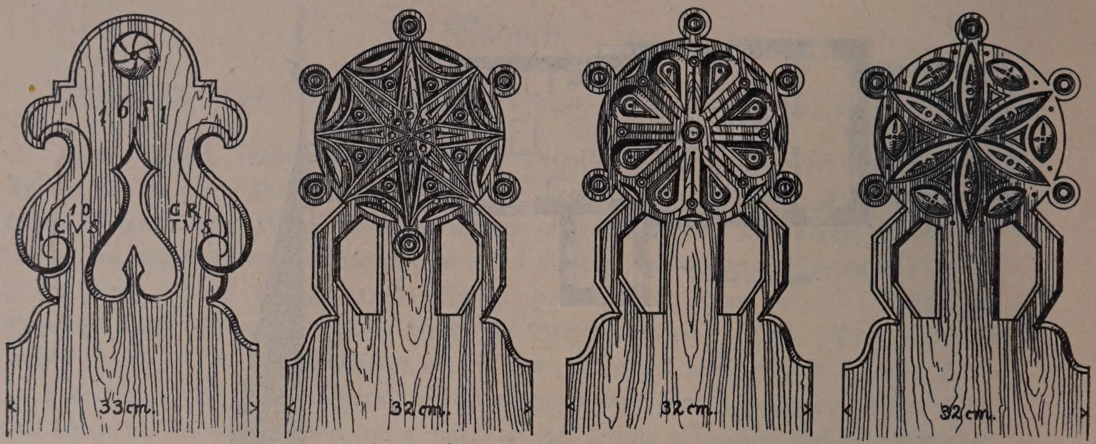


Abb. 185. Mödlich. Bankwangen in der Kirche.

und Taufe geändert, um Platz zu gewinnen. Die abgestuften Backstein-Auskragungen wurden wegen der Deckenerhöhung hinzugefügt.

Altar. Tisch gemauert und geputzt. Aufsatz gotisch aus Eichenholz (1894), mit Verwendung von sieben spätgotischen Füllungen aus Alabaster mit unreifen bemalten, figürlichen Darstellungen. Dieselben Reliefs waren auch schon verwendet zu dem bis 1894 benutzten Altar von 1607 (Photographie davon auf der Bauinspektion in Perleberg). Die Reihenfolge ist jetzt, links angefangen: 1. Verkündigung Mariä; 2. Johannes auf das Lamm weisend (befand sich früher am linken Ende der Reihe); 3. Geburt Christi; 4. (in der Mitte): Auferstehung; 5. Himmelfahrt; 6. Heilige mit Buch und Palme (befand sich früher am rechten Ende, der Kopf fehlte damals, ist also wohl ergänzt); 7. Krönung Mariä durch die heilige Dreifaltigkeit, wobei auch der heilige Geist in Menschengestalt mit Krone dargestellt ist. Über diesen Darstellungen, jedoch auf den Füllungen selbst zieht sich ein Baldachinfries aus Wimpergen und Fialen in spätgotischen Stilformen hin. Über dem Altar früher ein Kruzifix mit Maria und Johannes zur Seite (Holz).

Kanzel, Holz mit Schnitzerei und Intarsia aus verschiedenfarbigen Hölzern. Am oberen Rande Inschrift und die Jahreszahl 1604, sowie die erhaben gearbeiteten Köpfe von Luther und Katharina von Bora. An der Brüstung die vier Evangelisten, geschnitzt in Hochrelief. An den Ecken Hermen, am Treppenpfosten: Löwenkopf und Figur.

Taufe (Taf. 23). Reicher, schöner Aufbau aus Holz, ruht auf vier wappenhaltenden Löwen. Am unteren Rande Inschrift: 1602. Der Hauptkörper achteckig, an den Ecken Hermen, an den Flächen sieben antike Göttergestalten in Tornischen (in der 8. Nische: Engel mit Wappen). Darüber die Jahreszahl 1613, darunter: Mathes Wernike Der Deckel in drei Stockwerken aufgebaut: am untersten zwischen freien Spangen mit Engelsköpfen acht vollrunde Apostelfiguren; das zweite

Mödlich. Taufe der Dorfkirche.

durchbrochen als Laterne; das dritte zeigt die vier Evangelisten zwischen Schnecken. Das Ganze bekrönt, auf einer Kugel sitzend die Taube des heiligen Geistes (neu hinzugefügt).

Gedenktafel mit älterem Eichenholz-Rahmen in späten Barockformen, zur Erinnerung an die in den Befreiungskriegen Gefallenen.

Eichene, bemalte Schmucktafel mit Kruzifix im Mittelfelde, bildete früher den oberen Altaraufsatz. Inschrift: Meister Mathies Wernicke Bordich (gebürtig) Alhir. Anno domini 1607.

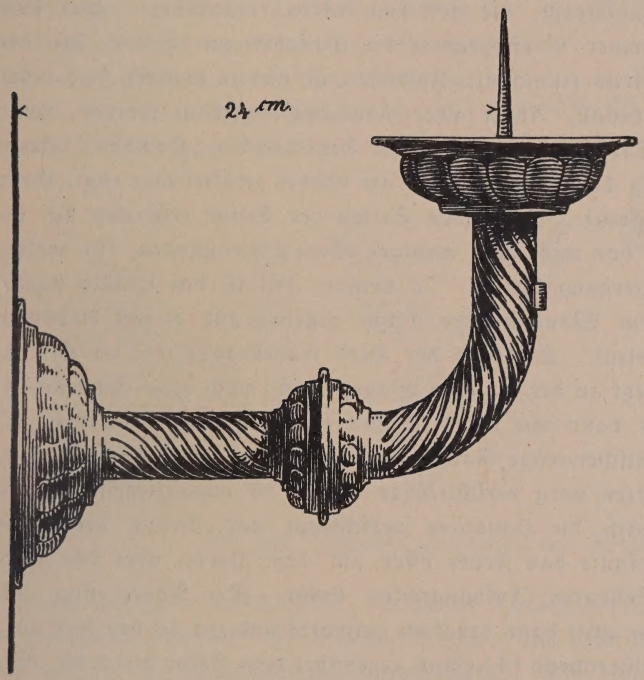


Abb. 186. Mödlich. Getriebener Wandleuchter.

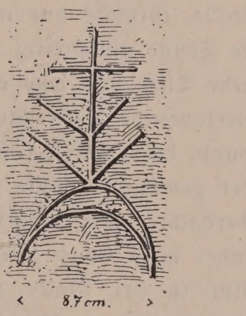


Abb. 187. Mödlich. Gießerzeichen der großen Glocke.

Bankwangen (Abb. 185) geschnitzt.

Orgel aus dem 19. Jahrhundert.

Ein kupfergetriebener Leuchter, 27 cm hoch, 17. Jahrhundert. Ein ähnlich gebildeter Wandleuchter (Abb. 186).

Ein gegossener verzierter Messingleuchter, 38 cm hoch.

Zwei Glocken. Die große 0,94 m Durchm., ohne Inschrift, nur mit zwei gedrehten Schnüren am Hals und einer glatten Linie über dem Schlagring. Am langen Felde in erhabenen Linien das Zeichen Abb. 187. Die kleine 0,66 m Durchm., von 1698.

Schilderung der **Bauernhäuser**
zu Mödlich und einigen benachbarten Dörfern der Lenzener Wische.

Mödlich ist ursprünglich von niederländischen Ansiedlern bewohnt gewesen. Seine Bewohner beschäftigen sich noch heute vorherrschend mit Viehzucht. Das Dorf liegt lang hingestreckt zwischen dem Elbdeiche und der Landstraße. Der Deich war früher ein Hauptverkehrsweg, ihm wenden sich die Fenster der Wohnräume zu. Hohe Rüstern und Eichen umrahmen die Gehöfte und bestanden bis gegen 1900 auch den Deich.

Der Grundriß der Häuser ist im allgemeinen nach sächsischer Art gestaltet: alles ist unter einem Dache geborgen, doch liegt der Hof nicht hinterm Hause, sondern auf der Seite der Landstraße, die von den Äckern heranführt. Hier liegt naturgemäß und nach allgemeiner Gepflogenheit die Einfahrt zur Tenne, die den breiten Mittelraum an der Hofseite einnimmt. Zuweilen ist hier in neuerer Zeit außen neben der Einfahrt ein Pferdestall, Abort oder ähnliches angebaut worden, wenn das Raumbedürfnis wuchs. Der Dachraum über der Tenne ist der „Hochbön" (Hochboden), der früher wohl häufig durch offene Fache am Giebel gelüftet war (vgl. Haus Ebel in Unbesandten, Westprignitz). Zu beiden Seiten der Tenne erstrecken sich die Ställe, ehemals nur in Form von mehr oder weniger offenen Viehständen, für welche die Tenne gleichzeitig als Futtergang diente. In neuerer Zeit ist den Ställen häufig mehr Tiefe und eine geschlossene Wand an der Tenne gegeben und es sind besondere querlaufende Futtergänge angelegt. Während der Herd früher ganz frei im Hintergrunde der Diele lag, steht er jetzt an der hinteren Wand, häufig noch ohne Schornstein. Der gemauerte breite Herd ist dann mit einem großen halbsteinigen „Schwibbogen" überdacht. Der so gebildete nischenartige Raum, in welchem das Feuer brannte, war früher meist durch zwei Holztüren vorn verschließbar, damit die etwa liegenbleibende Glut in der Nacht nicht durch die Haustiere verschleppt und Brand verursacht werden möchte. Am Tage brannte das Feuer offen auf dem Herde, über den man auf Dreifüßen oder an verstellbaren Aufhängeeisen kochte. Der Rauch fing sich zunächst unter dem Schwibbogen, glitt dann langsam aufwärts und zog an den hier aufgehängten Räucherwaren vorbeistreichend schließlich gegenüber vom Herde durch die offenen Fache des Giebels oder durch das „Uhlenloch" an der Giebelspitze ab. Der hintere Teil der Diele erweitert sich neben dem Herd zu beiden Seiten durch zwei Flügelräume von der Länge der Stalltiefe und in einem oder beiden gehen Türen ins Freie, von denen eine die eigentliche Haustür ist. Der Eingang liegt also an der Langseite des Hauses. Einer der Flügelräume wird häufig für das Küchengerät, bezw. auch als Milchkammer verwendet. Hier findet sich wohl auch der „Aschenpot", ein gemauerter Behälter zum Sammeln der Asche. Der Küchenteil ist in neuerer Zeit häufig „abgebaut", d. h. durch eine Wand von der Diele getrennt worden. Die Wand im Rücken des Herdes ist neben diesem von Türen durchbrochen, die zu zwei Stuben führen, deren Fenster hauptsächlich in der Giebelwand liegen und nach dem Fluß, bezw. dem Deich hinausgehen. Das Dach ist mit Stroh oder Rohr gedeckt. Eine Traufenausbildung zeigt Abb. 188. Der Giebel über den Stuben ist halb abgewalmt, bei den älteren gradlinig, bei den

jüngeren häufig in Form eines Kreisabschnittes, so daß auch die Giebelwand oben bogenförmig abschließt. Über die Walmspitze schießen die verlängerten Satteldachflächen vor. Die Stirnbretter sind meist in Form von Tierköpfen ausgeschnitten (Abb. 189). Hinter diesen steht zuweilen die Wetterfahne und weiterhin ein Schornstein, der zur Verhütung von Feuersgefahr mit einem größeren Flicken Ziegeldach umgeben ist. An der Walmspitze des anderen Giebels gewöhnlich ein Storchnest. Der First ist durch Längslatten befestigt. Zierliche Kreuzgestänge, die das Motiv der gekreuzten Stirnbretter in regel-

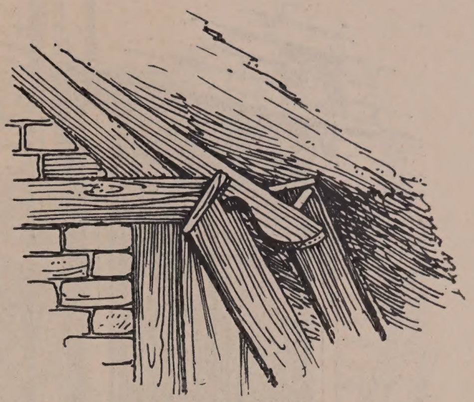


Abb. 188. Mödlich. Traufenausbildung an Bauernhäusern.

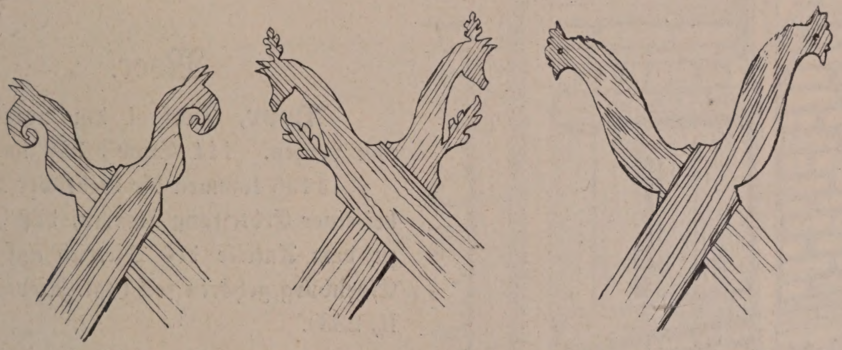


Abb. 189. Mödlich. Endigungen von Giebel-Stirnbrettern.

mäßigen Abständen wiederholen, dienen zur Abwehr der Störche. Die Mauern bestehen in einfachem Fachwerk mit wenigen Streben und ohne Vorkragungen. Die Fache sind mit putzfreiem Ziegelmauerwerk geschlossen. Die Fenster haben bisweilen zierlich ausgeschnittene Bekrönungen. Der Fensterverschluß an den Nebengebäuden ist häufig noch mit hölzernem Stabwerk aus übereck gestellten senkrechten Vierkantstäben hergestellt (Abb. 190). Die Fenster samt Bekrönung und Läden sind meist weiß, die Fachwerkhölzer hingegen in verschiedenen Farben gestrichen. Die Schwellen und Balken tragen Sprüche und Inschriften. Mitten vor der Front steht wohl auch eine weiß gestrichene barocke Bank mit ausgeschweiften Ballusterbrettern an der Lehne. Die Giebel sind hin und wieder mit Wein berankt oder im Abstande von etwa 2 m davor ist eine Reihe von Kirschbäumen breit über ein hohes, freistehendes Spalier gezogen, das von aufrechten Stangen neben den Stämmen getragen wird und die Erdgeschoßfenster dem Lichte freiläßt. Davor liegt ein Blumengärtchen. Neben dem Hause befindet sich ein Ziehbrunnen mit hinterwärts beschwertem Hebebaum, der in einer Gabel des Ständers ruht, beide meist aus unbehauenen Stämmen. Die älteren Häuser sind jetzt vielfach umgebaut. Das älteste (Georg Mertens) von 1793, neuer-

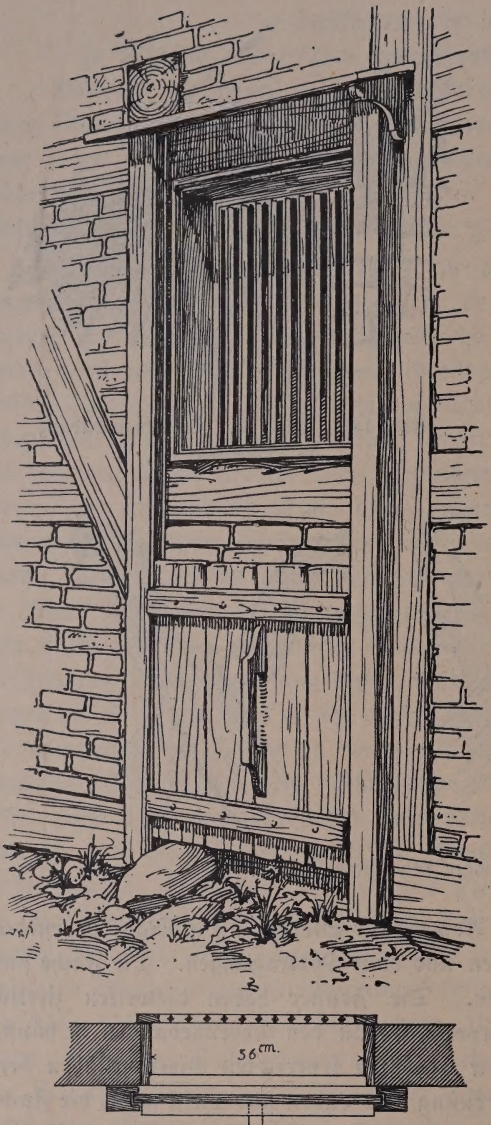


Abb. 190. Mödlich. Fenster mit Schiebladen und Stabgitter.

dings nicht mehr bewohnt, ohne Schornstein mit zwei Schwibbogenherden nebeneinander, von denen einer zum Altenteil gehört. Ferner sind erwähnenswert die Häuser von Wilhelm Ortmann († 1904) und Adolf Lütke.

Das ehemalige, bis um 1850 in Benutzung gewesene Pastorenhaus von 1707, das in stark verbautem Zustande neben dem jetzigen noch erhalten ist, scheint ganz nach Art der Bauernhäuser angelegt gewesen zu sein. Das dazu gehörige Tagelöhnerhaus am Deich enthält den in Abb. 191 dargestellten Schwibbogenherd.

Moor.

Moor, Dorf 4 km nordwestlich von Lenzen. 111 Einw., 736 ha.

1496 kommen die Gebrüder Quitzow bei einer Erbteilung überein, daß „Mohr" zu dem Anteile des Dietrich auf Schloß Eldenburg gehören soll (vgl. Riedel, Codex II, 233).

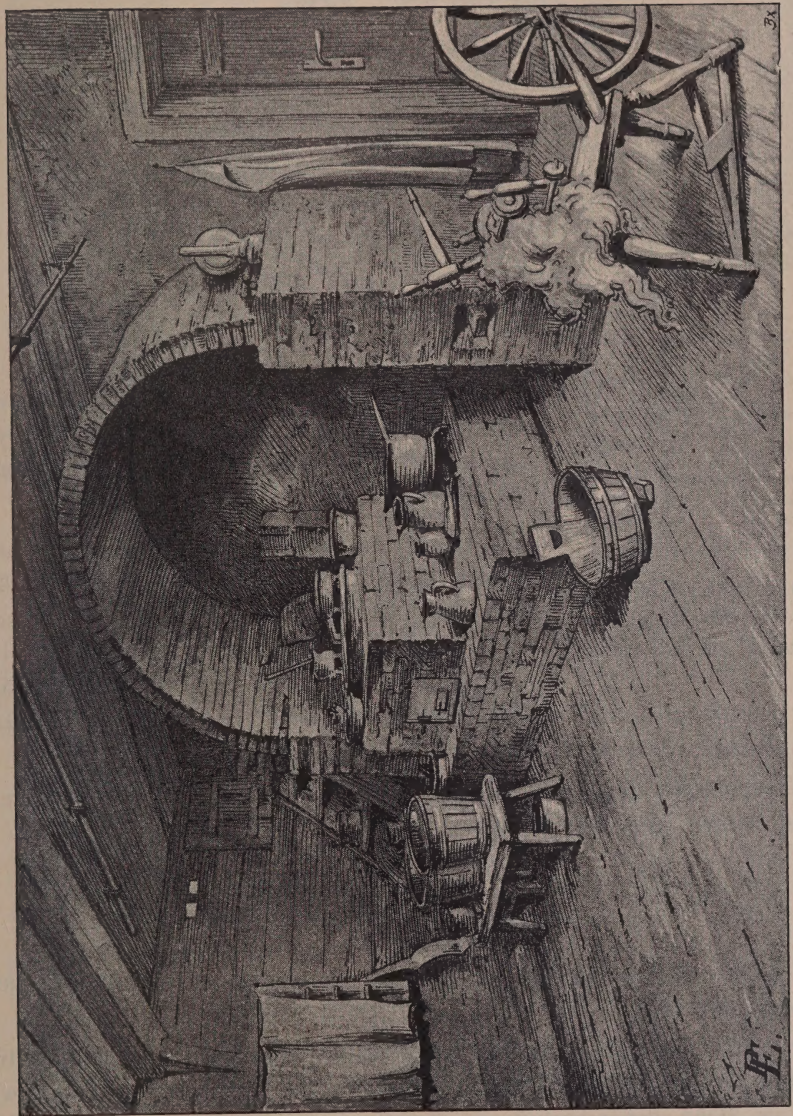
Mehrere **Rauchhäuser**, darunter namentlich das Armenhaus, früher Hirtenhaus (Abb. 192), mit Wohnung für vier Familien (vier Stuben und zwei Kammern). Die Kammern liegen in den Ausbauten an der Vorderseite. In der Diele zwei Schwibbogenherde einander gegenüber.

Die Dächer der Stallgebäude hängen auch hier häufig auf einer der Langseiten weit über und sind durch Kopfstreben unterstützt.

Motrich.

Motrich, Dorf 7 km nordwestlich von Wittenberge. 219 Einw., 274 ha.

In dem 169 Einwohner zählenden und zu Bentwisch eingepfarrten Dorfe saßen zu Beginn des 19. Jahrh. 7 Kossäten, 9 Büdner und 21 Einlieger als Untertanen der von Platen, von Flotow und von Möllendorf (vgl. Bratring, Beschreibung der Mark, I, 423).



Schwibbogenherd im Tagelöhnerhause beim Pfarrhause.

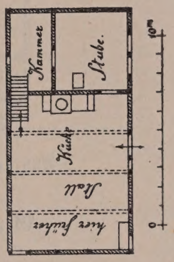


Abb. 191. Mödlich.

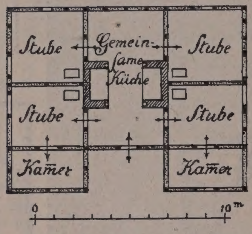


Abb. 192. Moor. Hirtenhaus (jetzt Armenhaus), Grundriß und Schaubild.

Bauernhaus (Abb. 193), Rauchhaus mit großer, dielenartiger Küche und Schwibbogenherd. An der hinteren Langseite eine Abseite.

Das an den hinteren Giebel stoßende Altenteilhaus ist ebenfalls Rauchhaus mit Abseite auf der Rückseite. Beide scheinen dem 17. Jahrh. anzugehören. 1770 wurde an der Straßenseite noch eine größere Kammer angebaut. Diese ziemlich gestreckte Gruppe der Wohnräume liegt an der linken Seite des Grundstücks, rechts daneben der Hof; die Scheune im hinteren Teil.

Andere Anordnungen zeigt das Rauchhaus (Abb. 194) von 1702. Auch hier zieht sich im Rücken eine Abseite hin.

Nebelin.

Nebelin, Dorf 11 km westnordwestlich von Perleberg. 422 Einw., Landgem. 560, Gutsbez. 609 ha.

1349 wird „Herr Roloff, en Perner to Näbelyn", als Zeuge genannt (Urk. des Perleberger Pfarrarchivs, abgedr. Riedel, Codex XXV, 23). Zu Beginn des 16. Jahrh. war „Nobelyn" im Besitz des fehdelustigen Hans von Wartenberg (vgl. Riedel II, 118). Um 1800 zählte Nebelin 13 Ganzbauern und 10 Kossäten (Bratring, Beschreibung der Mark I, 423).

Frühgotische **Saalkirche** aus gespaltenen Feldsteinen, die Fugen breit verstrichen mit eingeritzten Scheinfugen. An den Längsseiten je vier, an der Ostseite

Nebelin. Bemalte Decke in der Kirche.

drei Spitzbogenfenſter mit Backſteinkanten. An den öſtlichen Ecken zwei ganz verſchieden geformte Strebepfeiler. Am Oberteil des Oſtgiebels drei ſchlanke Backſteinblenden, welche in Form eines ſteigenden Bogenfrieſes endigen. An der Nordſeite zwei Spitzbogentüren aus Backſtein, vor der größeren eine Fachwerkvorhalle. Der Turm mit hohem, quadratiſchem Spitzhelm wächſt aus dem Dache heraus. An der Decke ſind die Balken ſchwach marmoriert. Die Malerei der Felder (Taf. 24) beſteht in etwas krauſem, barockem Rankenwerk, rot mit grauen Schlagſchatten und einigen kleinen, weißen Blumen mit ſchwarzem Umriß, Grund weiß. In der Mitte der Decke eine Reihe großer, ſtiliſierter Roſen, weiß und roſa mit gelbem Mittelknopf. Ähnlich iſt auch die Weſtempore bemalt, aber gelb, weiß und rot auf hellgrauem Grunde.

Altar barock, mit zwei begleitenden Säulen neben der Kanzel. An dieſer Chriſtus und die Evangeliſten in weiß und gold.

Der Patronatsſtuhl von 1583 hat in den vier Feldern der Rückwand ebenfalls Malerei: das Wappen der von den Berch; Jacobus; Chriſtus; Johannes Evang.; die letzten drei als Halbfiguren dargeſtellt.

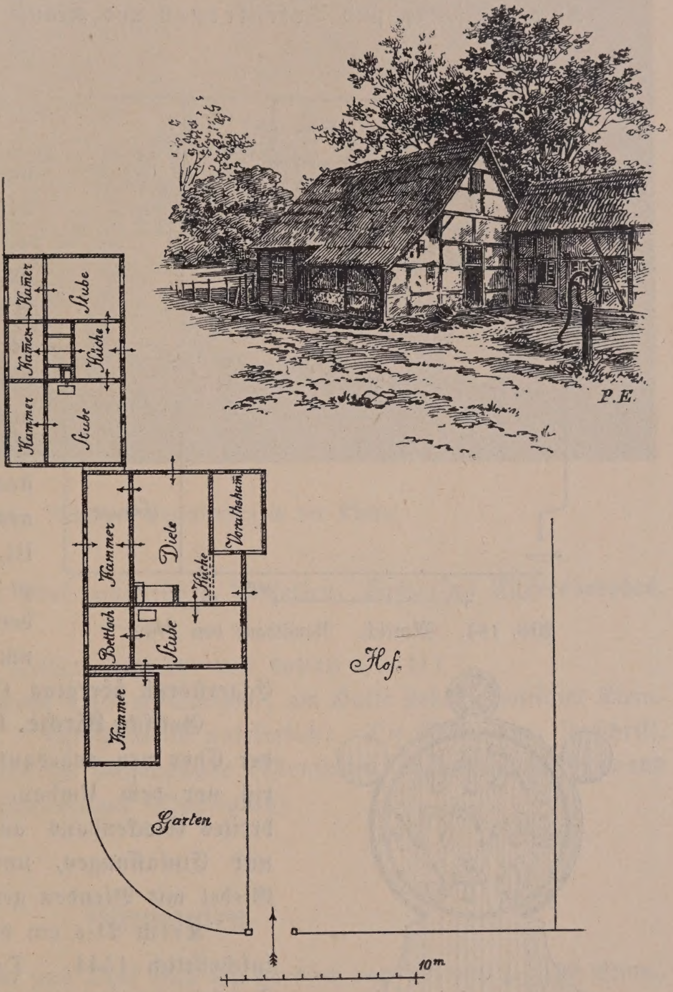


Abb. 193. Motrich. Bauernhaus (Rauchhaus). Grundriß und Schaubild vom hinteren Teile des Hofes nach der Straße zu.

Im Nordoſten eine Herrſchaftsempore in Renaiſſanceformen auf romaniſierenden Säulen.

Neben dem Altar rechts und links durchbrochene Schranken für den Pfarrſtuhl.

Die Bankwangen im oberen Teil mit Rosen, Wappenschildern und anderen Zierformen, teils gestochen, teils nur gemalt in rot, schwarz und weiß, 1546 laut Inschrift (Abb. 195).

An der Decke über der Empore ein Helm, Handschuhe und zwei Fahnenstangen. An den Wänden sind Totenkronen und Kränze aufgehängt (Abb. 196).

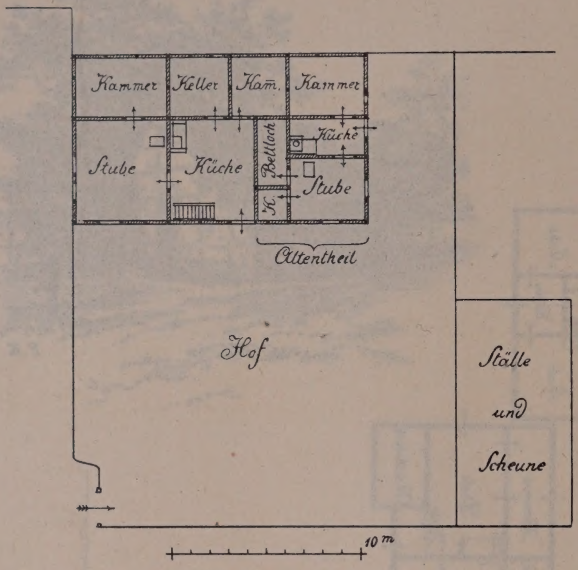


Abb. 194. Motrich. Rauchhaus von 1702.

Netzow.

Netzow, Dorf 11 km nordnordöstlich von Havelberg. 215 Einw., 813 ha.

In der Urkunde, laut der Markgraf Ludwig 1329 den Bürgern zu Havelberg seine Heide verkaufte, wird als Grenze der Weg nach dem Dorfe „Nezow“ angegeben (vgl. eine aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts stammende Kopie im Geh. Staatsarchiv, abgedr. Riedel, Codex III, 289). Das Schulzengericht zu N. war im Besitz des Havelberger Domkapitels, von dem es um 1529 käuflich an Hans Eggerstorph überging (Riedel III, 135).

Gotische **Kirche**, 1884 stark umgebaut, besonders der Chor neu angebaut. Abb. 197 gibt den Grundriß vor dem Umbau. Der Turm noch alt, ein breites Glockenhaus aus Feldstein mit Backsteinecken und Einfassungen, unter einem Satteldach, dessen Giebel mit Blenden geschmückt sind.

Kelch 21,5 cm hoch, aus vergoldetem Silber, inschriftlich 1541. Der Knauf mit Blattwerk und Früchten verziert in getriebener Arbeit. Am Fuße drei eingravierte Darstellungen: Christus am Kreuz;

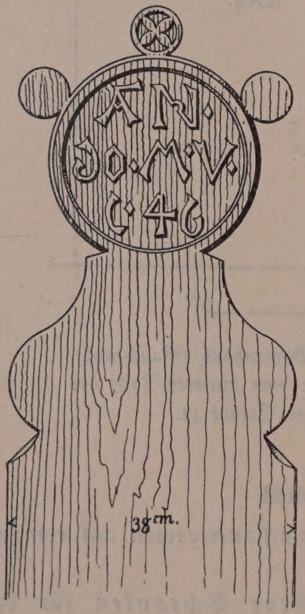


Abb 195. Nebelin.
Bankwange in der Kirche.

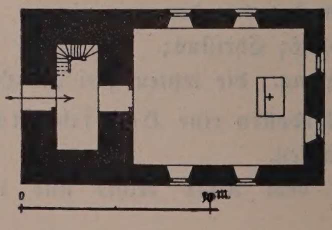


Abb. 197. Netzow. Kirche vor dem Umbau i. J. 1884.

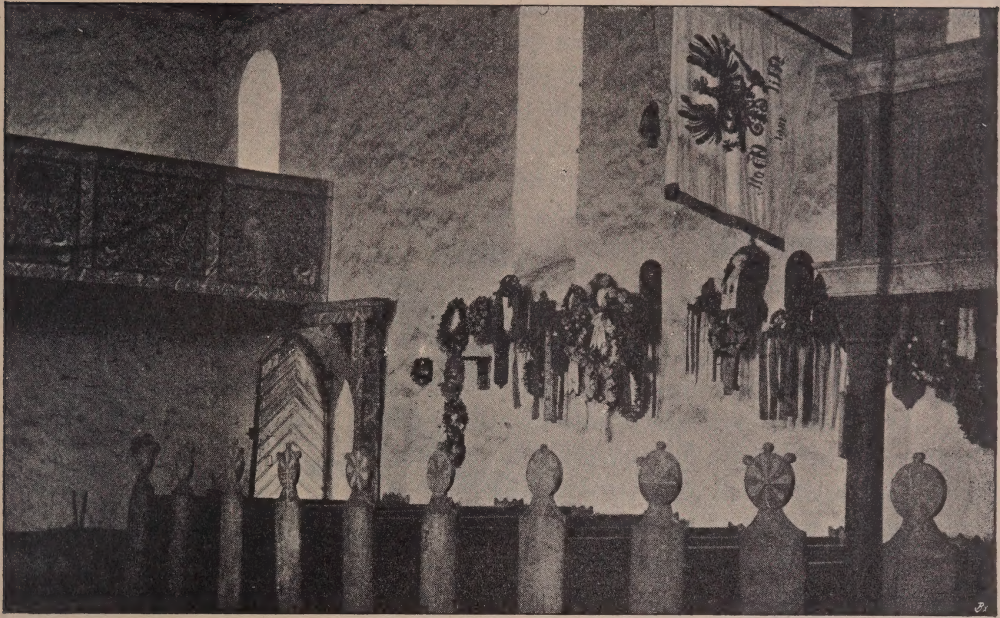


Abb. 196. Nebelin. Totenkronen in der Kirche.

Christus in Unterredung mit zwei männlichen Gestalten; Catharina Eggersdorphes, kniend als Stifterin.

Patene dazu, ebenfalls Silber vergoldet und datiert (. . 41).

Zwei Glocken. Die große 1,10 m Durchm.; am Halse steht in gotischer Kleinschrift: 1460 o rex glorie . . . . (größtenteils unleserlich). Die kleine ohne Inschrift.

Verschiedene hierher gehörige Gegenstände (Monstranz, Rauchfaß, Meßgewand u. a.) befinden sich jetzt in Schönhagen (Ostprignitz).

Neuhausen.

Neuhausen, Rittergut und Dorf 16,5 km nördlich von Perleberg. 198 Einw., Landgem. 266, Gutsbez. 244 ha.

Seit der Zeit der askanischen Markgrafen befanden sich hier Grenzbefestigungen, die um 1320 zeitweilig in den Besitz der mecklenburgischen Herzöge kamen. 1373 wird „Nuehus" als markgräflich brandenburgische Feste genannt (Riedel, Codex II, 265; III, 1 f.). 1396 kam die Grenzburg an das altmärkische Geschlecht von Rohr, die 1477 als „wanafftich tom Nyenhuß" erwähnt werden (Urk. zu Dallmin, Riedel Suppl., S. 389). Die Familie hatte sich auch in den Besitz von Freyenstein und Meyenburg gesetzt und gehörte zu den mächtigsten Geschlechtern der gesamten Landschaft. Zugleich mit Freyenstein ging die Hälfte von N. mit den Dörfern Neuhaus,

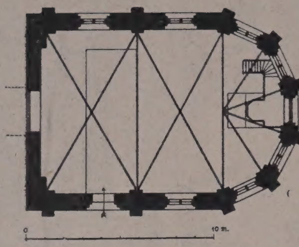


Abb. 198. Neuhausen.
Grundriß der Kirche.

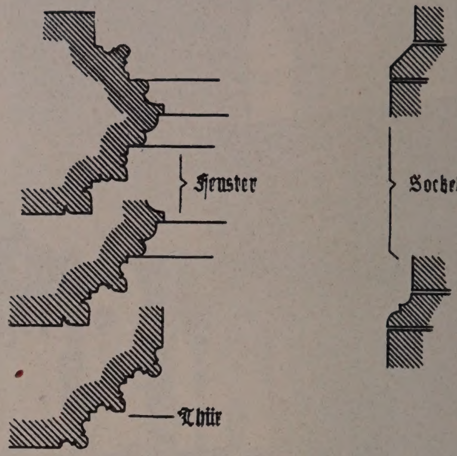


Abb. 199. Neuhausen. Gliederungen der Kirche.

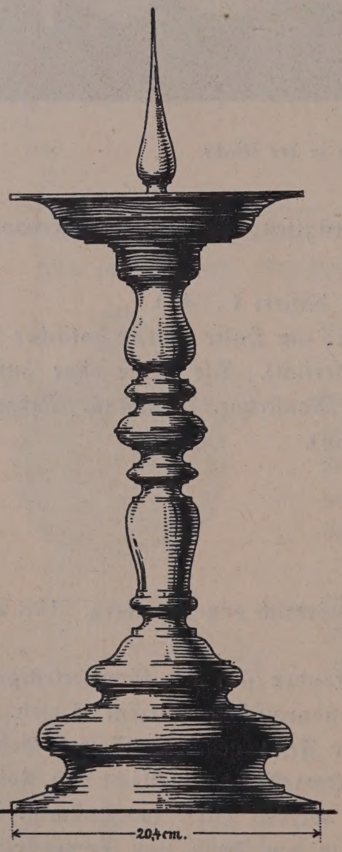


Abb. 200. Neuhausen. Altarleuchter.

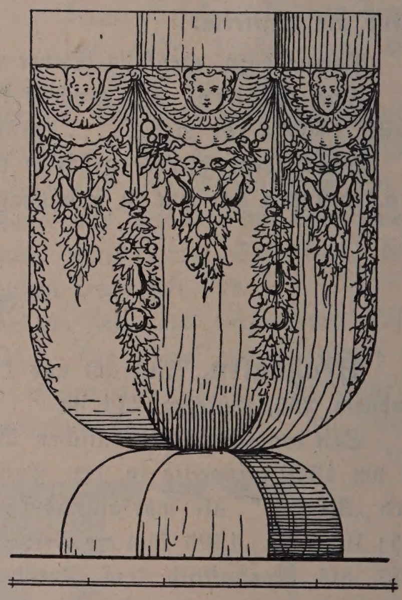


Abb. 201. Neuhausen. Bemalte Holztaufe.

Sigillum Nicolai Ror.
(Havelberger Urk. vom 23. März 1419; Geh. Staatsarchiv).

Krive, Gr. und Kl.-Berge, Guhlow, Steinberg, sowie vielen Hüfnern und Gerechtsamen für 153 000 Gulden durch Kauf an Georg von Winterfeldt über (vgl. Geschichte des Geschlechts v. W. II, 248, 498). Zu Beginn des 19. Jahrh. hatte N. 173 Einwohner (Bratring, Beschreibung der Mark I, 424).

Kirche (Abb. 198) gotischer Backsteinbau des 15. Jahrh., zum Teil mit braunglasierten Steinen im Format von 27 . 12 . 8 cm (10 Schichten = 1,12 m) mit östlichem Schluß in fünf Seiten des Zwölfecks, ohne Turm. Die Kirche war ursprünglich gewölbt, die Strebepfeiler waren teilweise nach innen gezogen, daher außen ziemlich flach; jetzt gerade Decke. Die Ausbildung des Äußeren auf der Südseite abweichend von der der Nordseite, z. B. im Sockelprofil und in der Verwendung der Glasuren. Die Fenster zweiteilig, in vollen, schönen Spitzbogen geschlossen, mit reichen Profilen innen und außen (Abb. 199). An der Südseite ein ganz glasiertes Portal.

Altar mit Kanzel vereinigt, Renaissance, daran die Wappen der v. Rohr und v. Maltzahn.

Taufe (Abb. 201) aus einem Eichenklotz geschnitten, mit Früchten bemalt, Renaissance.

Epitaph aus Stein, des Hans von Rohr, † 1569, aufrecht innen an der Nordwand, tüchtige Arbeit der Spätrenaissance.

Reste von Glasmalerei, Wappen des Georg von Winterfeldt (1580—1657), und der von Saldern, von Manteuffel.

Zwei Messingleuchter, 1648 (Abb. 200).

Grabstein eines Herrn von Rohr († 1589), diente bis 1904 als Türschwelle, mit der Figur des Verstorbenen in Relief.

Glocke 0,54 m Durchm. mit Inschrift in gotischen Kleinbuchstaben: 1535. help godt alleweil.

Schloß. Umfangreiche Fundamentmauern im Süden der jetzigen Gebäudegruppe (Abb. 202 u. 205) zeigen an, daß die Anlage ehemals eine weit größere gewesen, bezw. führen zu der Annahme, daß hier zwei Burgen nebeneinander bestanden

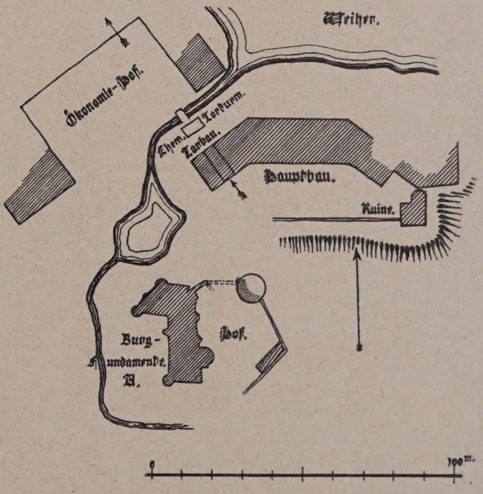


Abb. 202. Neuhausen. Lageplan des Schlosses.

Abb. 203. Neuhausen. Gewölbemalerei im Torhause des Schlosses (aufgefrischt).

Abb. 204. Neuhausen. Gewölbemalerei im Torhause des Schlosses (aufgefrischt).

haben. Das jetzige Hauptgebäude des Schlosses (Abb. 202) ist barock, von 1738. Es hat einen zweistöckigen Mittelbau und zwei unter stumpfem Winkel anstoßende einstöckige Seitenflügel, von denen der nach Südwesten gerichtete, das alte Torhaus, erst 1903 durch ein Stockwerk erhöht worden ist. Nordwestlich davon

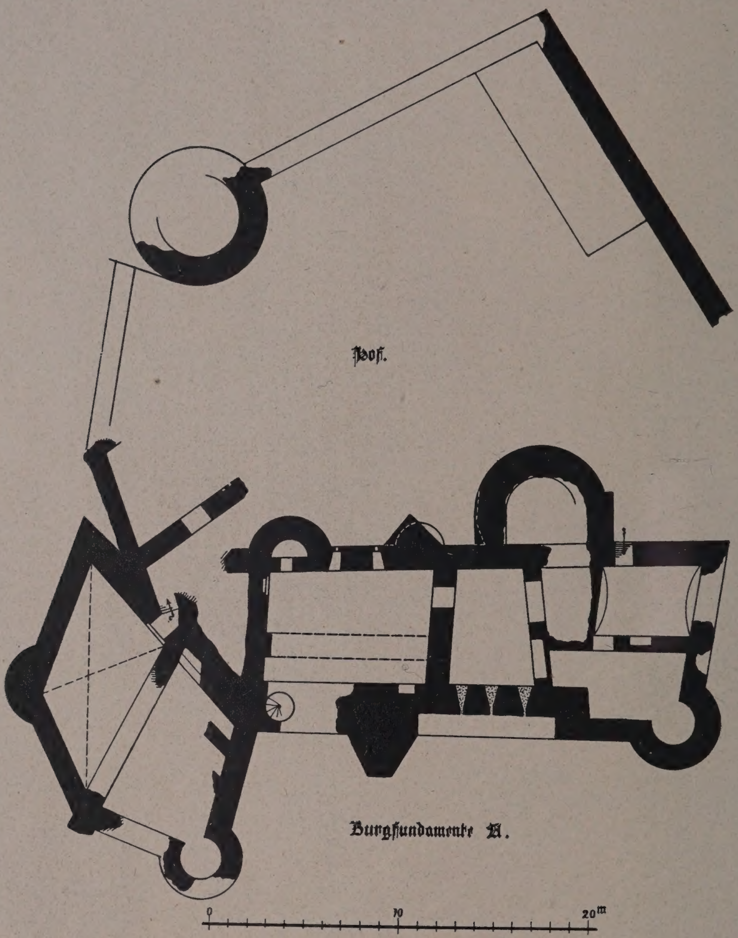


Abb. 205. Neuhausen. 1905 freigelegte Burgfundamente im Süden des Schlosses.

zieht sich der von Nordosten aus dem nördlich gelegenen Teich kommende Graben hin. Zwischen Teich und Hauptbau ist etwas Garten (der ehemalige Zwinger?). Südlich davon liegt der Hof, der nach Süden durch eine Mauer gegen ein tiefer liegendes Gelände (jetzt Garten) begrenzt war. Diese Mauer lehnte sich mit ihrem Ostende an ein einzeln stehendes Wohnhaus (Lusthaus), das gegenwärtig eine Ruine ist. Im Westen dieser Gruppe liegen der große Wirtschaftshof, das Dorf und die Kirche.

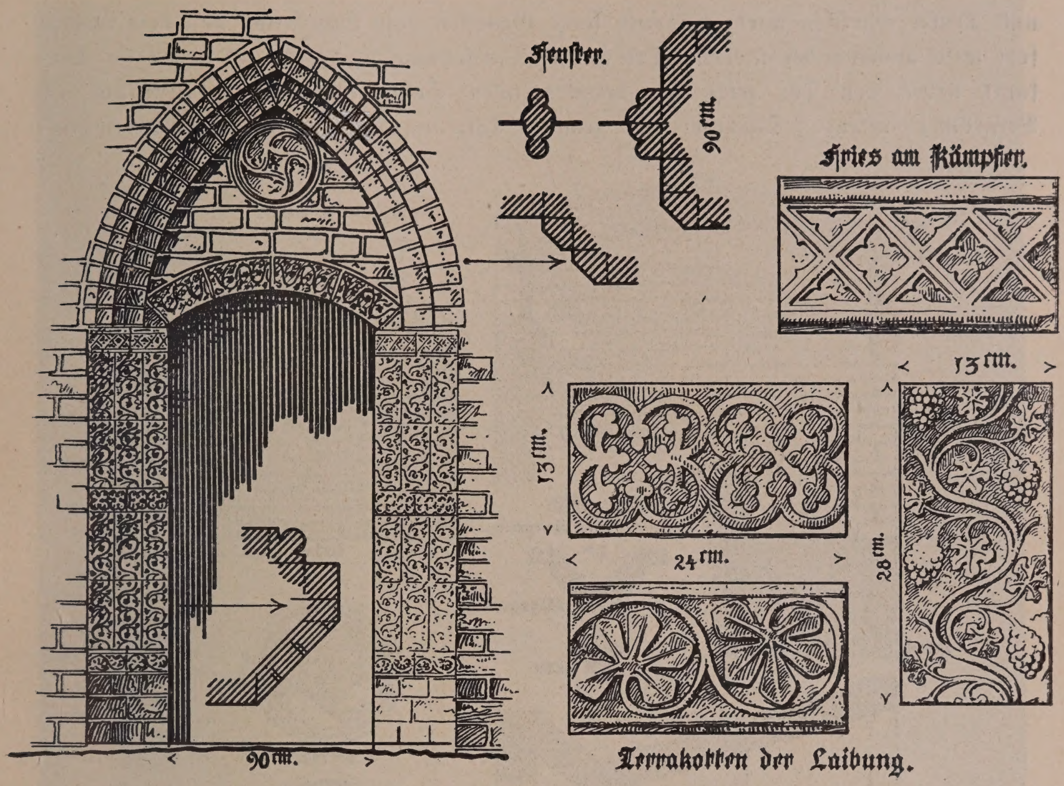


Abb. 206. Neuhausen. Tür zur Kapelle in der Durchfahrt des Tores.

Das Torhaus steht mit der westlichen Ecke auf dem Rest eines Rundturmes. Dieser äußerste, durch die Torfahrt getrennte Teil enthielt die Schloßkapelle. Sie hat an der Hofseite Stichbogenfenster aus Backstein mit Stabprofil (1903 aufgedeckt); die übrigen Fenster sind schlicht viereckig.

Der Raum ist von zwei Kreuzgewölben überdeckt, an welchen vor einigen Jahren übertünchte Malerei hervortrat, die, wie auch mehrere figürliche Darstellungen an den Wänden, von Maler A. Olbers sorgfältig aufgedeckt und wiederhergestellt wurden. Der reizvolle malerische Schmuck der Gewölbe ist rein ornamental (Abb. 203 u. 204). Die Hauptmotive, von denen jede Kappe eins enthält, sind meist figürlicher Art oder haben Groteskencharakter. Als Nebenmotive treten Putten, Engelköpfe und blumenartige Gebilde auf. Die Formen stehen in braunrötlichem Tone mit weißen Lichtern und schwarzen Umrissen auf blauem Grunde. Die Schlußsteine zeigen die Wappen der v. Rohr und v. Maltzahn. Die figürlichen Malereien an den Wänden scheinen nicht nur wie jene um die Mitte des 16. Jahrh., sondern auch von derselben Hand entstanden zu sein. Sie stellen zwei Szenen aus dem Leben des verlorenen Sohnes dar, von dem die an der Nordwestwand in sehr dramatisch bewegter Handlung vorführt, wie der den Lastern Verfallene gleichzeitig vom Tod

und Teufel ergriffen wird, während seine Genossen vom Spieltische und dem Gelage fort wild auseinander stieben. Die andere Darstellung an der Wand gegen die Torfahrt neben der Tür zeigt den heimkehrenden Sohn, seinen Vater kniefällig um Vergebung bittend. Darunter eine gemalte Täfelung in den Farben der Gewölbe-

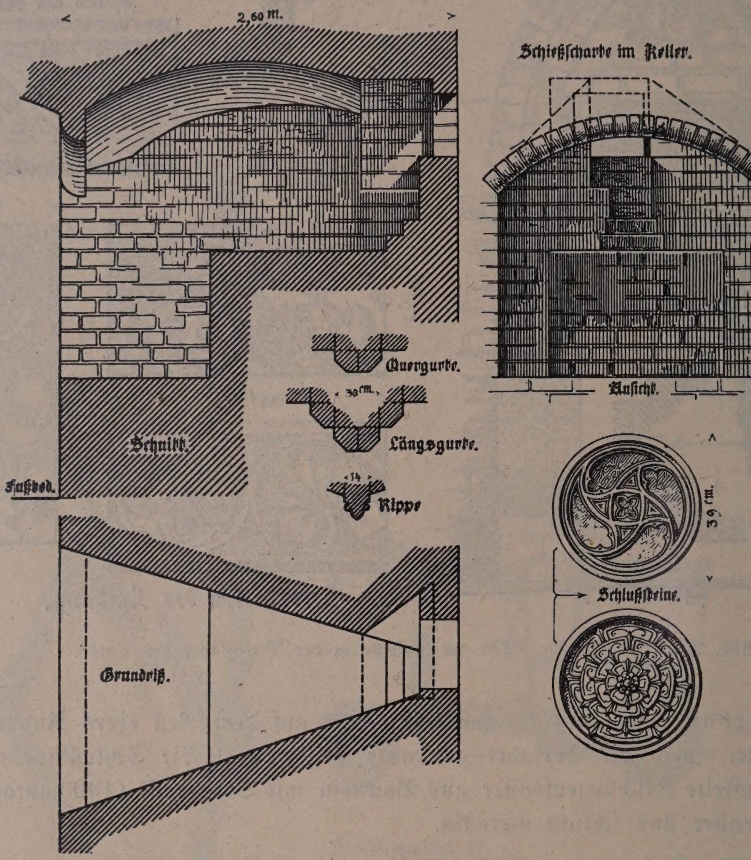


Abb. 207. Neuhausen. Einzelheiten vom Hauptbau des Schlosses.

malereien. An der nördlichen Hälfte der Südwestwand sind neben einer Fensternische links Adam und rechts Eva gemalt. Gegenüber von diesen befindet sich ein einfacher Stuckkamin mit Eierstäben und verzierten Karnisen.

Das Tor spitzbogig, in der Torfahrt rechts und links je eine gotische Tür mit schrägem Gewände, auf dem Weinlaub mit Trauben und anderes Ornament in feinem Flachrelief dargestellt sind (Abb. 206).

Das mittlere Hauptgebäude hat aus gotischer Zeit nur den Keller bewahrt, beachtenswerte Kreuzgewölbe auf Gurtbögen und Kreuzrippen, deren 40 cm große Schlußsteine aus Backstein teils mit großen Rosen, teils mit Maßwerkmotiven verziert sind (Abb. 207). Bemerkenswert ist die Ausbildung der schießschartenförmigen

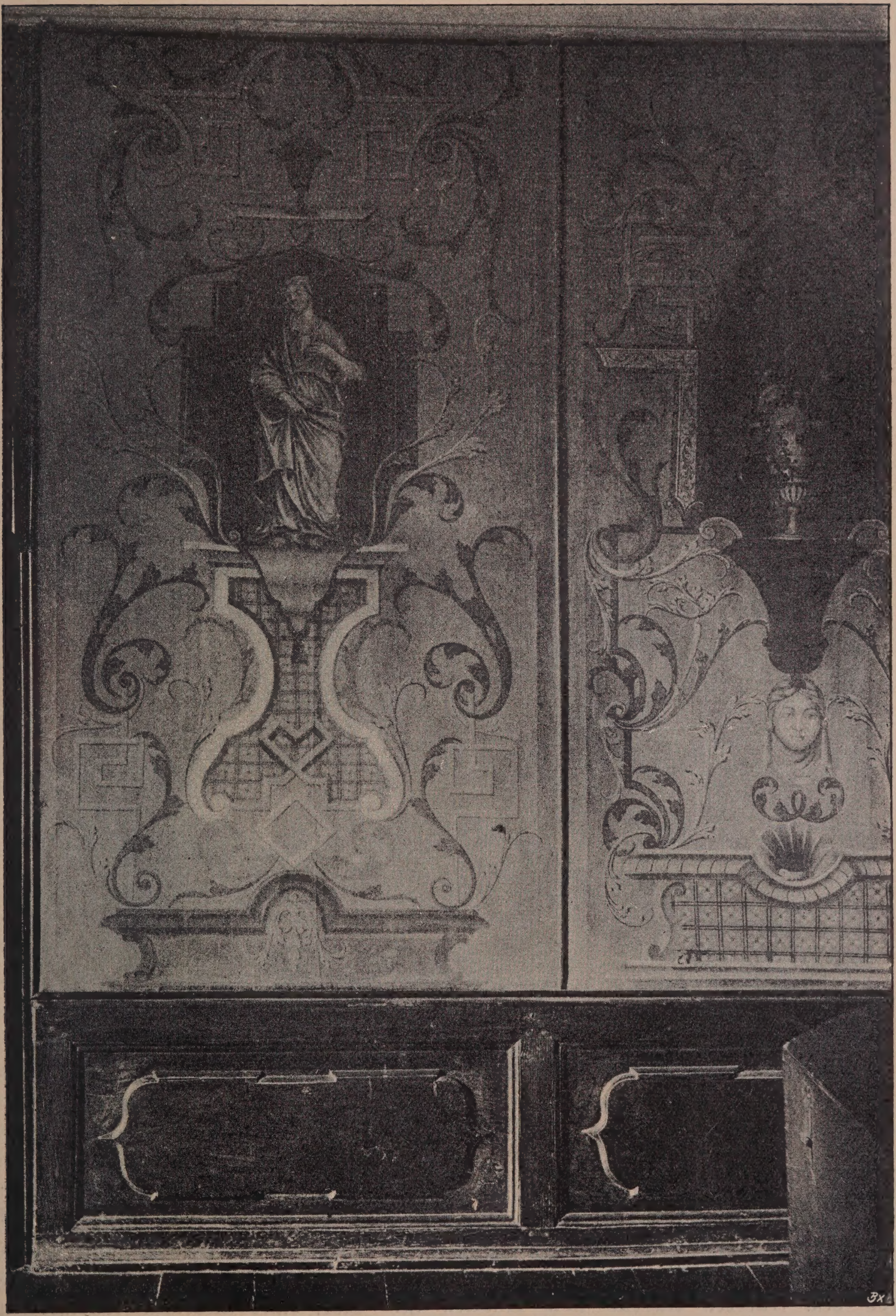


Abb. 208. Neuhausen. Gemalte Tapete im Schlosse.

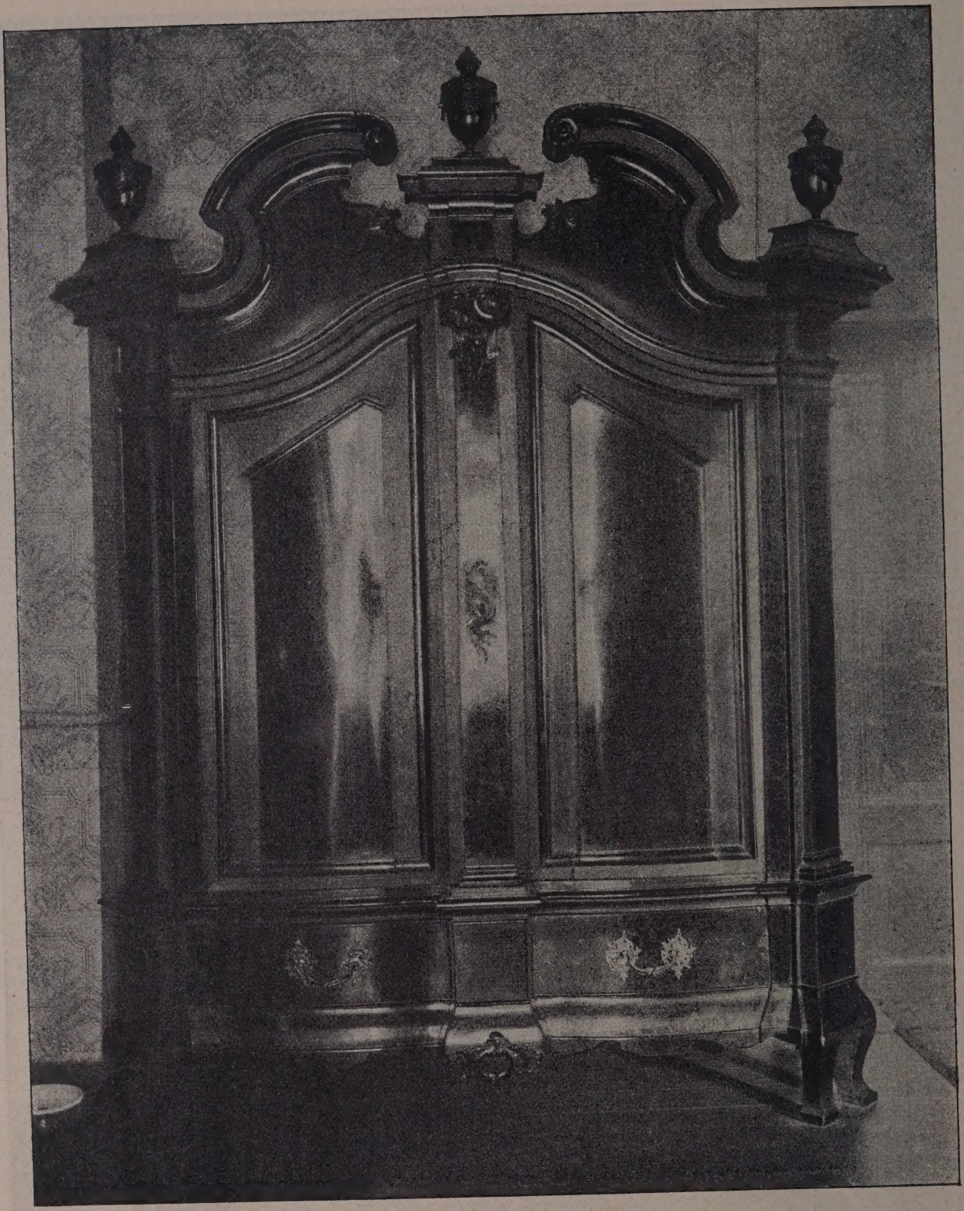


Abb. 209. Neuhausen. Schrank im Schlosse.

Fenster (Abb. 207), deren Nischenform der Schußlage des Schützen angepaßt ist. Die oberen Teile des Gebäudes sind in einfachsten Barockformen gehalten mit holländischem Dach und entstammen zum größten Teile dem Jahre 1638. Dieser Zeit entspricht die Ausstattung eines Zimmers im Obergeschoß, das einzige, was von dem früheren Ausbau noch erhalten ist. Über einer niedrigen sockelartigen

Täfelung sind auf Leinwand schmuckdienliche Malereien im Stile Marots auf mattblauem Grunde ausgeführt (Abb. 208). Von einer größeren Anzahl schöner Schränke und Truhen im Besitze des Schloßherrn gibt Abb. 209 ein Beispiel aus der Barockzeit.

Die Ruine (Abb. 210 u. 211) des freistehenden kleinen turmartigen Wohnhausbaues im Osten war etwa 1830 noch bewohnt. Es ist ein Putzbau mit Erdgeschoß und zwei Obergeschossen nebst Treppenturm an der Nordostecke und rührt vom Ende des 16. Jahrh. her. Das Fundament besteht aus Feldstein, das übrige aus Backstein (27 . 14 . 8,5 cm; 10 Schichten = 1,08 m) mit Verwendung von Profilsteinen, die aber auch dünn überputzt sind. Das Ganze ist außen mit einer Diamantquaderung in Sgraffito-Malerei überzogen (Abb. 211). Ein Keller scheint nicht vorhanden gewesen zu sein. Das Erdgeschoß hat breite Fenster in noch breiteren Nischen und war mit einem korbbogenförmigen Kreuzgewölbe überspannt. Das erste Obergeschoß, einst ebenso gewölbt, hatte an der Westseite eine kleine Tür zum Wehrgang der hier ehedem anschließenden Burgmauer. Diese Sachlage weckt die Vermutung, daß der Bau vielleicht auf dem Fundament eines mittelalterlichen Turmes errichtet ist. Auf der Nordseite ist ein Kamin bemerkenswert, mit schweren gemauerten Wangen und konischem Rauchfang, an dessen Fuße sich eine geschweifte Verdachung mit Rundschild und Grotesken befindet, alles gemauert und stuckiert. In diesem Geschoß beginnen auf schwalbennestförmiger Auskragung zwei runde Eckerker im Nordwesten und Südosten, die in gleicher Weise auch durch das zweite Obergeschoß reichen. Dieses war nicht mehr gewölbt mit Ausnahme der Erker und ist nur noch in wenigen Teilen der Außenmauern erhalten; in der flach abgeschrägten Südwestecke eine kleine, jetzt vermauerte Tür (Abort?). Abb. 211 gibt in der Ostansicht das Dach des Hauptkörpers und der Erker vermutungsweise ergänzt. Die Tür auf der Westseite am Fuße des Treppenturms zeigt flache Giebelverdachung. Die Wetterfahne trägt die Jahreszahl 1634 und soll von einem anderen Gebäude stammen.

Abb. 210. Neuhausen. Sogenannte Ruine.

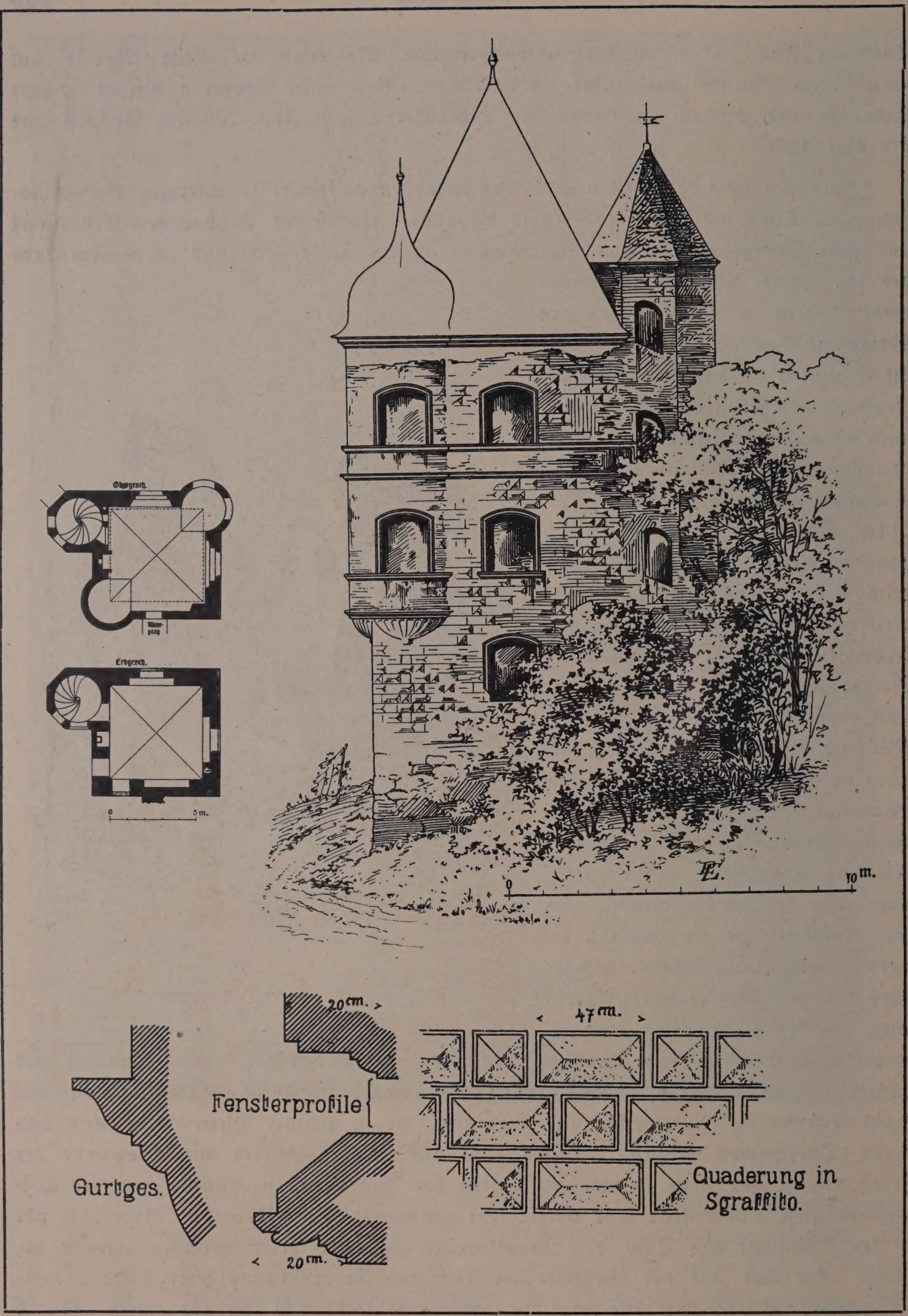


Abb. 211. Neuhausen. Sogenannte Ruine, Grundrisse, Ansicht der Rückseite und Einzelheiten.

Nitzow.

Nitzow, Dorf 5,5 km nördlich von Havelberg. 595 Einw., 1432 ha.

In der nicht mehr in der ursprünglichen Form erhaltenen Stiftungsurk. des Bistums Havelberg von 948 wird die „civitas Nizem“ erwähnt. Aus dem Marktort wurde später ein Dorf, villa Nytzowe (vergl. Urk. von 1344); es gehörte dem Domstift Havelberg, dem der Schulze ein Lehnpferd zu halten verpflichtet war (vgl. Riedel, Codex I, 12, 23, 65; III, 19).

Gotische **Kirche**, bestehend aus Langhaus, Chor und Turm (Abb. 212). Das Langhaus aus putzfreiem Backstein (28 . 14 . 8,5 cm), auf Gewölbe angelegt mit Strebepfeilern, vier Joch lang, in den drei östlichen einfache Spitzbogenfenster mit Schmiege. Das Hauptgesims aus vier übergesetzten Schichten gebildet. Türen, Balkendecke und Ostgiebel des Schiffes vom Ende des 19. Jahrhunderts. Das Chorvieleck aus gleichem Material ist eingezogen und aus der Schiffsachse so weit verschoben, daß die Südwände bündig wurden. Fenster, Strebepfeiler und Hauptgesims wie beim Schiff. Das Gewölbe ruht auf dreieckigen Diensten, die Rippen plump, birnstabförmig, der Triumphbogen einfach abgestuft.

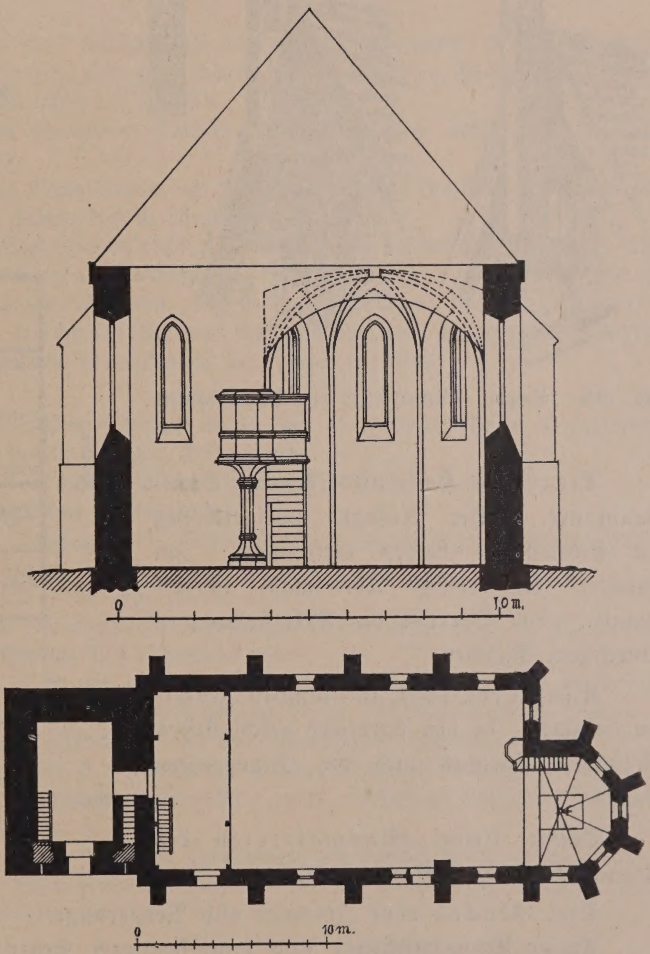


Abb. 212. Nitzow. Schnitt und Grundriß der Kirche.

Turm teils Feldstein, teils Backstein, im Grundriß breit rechteckig. Das Erdgeschoß hatte einst rundbogiges Tonnengewölbe. Das Äußere mit schlanken, geputzten Blenden geschmückt, die zu dreien gruppiert sind. Die Schallöffnungen sind gekuppelt in Spitzbogenblenden. Die Turmgiebel vom Ende des 19. Jahrhunderts.

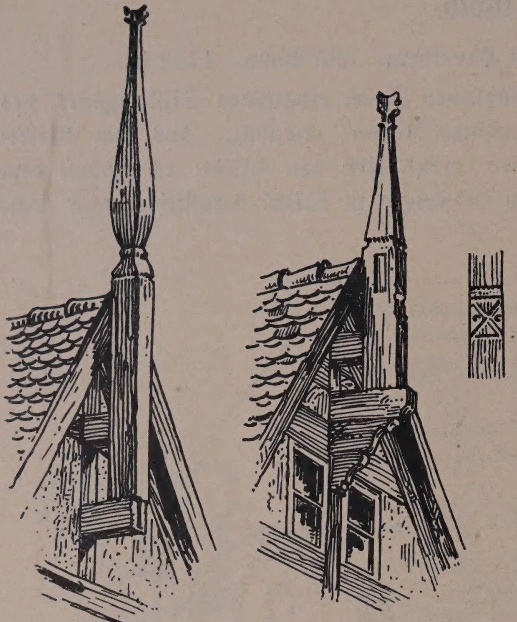


Abb. 213. Nitzow. Giebelpfosten von Bauernhäusern.

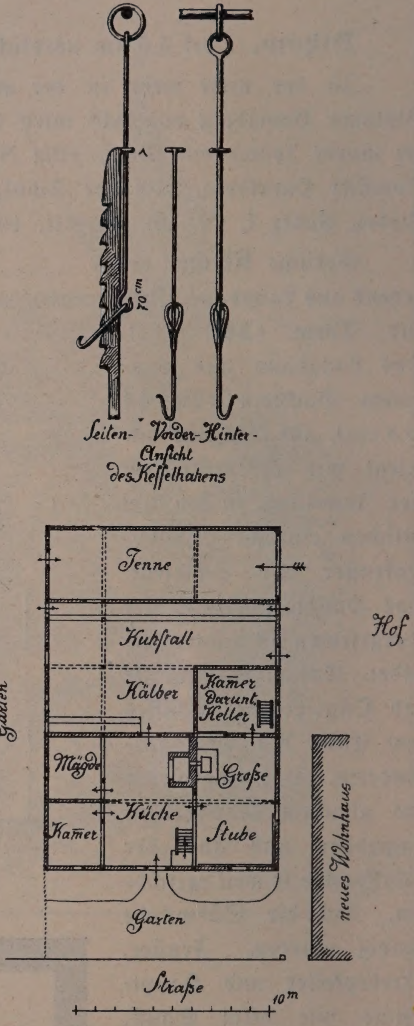


Abb. 214. Nitzow. Bauernhaus und Herdhaken darin.

Altar aus Holz, niederdeutsche Spätrenaissance. Der Aufbau zweigeschossig mit Säulen in beiden Geschossen. Im Unterteil das heilige Abendmahl in Öl gemalt. Im Oberteil die Auferstehung in achteckigem Rahmen.

Kanzel von 1607, in einfachen Renaissanceformen. In den halbrund geschlossenen Füllungen Christus und die Evangelisten gemalt.

Einige kleine Glasmalereien des 17. Jahrh. in den Chorfenstern.

Drei Glocken ohne Inschrift und Verzierung.

Einige **Bauernhäuser** sind bemerkenswert wegen ihrer hübschen Spitzpfosten am Giebel (Abb. 213).

Ein Beispiel einer älteren Grundrißanlage gibt das Haus Blumenthal (Abb. 214) auf einem Eckgrundstück. Die Küche liegt an der Giebelseite, die der Hauptstraße zugekehrt ist, Kuhstall und Tenne liegen getrennt, rückwärts, mit Zugängen vom Hof. Links zieht sich eine Abseite der ganzen Tiefe nach hin. Eine der Kammern ist unterkellert. Der Kesselhaken (Abb. 214) hängt noch über dem Rauchherde.

Perleberg.

Quellen.

I. **Urkunden und Akten.**

Städtisches Archiv im Rathause zu P.: Zahlreiche Urkunden aus dem 13. bis 17. Jahrh. (z. T. abgedr. Riedel I, 105 f., 122 f.). Das „rote Buch", enth. Verhandlungen vor dem Rat und im Gericht, vom 14. bis zur Mitte des 16. Jahrh. (vgl. Riedel I, 86). Protokollbuch des Landgerichts v. J. 1585 an. Protokollbuch des Rats aus dem 17. Jahrh. (vgl. Riedel II, 75). Bericht Theodor Bake's über den dreißigjährigen Krieg (vgl. Riedel I, 113).

Pfarre zu P.: Urkunden und Akten bis ins 14. Jahrh. zurückreichend (Riedel III, 416 f.); Kopialbuch über die Quitzows.

Mühleninteressenten zu P.: Urkunden aus dem 14. und 15. Jahrh. (Riedel III, 351 f.).

Geh. Staatsarchiv zu Berlin: Urkunden märkischer Ortschaften, Perleberg Nr. 1 bis 39, aus der Zeit von 1303 bis 1675 (vgl. Riedel I, II, XXV).

Rep. 21, 118: 1540 Weinlöbens Bescheid auf die Gravamina; 1627 Notstände; 1669 Einführung der Akzise.

Rep. 23, 17d: 1635 Verhandlungen mit Mecklenburg wegen Zulassung der Perleberger Schuhmacher zu den Jahrmärkten in Mecklenburg.

Regierung zu Potsdam: Stadtplan von 1726; Karte der Umgegend mit Ansicht der Stadt von 1726.

Königl. Bibliothek zu Berlin: Bittschrift der Stadt vom 21. Januar 1641. Urk. im Kopialbuch des Archidiakonus Buchholtz (Manuscr. Boruss., fol. 55; abgedr. Riedel I, 132).

Großherzogl. Archiv zu Schwerin: Urk. vom 25. Juli 1292 betr. Bündnis des „Johannes Gaus de Parleberghe" mit Graf Helmold von Schwerin (vgl. Riedel III, 346).

II. **Literatur.**

Gottfried Arnold: „Die Sündfluth bey der am 14. und 15. Februar 1709 zu P. ergangenen Wasserflut," Predigt des Pfarrers Arnold (Rüdiger, Berlin 1709).

Joh. Cruse: „Erneuerung des solennen P.'schen Denktages" (Magdeburg 1719).

Bratring: Beschreibung der Mark I, 410 (1804).

Märk. Provinzialblatt: Jahrgang 1818 (Bittschrift vom 1. Januar 1641; Salveguardienbrief des Feldmarschalls Gallas v. J. 1644).

Riedel: Codex diplomaticus I, 66—228 (Berlin 1831).

v. Kamptz: Statuta civitatis Perlebergensis (Sammlung der Provinzialgesetze in der Mark, 1833).

W. Stappenbeck: Der Denktag P.'s (Perleberg, 1839).

Märkische Forschungen II, 35 und VI, 133: Standleuchter und Glocken in der Jakobikirche.

v. Quast: Fachwerkhäuser am Markt (Korrespondenzbl. der dt. Geschichtsvereine, VII, 25).

Sello: Die deutschen Rolande (Forschungen zur brandenburg-preuß. Geschichte, 1890).

Liesegang: Verfassungsgeschichte P.'s (Forschungen z. brandenb.-preuß. Geschichte 1891).

O. Vogel: Aufsätze über „Alt-Perleberg" (Perleberg, 1902), Perleberger Roland (1907), Ortsstatuten, Schulordnung v. J. 1725, u. a. m.

H. Bier: Zollprivileg des falschen Waldemar (Forschungen zur brandenb.-preuß. Gesch., 1907).

Katalog der im städtischen Archiv befindlichen „Urkunden und Akten von historischem Wert" (Perleberg 1907), umfassend die Zeit von 1239 bis 1758.

Geschichte.

Gründung.

Auf einer Insel des schiffbaren Stepenitzflusses entstand um die Wende des 13. Jahrh. die deutsche Stadt Perleberg, wohl in Anlehnung an eine schon vorhandene slavische Siedlung und eine auf der Ostseite der Insel gelegene Burg[1]). Nähere Daten über die Gründung fehlen. Die Edlen zu Putlitz, die zur Askanierzeit auf der Burg saßen, wurden die Herren über die unter ihrem Schutz neu entstehende, planmäßig

[1]) Vgl. Vogel, „Alt-Perleberg" (Perleberg 1902).

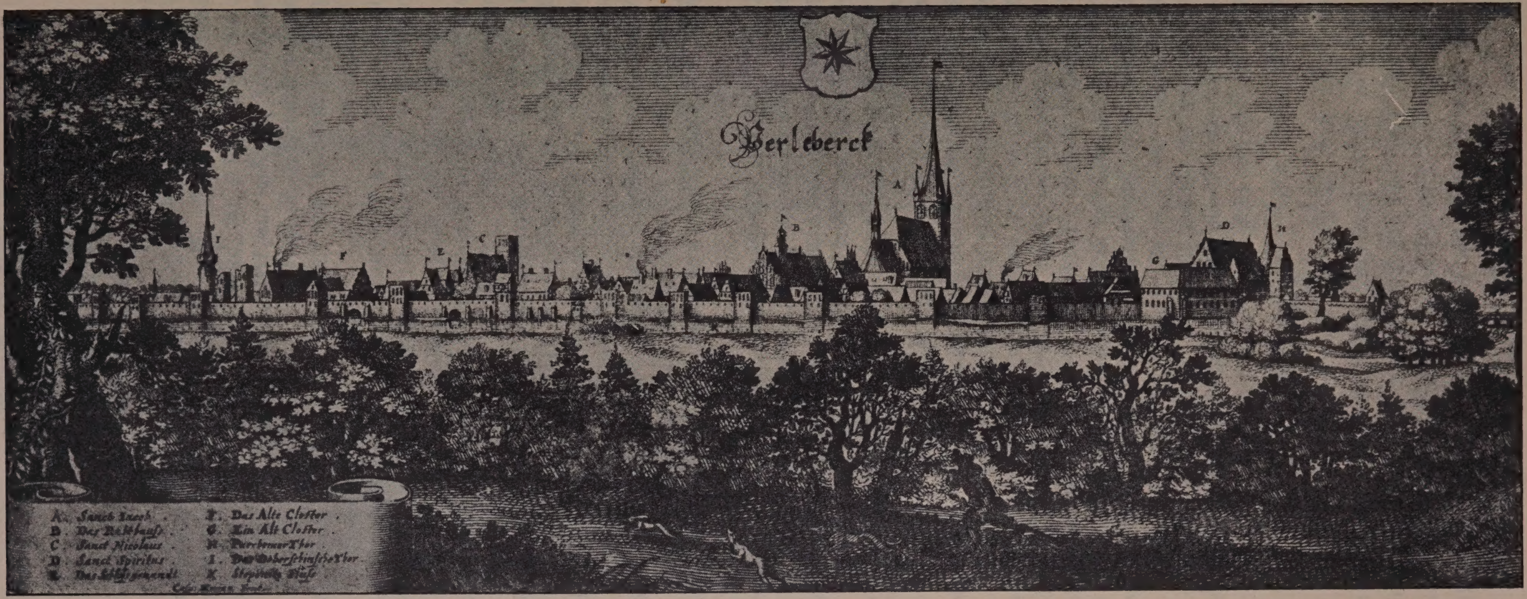


Abb. 215. Perleberg. Ansicht nach Merian.

angelegte deutsche Stadt, neben der sich das Gewirr slavischer Fischerhütten eine Zeitlang behauptete.[1] Im Jahre 1239 gestattete Johannes, genannt Gans, dominus de Perleberge, den Schustern seiner Stadt, eine Innung zu bilden, der das ausschließliche Recht zugesprochen wurde, Schuhwerk zu verkaufen oder zum Verkauf auszustellen. Bei der durch die Chronisten bezeugten Vorliebe der Slaven für gutes Schuhwerk fehlte es sicherlich dieser ältesten und vornehmsten Gilde nicht an reichem Absatz.[2] In demselben Jahre übertrugen auf Anregung der Stadtherren die Konsuln und Bürger von Salzwedel, an die als Vertreter der Stadt zwei Abgesandte, Gerhard von Hertesberg und Worle, entsandt waren, das Salzwedeler Recht an die junge Stadtgemeinde, civitas Parlebergensis. Dort wie hier sollte der Gebrauch von falschem Maß mit drei Mark Silber Strafe geahndet werden, von denen zwei der Stadt und eine den Stadtherren zufielen. Wer die mit der Marktpolizei betrauten Ratmannen zu „schelten" wagte, hatte ihnen 3 Mark und den Stadtherren 3 Schillinge zu entrichten. Alle diese Satzungen wiesen darauf hin, daß hier ein ständiger Markt entstanden war, welcher an der von Havelberg nach Rostock, Wismar und Lübeck hinführenden alten Handelsstraße alle Vorbedingungen zur kräftigen Entwicklung fand.[3] Bereits im 13. Jahrh. wurden Silberpfennige mit dem städtischen Wappen, dem achtstrahligen Stern, geprägt.

Bewidmung mit Salzwedeler Recht.

Städtisches Siegel. Umschrift: Sigil Civitatis Perlebergk.

Auf dem weiten Marktplatz wurde ein Rathaus und nordwestlich davon die dem Schutzheiligen der Ritter, Sanct Jakob von Compostella, geweihte Pfarrkirche aufgeführt. Hier stand der Roland, vielleicht als Wahrzeichen dafür, daß in P. der Markgraf als oberster Gerichtsherr nach dem alten Sachsenrecht richten ließ.[4] Im übrigen beeinträchtigten örtliche Einflüsse die Regelmäßigkeit, mit der sonst auf kolonialem Boden deutsche Städte zumeist angelegt wurden, so daß die vom Markt ausgehenden Straßen nicht wie in Wittstock regelmäßige Rechtecke, sondern mannigfaltig gestaltete Polygone einschließen. Am westlichsten Ende der Stadt erhob sich schon frühzeitig auf einer von Stepenitzkanälen umzogenen Insel die Nikolaikirche, die auf einem besonderen Marktplatz gelegen war.

Anlage der Stadt.

Noch 1290 hängte Johannes Gans an eine Urkunde ein Siegel mit der Umschrift: Sigillum Johanis Auce de Parlenbergh. Doch bereits zu Beginn des 14. Jahrh. hatte die schnell aufblühende Stadt die Herrschaft der Edlen zu Putlitz abgestreift. Mit Einwilligung des Markgrafen Johann erkauften 1310 die Ratmannen von

Aufblühen im 14. Jahrhundert.

---

[1] Vogel nimmt an, der Kietz habe an der Westseite der Stepenitzinsel gelegen (a. a. O., S. 28).

[2] Vgl. v. Giesebrecht, Wendische Geschichten I, 19.

[3] Vgl. F. Rauer, Zur Geschichte der alten Handelsstraßen (Petermanns Mitteilungen, 52. Bd., 3. Heft). Liesegang verlegt die Stadtgründung in das letzte Drittel des 12. Jahrhunderts (vgl. Forschungen, 1891).

[4] Über den Roland als Träger städtischer Freiheiten und das Sinnbild städtischer Autonomie vgl. Literaturangaben in den Jahresberichten für Geschichtswissenschaft, „Brandenburg" 1902, S. 432; 1903, S. 241. Nach der Auffassung von Heldmann und Jostes ist der Roland ursprünglich eine Spielfigur, die an die auf den Märkten abgehaltenen Turniere erinnert.

Aufblühen im 14. Jahrhundert.

Burchard von Schrapelow den in der Stadt belegenen „Wall" für 100 Mark Silber. 1337 gewährte der Wittelsbacher Markgraf Ludwig in Gegenwart des Junkers Burchard Gans der Stadt das Eigentum an den Stepenitzmühlen, ferner freie Schiffahrt den Fluß auf und nieder bis zur Elbe und Ermäßigung des in Wittenberge zu zahlenden Elbzolls für Korn, Salz, Wein, Bier, Kupfer, Zinn, Hering u.s.f.[1] 1348 verlieh der „falsche Waldemar" der Stadt Zollfreiheit für die ganze Mark[2]), ein Privileg, das 1354 vom Markgrafen Ludwig dem Römer erneuert wurde. So stark war der städtische Handel entwickelt, daß im Hamburger Stadtrecht allein der Handelsbeziehungen zu zwei märkischen Städten, Perleberg und Liebenwalde, gedacht wird[3]); Perleberg wird als Haupt- oder „Sprachstadt" der Prignitz bezeichnet und hatte auf den Gesamtlandtagen der Mark für die übrigen Städte der Landschaft zu „sprechen"[4]).

Innere Kämpfe.

Der Stadt blieben die für die Geschichte der deutschen Städte im 14. Jahrh. so bezeichnenden Kämpfe zwischen den „die Kaufmannschaft" treibenden Ratsgeschlechtern und den Zünften nicht erspart. Jene leiteten ausschließlich die Verwaltung, diese suchten gewaltsam Anteil am städtischen Regiment zu gewinnen. Im Jahre 1347 wurde den fünf Gewerken das Recht eingeräumt, „10 biedere heimliche Männer abzuordnen", die vor der Erhebung neuer „Schösse" befragt sowie bei Rechnungsablegung des alten und Wahl des neuen Rates zugezogen werden sollten.

Die ersten zollernschen Kurfürsten.

Mit Freude begrüßte die Stadt den Regierungsantritt Friedrichs I., und als i. J. 1417 „olde Hans Kratz in trunkener Weise" wagte, von dem gnädigen Herrn Markgrafen Übles zu reden, wurde er von den Ratmannen gefangen gesetzt und erst wieder losgelassen, nachdem er gelobt, sie in keinerlei Weise zu schädigen. Auch noch unter den Zollern herrschten mannigfache Fehden zwischen der Stadt und dem Landadel. Als Heyne Winterfeldt und Friedrich Klitzing den Perleberger Bürger Hans Huwtenberg, der mit dem Ladebrief eines geistlichen Gerichts in „Dalmyn" erschienen war, angeblich „nackt ausgezogen und gegeißelt" hatten, zerstörten die Perleberger i. J. 1444 die Winterfeldtsche Burg bei Dallmin und zwangen die Ritter, bei den Heiligen zu schwören, einen rechten, steten Frieden unverbrüchlich zu halten.[5]) Einige Jahrzehnte später wurde Johannes Gans, „Herr to Potleste", nachdem er etliche der Perlebergischen Leute und Güter gebrandschatzt hatte, von den Städtern ergriffen und einige Jahre gefangen gehalten. Dabei lohte innerhalb der Stadtmauern der alte Zwist zwischen Rat und Gewerken hin und wieder auf. Im Jahre 1522 beschwichtigte Kurfürst Joachim I. die niederen Bürger, die sog. „Gemeinheit" dadurch, daß er den Rat verpflichtete, bei der „Umwechslung der Ratsstube" im Beisein der Geschworenen von den Einnahmen und Ausgaben dem neuen Rat Rechnung abzulegen. Für die erwählten neuen Ratsmänner sollte jedesmal die kurfürstliche Bestätigung eingeholt

---

[1]) Vgl. hierzu auch den Vergleich zwischen Johann v. Buch und der Stadt vom 21. Febr. 1337 (ungedruckte Kopie des 17. Jahrh. im Perleberger Stadtarchiv).

[2]) Vgl. H. Bier, Forschungen zur brandenb.-preuß. Geschichte, 1907.

[3]) Vgl. Koppmann, Ztschr. des Vereins f. Gesch. Hamburgs, VI, 411.

[4]) Riedel I, 205.

[5]) Vgl. Gilow, die Dallminer Fehde von 1444 (Forschungen zur brandenburg-preußischen Geschichte, 1908).

werden. So erfuhr die innere Selbständigkeit der Stadt, die schon seit Friedrich II. ihre Beziehungen zur Hansa allmählich gelöst hatte, eine weitere Beschränkung.

Errichtung des Landgerichts.

Da es um diese Zeit dem kurfürstlichen Landeshauptmann der Prignitz immer unmöglicher wurde, „geringe Schuldsachen vorzunehmen", errichtete Joachim II. i. J. 1546 auf Bitten der Städte der Landschaft zu P. ein Landgericht, „damit die, so wider die Bauern Schulden und andere geringe Zuspruch hätten, Recht und Exekution erhalten könnten". Das Gericht sollte von vier zu vier Wochen des Dienstags auf dem Rathause gehalten werden. Als erster Landrichter wurde der Bürgermeister Hans Konow eingesetzt. Ob die Wiederaufrichtung des Rolands mit der Begründung dieses Landgerichts zusammenhängt, ist zweifelhaft.

Kirchliche Bautätigkeit.

Die kirchliche Bautätigkeit war bis ins 16. Jahrh. hinein sehr rege. Im Jahre 1441 wurde ein Kloster des Karmeliterordens begründet; zu Beginn des 16. Jahrh. errichtete man vor dem Parchimer Tor die Kapelle des „heiligen Kreuzes zu Jerusalem", wobei der Bischof allen Förderern des Baues 40 Tage Ablaß von den ihnen auferlegten Bußübungen erließ (quadraginta dies indulgentiarum de iniunctis penitentiis). Die neu gebaute Kapelle lieh im Jahre 1518 der St. Jakobikirche neun Gulden zum Guß ihrer großen Glocke.

Reformation.

Zwei Jahrzehnte darauf war innerhalb des Rates die Stimmung durchaus für die Reformation, obwohl es unter der Bürgerschaft noch viele eifrige Katholiken gab, die dem Bürgermeister Johann Konow das Haus zu stürmen drohten. Trotzdem mußte der Pfarrer, ein Vikar des Domkapitels, das Feld räumen.[1] Der Rat erwarb sodann das Patronat über die Pfarrkirche. Die Einkünfte der Hospitäler und Kapellen wurden größtenteils zur Hauptkirche St. Jakobi gezogen oder zu Stipendien umgewandelt.[2] Der Rat erhielt ferner das ehemals dem Heiligen Geist-Hospital zugehörige Dorf Spiegelhagen. 1557 versprach er der Bürgerschaft, in dem „Hospital des hl. Geistes und Sanct Görgen keine Pauren oder Frombdelinge" aufzunehmen.

Die Stadt um die Wende des 16. Jahrhunderts.

Um 1570 wird öfters einer Stadtschule gedacht. Einer ihrer Hauptgönner war der alte Ludecke von Quitzow aus dem Hause Stavenow, der uns vielfach um diese Zeit als der Wohltäter der Stadt entgegentritt. Obwohl die Sicherheit der Straßen ausreichend gewährleistet war, ist trotz allem unverkennbar, daß für Perleberg die großen Tage vorüber waren. Der Aufschwung, den die Bürgerschaft im 14. Jahrh. genommen, der ihre Stadt fast zur Herrlichkeit einer freien Reichsstadt geführt hatte, war gehemmt: man mußte sich dem Territorialstaat einfügen![3] Dazu kam, daß der nach Lübeck führende Handelsweg immer mehr an Bedeutung einbüßte, in dem Maße als das baltische Meer im Weltverkehr gegenüber der Nordsee zurücktrat. Das Mißbehagen, das die Bürgerschaft hierüber empfand, machte sich in vielerlei Gewalttätigkeiten gegen die kurfürstlichen Zöllner Luft.

Dreißigjähriger Krieg.

Fast den Todesstoß versetzte der Stadt der dreißigjährige Krieg. Nachdem sie von 1627 an durch die Truppen Mansfelds und Wallensteins, des dänischen und des schwedischen Königs „arg gemißhandelt" war, brachen

---

[1]) Riedel hat nach dem Calendarium havelbergense die Entsagungsurk. abgedruckt, vgl. Cod. diplom. I, 11.

[2]) Riedel I, 79.

[3]) Vgl. Schmoller, Umrisse und Untersuchungen, S. 10 f.

i. J. 1638 neue Tage des Schreckens herein, als der kaiserliche Feldmarschall Gallas einrückte. Die Zeitgenossen berichten von „Plünderung, Mord, Kirchenschändung und von total Einascherungk, sowie Contribution von 200000 Talern". Zu Beginn der Regierung des Großen Kurfürsten befanden sich in der Stadt, die vor dem Kriege 3500 Einwohner zählte, „nach fleißiger Inquisition" kaum 300 Personen, die Kinder miteingerechnet. Die 1632 durch Blitz entzündete Nikolaikirche wiederaufzubauen, fehlten die Mittel; Reste ihres starken Mauerwerks hielten sich noch bis gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts. Die alten Befestigungen verfielen in der langen Friedenszeit, besonders seitdem 1730 den Bürgern, deren Wohnungen an der Mauer lagen, gestattet ward, nach dem Flusse zu Türen durchzubrechen. Das Stadtbild veränderte sich noch mehr, als vom Jahre 1738 an die Wälle abgetragen und an der Ostseite 15 neue Häuser an Stelle der Mauern aufgeführt wurden. Die Bevölkerung vermehrte sich nur langsam bis auf etwa 2500 Seelen zu Beginn des 19. Jahrh., wozu noch die 350 Mann starke Garnison, eine Eskadron des Kyritzer Kavallerieregimentes Nr. 2, trat. Obwohl die Stadt als Sitz des königlichen Kreisdirektoriums der gesamten Prignitz von Zeit zu Zeit bei den Kreistagen die Stände in seinen Mauern beherbergte und ferner die Poststraße von Berlin nach Hamburg durch die Stadt führte, so stockten doch Handel und Verkehr, so daß die königlichen Akziseeinnahmen im 18. Jahrh. sich stets nur um 5000 Taler herum bewegten. Die Einkünfte des Rathauses, vornehmlich aus den Kämmereidörfern Sückow und Spiegelhagen, stiegen allmählich auf etwa 2500 Taler.

Im friederizianischen Staat.

Die Stadt im 19. Jahrhundert.

Kaum hatte sich die Stadt von den Leiden der „Franzosenzeit" erholt, als ihre Entwicklung im 19. Jahrh. aus zwei Gründen sehr beeinträchtigt wurde: durch den Verkauf der Stepenitzmühlen begab man sich der Möglichkeit, den Fluß wie in alten Zeiten der Schiffahrt dienstbar zu machen, und ferner verabsäumte es die Stadt, zu der Zeit als der Plan einer Eisenbahn von Berlin nach Hamburg in der Schwebe war, den unmittelbaren Anschluß an den Schienenstrang dadurch zu erreichen, daß sie unentgeltlich Land zum Bahnbau zur Verfügung stellte. So kam es, daß seit etwa 1850 der Verkehr abseits von der alten Hauptstadt der Prignitz sich neue Wege bahnte. Doch wenn auch die junge Fabrikstadt Wittenberge der Hauptort der Prig-

Siegel der Fischerinnung. Umschrift:
Der Fischer Sigel zu Perleberg.

Perleberger Gewerkschaftssiegel.

Perleberg. Stadtplan (nach einem Originale von 1726 in der Kartenkammer der Königlichen Regierung in Potsdam).

Perleberg. Ansicht der Stadt (auf Grund einer farbigen Zeichnung von 1726 in der Kartenkammer der Königlichen Regierung in Potsdam).

nitzschen Industrie wurde, so hat Perleberg doch den Vorzug, sein mittelalterliches Gepräge bis in das 20. Jahrh. hinein treu bewahrt zu haben. Die Einwohnerzahl belief sich Ende 1905 auf 9499. Die Gemarkung umfaßt 4366 ha.

Denkmäler.

Ortsbeschreibung (Tafel 25 und 26 sowie Abb. 215). Der alte Wendenort hat keine für ihn bezeichnenden Spuren zurückgelassen, wenn man eine solche nicht etwa in der Form des jetzigen Marktes und der ihn umgebenden Häuserblöcke finden will.[1]) Die Deutschen siedelten sich mit gutem Bedachte da an, wo die von den beiden Hauptarmen der Stepenitz gebildete Insel ihre größte Breite erreichte und sich die zwei sie durchziehenden kanalartigen Nebenarme, der „Schiffgraben" und der „Mühlgraben", sowohl für die Befestigung der Burg als auch für die gewerblichen Betriebe der Handwerker und für den Handel überaus günstig erwiesen. Alles spricht dafür, daß die Burg der Edlen Herren Gänse von Perleberg, denen die junge deutsche Ansiedelung Schutz und Recht verdankte, an der Stelle des jetzigen Wallgebäudes lag.[2]) Es war in der Tat der günstigste Platz. Hier war sie von Osten durch den wasserreichen „Hagen" geschützt und beherrschte die inneren Wasserläufe der Insel.

Durch diese natürlichen Lebensadern erhielt aber bald der Süden der Insel die Bedeutung des Herzens für die weitere Entwickelung des Ortes. Von Straßen, die nach Handwerken benannt sind, findet man nördlich der Schuhstraße keine, südlich davon aber den Schuhmarkt, die Wollweberstraße, das Schneidergäßchen und die Bäckerstraße, überdies alle Mühlen der Stadt. Am „Schiffgraben" lag mitten in der Stadt nahe bei dem „Schwibbogen", mit welchem die Bäckerstraße jenen überschritt, die „Ablage" (Niederlage für Handelsgüter), bis zu der man von Wittenberge mittels Kähnen (sog. Prahmen) auf dem Schiffgraben vordrang. Am Südrande der Insel stand auch die dem Heiligen der Schiffer geweihte Nikolauskirche, deren Namensverwandte überall in märkischen Städten den Ort der ältesten marktähnlichen Ansiedelungen bezeichnen. Eine solche darf man nach der Urkunde von 1239 auch hier annehmen. Die Hauptzufuhr brachte ihr die vom altmärkischen Mutterlande

---

[1]) Vogel (Alt-Perleberg, S. 24) glaubt im Südwesten der Stadt noch einen wendischen Rundling erkennen zu können, dessen Anger der „Rosenhof" gewesen wäre. Diesem fehlen indessen die wesentlichen Eigenschaften dazu. Der von Vogel als Wendengraben erklärte „Wandgraben" an der Stepenitz ist als (Ge)wand-Graben zu deuten. Die nahe dabei befindliche Wollweberstraße wurde von den „Wantmakern" bewohnt; an den langen freien Strecken der Stadtgräben pflegten diese ihre „Rähmen" aufzustellen und ihr (Ge-) „Wand" zu spannen. Genau an der Stelle des späteren „Wandgrabens" sind in dem Stadtplan von 1726 solche Rähme gezeichnet, die anderwärts zu den Straßennamen „die Rähmen", „Wandrahm" und ähnlichen Bezeichnungen Anlaß gaben.

[2]) Eine Notiz von 1364 im Stadtbuche (Riedel, Codex I, 69) sagt: „sciendum est quod nos consules civ. P. concessimus Sabello Rulo spacium agri ante domum Ganseborch. Die Lage des agger beim jetzigen Wallgebäude ist durch Urkunden bezeugt. Dennoch sucht Vogel (a. a. O., S. 26) ohne ersichtlichen Grund die „Gänseburg" weit außerhalb der Stadt an der südwestlichen Seite des Grahlplatzes.

über Wittenberge heran- und in das nordöstliche Besiedelungsgebiet weiterführende Handelsstraße. Man zog sie unter dem Namen Bäckerstraße im Bogen möglichst bis an die Mitte der Niederlassung heran, so daß sie am „Schuhmarkte", vermutlich dem ältesten Marktplatze des Ortes, vorüberführte und die vier Flußarme möglichst recht-winklig kreuzte. Ihr westlicher Eintritt bildete das Wittenberger, bei ihrem östlichen Austritt lag das Doberziner Tor. An beiden Toren geht von der Bäckerstraße je eine Straße aus: die Schuhstraße über den alten Markt und die Mühlenstraße auf dem Damme an der Burg vorüber, in deren Nähe sie zusammenlaufen. Hier wird das dritte, das ursprüngliche Parchimer Tor der frühesten Ortsumwallung gelegen haben, denn nach dieser Seite reichte der Ort vermutlich zunächst nicht weiter. Wenn auch die im Plane von 1726 gezeichnete Stadtmauer im Anfang des dreizehnten Jahrh. noch nicht erbaut war, so scheint doch damals bereits eine Umwallung bestanden zu haben, welche die merkwürdigen Einziehungen beim Mönchsort und nördlich vom Wallgebäude verursacht hat.

Die förmliche Erhebung der deutschen Ansiedelung, die nicht nur Markt und Kirche, sondern auch Handwerker und sogar bereits eine Innung besaß, zu einer deutschen Stadt i. J. 1239 hing höchstwahrscheinlich wie in anderen märkischen Städten (z. B. Frankfurt a. d. Oder) mit einer ansehnlichen Erweiterung zusammen. Diese konnte sich nach den obigen Voraussetzungen nur nach Norden erstrecken. Hier wurde um jene Zeit vermutlich der jetzige Markt angelegt, ein Rathaus errichtet und der ursprüngliche Bau der Jakobikirche begonnen. Der eigentümliche Verlauf der Straßen in diesem Erweiterungsgebiete läßt vermuten, daß es nicht sofort bis ans „Hohe Ende", d. h. dem Nordende der Insel, ja nicht einmal bis zu dem im Plane von 1726 verzeichneten Parchimer Tore ausgedehnt wurde; denn in diesem Falle würde ohne Zweifel eine gerade Verbindung zwischen ihm und dem Markt entstanden sein. Andrerseits war die vom ersten Tore dieses Namens nahe der Burg ausgehende, über den Markt hin geführte Marktstraße gewiß nicht bestimmt, sich im Nordwesten der Stadt verkehr- und geräuschlos als Haferstraße an der Mauer totzulaufen. Sie steuerte vielmehr dem vermutlich um 1240 neu angelegten zweiten Parchimer Tore zu, das bei der Kreuzung der Marktstraße mit der „Nordstraße" (jetzt Heiligegeist-Straße) gelegen haben wird. Darauf deutet nicht nur die augenfällige Einziehung der Stadt-mauer beim „Judenhof", sondern auch die starke Neigung der Juden- und Markt-straße, sich nach jenem bezeichneten Punkte hinzukrümmen.

Eine zweite nördliche Erweiterung brachte die Stadt auf die Ausdehnung, die sowohl durch die Ansichten von Merian und Bekmann als auch durch den Plan und die Ansicht von 1726 bezeichnet wird. Die Straße „am Hohen Ende" blieb auch damals noch außerhalb der Stadtmauer.

Erst mit dieser wohl im Laufe des 18. und 19. Jahrh. entstandenen Vorstadt wurde hier der westliche Hauptarm der Stepenitz erreicht und damit die ganze Insel durch die Stadt in Anspruch genommen. Überschritten wurde der Fluß zuerst im Jahre 1740, wo auf der Südseite an Stelle der niedergelegten Mauer fünfzehn neue

Häuser errichtet wurden. Auch auf der anderen Seite des Doberziner Tores im Südosten begann man 1753 die alten Wälle durch Häuser zu ersetzen.

Ein für die Gestaltung der Straßenbilder bedeutsamer Bauteil vieler Bürgerhäuser, der Erker oder Frontvorbau, war gewiß vereinzelt schon von altersher in Gebrauch, fand aber, da er in Perleberg fast immer vom Grunde aufstieg, erst in nachmittelalterlicher Zeit, als der Rückgang von Handel und Gewerbsleben ein Nachlassen des Straßenverkehrs mit sich brachte, so zahlreiche Vertreter, wie sie in den Stadtplänen von 1726 und 1856 zu erkennen sind.

Bezüglich der Wasserläufe sei noch folgendes erwähnt: Beim Wittenberger Tore hatte der Westarm der Stepenitz unmittelbar neben der Brücke eine sog. „Freiarche". Auch der Schiffgraben hatte eine Schleuse, die sich bei der städtischen „Ablage" befand. Am nächsten etwas östlicheren Nebenarm der Stepenitz lagen die Damm- oder Schneidemühlen, südwärts von den sog. „Siebenbürgen" (sieben kleinen Häusern am Wasser gegenüber vom St. Annenkloster) und die der Schustergilde zugehörige „Lohmühle", im Südosten der St. Nikolauskirche. Trotz der innerhalb der Stadt reichlich vorhandenen Wasserkraft hatte man, entsprechend einer Gepflogenheit in mittelalterlichen Städten, den östlichen Hauptarm der Stepenitz eine kurze Strecke durch die Stadt geführt, um innerhalb dieser eine Mahlmühle mit drei Gängen damit zu treiben. Sie stand nächst dem Doberziner Tore und führte von ihm auch den Namen „Tormühle", wie jenes von ihr die Bezeichnung Mühltor.

Der Plan der Stadt Perleberg ist für das Studium der mittelalterlichen Stadtanlagen von nicht geringem Werte. Neben anderen beweist er, daß die Städte des wendischen Kolonisationsgebietes keineswegs immer nach dem Rechteckschema angelegt wurden, daß vielmehr die von der Natur gegebenen Verhältnisse — hier namentlich in Gestalt der Flußläufe — und die wichtigsten Verkehrsrichtungen bis ins Einzelne verständige Berücksichtigung fanden und mächtiger wirkten als die Bequemlichkeit in der Absteckung gerader Fluchten. Bei unbefangener Betrachtung erkennt man in dem Plane der Stadt teils eine wohl überlegte Anlage, teils die unverhüllten Merkmale der geschichtlichen Wandlung und Entwickelung.

Pfarrkirche St. Jakob (von Compostella). (Abb. 216 und 217).

Putzfreier Backsteinbau in Form einer kreuzgewölbten gotischen Hallenkirche von nur vier Joch Länge und drei Schiffen unter einem Satteldach, das im Osten durch einen hohen, durch Blenden gegliederten Giebel abgeschlossen ist. Daran schließt sich der einschiffige Chor mit zwei Joch Kreuzgewölben und vieleckigem Schluß in fünf Seiten des Zehnecks. Schiff und Chor haben äußere Strebepfeiler. Im Westen steht eine breite Turmanlage.

Erste Bauzeit. Von ihr ist nur noch der rechteckige Turmstumpf aus Feldstein erhalten, der wohl der Zeit der Stadtgründung um 1239 angehört.

Zweite Bauzeit. Sie betrifft den Neubau des noch bestehenden Chores und begann laut Inschrift auf der Nordseite i. J. 1361. Seine Gewölbe ruhen auf halbachteckigen, in Höhe der Fenstersohlbank ausgekragten Diensten. Die Rippen zeigen ein wenig schönes Profil aus Birnstab und steilen Fasen (statt der sonst üblichen

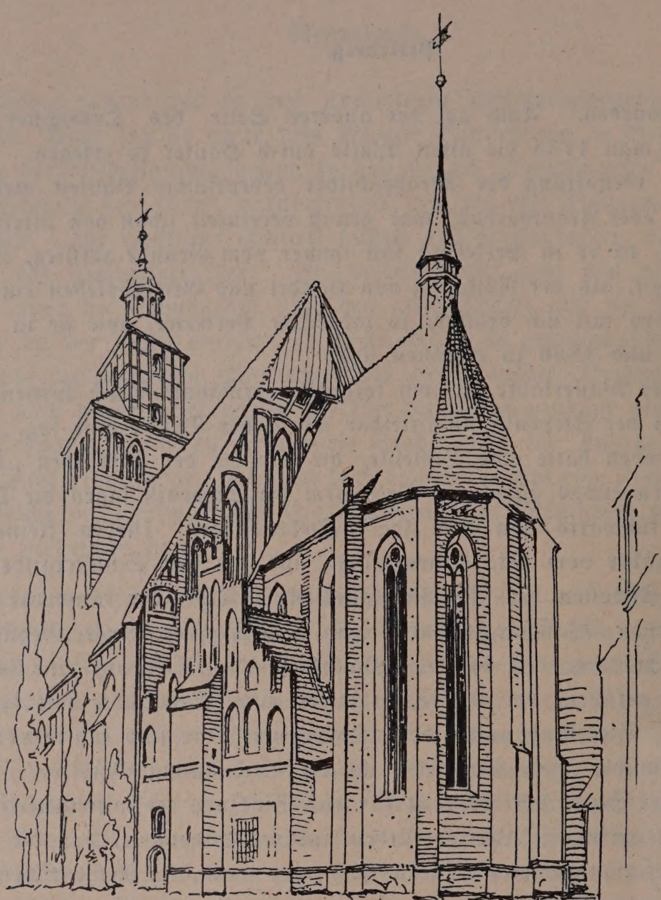


Abb. 216. Perleberg. Pfarrkirche St. Jakobi nach einer älteren Skizze im v. Quastschen Nachlasse.

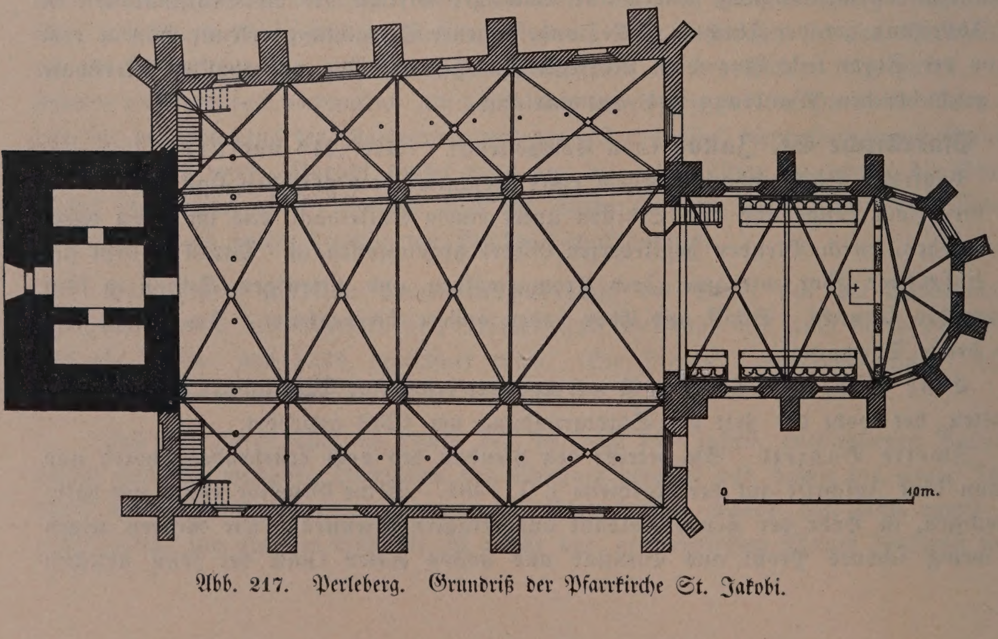
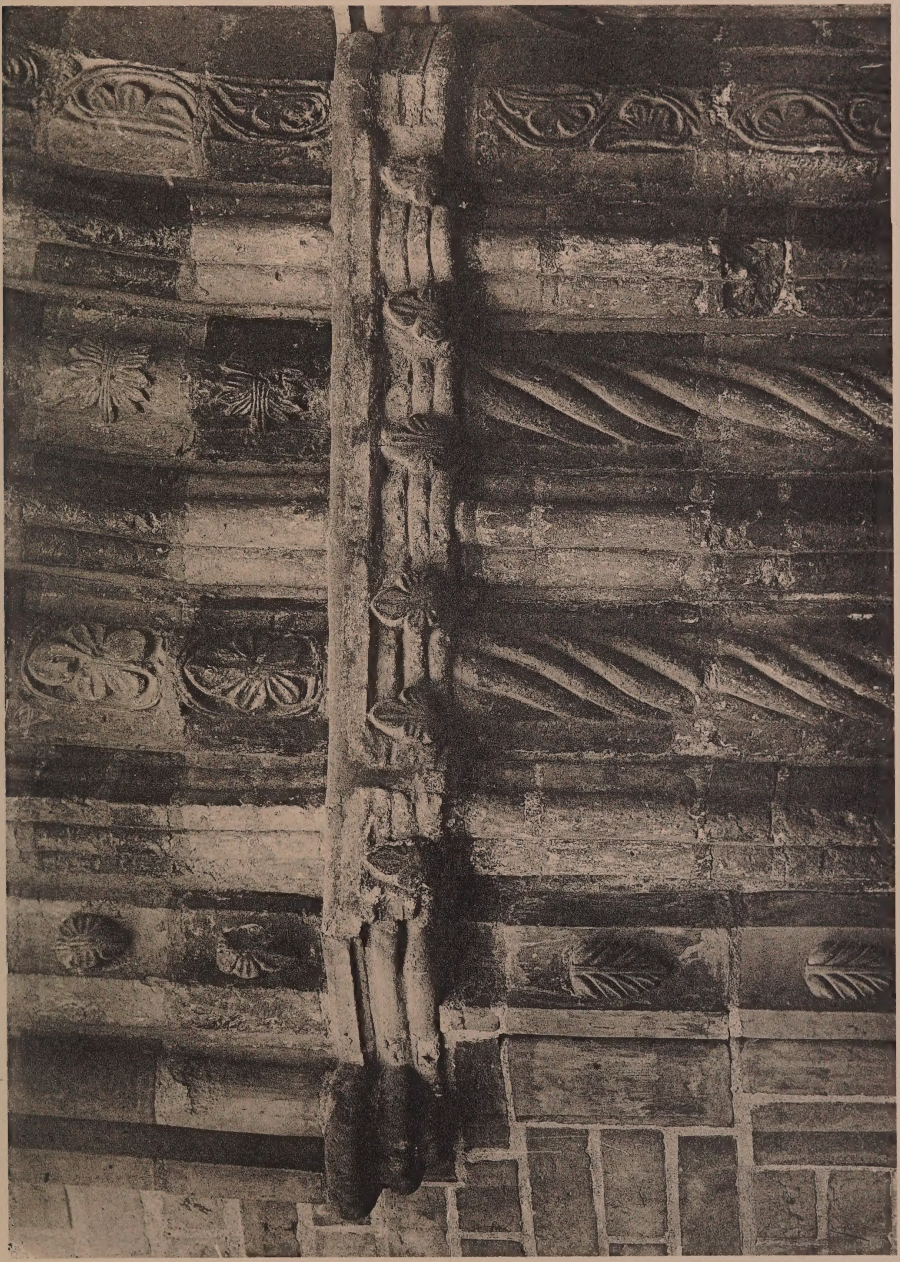
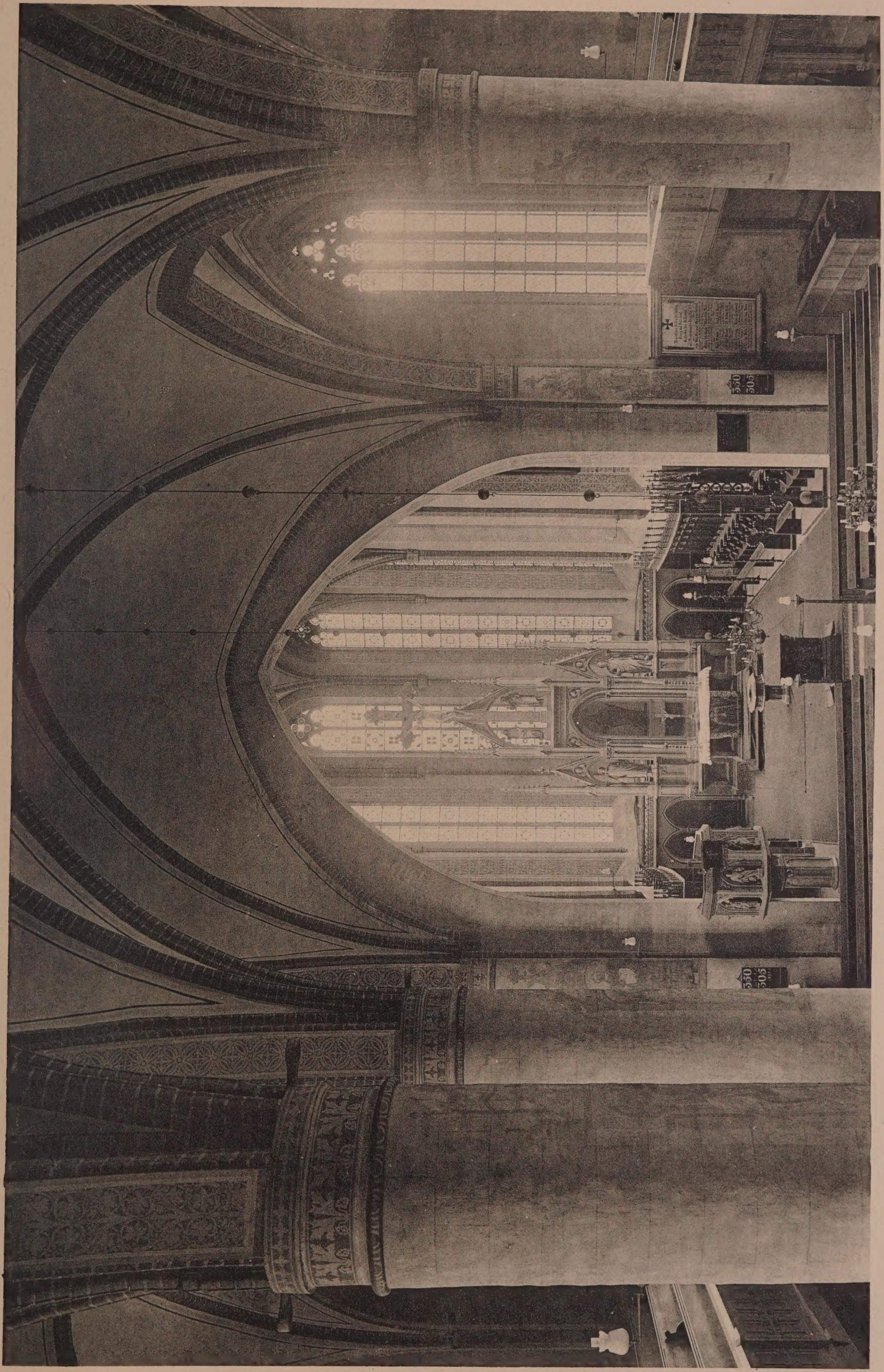


Abb. 217. Perleberg. Grundriß der Pfarrkirche St. Jakobi.

Perleberg. Portal der Pfarrkirche.



Perleberg. Portalkämpfer an der Pfarrkirche.



Perleberg. Inneres der Pfarrkirche.

Kehlen). Die Schlußsteine sind rund, die Schildbögen mit Rundstab versehen. Der Triumphbogen ist scharfkantig ohne Profil.

Dritte Bauzeit. Merklich später als der Chor entstand das Langhaus, dessen Fenstergewände kräftig profiliert sind; das Hauptgesims (Abb. 220) ist mit glasiertem Ornamentfries geschmückt. Eine Hauptzierde bilden die vier reich profilierten mit Glasuren und Blattschmuck ausgestatteten Portale, von denen das östliche der Südseite bereits gewundene Bündelstäbe zeigt (Taf. 27 und 28, Abb. 218 bis 220). Die Gewölbe ruhen auf Rundpfeilern, die in der Längsrichtung durch Gurtbögen verbunden sind (Taf. 29) und auf Wandvorlagen, die aus einem Bündel von drei Rundstäben bestehen. Bei den Rippen treten Kehlen an Stelle der Fasen und in den Seitenschiffen an die Stelle der runden Schlußsteine einfach zwei Backsteine.

Von der Herstellung des Jahres 1851 rühren her: das Maßwerk der hohen Fenster in Chor und Langhaus, die Ausbildung des Giebels zwischen beiden, die Endigungen der Strebepfeiler, Teile des Hauptgesimses und der Portale sowie der größte Teil des Turmes. Durch wenig schonende Erneuerungen und vielfach weder glücklich noch gediegen ausgeführte Ergänzungen hat die Kirche als Baudenkmal erheblich an Wert verloren.

Außen an der Nordseite des Chores befindet sich eine Sandsteintafel, welche die eingemeißelte und mit roter Masse ausgefüllte, aus gotischen Großbuchstaben bestehende Inschrift trägt: Anno Domini 1361 incepimus struere J N R J. Die Kreuzaufschrift bezieht sich auf das darunter in Sandstein gearbeitete Kruzifix mit den beiden Schächern zur Seite.

Eine nicht mehr vorhandene Marien- oder Liebfrauenkapelle bei der Kirche wird 1400 erwähnt. Sie bildete vermutlich den Anbau auf der Südseite des Chores, den der Stadtplan von 1726 im Grundriß und Abb. 216 in der Ansicht zeigt.

An der Nordseite des Chores stand (noch 1844) ein niedriges Gewölbe, die sogenannte Silberkammer, vielleicht die ursprüngliche Sakristei.

Altar von 1851, neugotisch. Der frühere, 1844 noch vorhandene, war von 1753 und enthielt als Ölgemälde eine Auferstehung und die Ansicht der Stadt. Zur Zeit Bekmanns (Kap. 2, Sp. 32) bestand ein gotischer Altar mit der Darstellung der Krönung der Maria.

Kanzel ebenfalls neugotisch. Die frühere von 1560 (laut damaliger Inschrift) und eine spätere von 1734 vom Bildhauer Joach. Heinr. Schultz, 1736 vom Maler Andreas Succo „estaffiert" (Bekmann, Sp. 33); an der Kanzel waren drei weibliche sinnbildliche Figuren: Glaube, Liebe, Hoffnung.

Großer fünfarmiger Standleuchter (Abb. 221), 1475 von Harmen Bonstede, Messingguß. Der Sockel aus Sandstein. Der mit Inschrift versehene Fuß ruht auf drei Bronzelöwen, die leider gegen die drei Teile des Sockels verdreht und teilweise von ihren Postamenten geschoben sind. Der Hauptschaft und die Seitenarme sind aus verjüngten Rohren zusammengesetzt und mit profilierten Bünden versehen.

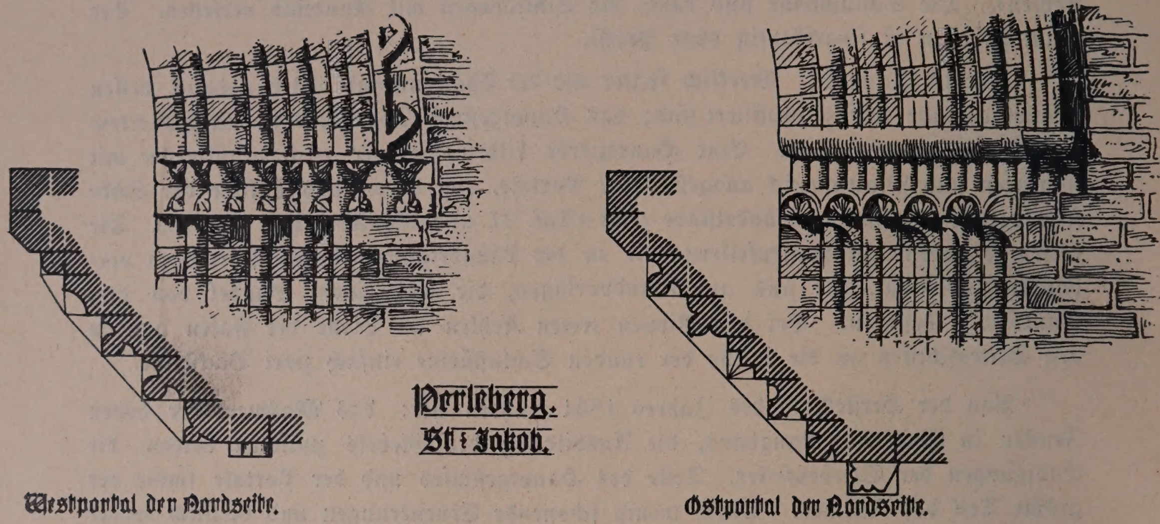


Abb. 218. Perleberg. Pfarrkirche. Gliederungen der Portale der Nordseite.

Abb. 219. Perleberg. Pfarrkirche. Kämpfer am westlichen Portal der Südseite.

Die Lichterteller haben durchbrochene Ärmelchen. Das ehemals an diesem Leuchter mit starken Ringen befestigte drehbare Lesepult zeigte die Jungfrau Maria mit dem Kinde und zu den Seiten St. Jacob und Georg, war aber 1844 schon nicht mehr vorhanden. (Bekmann, Sp. 33 und Sotzmann, in den Märk. Forsch. II, S. 33). Vergleiche den ganz ähnlichen Leuchter dieses Meisters von 1487 in der Johanniskirche zu Werben in der Altmark (Abb. bei Adler, Backsteinbau), der nach den Ansatzspuren am Schafte zu schließen, ebenfalls ein Lesepult trug. Aus seiner Inschrift geht auch hervor, daß der Name des Meisters H. Bonstede war und nicht H. von Stede, wie man am Perleberger Leuchter lesen könnte. Auch das Taufbecken in Werben ist von dem gleichen Meister (1489).

Zwei große Altarleuchter (Abb. 222) aus Bronze, je 1,05 m hoch, glatt profiliert.

Perleberg. Weinkanne in der Pfarrkirche.

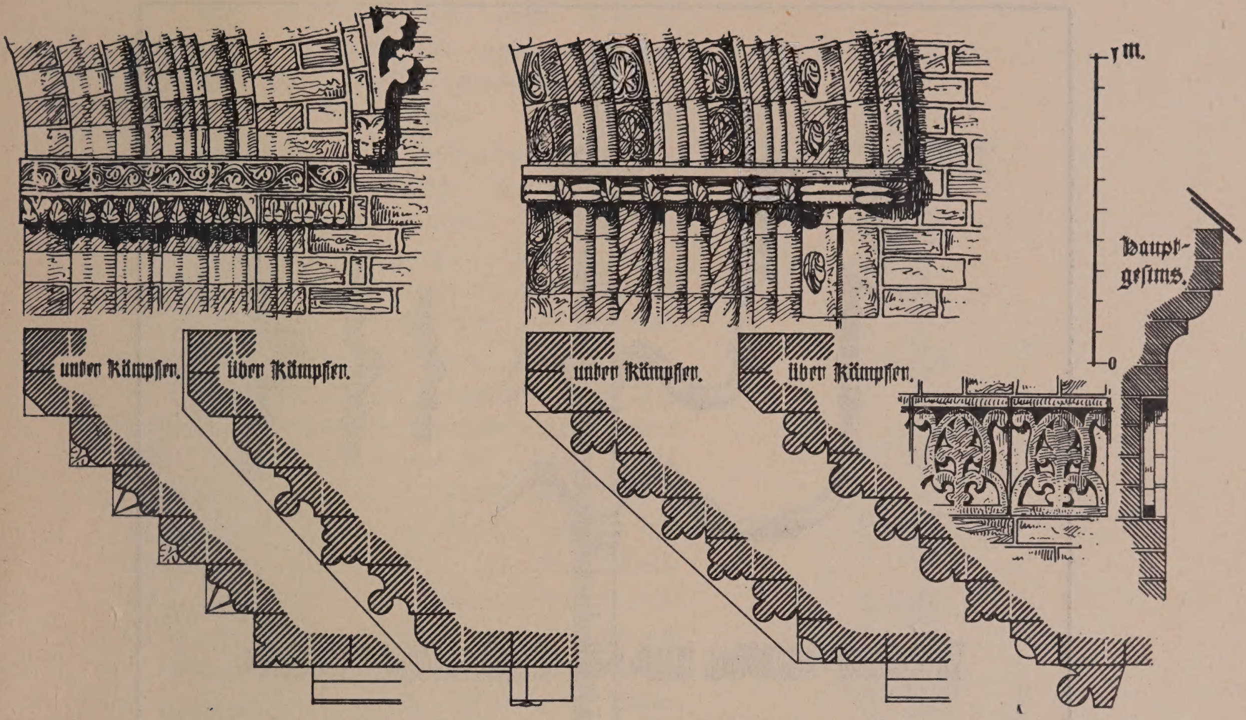


Abb. 220. Perleberg. Pfarrkirche. Gliederungen der Portale der Südseite und Hauptgesims.

Eine silberne Weinkanne, Renaissance mit kräftigen verzierten Buckeln (Taf. 30).

Eine silberne Weinkanne (Abb. 223), Spätrenaissance, 1697, mit getriebenen Fruchtgehängen.

Taufschüssel 0,58 m Durchm., Messing getrieben, mit der Darstellung Mariä und schmückender, aber nicht zu entziffernder Schrift am Rande.

Ein vierzehnarmiger Kronleuchter im Schiff, Messing, 1685.

Reste eines Chorgestühls, um 1400, unerfreulich wiederhergestellt (mit Gipskapitellen u. dergl.).

1844 besaß die Kirche noch ein Triumphkreuz auf Balken (jetzt am Altar verwendet?).

Epitaph des Bürgermeisters Conow mit einem Gemälde der Auferstehung und Abbildung der Stadt, errichtet 1558.

Malerei an den Schiffspfeilern; die jetzigen Figuren von Aposteln unter Baldachinen sind aus dem 19. Jahrh., nach Motiven der früheren Originale. Die Zeichnung einer der Figuren nach Bergau, S. 561 gibt Abb. 224.

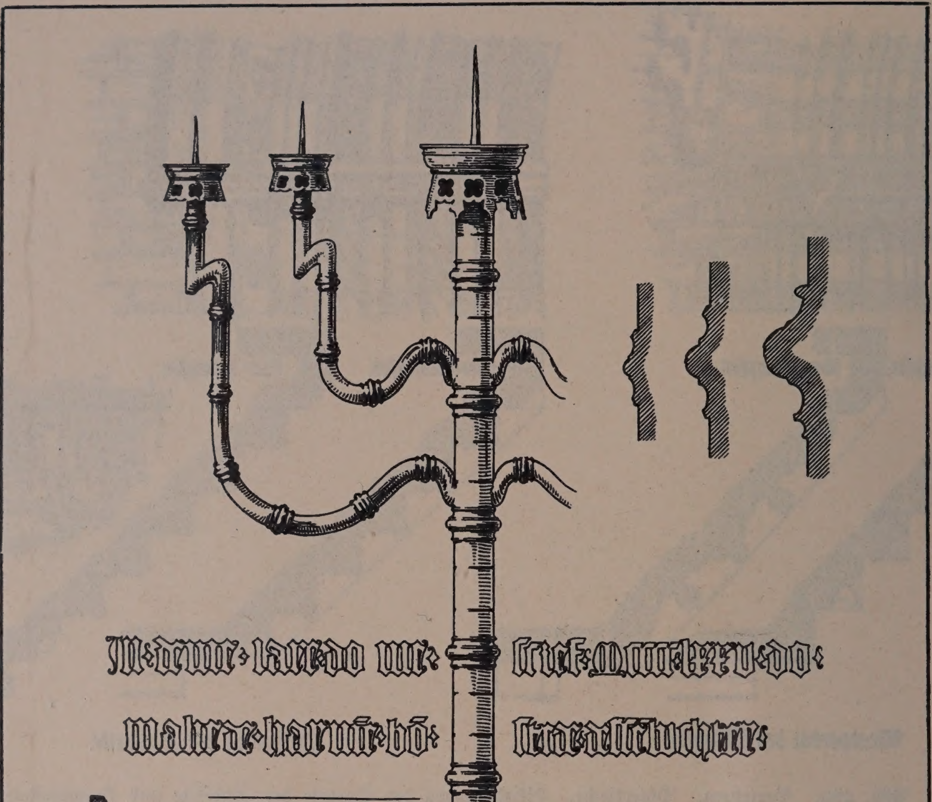


Abb. 221. Perleberg. Fünfarmiger Standleuchter in der Pfarrkirche.

Vier Glocken. Die größte 2,02 m Durchmesser. Am Halse reich verziert durch einen Schriftstreifen zwischen zwei schmückenden Friesen in Form von Spitzenkanten. Die Inschrift aus spätgotischen Kleinbuchstaben lautet: A. D. m. d. xviii (1518) funde . preces . gnato . sanctissima . virgo . benigna . Vox . michi . jam . resonet . in . laude . sancti . Jacobi . hinrich . van . kampen. Hinrich van Kampen ist ein Glockengießer von Ruf, der mit dem Meister der Gloriosa zu Erfurt, Gerhard Wou, in engen Beziehungen gestanden haben soll, woraus wohl auch die Ähnlichkeit im Schmuck beider Glocken zu erklären ist. Unter diesen Halsfriesen am langen Felde befinden sich zwei größere Figuren in Relief: Maria mit dem Kinde (Abb. 225), auf der Mondsichel stehend und von Flammenstrahlen umgeben, in einer Mandorla von Rosen, am unteren Ende der letzteren ein Wappenschild mit einem nach links schauenden Adler. Hinter der Figur zieht sich ein Schriftstreifen hindurch: Sancta Maria ora pro nobis. Gegenüber: der heilige Jacobus mit Stab, Pilgerflasche, Buchbeutel, Muschel und einem aufgeschlagenen Buche. Darunter Wappenschild mit achtstrahligem Stern (Perleberg). Hinter der Figur ebenfalls ein Schriftstreifen hindurchlaufend: Sancte . Jacobe . ora . pro . nobis. Die sechs Öhre schön verziert mit männlichen Köpfen mit lang herabwallendem Haar.

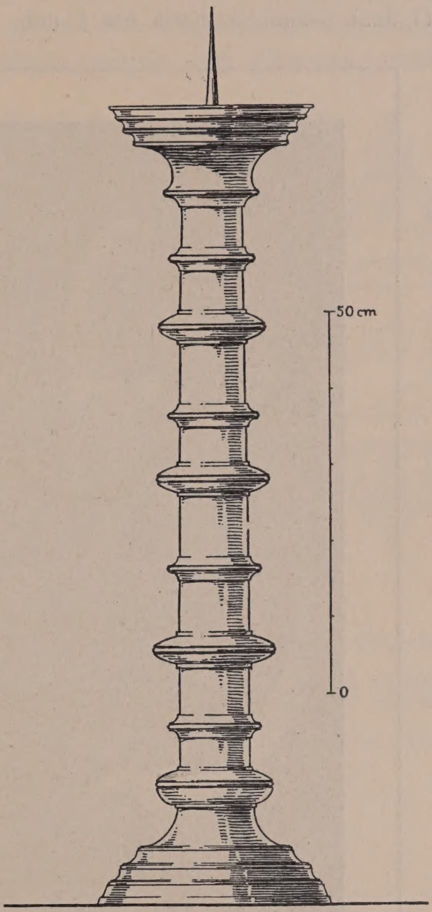


Abb. 222. Perleberg. Altarleuchter in der Pfarrkirche.

Die zweite Glocke 1,58 m Durchm., einfacher als die vorige. Schriftstreifen am Hals, eingefaßt von glatten Linien und Zackenkanten. Die Kleinschrift lautet: A°. Do^{i}. M°. cccc. xviii (1518). O . felix . Anna . q . meruisti . mater . esse . matris . xpi . pium . deum . exora . pro . nobis . Catherine . michi . nomen . perdulce . dicatur. Unter der Inschrift am langen Felde zwei Reliefffiguren: St. Anna selbdritt (20 cm hoch) mit dem Jesuskind auf dem linken Arme, während Maria auf ihrer rechten Seite steht, darunter vier kleine Rosen; gegenüber: St. Catharina, bekrönt, in der Linken ein gesenktes Schwert, in der Rechten ein Bruchstück des Rades. Sie steht auf der liegenden Figur des Königs, der sie zur Märtyrerin machte, unter ihr eine Rose und daran anschließend kleine Blumen. Vermutlich von demselben Meister wie die vorige.

Die dritte Glocke 0,67 m Durchm. (Vorschlageglocke), trägt die Inschrift: O deus osanna o maria ora p nob. Amen.

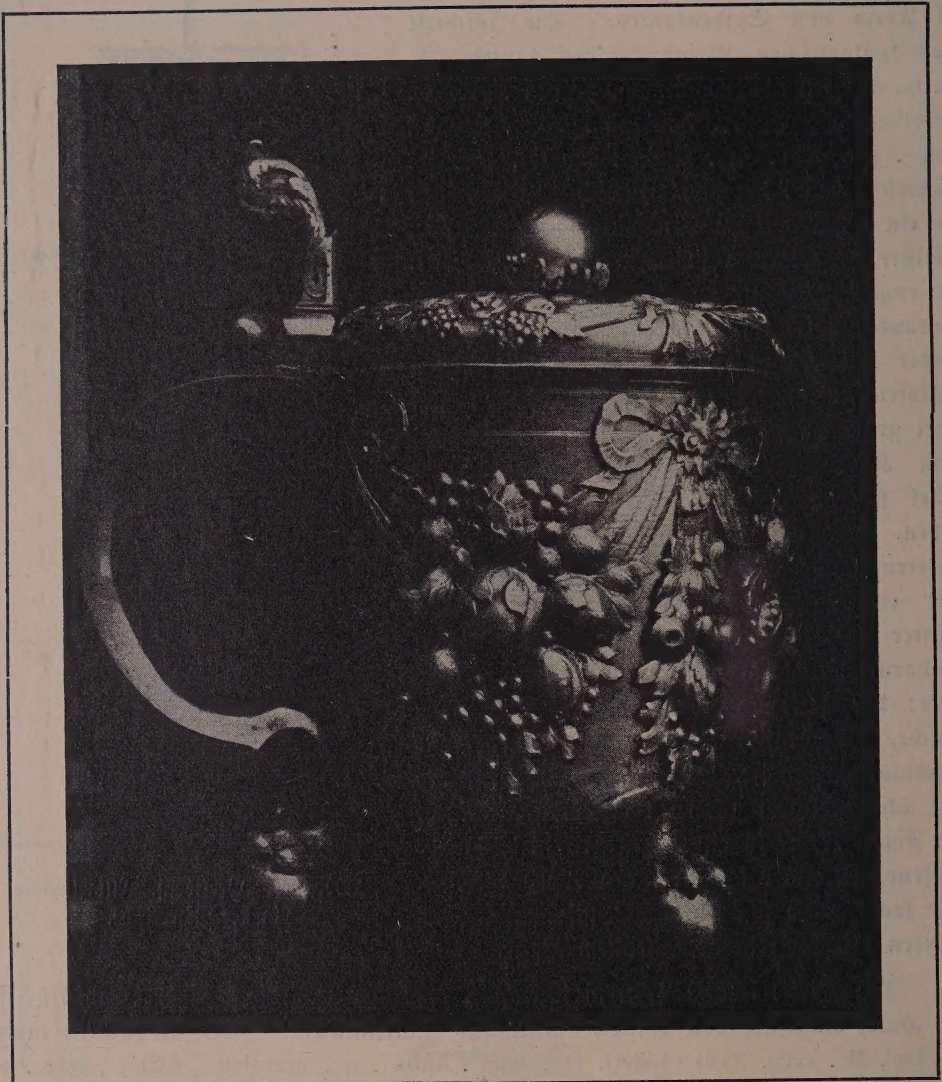


Abb. 223. Perleberg. Weinkanne in der Pfarrkirche.

Die vierte Glocke 0,67 m Durchm., gegossen 1824 von Hackenschmidt in Berlin, mit dem Bildniskopfe des Königs (?).

Eine fünfte Glocke, ziemlich groß (Stundenglocke), hängt oben in der offenen Laterne.

Rathaus. Von dem mittelalterlichen Bau ist nur noch der westliche Teil, die ehemalige Gerichtslaube, erhalten. Der östliche, gegen 1850 abgebrochene und durch den jetzigen gotischen Backsteinbau ersetzte Hauptteil enthielt nach Bekmaun einen

Abb. 224. Perleberg. Malerei an einem der Schiffspfeiler der Pfarrkirche (nach Bergau, Fig. 213).

Abb. 225. Perleberg. Verzierung der großen Glocke der Pfarrkirche.

langen Saal, worin an den Jahrmärkten die Gewandschneider und Tuchmacher ihre Waren feil boten. Nach der Ansicht der Stadt bei Merian verlief sein hohes Satteldach in gleicher Flucht mit dem der Laube, jedoch durch einen darüber hinausragenden Zwischengiebel getrennt. Es trug einen Dachreiter und schloß im Osten

mit einem stattlichen, reicher ausgebildeten Giebel ab, dessen aufsteigende, denen der Laube ähnliche Maßwerkfriese auf dem Hoesselschen Stiche von 1833 noch zu erkennen sind, während die Staffeln des Giebels damals schon zerstört waren; auch der Dachreiter bestand damals nicht mehr.

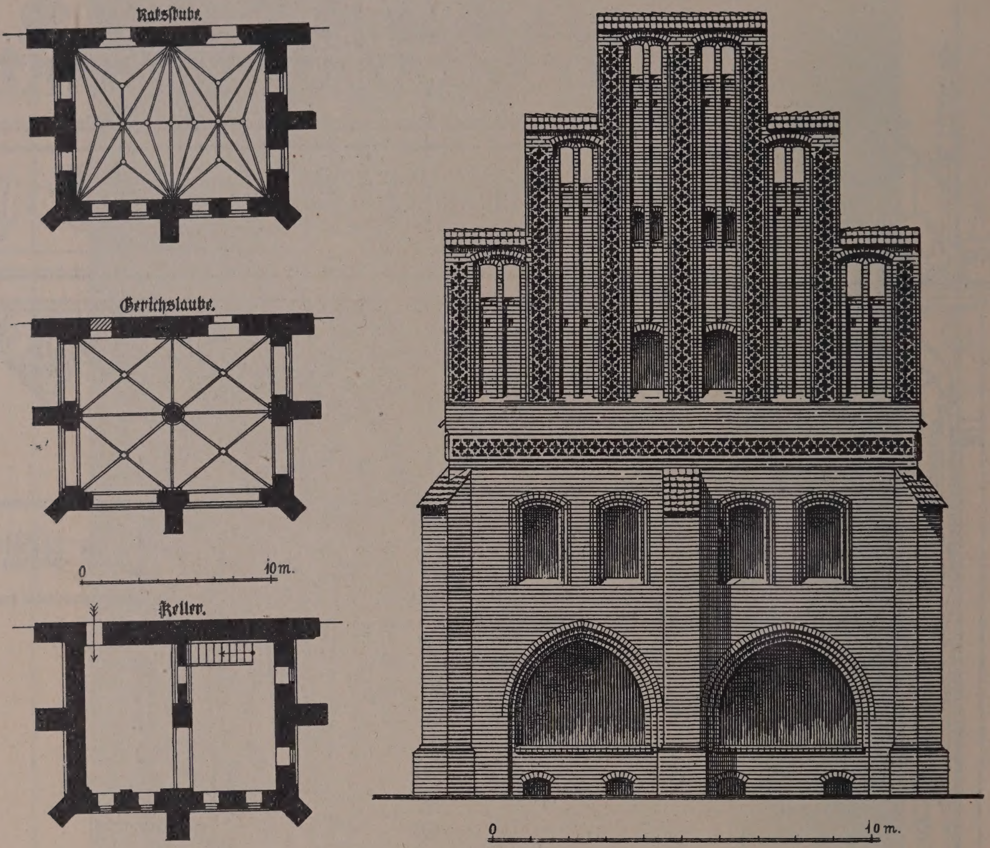


Abb. 226. Perleberg. Grundrisse und Westgiebel der Gerichtslaube am Rathause.

Die Gerichtslaube (Abb. 226 u. 227), ein zweistöckiger putzfreier Backsteinbau mit Strebepfeilern und hohem Giebel an der der Kirche zugewendeten Westseite, anscheinend aus dem 15. Jahrhundert.

Im Innern der Gerichtslaube sind im Keller geringe Reste eines älteren, vermutlich auf die Zeit um 1239 zurückgehenden Baues in Gestalt von Mauervorlagen bezw. Pfeilern in der Nordwestecke erhalten. Im übrigen ist der Keller durch einen starken fast quadratischen Mittelpfeiler und darauf gestützte Gurtbögen in zwei mit Stichbogentonnen überwölbte Teile geteilt. Die an der Ostseite liegende frühere Treppe ist jetzt ganz außer Gebrauch, der Zugang ist vielmehr vom Keller des neuen Baues durchgebrochen. Das Erdgeschoß, die eigentliche Gerichtslaube, war eine an

drei Seiten mit je zwei breiten Spitzbögen geöffnete Halle, deren vier Kreuzgewölbe mit Gurt- und Kreuzrippen im Birnstab sich auf einen runden Mittelpfeiler und auf Wandkonsolen stützen, die nur aus einer unterwärts gefasten, schwarzglasierten Backsteinschicht bestehen. Die Vermauerung der Arkaden mit den neuen Fenstern rührt aus dem Ende des 19. Jahrhunderts her.

Das Obergeschoß war ein mit Sterngewölbe auf doppelt gekehlten Rippen überwölbter Raum (der sogenannte Rempter, bei Bekmann Audienzstube genannt). An den Fenstern sind Maueranschläge nicht vorgesehen. Die innere Ausstattung, besonders die Bemalung der Gewölbekappen rührt aus den neunziger Jahren des 19. Jahrh. her.

Das Äußere des kräftig gegliederten Baues zeigt in den unteren Teilen einfache Formen, der Backsteinsockel ist durch eine mit Viertelstab und Kehle profilierte Hochkantschicht abgeschlossen. Die Keller-

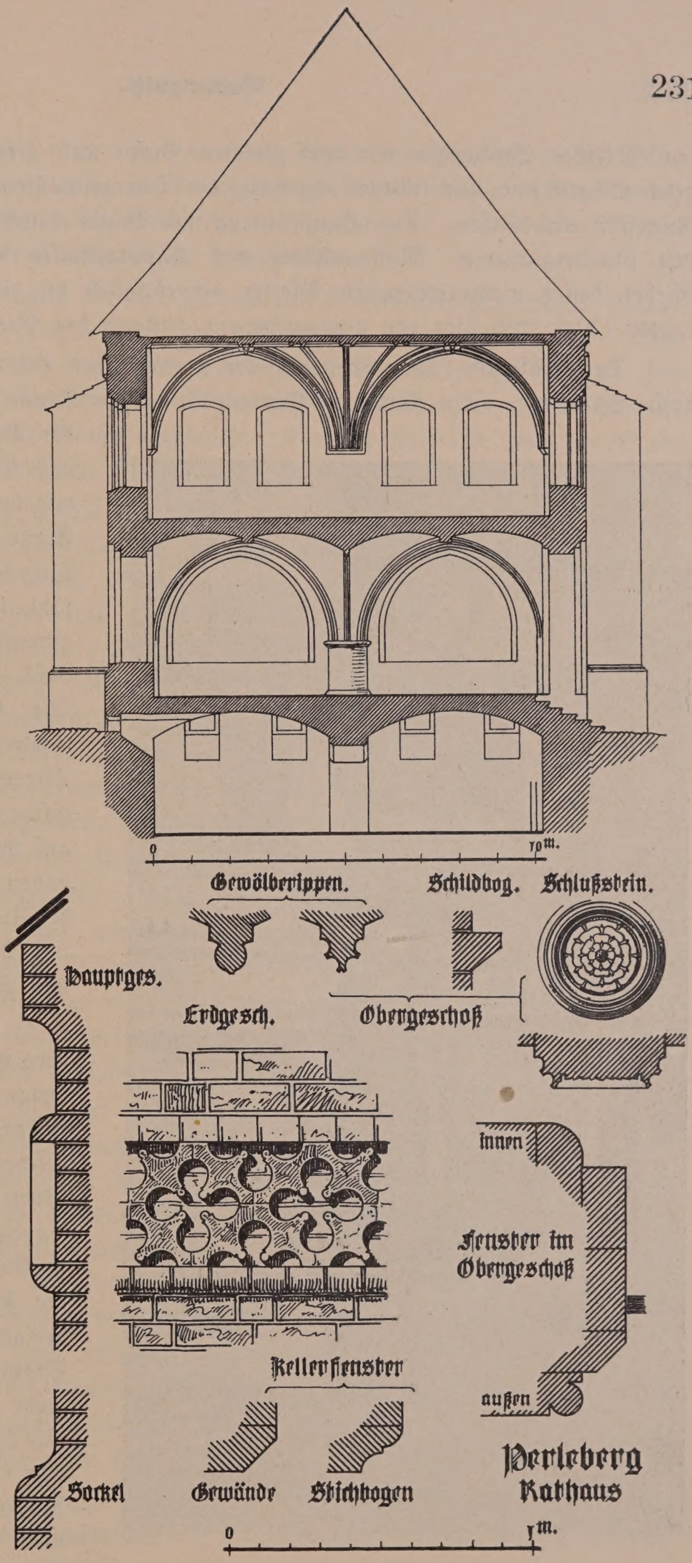


Abb. 227. Perleberg. Schnitt und Einzelheiten der Gerichtslaube.

fenster haben Stichbögen mit dem gleichen Profil und gefaste Gewände. Die Erdgeschoßbögen sind nur schlicht abgestuft, die Obergeschoßfenster haben Stichbögen mit Rundstab und Fasen. Der Hauptschmuck des Baues besteht in dem etwas vortretenden schwarzglasierten Maßwerkfries des Hauptgesimses und dem leider entstellten Giebel, dessen maßwerkverzierte Pfeiler ursprünglich die einzelnen Abstufungen überragten (Abb. 226 gibt den gegenwärtigen Zustand des Giebels).

Der **Roland** (Abb. 228) auf der nordöstlichen Ecke des Marktes, etwa 5,4 m hoch, Sandstein. Ein Ritter in Plattenrüstung, die Rechte mit dem Schwert liegt vor der Brust, die Linke hält den an das linke Bein gelehnten Schild mit dem märkischen Adler. Die Figur ist gestützt durch einen kurzen Pfeiler mit der Jahreszahl 1546 und steht auf einem achteckigen, mit figürlichen Reliefs geschmückten Untersatze. Die Gegenstände der Reliefs spielen zum Teil auf dem Altertum angehörige mythologische Vorgänge an und deuten auf Wachsamkeit und Kraft hin, haben aber teilweise auch nur den Zweck des Schmuckes. Schwert und Nase sind ergänzt, sonst ist das Standbild gut erhalten.

Abb. 228. Perleberg. Roland.

Befestigung. Auch Perleberg war wie andere Städte der Prignitz durch Außenwerke geschützt. Sie bestanden in vorgeschobenen Warten, die auf Anhöhen der Umgegend errichtet waren, sowie aus Landwehren, die in Gestalt von Wall und Graben die Feldmark umzogen. Da von der gesamten alten Befestigung der Stadt in Wirklichkeit fast nichts mehr erhalten ist, geben nur noch ihre älteren Ansichten und der Plan von 1726, die durch wenige kurze Angaben Bekmanns ergänzt werden, eine Vorstellung von der Befestigung im engeren Sinne.

Die Lage der Stadt auf einer rings von den Armen der Stepenitz umschlossenen Insel erleichterte deren Verteidigung im Anfange ihres Bestehens sehr. Man konnte sich begnügen, zu den vorhandenen Wasserläufen, die streckenweise zu doppelten Gräben umgestaltet wurden, pallisadenbesetzte Wälle hinzuzufügen.

Die wohl noch vor Schluß des 14. Jahrh. zur Ausführung gekommene Mauer war höchstwahrscheinlich vorherrschend aus Backstein aufgeführt. Im Jahre 1353 sicherte Markgraf Ludwig der Stadt ausdrücklich das Recht zu, daß sie sich beliebig befestigen dürfe und versprach die Stadt nicht zu verbauen, d. h. keine landesherrliche Feste in oder bei der Stadt anzulegen. Kurfürst Friedrich gab der Stadt i. J. 1466 dreißig Schock Groschen Hilfsgeld zum Bau der Stadtmauer.

Der Plan (Taf. 25) zeigt die Mauer im Osten näher an die Stepenitz herangerückt als im Westen und von den bereits bei der geschichtlichen Ortsbeschreibung angeführten drei Toren durchbrochen. Sie war danach mit etwa dreißig Weichhäusern besetzt, von denen uns der Plan die ziemlich genauen Grundrisse bewahrt hat. Es zeigen sich wesentliche Unterschiede zwischen der Mauer des nördlichen Stadtteils und des größeren Südteiles. Hier sind die Weichhäuser, besonders im Südosten und Süden, sehr zahlreich bei geringen Abständen von einander und unbedeutendem Vorsprunge vor die Flucht der Mauer, so daß sie oft das Aussehen von inneren Strebepfeilern bieten, da sie fast ausnahmslos auf der Stadtseite offen sind. Sie stehen an Größe den weit vorspringenden, stadtwärts geschlossenen der Nordseite erheblich nach und dürfen wohl als älteren Ursprungs angesehen werden als jene.

Auch die Torbauten zeigen die gleichen Unterschiede: die beiden südlichen haben enge Zwinger und weit weniger umfangreiche Tortürme als das Parchimer Tor. Dieses kommt in den älteren Abbildungen besonders deutlich zur Erscheinung. Im Mauerzuge hat es einen drei oder vier Stock hohen, mit Satteldach zwischen Giebeln gedeckten Torturm. Dann folgt nordwärts die Grabenbrücke mit zwei Bögen und vor ihr der von zwei weiteren Torhäusern eingeschlossene Zwinger.

Alle drei Tore hatten nahe bei sich im Zuge der Mauer einen Pulverturm, der beim Parchimer Tor nach einem übereckgestellten, also dreieckig aus der Mauer vorspringenden Quadrate gebildet war. Die beiden südlichen waren rund. Der Pulverturm des Wittenberger Tores diente später unter dem Namen „Fangelturm" als Gefängnis. Der des Doberziner Tores stand dicht am Torturm und war mächtiger ausgebildet als jene beiden. Er war oben mit vier sog. Pechnasen besetzt und mit einem zinnenumkränzten Wehrgang versehen, über dem sich ein hoher spitzer Helm erhob. Zu seinem „Seiger" und „Weiser" gehörte ein Uhrglöcklein, das oben am Helm unter einem kleinen vorgekragten Schutzdache hing.

Auf einem der Weichhäuser westwärts der Kirche war die Schule errichtet, während eines unfern der Lohmühle dem Scharfrichter zur Wohnung diente.

Seit dem dreißigjährigen Kriege wurde die Mauer vernachlässigt; i. J. 1709 litt sie namentlich im Südwesten durch Hochwasser, da sie ungenügend fundiert war; i. J. 1730 erhielten die Anwohner auf der Ostseite die Erlaubnis, kleine Türen nach der Stepenitz

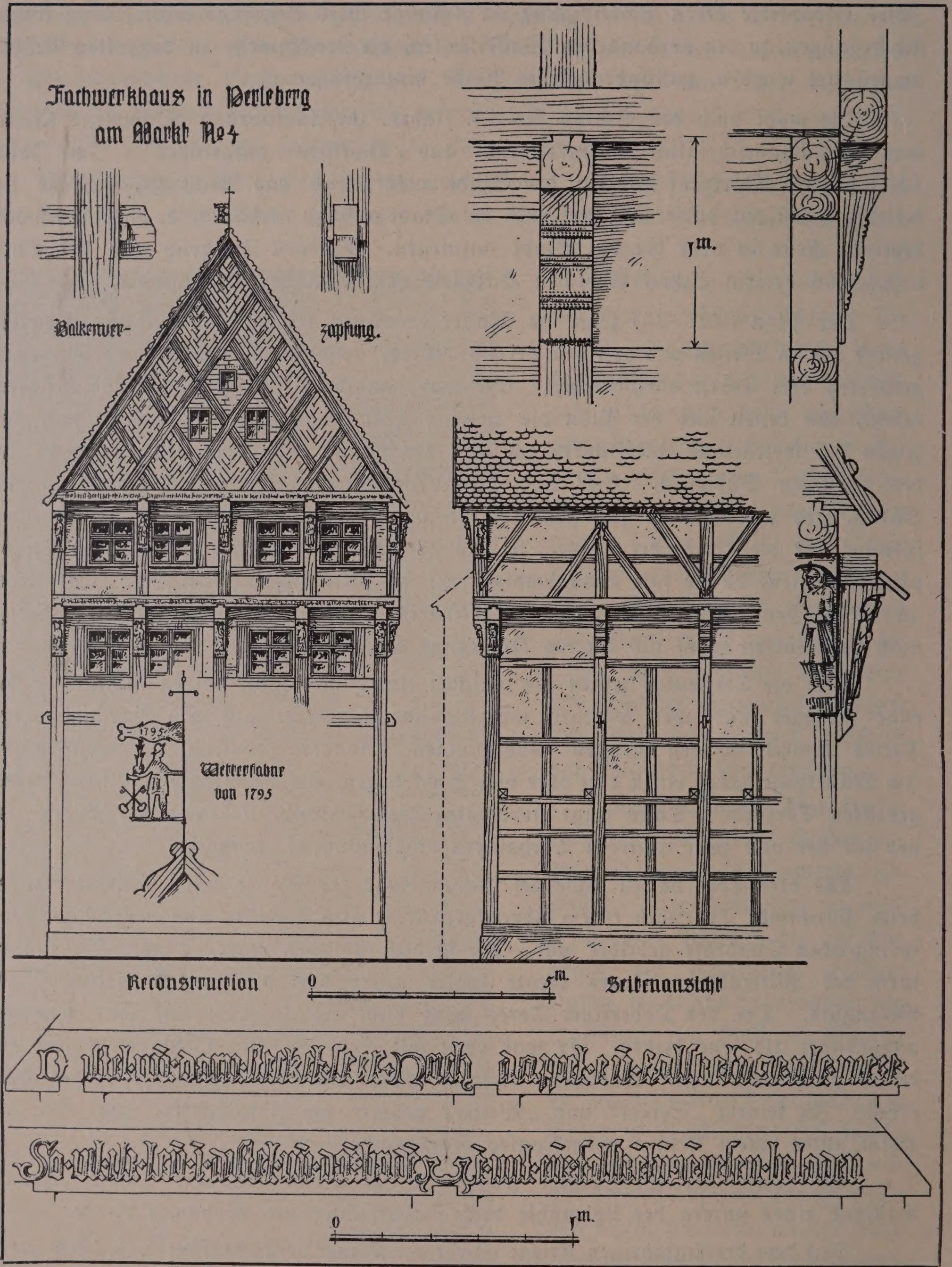


Abb. 229. Perleberg. Fachwerkhaus am Markt Nr. 4.

Abb. 230. Perleberg. Geschnitzte Konsolen am Fachwerkhause Markt Nr. 4.

anzulegen; i. J. 1738 begann im Nordosten die Niederlegung der Mauer und die Umwandlung der Wälle zu Gärten. Zur Errichtung neuer Wohnhäuser wurden bald danach im Süden und Südosten mehrere Strecken der Mauer abgebrochen und so fiel sie allmählich bis auf einen letzten kaum nennenswerten Rest dem Wandel der Zeit zum Opfer.

Die **Burg** (das Wallgebäude) ist nach alten Familienüberlieferungen von Gebhardt Edler Gans zu Perleberg erbaut, dessen Urenkel Johannes Gans d. J. die Stadt Perleberg gegründet haben soll. Danach ist anzunehmen, daß die Burg sehr bald nach der endgültigen Einnahme der Prignitz durch die Deutschen (1137) erbaut worden ist. Im 14. Jahrh. wird sie schon als ein veraltetes Schloß bezeichnet. Die „Gänseburg" war ursprünglich von der Stadt durch einen Wassergraben getrennt, der im Osten der Stadt von der Stepenitz abgezweigt war. Noch im 17. Jahrh. bestanden hier nach Merians Ansicht in der Stadtmauer die Durchlässe des Zu- und Abflusses in Gestalt von zwei weitgespannten Bogenöffnungen in der Mauer. Zwischen beiden erscheint dahinter das Schloß mit hochragendem, erkerbesetztem Dach. Der einzige jetzt noch erhaltene Rest des Schlosses aus späterer Zeit ist das sogenannte Wallgebäude. Es zieht sich langgestreckt um eine stumpfe Ecke und schließt mit seinen Flügeln einen viereckigen Hof ein. Sein Obergeschoß besteht aus Fachwerk. Eine neben dem Tor angebrachte Sandsteintafel zeigt das von Winterfeldtsche (Wolf über Garbe springend) und das von Hackesche Wappen nebst der Inschrift: Berend von Winterfeld (vgl. Gesch. d. Geschl. II, 272) auf Dalmin Erbsessen. Gnade ihm Gott. Margaretha von Haken, Berend von Winterfelds Gotseligers nachgelassene Widtwe. Helf mir Gott. Anno 1604.

Von den **Fachwerkhäusern** ist das weitaus wichtigste der einst hervorragend schöne, spätgotische Bau des Giebelhauses am Markt Nr. 4, gegenüber der Gerichtslaube (Abb. 229 bis 231). Seine Front ist gegenwärtig ganz entstellt. Nach

einer älteren Skizze im v. Quastschen Nachlasse zu urteilen, wurde es in zwei verschiedenen Zeiten, und zwar vermutlich in den Jahren 1769 und 1795, die in der Wetterfahne verzeichnet sind, durch zwei Erker verbaut, die dann um die Mitte des 19. Jahrh. zu einem noch höheren und über die ganze Breite des Hauses reichenden, etwa 1 m tiefen Vorbau zusammengezogen wurden. Er verdeckt seitdem die Front bis an die Fenster des zweiten Obergeschosses. Dieses war nicht nur nach vorn, sondern auch an der Westseite vorgekragt, woraus zu schließen ist, daß die zwischen diesem und dem westlichen Nachbarhause befindliche schmale Lücke einst eine Gasse war. Diese Vermutung, daß der Bau ehemals ein Eckhaus gewesen, findet in dem Plane von 1726, in welchem hier noch eine Gasse gezeichnet ist, ihre volle Bestätigung. Die unter den vorstehenden Balkenköpfen angebrachten Kopfstreben bildeten den Hauptschmuck der Marktfront. Um die durch die früheren Erkerausbauten verdrängten Kopfstreben nicht zu verwerfen, hatte man sie an den Brüstungen des zweiten Obergeschosses angebracht, beim letzten Umbau aber wurden sie unter dem Giebel in ganz willkürlichen Gruppen zusammengestellt. Die Kopfbänder der Vorderfront zeigen vor geneigter Hintergrundfläche stehende Figuren unter Baldachinen. Sie stellen u. a. dar: eine nackte weibliche Figur (Eva?), Johannes mit Kelch, Christophorus mit dem Jesusknaben auf der Schulter, Petrus, Christus, einen König, Paulus, einen Ritter u. a. Die nicht mit Figuren ausgestatteten Konsolen der Westseite sind spätgotisch profiliert und die Stäbchen mit Kerbschnittformen geziert. Die Schwellen über den Balkenköpfen sind mit Schriftstreifen geschmückt. Der einzige noch sichtbare Spruch am Giebelfuß lautet:

Abb. 231. Perleberg. Ecke am Fachwerkhause Markt Nr. 4.

Distel . un̄ . darn . stechen . sere .
Noch . doppel̄ . en̄ . falske . tūge . vele . mere .
So . v̄l . ik . lev̄ . ī . distel . un̄ . dor̄ . badē .
ē . mit . ene̅ . falskē . tūgē . wesen . beladen .

Einen verloren gegangenen Spruch teilt v. Quast (Korrespondenzbl. der dt. Gesch. Ver. VII, S. 25) nach mündlicher Überlieferung mit:

True det is en seltzen Gast
Wer den het, de helt em fast.

Eigentümlich ist an dieser Kleinschrift, daß streckenweise die Fußenden der Grundstriche gegen diese verschoben sind, als ob sie mechanisch in Form einer Zackenkante vorweg gearbeitet worden wären. — Das Giebeldreieck war früher durch rautenförmig gekreuzte Hölzer verstrebt und belebt. Die Giebelkante erhielt in neuerer Zeit eine ausgeschweifte Stirnleiste. Beachtenswert ist die Wetterfahne mit einer Figur und dem Abzeichen eines Schlossers oder Schmiedes sowie den oben angeführten Jahreszahlen.

Eine vollständig treue Wiederherstellung der Hausfront scheint leider nicht mehr möglich. In der Abb. 229 sind unter Fortlassung des Vorbaus die Kopfstreben so angeordnet, wie es das bauliche Gefüge des Hauses bedingt, und die Giebelhölzer freigelegt. Die Fenster waren ursprünglich ohne Zweifel kleiner, sind hier aber mangels zuverlässiger Anhalte in ihren gegenwärtigen Verhältnissen belassen.

Inbetreff der Anordnung des Innern und der Bestimmung der Räume ergibt die ehemalige untere Balkenlage, die in der damals üblichen Weise die durchgehenden Stiele zangenartig zusammenhält, daß das Erdgeschoß die bedeutende Höhe von etwa 5 m hatte, also vermutlich die dielenartige Halle eines Kaufmannshauses bildete. Die durch die Westwand hindurch tretende Zwischenbalkenlage darunter bildete vielleicht die Decke einer in die Halle eingebauten Schreibstube oder dergleichen, über der ein niedriger Raum zur Aufspeicherung von Waren verblieb. Das erste Obergeschoß war nur etwa 2 m hoch und enthielt vermutlich die Wohnung, das zweite Lagerräume, Leutewohnung usw. Aus dem Abzeichen der Wetterfahne darf man vielleicht schließen, daß die Diele des gegenwärtig auch im Innern völlig verbauten Hauses im 18. Jahrh. einem Schmiede als Arbeitsraum gedient hat. Die Entstehung dieses letzten Vertreters des mittelalterlichen Fachwerkbaues in Perleberg dürfte auf die Mitte des 16. Jahrh. zurückgehen.

Von Fachwerkbauten sind ferner noch erwähnenswert:

Das Haus Kirchplatz Nr. 9, laut Inschrift von 1606. Alt ist nur noch der obere Teil vom zweiten Obergeschoß an. In der damals beliebten Weise sind über den Fuß der Ständer und die seitlich anschließenden Dreiecksstreben hinweg in Brüstungshöhe Rosen ausgestochen. Die Schwellen sind mit Schrift (Psalmen) verziert.

Noch bedeutend einfacher sind die Häuser:

Schuhstraße Nr. 23 mit hübscher Wetterfahne von 1661 und das Obergeschoß Mühlenstraße Nr. 7, Ecke Bäckerstraße, von 1638.

Von älteren **massiven Wohnhäusern** ist nur das Haus Kirchplatz Nr. 11 von 1584 beachtenswert, dessen Giebel nicht nur an den Kanten ausgeschweift und mit Pilastern und Gesimsstücken gegliedert, sondern außerdem noch auf der Fläche in etwas unruhiger, wilder Weise mit Maßwerkformen geschmückt ist. Neben dem vermutlich späteren Erkervorbau befindet sich ein hübsches Renaissance-Portal (Abb. 232) mit Rundbogen, dessen Kämpfer und Scheitel durch figürlichen Schmuck ausgezeichnet sind, während die Kehle mit Spitzsteinen gefüllt ist; seitlich bildet das Gewände Muschelnischen mit den üblichen kleinen Hockern.

Abb. 232. Perleberg. Portal des Hauses Kirchplatz Nr. 11.

An der südlichen Marktseite, neben dem Eckhause am Wall, stand bis etwa 1875 der einfach, aber sehr schön und wirksam gegliederte Backsteinbau eines stattlichen gotischen Giebelhauses (Abb. 233, nach einer Skizze im Nachlaß des Konservators v. Quast). Das hohe Portal daran verriet das ehemalige Kaufmannshaus mit der Halle im Erdgeschoß, die durch zwei seitliche Fenster noch mehr Licht erhielt. Das erste Obergeschoß diente zur Wohnung, während das zweite durch drei kleine Spitzbogenfenster in einer Blendbogenstellung von sieben kleinen Spitzbögen über einem Bogenfriese als Lagerraum gekennzeichnet war (die gleiche Anordnung wie bei dem Fachwerkhause am Markt 4). Der durch fünf hohe Blenden gegliederte Giebel war um die Mitte des 19. Jahrh. schon an den Kanten verstümmelt. Er endigte einst in hochragenden Zierpfeilern, wie man in der Merianschen Stadtansicht noch erkennen kann, denn es ist der Lage nach kaum ein Zweifel, daß der dort links neben dem Rathause über die Firste der vorderen Häuser herüberschauende Ziergiebel diesem Hause angehörte.

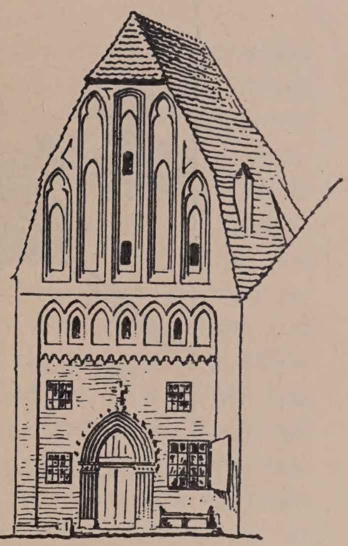


Abb. 233. Perleberg. Nicht mehr vorhandenes Bürgerhaus am Markt (nach einer Skizze im v. Quastschen Nachlasse).

Nach den älteren Ansichten der Stadt und nach Bekmann bestanden im Mittelalter in Perleberg noch folgende wichtigere Gebäude:

1. Eine Nikolaikirche im Süden der Stadt bei der Wollweber- und Uferstraße. Sie war schon im 13. Jahrh. vorhanden, seit 1632 in Verfall, Ende des 18. Jahrh. abgetragen (Riedel, Codex I, 102).

2. Das Karmeliter-Mönchskloster zur heiligen Anna (1441 gegründet), beim Doberziner Tore (später Mühltor). Kirche nebst einem zweigeschossigen gewölbten Kreuzgange (siehe Bekmann, a. a. O., Sp. 42 ff.).

3. Kapelle zum heiligen Kreuz zu Jerusalem, 1505 von Math. Dambeck erbaut, seit der Reformation allmählich verfallen, vor dem Parchimer Tore. Nach dem Stich bei Crusius (Perleberg, Denktag) war es ein kleiner achteckiger Bau mit spitzem Zeltdach.

4. Das Hospital zum heiligen Geist, dicht am Parchimer Tore. Die Stiftung bestand schon 1304. Die Kirche war, trotz einer Erneuerung i. J. 1753, Ende des 18. Jahrh. in Verfall und wurde Anfang des 19. Jahrh. ganz abgetragen (Riedel Codex I, 104 f.).

5. Hospital zum heiligen Georg auf dem Pfarrkirchhofe vor dem Parchimer Tor, nebst Kapelle; 1753 war nur noch diese vorhanden.

6. Hospital zur heiligen Gertrud nebst Kapelle, von der zu Bekmanns Zeit nur noch das Gemäuer vorhanden war.

7. Die Niederlage mitten in der Stadt (vielleicht das große Giebelhaus zwischen Rathaus und St. Nicolai auf der Stadtansicht von Merian).

Pirow.

Pirow, Dorf 10 km westsüdwestlich von Putlitz. 371 Einw., 941 ha. Rundling (Abb. 234).

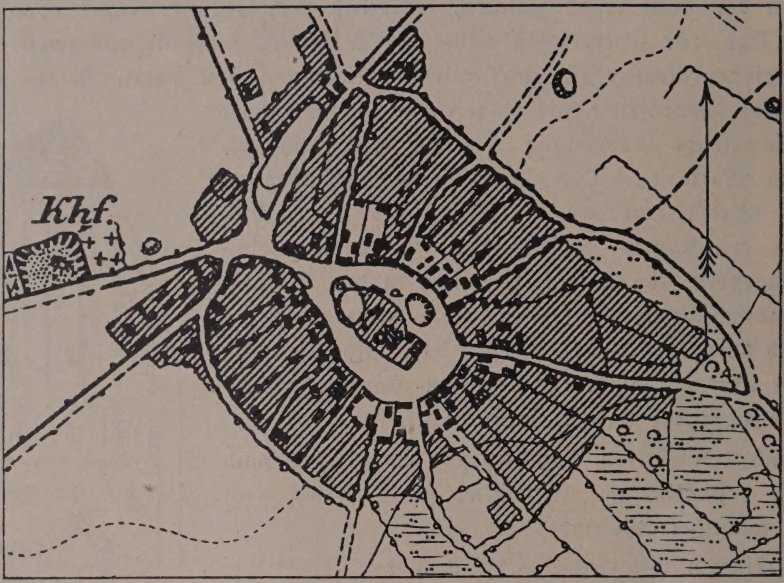


Abb. 234. Pirow. Dorfplan (1:10000).

1438 verkaufte Otto Gans zu Putlitz den „tüchtigen Knappen geheißen von Platen" Abgaben von einigen Bauernhöfen „bynnen dem dorpe Pyrow" (Speners Gesch. derer zu Putlitz, vgl. Riedel, Codex I, 310).

Kirche Backstein, 19. Jahrhundert.

Holzturm freistehend, unten Fachwerk, oben Bretter. Inschrift am Mittelpfosten: 1691. Joh. Harmes.

Glocke. 1704 von Otto Elers in Putlitz gegossen.

Plattenburg.

Plattenburg, Gutsbezirk 6 km östlich von Wilsnack. 213 Einw., 1708 ha.

Quellen.

I. **Urkunden, Akten und Manuskripte.**

Schloßarchiv zu Plattenburg:

Urkunden aus dem 16. Jahrh. und ein Kopialbuch mit urkundlichem Material aus der Zeit vom 14. bis 16. Jahrh. (vgl. Riedel, Codex I, 25 f.; II, 92 f.). Akten und Urkunden der Familie von Saldern. Lehnsakten der Aftervasallen. Ein Salveguardienbrief Gustav Adolphs v. J. 1631.

Geh. Staatsarchiv zu Berlin: Provinz Brandenburg, Rep. 10: Stift Havelberg, I, Fach XLIII, Nr. 1 (Alienation der Plattenburg 1552 bis 1572).

II. **Literatur.**

Bekmann, Kurmark, Buch 5, II, S. 85 f.
Bratring, Beschreibung der Mark I, S. 489 f.
Riedel, Codex diplomaticus II, 85 bis 120.
Berghaus, Landbuch I, 407, 670.
Märkische Forschungen, XVI, 295 (Breest).
Goeroldt, Geschichte des Geschlechts von Saldern (Oschersleben 1865), besonders S. 63 f.

Geschichte.

Über die wahrscheinlich schon im 13. Jahrh. erfolgte Gründung der Plattenburg haben sich keinerlei urkundliche Nachrichten erhalten. 1319 wurde das Schloß zusammen mit einigen Ländereien von dem Markgrafen Waldemar für sechshundert Mark Silber an den Bischof Reiner und die Stiftskirche zu Havelberg verkauft, wobei sich der Bischof ausdrücklich verpflichten mußte, zu verhüten, daß dem Markgrafen von der Burg aus Schaden geschehe (Buchholtz, Geschichte der Kurmark V, Urkundenanhang S. 17). In der Folgezeit erweiterten die Bischöfe, die mit Vorliebe hier residierten, das ursprünglich nicht beträchtliche Gebiet zu einer bedeutenden Herrschaft: so erhielt 1343 Bischof Borchard vom Markgrafen Ludwig vier Hufen bei dem Schlosse „Plattenborch“, und als 1470 die von Königsmark zu Groß- und Klein-Lüben ausstarben, übertrug Markgraf Albrecht Achilles beide Dörfer dem Havelberger Bischof zu Lehen. Um die Mitte des 16. Jahrh., zur Zeit des Todes des letzten Bischofs von Havelberg, Busso von Alvensleben, gehörten zu der Burg eine Wassermühle, eine Windmühle, mehrere wüste Feldmarken, das Städtchen Wilsnack, ferner sieben ganze Dörfer und endlich einzelne „Huffener, Pechte, Dienste und Gerichte“ in einer großen Anzahl von Ortschaften (vgl. Riedel II, 110 f.). 1552 verpfändete Kurfürst Joachim II. seinem Kämmerer Matthias von Saldern die Plattenburg mit allem Zubehör für 26000 Gulden. Fünf Jahre darauf übernahmen die Zollern wiederum die Burg, da sie in der Prignitz und in dem Lande zu Lenzen kein Haus oder Schloß hatten und es „hoch von Nöten“ war, die Plattenburg „in den geschwinden, sorglichen Läuften zu befestigen und zu bestellen“. Doch bereits 1560 wurde dem Matthias von Saldern „Hauß unndt Ambtt Plattenburgk im Stifft Havelbergk gelegen“ für 31000 Gulden zu erblichem Lehen verliehen gegen die Verpflichtung, mit vier Pferden zu dienen. Die neuen, dem niedersächsischen Uradel angehörigen Herren stammten aus dem Braunschweigischen, wo noch heute ein bei Schöppenstedt gelegenes Dorf ihren Namen trägt. Matthias erließ 1568 eine Hausordnung und befahl 1571 dem Wilsnacker Pfarrer, „die unter dem Ampt P. gesessenen Pfarrer“ vor sich predigen zu lassen. 1575 ging die Herrschaft an seinen Bruder Siegfried über, dem „am Tage Nativitatis Mariae“ Kurfürst Johann Georg die Belehnung erteilte. Doch noch im selben Jahre starb Siegfried; seinen beiden Söhnen Jacob und Burghard mußten 1588 die Bürger von Wilsnack Erbhuldigung leisten. Im dreißigjährigen Kriege stellte Gustav Adolph einen noch erhaltenen Schutzbrief für den Rittersitz aus. Zu Beginn des 19. Jahrh. enthielt der etwa 2¼ Quadratmeile umfassende „Plattenburgische Kreis“ insgesamt 811 Feuerstellen und 4130 Einwohner.

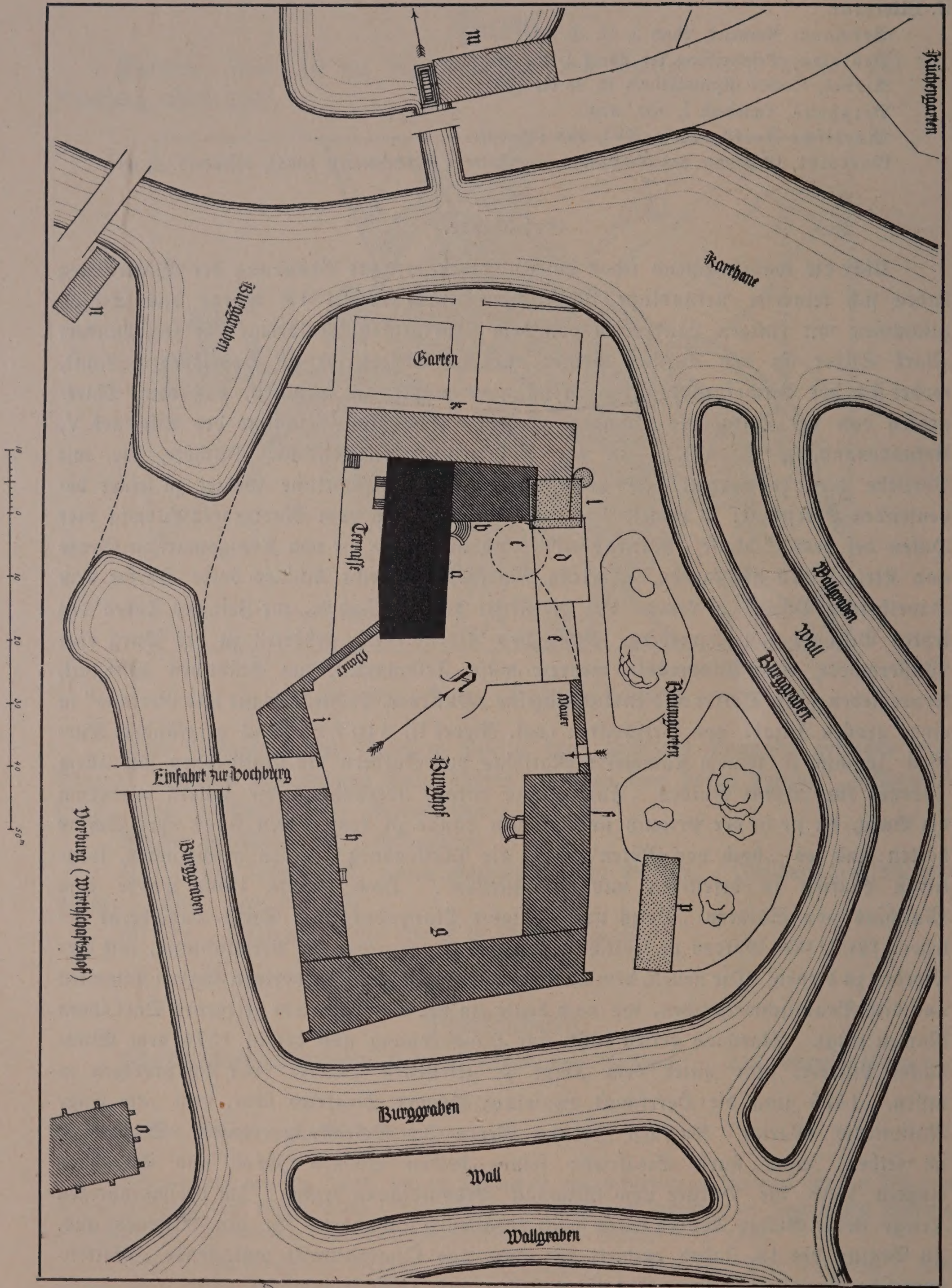


Abb. 235. Plattenburg. Lageplan mit teilweiser Benutzung älterer Pläne im dortigen Archiv.

Um 1850 besaßen die von Saldern in der Prignitz insgesamt 19552 Morgen, von denen auf die Plattenburg nebst Zernikow 5821 entfielen.

Denkmäler.

Die Plattenburg liegt in flachem Lande inmitten ausgedehnter Waldungen an der Karthane, deren Wasser schon im Mittelalter zur Speisung der doppelten Gräben um die Burg und als Triebkraft für die nordwestlich von der Burg belegene Mühle benutzt worden ist (Abb. 235). Im Süden trennt ein breiter Graben, der jetzt größtenteils zugeschüttet ist, die Hochburg von der Vorburg, dem jetzigen Wirtschaftshofe, der seinerseits rings von breiten Gräben umgeben ist. Über jenen Zwischengraben führte von Südwesten eine Brücke auf das Haupttor der Hochburg. Ihre Gebäude liegen in zwei Gruppen getrennt und zwar die Wohngebäude um den etwas höher gelegenen aber kleineren inneren Burghof, der die überlieferte Bezeichnung „Hochburg“ für das Ganze kaum genügend begründet, da sie vielmehr eine Wasserburg ist. Um den größeren niederen Hof, auf den das Tor zunächst führt, liegt im Nordosten die jetzige Kapelle (Abb. 235 f), im Südosten das Stallgebäude (g), im Südwesten das „Knappenhaus“ (h) und durch das Tor abgetrennt, das Archiv (i). Von den Wohngebäuden der Hochburg sind die Teile a und b des Lageplans die ältesten. Für jenen (a) hat sich die Bezeichnung „Bischofsflügel“ erhalten. Er war der eigentliche Palas und enthielt hauptsächlich die saalartigen größeren Räume und vermutlich die ursprüngliche Hauskapelle, während b die Wohn- und Schlafzimmer umfaßte. Vervollständigt wurde die Gruppe der Wohngebäude einst durch einen starken, runden Turm (c), wie man aus der Abbildung der Plattenburg auf einer kolorierten Karte, vermutlich aus dem 16. Jahrh., im dortigen Archiv (Abb. 236) ersehen kann. Ungefähr an seine Stelle trat dann wohl im Anfang des 17. Jahrh. der Küchenbau (d), dessen Kellerräume mit drei gleichlaufenden Tonnengewölben noch erhalten sind. An ihn schloß sich südöstlich später das Leutehaus (e), das nicht mehr vorhanden ist. Vor die Teile a und b legte man im 18. Jahrh. nordwestlich einen langgestreckten Fachwerkbau (k). Er ist an den Enden in Form von „Pavillons“ ausgebildet, deren südlicher über den alten Teil hinwegreicht und die Terrasse abschließt, die wohl gleichzeitig längs der Südwestseite des Bischofsflügels angelegt wurde. Er umschloß die alten Teile auch auf der Nordseite, ist hier aber im 19. Jahrh. durch einen viereckigen, neugotischen Backsteinturm (l) größtenteils ersetzt worden. —

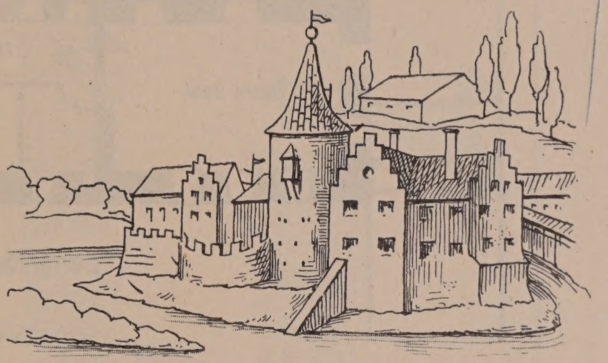


Abb. 236. Die Plattenburg von Norden (nach einer älteren Karte im dortigen Archiv).

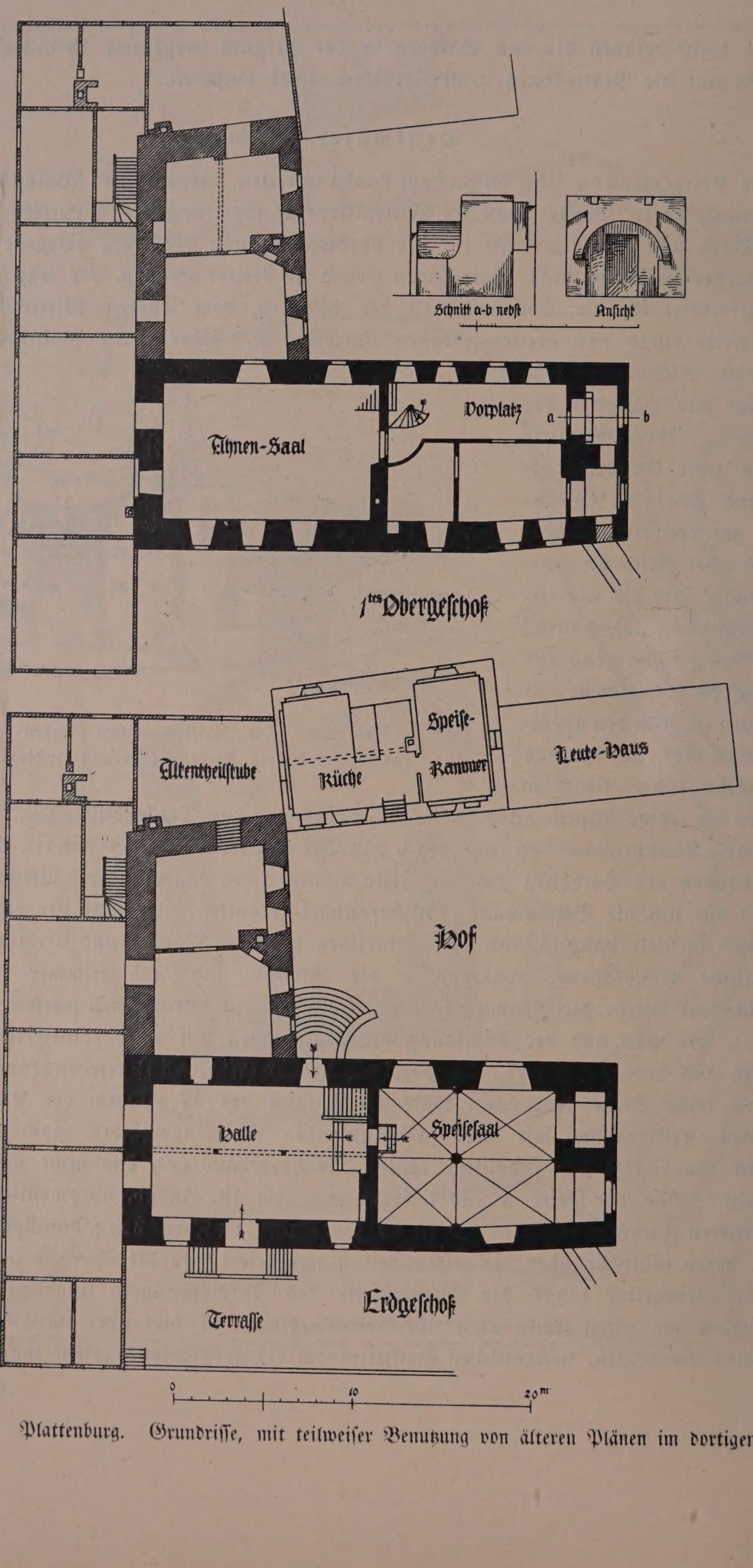


Abb. 237. Plattenburg. Grundrisse, mit teilweiser Benutzung von älteren Plänen im dortigen Archiv.

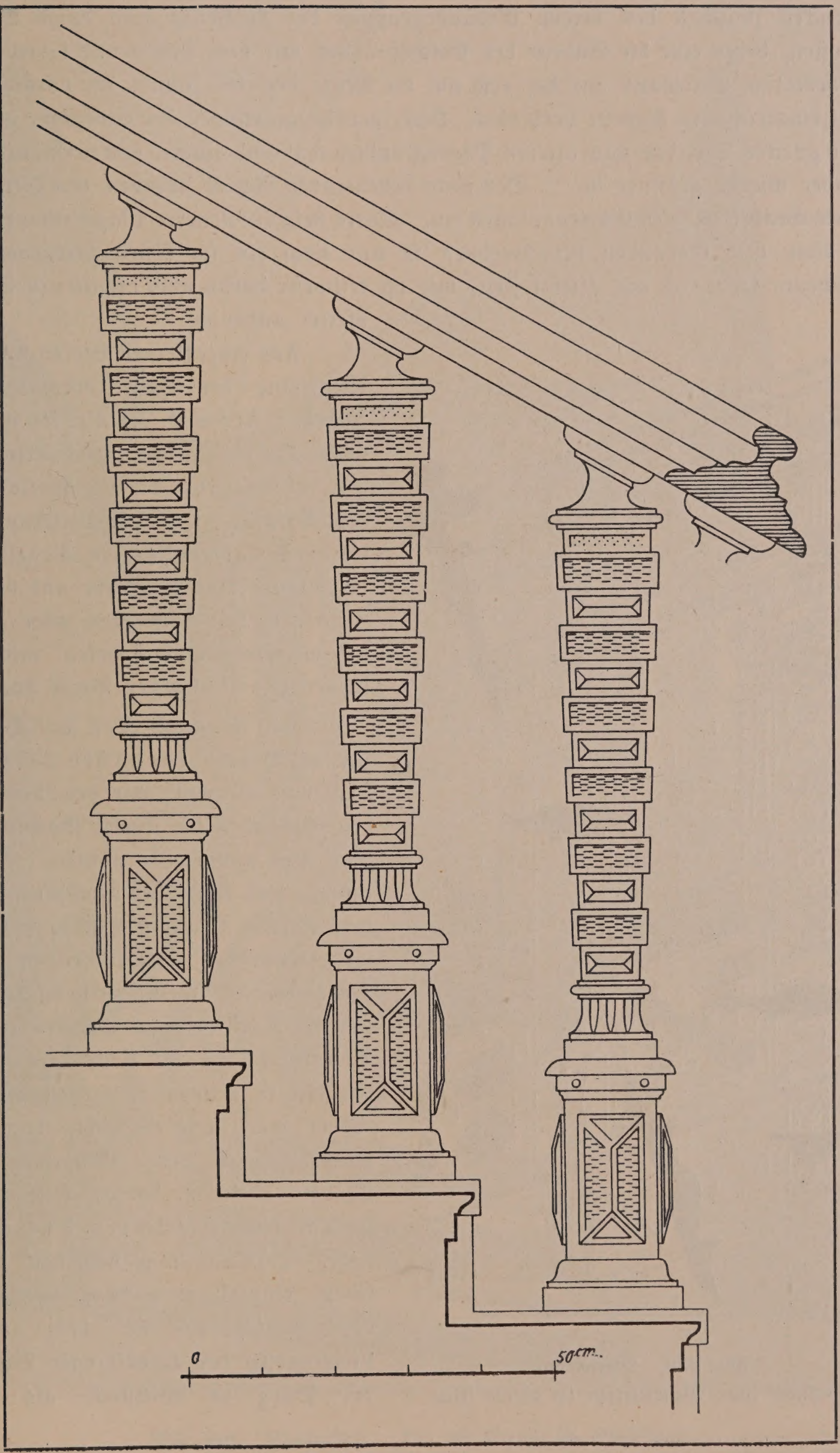


Abb. 238. Plattenburg. Treppengeländer in der Halle.

Die Lücken zwischen den beiden Gebäudegruppen der Hochburg sind durch Mauern geschlossen, deren eine die Südecke des Bischofsbaues mit dem Archiv und deren andere das ehemalige Leutehaus mit der erst um die Mitte des 18. Jahrh. im nordöstlichen Flügel eingerichteten Kapelle verbindet. Hier, gerade gegenüber der Einfahrt, befindet sich ein zweites Tor, das nach älteren Photographien während einiger Zeit vermauert war, jetzt aber wieder geöffnet ist. — Den nicht bedeutenden Raum zwischen den Gebäuden und dem Graben nehmen Gartenanlagen ein. Darin steht ein neuerer Wagenschuppen (p).

Von den Gebäuden der Vorburg ist nur noch ein im Osten belegenes, das als Scheune dient (o), aus älterer Zeit, wie die teilweise daran noch erhaltenen Strebepfeiler andeuten.

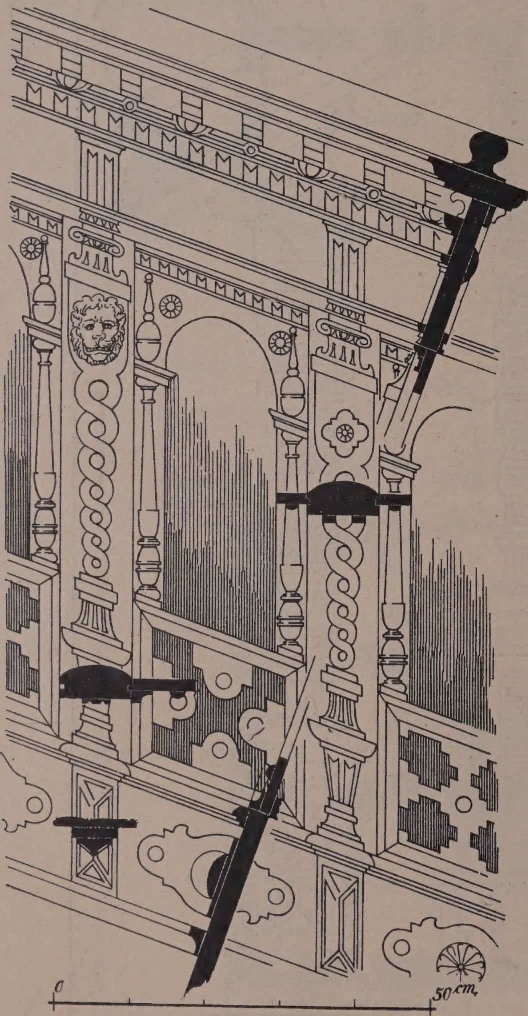


Abb. 239. Plattenburg.
Geländer einer Wendeltreppe im oberen Flur.

Aus einer kleinen älteren Karte der Umgebung der Burg (vermutlich 18. Jahrh. — Archiv P. VII, Nr. 10) ist zu ersehen, daß im Norden „Kochgärten" lagen und weiterhin die Gerichtsstätte mit dem Galgen. In einiger Entfernung östlich der Burg befand sich ein „Vogelhaus", im Süden eine Eisgrube und der alte Ziegelhof, im Südwesten aber dehnte sich weithin ein „Lustgarten" mit rechteckiger Einteilung der Beete aus.

Der wichtigste Teil der Burg ist der sog. Bischofsbau (Abb. 237). Das Material ist zwar, wie bei allen anderen Gebäuden der Burg, Backstein, jedoch hier nicht mehr putzfrei. Anordnungen und Form der Fensternischen in den starken Mauern lassen noch den mittelalterlichen Bau erkennen. Die Nordwestseite scheint ursprünglich besonders stark befestigt gewesen zu sein. Hier findet sich im Keller ein Gang, der erst in neuester Zeit entstanden ist, indem man, wie es heißt, das Füllmaterial aus dem Mittelteil einer Mauer entfernt hat. Diese hätte danach eine Stärke von 5,14 m gehabt. Vielleicht war hier doch früher schon einmal ein Gang vorhanden, der ähnlich wie bei dem anderen Lieblingssitz der Havelberger Bischöfe, der Burg in Wittstock, als eben-

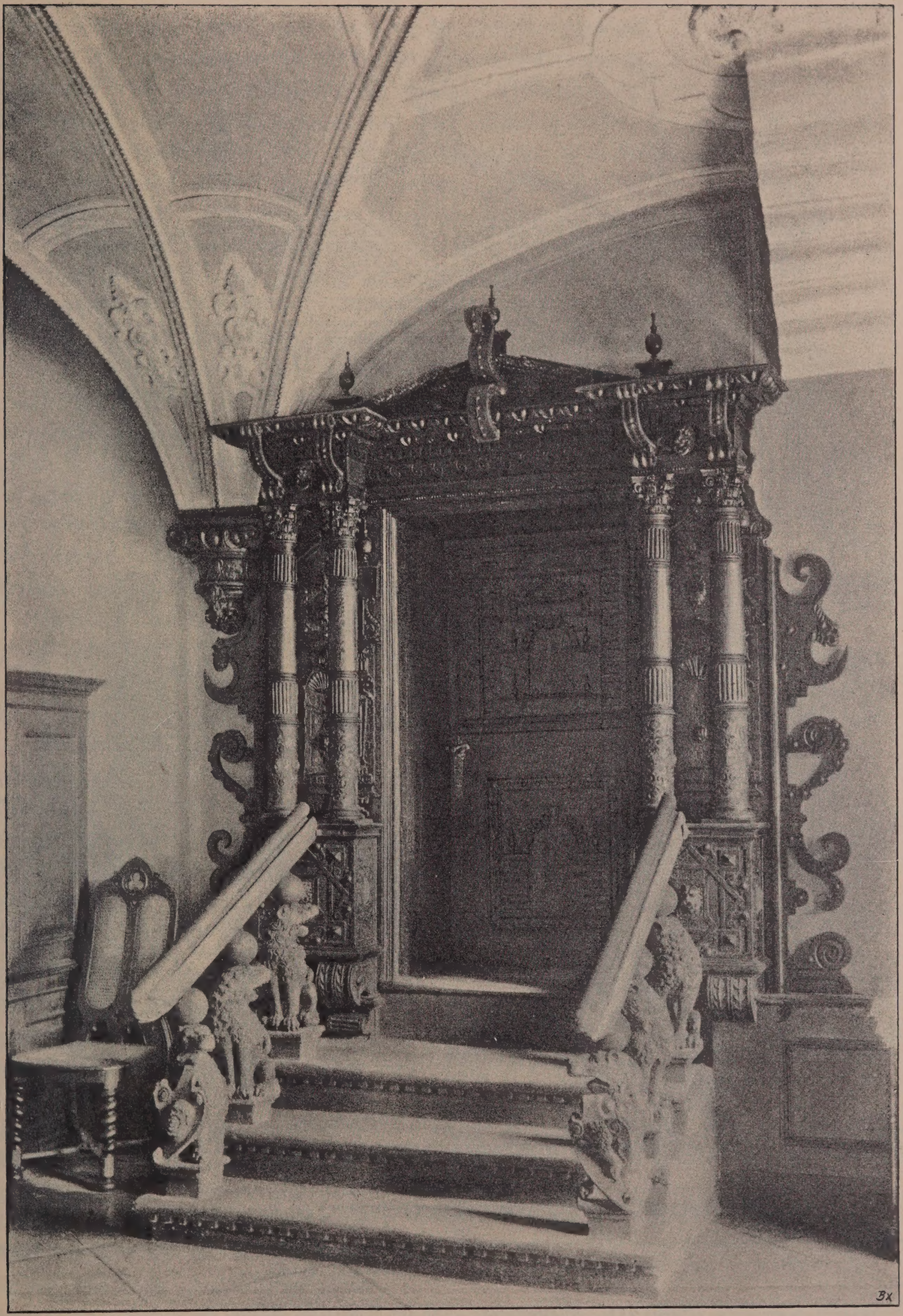


Abb. 240. Plattenburg. Tür mit Treppe im Speisesaal.

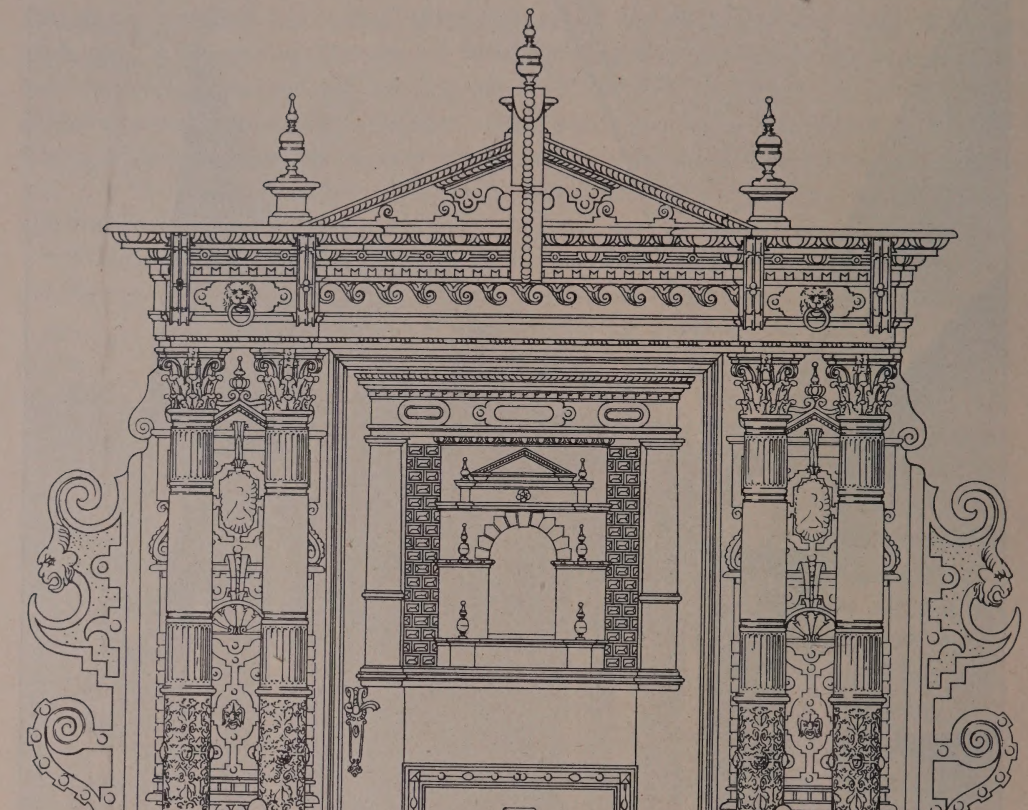


Abb. 241. Plattenburg. Tür im Speisesaal, Ansicht.

erdiger Wehrgang diente und etwa im 18. Jahrh. ausgefüllt wurde. Am entgegengesetzten Ende des Flügels findet sich im Erdgeschoß eine Grundrißanordnung wie bei Kirchen, deren Strebepfeiler nach innen gezogen sind und Kapellen bilden. Über den so entstandenen zwei tiefen Nischen liegen im ersten Obergeschoß zwei kleine Räume, die durch einen schmalen Durchgang durch den starken Zwischenpfeiler verbunden sind. Der südwestliche von ihnen zeigt gerade über der hier anlaufenden Burgmauer eine Nische, die wahrscheinlich einst die Tür zum Wehrgang bildete, wie solche allerwärts üblich war und auch auf der Plattenburg an der gegenwärtigen Kapelle neben dem nordöstlichen Tore noch erhalten ist. Der jenem benachbarte kleine Raum ist äußerlich durch das einzige reicher ausgebildete Fenster ausgezeichnet. Es ist von einem flachen, vielgliedrigen Profil umrahmt, das ein niedriges Giebeldreieck mit einschließt. Dieses enthält die Wappen des Bauherrn und seiner Gattin nebst der Jahreszahl 1602 und darunter ihre Namen Burch. von Saldern und Anna von Klitzing. Die Kanten des Fensters umzieht ein Gebetspruch in römischer Großschrift. Da der Kern des Bischofsbaues aus gotischer Zeit stammt, so kann sich die Inschrift nur auf einen Umbau in der Nachbarschaft des Fensters und auf dieses selbst beziehen. Zu dieser Bauunternehmung gehört nun ersichtlich die Wölbung des Erdgeschosses in vier Kreuzgewölben, kaum aber die merkwürdige Bogenüberkragung im Obergeschosse, welche in Abb. 237 durch beigefügten Schnitt und Ansicht veranschaulicht ist.

Der innere Ausbau des Bischofsflügels war ursprünglich einfach, so im besonderen die Holzstützen und Balken der Halle und des darüber gelegenen Ahnensaales, bei dem erst nach Entfernung des Unterzuges die Mitten der Balken jedesmal mit einem Zierschild geschmückt wurden. Die reichste Ausstattung erfuhr der Speisesaal. Die kleine Treppe (Abb. 240 bis 242), die von der Halle zu ihm hinabführt, wurde in Sandstein ausgebildet.

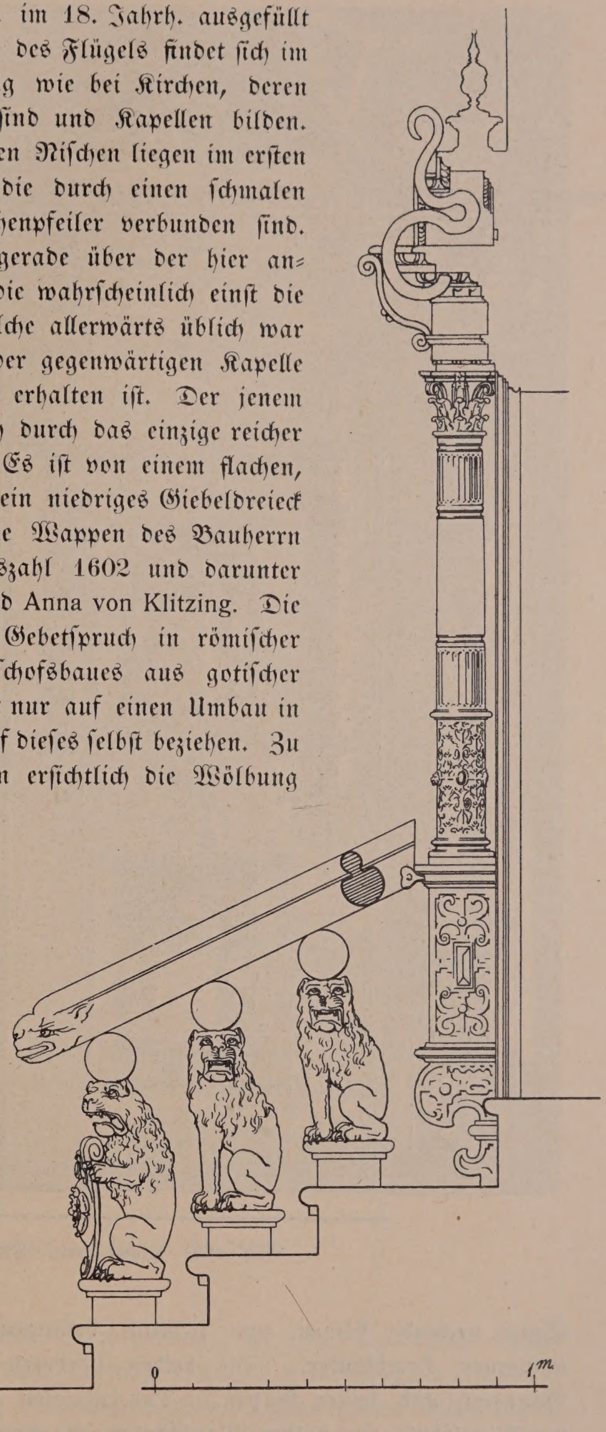


Abb. 242. Plattenburg. Tür im Speisesaal, Schnitt.

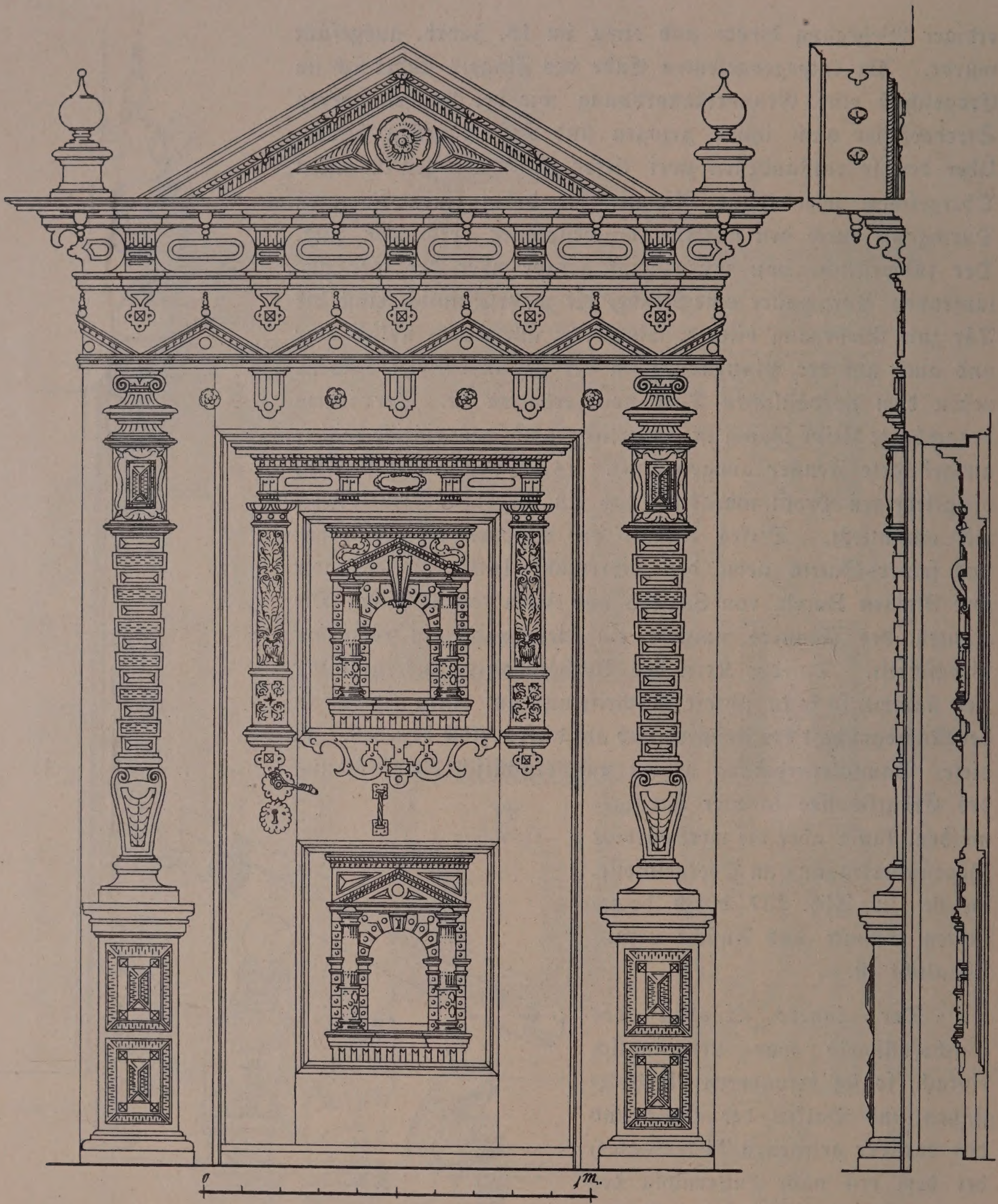


Abb. 243. Plattenburg. Tür in der Halle.

Sechs hockende Löwen, von ziemlich befangener Form, tragen auf Kugeln den steinernen Handläufer. Die beiden vorderen halten außerdem die Wappen des Bauherrn und seiner Gattin. Der gleichen Zeit (vermutlich 1602) entstammen die Mittelsäule, die halben Wandsäulen, die Konsolen und Gewölbe, sowie der Sand-

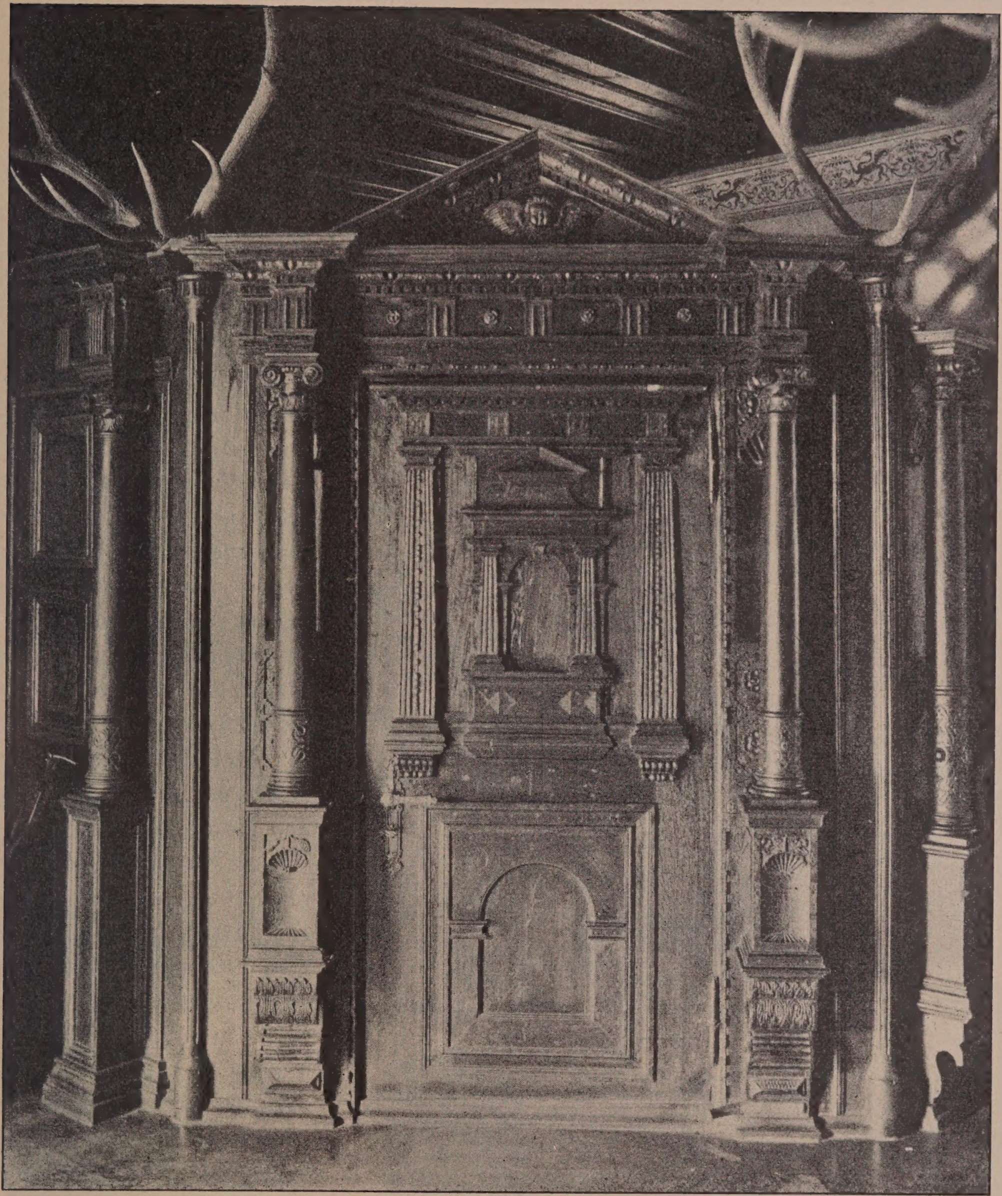


Abb. 244. Plattenburg. Tür in der Halle.

steinkamin an jenem einwärtsgezogenen Strebepfeiler. Er war anfänglich flacher ausgeführt und wurde nachträglich dadurch vertieft, daß zwei wilde Männer vorgestellt wurden (vermutlich 1609). Auch der wappengeschmückte Aufsatz erfuhr Änderungen. So beachtenswert diese Steinarbeiten der lokalen Schule nun auch sind, so erreichen

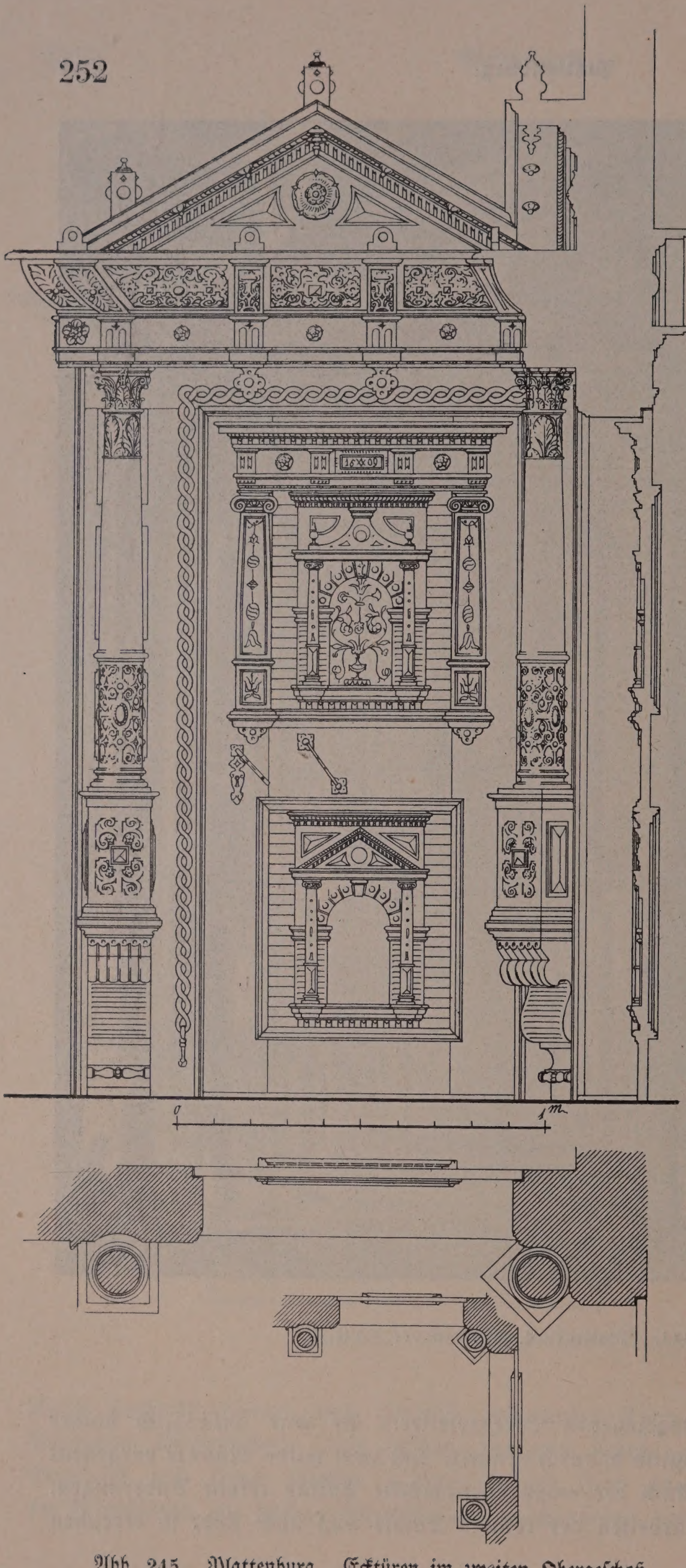


Abb. 245. Plattenburg. Ecktüren im zweiten Obergeschoß.

sie doch weder den großartigen Aufwand, noch die meisterliche Behandlung der Spätrenaissanceformen, welche die 1609 dem Bau eingefügten niederdeutschen Tischlerarbeiten auszeichnen. Es gehören zu ihnen zunächst die beiden in Abb. 238 u. 239 dargestellten Treppengeländer, jenes an der geraden Treppe von der Halle zum Vorplatz des Obergeschosses, dieses an der aus Blockstufen zusammengesetzten Wendeltreppe vom ersten zum zweiten Obergeschoß. Ferner eine größere Anzahl ungewöhnlich reich ausgebildeter Türen, von denen einige in Abb. 240 bis 245 wiedergegeben sind. Schließlich noch die als Wandschrank in eine der Nischen an der Ostecke des Speisesaales eingebaute Kredenz und eine Anzahl geschnitzter Geweihhalter. Fast alle diese Stücke sind mit 1609 datiert. Schließlich sind noch ein gemalter Stammbaum der Familie von Saldern und eine Anzahl Familienbildnisse anzuführen, nach denen der betreffende Raum im Obergeschoß Ahnensaal genannt ist. In ihm befindet sich auch der schöne schwarz glasierte Ofen von 1695 (Abb. 246), auf dessen eisernem Feuerkasten die

Plattenburg. Gemälde aus der Werkstatt von Lucas Cranach d. Ält.

Plattenburg. Gemälde vom Ende des 16. Jahrhunderts; Nachbildung nach Lucas Cranach d. Ält.

Stadt Dresden dargestellt ist. Aus der Rokokozeit rührt eine reich geschnitzte Standuhr her, die einst grün und weiß bemalt war (jetzt braun mit Gold).

Im Besitze des die Plattenburg zur Zeit bewohnenden Freiherrn v. Eckardstein befinden sich die beiden auf Taf. 31 u. 32 wiedergegebenen kleinen Gemälde.

Das Archiv ist ein ganz schlichter kleiner Bau, der nur wegen einiger wertvoller Gegenstände zu nennen ist, die außer den reichen Archivbeständen darin aufbewahrt werden, nämlich:

1. eine Tür, gleich der in Abb. 243 dargestellten, in der Halle;

2. zwei gußeiserne Ofenplatten, von denen die mit dem Bildnis des Herzogs Rud. Aug. v. Braunschweig-Lüneburg von 1707 besonders beachtenswert ist. Die andere von 1709, zeigt das braunschweigische Wappen und eine sechsmalige Wiederholung der Saldernschen Rose;

3. eine Handmühle aus Sandstein (Abb. 247).

Unter den Archivalien befindet sich eine kolorierte Karte der Gegend von Plattenburg, Wilsnack und Havelberg, die anscheinend

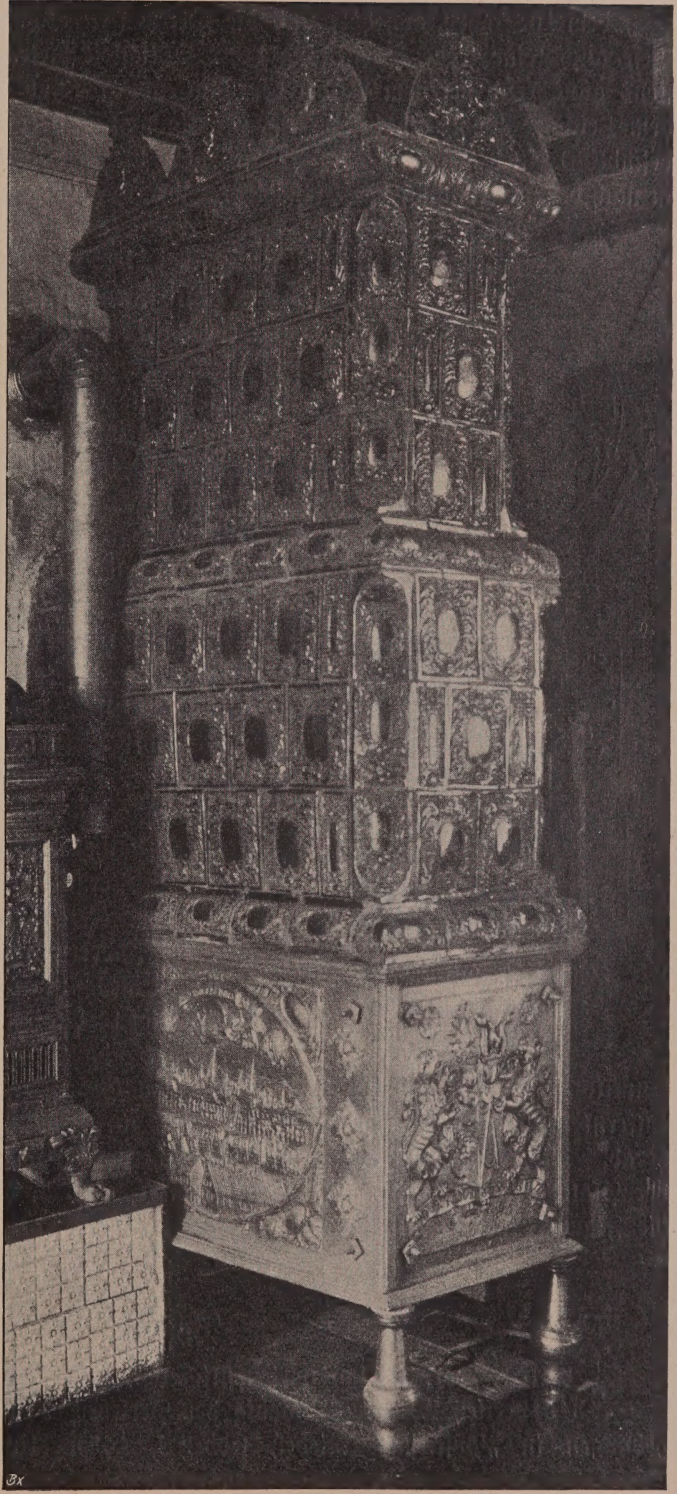


Abb. 246. Plattenburg. Ofen im Ahnensaal.

noch dem 16. Jahrh. angehört und die Ortschaften als Vogelschaubilder zeigt. Wenn diese auch keine treue Darstellung der Wirklichkeit bieten, so scheint dies doch wenigstens annähernd bei dem Bilde der Plattenburg (Abb. 236) der Fall zu sein, das dem Zeichner wohl am besten gegenwärtig war und (am vorderen Rande der Karte befindlich) einen größeren Maßstab als die übrigen Ortsbilder hat. Die Sehrichtung ist nach der Bezeichnung der Himmelsgegenden auf der Karte von Norden nach Süden.

Der gotische Backsteinbau der Nordseite (k in Abb. 235) enthält ein ebenerdiges Untergeschoß, das noch bis ins 19. Jahrh. hinein als Brau- und Backhaus diente. Seine Kreuzgewölbe sind in zwei Schiffen und vier Jochen angeordnet und ruhen auf viereckigen Pfeilern. Der Zugang war früher auf der Giebelseite (Nordwesten). Das obere Geschoß des Gebäudes wurde erst im 18. Jahrh. zur Kapelle eingerichtet, ja der Giebel wurde, obwohl in großem Backsteinformat, sogar großenteils erst im 19. Jahrh. ausgeführt. Das gegen Südosten anschließende Stallgebäude (g) enthält in den oberen Stockwerken Speicher und ist auf der Hofseite durch drei Lisenen gegliedert. Auf der Grabenseite bildet es eine fast ganz geschlossene Mauer. Der südwestliche Flügel (h) wird in einem älteren Plane das „Knappenhaus" genannt. Es ist auf der Hofseite mit drei schlichten Dreiecksgiebeln besetzt. Stellenweise zeigt sich Musterung der Backsteinflächen mit Zickzacklinien, doch sind die Fenster mit flachem Renaissanceprofil aus Backstein umrahmt. Keller und Erdgeschoß sind gewölbt.

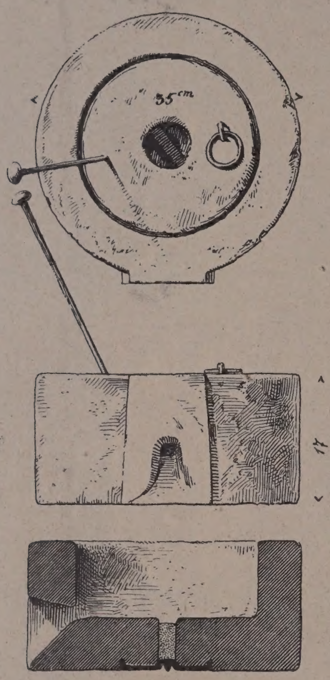


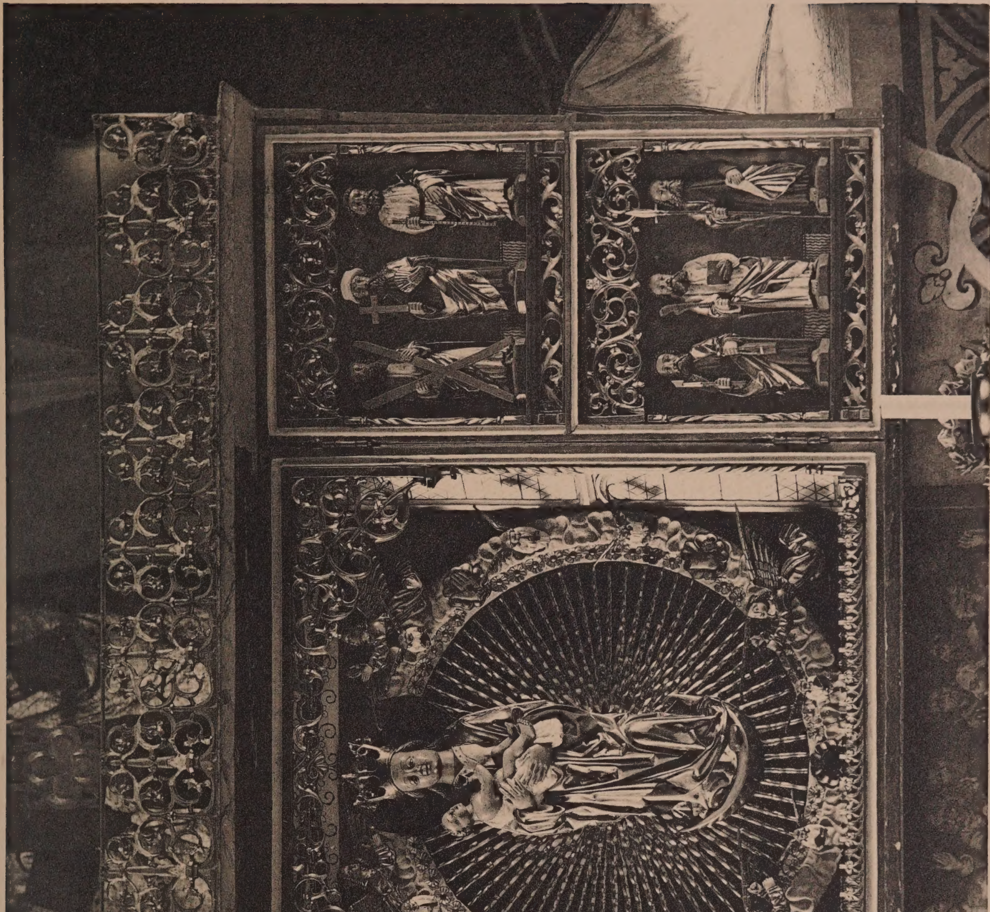
Abb. 247. Plattenburg. Handmühle aus Sandstein.

An dem erwähnten älteren Gebäude der Vorburg (o) befindet sich eine Sandsteinfigur (sog. St. Laurentius) in vollrunder Arbeit auf einer grabsteinartigen Platte angelehnt. Sie ist barhäuptig und durch die Tonsur als Geistlicher kenntlich. In den Händen hielt sie je einen Gegenstand, die indessen zerstört bezw. entfernt sind. Ein faltiges Gewand fließt in ruhigen strengen Linien am Körper herab. Die Augen treten auffallend stark hervor. Höhe der Figur 1,66 m. Größe der Platte 1,74 . 0,68 m. Nach Bekmann (Bd. II, 5. Teil, 8. Kap., Sp. 345) stand die Figur früher in einem „Rundel" des Vorhofes.

Postlin.

Postlin, Dorf 13 km nordwestlich von Perleberg. 402 Einw., 928 ha.

1345 verlieh Markgraf Ludwig der Perleberger Bürgerfamilie Radolf Getreidehebungen in „Postelyn" (Riedel, Codex I, 145). Um 1800 waren die 166 Ein-



Postlin. Spätgotischer Flügelaltar.

wohner des Dorfes Untertanen derer von Winterfeldt (Bratring, Beschreibung der Mark I, 425; vgl. auch Geschichte des Geschl. v. Winterfeldt, II. Bd.).

Gotische **Kirche** aus rohen und behauenen Feldsteinen, die Ecken und Umrahmungen der Öffnungen aus Backstein. 1866 fast ganz erneuert. Vom Alten nur zwei Türen auf der Südseite erhalten. Die Öffnungen im Stichbogen geschlossen mit Fasen. Die Spitzbogenblende darum mit Viertelstab. Ein Turm von Brettern steht getrennt vor der Westseite der Kirche, er ist nach oben verjüngt, der Helm achteckig und mit Schindeln gedeckt, durch das übereckgestellte Achteck entstehen die Schallöffnungen.

Spätgotischer Flügelaltar (Taf. 33) mit plastischem Figurenschmuck im Schrein. Im quadratischen Mittelteil (1,19 . 1,19 m): Maria mit dem Jesusknaben auf der Mondsichel, umgeben von einer Strahlensonne und einem Wolkenkreis, auf diesem in Rosen oben zwei Hände, unten zwei Füße mit den Wundmalen Christi, unten sein Herz. Außerdem eine Anzahl kleiner musizierender Engel. In den vier Ecken schweben größere Engel, die einst wahrscheinlich Räucherfässer geschwungen haben. Über diese Gruppe spannt sich ein (nur angedeutetes) schmales Gewölbe und in den oberen Ecken reicher, durchbrochener Zierat. In den Flügeln stehen in Gruppen zu je dreien die Apostel mit ihren Abzeichen. Über den ganzen Schrein zieht sich eine stark durchbrochene zierliche Bekrönung hin, die von einem Gekreuzigten überragt wird. Die Evangelistenzeichen in den Vierpässen an den Enden des Kreuzes fehlen. Im Mittelteil der Predella eine Einsetzung des heiligen Abendmahls, unbedeutende Malerei aus dem 16. Jahrh., rechts und links daneben bezügliche Bibelsprüche in Kränzen. Der Altar ist 1866 wiederhergestellt. Gutes Werk aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Die Flügel außen mit Malereien (Abb. 248) geschmückt: die Verkündigung Mariä mit Spruchbändern: Ecce ancilla domini fiat michi secundum vlntm tuū und Ave gratia plena, dominus tecum!

Abb. 248. Postlin. Schreinaltar, geschlossen.

An der Empore hängt eine Tafel mit Inschrift in spätgotischen Großbuchstaben: Anno Domini 1549 Dominus Petrus Kregenow Havelbergensis Hic Apud Postelinenses Animarum Curatorem Egit.

Zwei Kelche: ein kleiner Renaissancekelch 15 cm hoch, reich geschmückt mit Schmiede-Zierat und Fruchtgehängen (Abb. 249); ein zinnerner von 1648, sehr einfach, 18 cm hoch.

Abb. 249. Postlin. Kelch in der Kirche.

Drei Zinnleuchter von 1652, einfach, je 42 cm hoch.

Zwei zinnerne Büchsen (Weinkannen) zum Zuschrauben, einfach, sechseckig (von 1736) und viereckig (von 1648).

Drei Glocken. Die große 0,96 m Durchm. mit Inschrift am Hals in Kleinbuchstaben: Anno 1564 Jar heft mi davit fowetgn gaten. her petrus kregenow havelbergegensis. helf godt alletit amen. Darüber das Gießerzeichen und darunter Schmuckstreifen. Im unteren Teile des langen Feldes in Kränzen: ein Löwe und ein Meerweib. Die mittlere 0,76 m Durchm., Hals mit gedrehten Schnüren, am langen Felde eine Gruppe von kleinen Figuren von 3 bis 6 cm Höhe, in der Mitte unten: ein kleiner Hirsch. Die kleine 0,57 m Durchm., ohne Verzierung und Inschrift.

Premslin.

Premslin, Dorf 8 km nordwestlich von Perleberg. 303 Einw., 578 ha.

1315 verkaufen die Ritter von Karstedt der Gilde der Jungfrau Maria zu Perleberg eine von den Höfen der Witwe Stesow und des Rieboden zu „Promcelin“ zu

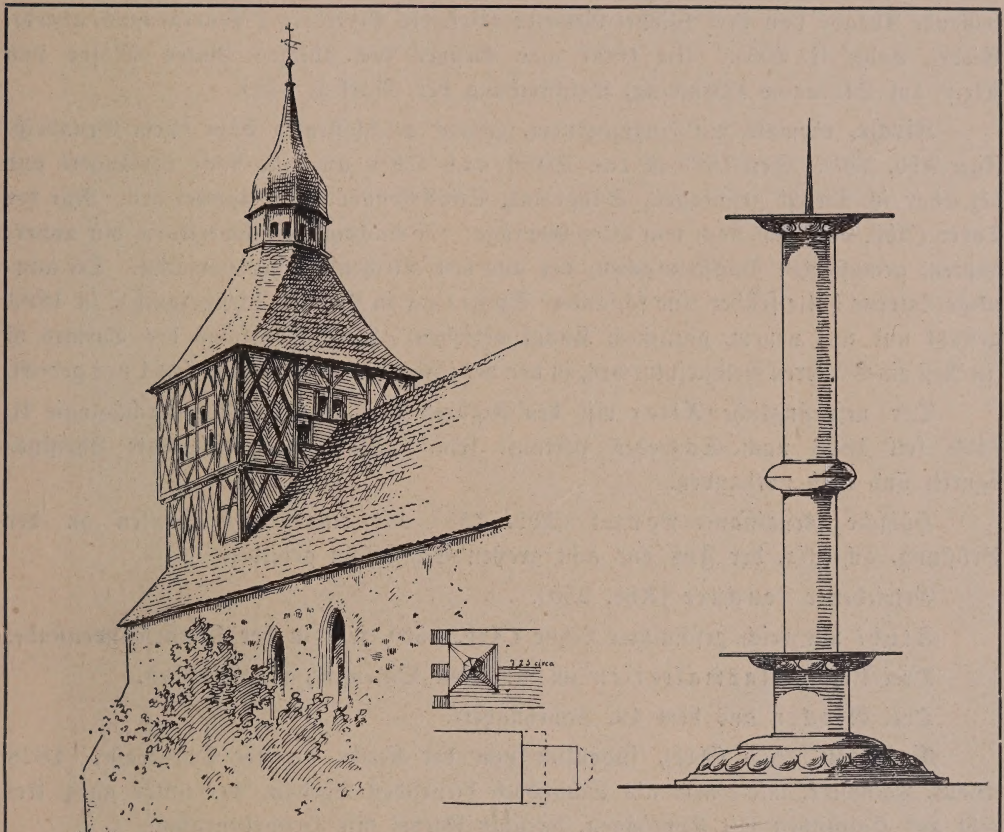


Abb. 250. Premslin. Kirche, Kanzel, Altarleuchter und Bretterstuhl.

leistende Abgabe von drei Wispel Getreide (Urk. des Perleberger Pfarrarchivs, abgedr. Riedel, Codex II, 205). Um 1800 war Besitzer des adligen Gutes Major von Kleist auf Stavenow (Bratring, Beschreibung der Mark I, 425).

Kirche, ehemals mit eingezogenem, gerade geschlossenem Chor (siehe Grundrißskizze Abb. 250). Seit 1883 ist das Schiff nach Osten um eine Achse verlängert und der Chor im Vieleck geschlossen, Südportal, Schiffsfenster und Ostgiebel neu. Nur der Turm (Abb. 250) hat noch sein altes Gepräge: ein mächtiger Fachwerkturm mit unverputzten, gemusterten Backsteinfachen, der aus dem Kirchendach herauswächst. Die achteckige Laterne hatte früher eine schlankere Spitze (wie in Garlin, Westprignitz), ist 1883 gestutzt und mit neuem, gotischem Knauf versehen. Das Erdgeschoß des Turmes ist ein Rest eines älteren Feldsteinturmes, in den der jetzige hineingebaut ist. 1861 neu gedeckt.

Der ursprüngliche Altar mit den Figuren der Apostel (Otte, Archäologie II, 749) soll 1883 nach Schweden verkauft sein. Nur zwei beschädigte Christusfiguren sind noch vorhanden.

Hübsche Renaissance-Kanzel (Abb. 250) mit eingestellten Säulen an der Brüstung, achteckig, der Fuß aus acht großen Schnörkeln gebildet.

Getriebener Leuchter (Abb. 250).

Stuhl mit reich geschnitzter Lehne (Abb. 250), jetzt in der Konfirmandenstube.

Drei kleine Glasmalereien im mittleren Ostfenster, mit Wappen.

Drei Glocken aus dem 19. Jahrhundert.

Gasthaus (von Ebel), südöstlich von der Kirche an der Dorfstraße, 1828 erbaut, Fachwerk, mit einem als Schutzdach dienenden Vorbau, der unten ganz frei steht auf Holzstützen mit Kopfbügen, darüber Giebel mit Heubodenraum.

Pröttlin.

Pröttlin, Dorf 13,5 km nordnordöstlich von Lenzen. 370 Einw., Landgem. 476, Gutsbez. 419 ha.

Um 1420 beklagte sich die Herzogin Katharina von Mecklenburg darüber, daß Hans von Quitzow „dat Quek (bewegliche Habe, Vieh) to Brotelin“ eingenommen habe (Riedel, Codex B. IV, 49). Unter den Lehnsleuten, die 1499 und 1500 dem Kurfürsten Joachim I. huldigten, befand sich der Ritter Reynicke v. d. Kruge zu „Brotelyn“ (Riedel II, 438).

Gotische **Kirche**, einfach saalförmig, ohne Strebepfeiler, Ostgiebel Backstein (Abb. 251).

Gotischer Flügelaltar, 1904 bei Bildhauer Kähler in Steglitz zwecks Instandsetzung (Taf. 34).

Hübsche Renaissance-Kanzel. Im unteren Teile der Füllungen Wappen, im oberen schlichte Blendbögen, an den Ecken Hermen, an der unteren Kante Laubsägewerk. Fuß schlicht, viereckig.

Pröttlin. Spätgotischer Altarschrein.

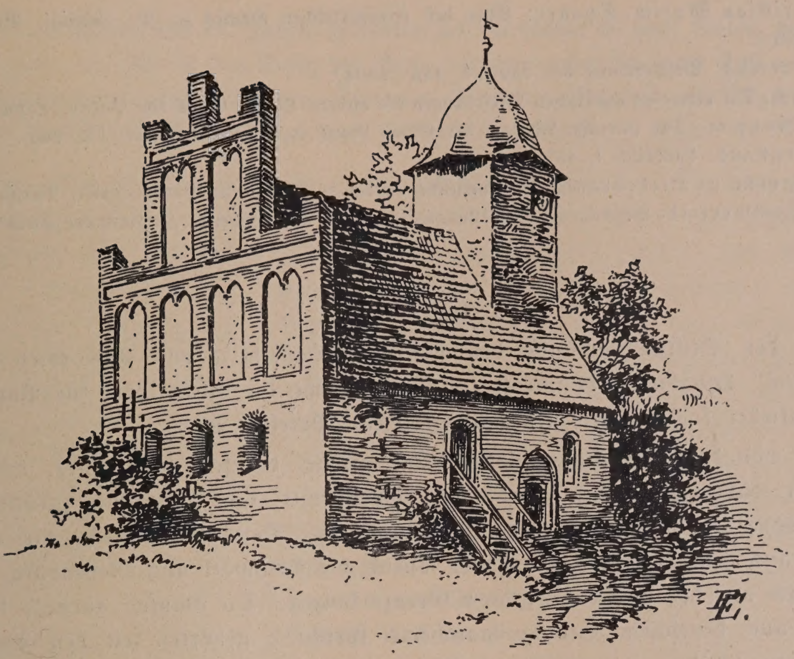


Abb. 251. Pröttlin. Kirche von Nordosten.

Kleine Glasmalerei: eine Frau, die einem Reiter einen Trunk anbietet.

Zwei Glocken ohne Inschrift und ganz schlicht.

Auf dem Kirchenboden zwei ältere Bankwangen aus Eichenholz, verziert mit Schmuckwerk und Sprüchen.

Putlitz.

Quellen.

I. **Urkunden, Akten und Manuskripte.**

Geh. Staatsarchiv zu Berlin: Urk. märkischer Ortschaften, Putlitz Nr. 1 (Urk. vom 11. Aug. 1456); Kopialbuch des Markgrafen Ludwig des Älteren (Riedel III, 372).

Rep. 8, 143: Die von Putlitz. Urk. und Akten, vornehmlich aus dem 16. Jahrh., u. a.: Urk. v. J. 1489 (mit einzelnen Modifikationen abgedr. bei Riedel I, 320); Grenzstreitigkeiten, Eingaben von Bürgermeister und Rat an den Kurfürsten aus dem 16. Jahrhundert.

Bibliothek des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin-Wilmersdorf: Kopie des Privilegs von 1492 (Riedel I, 322).

II. **Literatur.**

Riedel: Codex diplomaticus I, 268 bis 346: Die Herrschaften Putlitz und Wittenberge und die Edlen Herren zu Putlitz.

Christian Maxim. Spener: Ehre des Freyherrlichen Hauses zu P. (Königl. Bibliothek zu Berlin, Mskr.).

Bratring: Beschreibung der Mark I, 446 (1804).

Lisch: Die verwandtschaftlichen Beziehungen des älteren Hauses Gans von Putlitz (Schwerin 1841).

v. Raumer: Die slavische Abkunft der Edlen Gans (v. Ledeburs Archiv, IX, 290).

Berghaus: Landbuch I, 657 f. (1854).

Ragotzky u. Hildebrand: Genealogische Tafeln der Edlen zu Putlitz (1887, Berlin).

v. Sommerfeld: Beiträge zur Verfassungsgeschichte d. Mark (über die Herkunft der „aucae“ S. 23 f.).

Geschichte.

Der Name Putlitz.

In der Stiftungsurkunde des Bistums Havelberg von 948 wird ein Ort „Pochlustim“ erwähnt: vermutlich ist dieser Name die Grundform für Putlitz; als Zwischenglieder kommen Formen wie Potlustin, Potelieſt vor.

Die Edlen Gans.

Die von der Stepenitz umflossene Sumpffeste, die sog. Gänseburg, bildete mit dem dicht dabei gelegenen Städtchen, soweit wir die Geschichte zurückverfolgen können, vom 13. Jahrh. an den Mittelpunkt der Herrschaft Putlitz, die sich nach Angaben aus dem Ende des 15. Jahrh. östlich bis Pritzwalk und Meyenburg, westlich bis zur Elbe und der mecklenburgischen Grenze hinzog. Die Gänse, „aucae“, für deren Herkunft aus deutschem Stamm mancherlei spricht[1]), gehörten seit den Tagen der Kolonisation zu den vornehmsten und mächtigsten Geschlechtern unserer Landschaft. Bereits in einer Urkunde des Kaisers Friedrich Barbarossa v. J. 1179 erscheint ein Johannes Gans unter den Baronen der altmärkischen Wische[2]). Gleich den Edlen von Friesack und den Grafen von Lindow-Ruppin waren sie Freiedle, „nobiles“, im Gegensatz zu den Geschlechtern niederen Adels, wie denen v. Klitzing, v. Kröcher, v. Winterfeldt, die in den Urkunden „Ritter“, milites, genannt werden. Als Herren „van der Ghnade Ghodes“ schlossen sie Bündnisse mit den Grafen von Schwerin sowie den Markgrafen von Brandenburg, zu denen sie in verwandtschaftliche Beziehungen traten. Viele Ritter niederen Adels hatten von ihnen Lehen empfangen und waren somit ihre Vasallen. Trotzdem konnten sich die Putlitze auf die Dauer in ihrer Selbständigkeit neben ihren bei weitem mächtigeren Nachbaren nicht behaupten, und so nahmen sie abwechselnd von den Grafen von Schwerin oder den Markgrafen von Brandenburg Lande zu Lehen; dazu kamen, wie bereits 1231 urkundlich bezeugt ist, Lehnsbeziehungen zu dem Bischof von Havelberg. Diese Politik setzten die Edlen Gans etwa eineinhalb Jahrhundert fort, bis 1456 Balthasar, Magnus, Busse und Kaspar Gans endgültig gelobten, dem Markgrafen von Brandenburg „stets trüe, hold und gewehr“ zu sein. Nachdem die Putlitz schon 1373 vom Markgrafen Otto mit dem obersten „Marschalkampt“ in Brandenburg belehnt waren, wurde ihnen von den Zollern nunmehr öfters die Würde eines Landeshauptmannes in der Prignitz verliehen.

---

[1]) So sei darauf hingewiesen, daß zu Burg Mansfeld, also auf altsächsischem Gebiete, noch Putlitzsche Überlieferungen fortleben, und daß ein seit alters der Familie gehöriges Gut in der Prignitz den Namen Mansfeld trägt.

[2]) Vergl. v. Sommerfeld, Beiträge, S. 149.

Um die Wende des 15. Jahrh. spalteten sich die Gänse in zwei Linien, die schwarze und die rote, die sich in den Besitz der Burg teilten, wobei sich jeder Teil verpflichtete, die „Borch mit dem Walle, Muren, Thirmen, Plancken, Graven und Togbrüggen" in baulichen Würden zu halten (vgl. den Vertrag von 1489 bei Riedel I, 318).

Das Städtchen Putlitz.

Das Städtchen wird zuerst 1319 urkundlich genannt. Ein dem 14. Jahrh. entstammendes Siegel trägt die Inschrift: S Civitatis Potlest und zeigt auf dem Wappenschild eine nach rechts gewendete, flugbereite Gans, jedoch unter Weglassung der zum Wappen der Edlen Herren gehörigen Kopf- und Halskrone; hinter dem Schilde wachsen fächerartig ausgebreitete Ährenbündel hervor. Das Städtchen blieb ohne jede selbständige Bedeutung, war vielmehr nur ein Anhängsel der Burg. Die Bürger waren den Gänsen „mit Eidespflicht verwandt und mit Weib und Kind unter ihnen gesessen". Während der Grenzfehden mit Mecklenburg wurde P. zu Beginn des 15. Jahrh. mehrfach zerstört. Nachdem 1490 eine Feuersbrunst gewütet hatte, bei der alle alten Dokumente vernichtet wurden, fühlten sich 1492 die Stadtherren bewogen, „dem Rat, den Wercken, Gulden und gantzen Meinheit" ein neues Privileg zu erteilen, durch das die „lieben, getreuen Bürger" den freien Besitz ihrer Hufen einschließlich der mit der Stadt vereinigten Gemarkungen Zwirgsdorf, Lonicko und Kracksdorff erhielten, mit dem Vorbehalt, daß die Grundstücke im Falle des Aussterbens der Besitzenden an die Edlen zu Putlitz zurückfallen sollten. Von Hofdiensten wurden die Bürger befreit, doch waren sie verpflichtet, auf Verlangen des Rats „an Mauern, Plancken, Brücken, Steindämmen, Schlägen, Hägen oder Landwehren zu graben oder zu bauen."

Reformation.

1543 bestätigte Kurfürst Joachim der Stadt das Recht, jährlich zwei öffentliche Jahrmärkte zu halten. Um diese Zeit trat an die Stelle des Propstes ein Kircheninspektor, später Superintendent, dessen Berufung, ein einzigartiger Fall, den Edlen zu Putlitz zustand[1]).

Dreißigjähriger Krieg.

Während des dreißigjährigen Krieges wurde die Stadt gänzlich in Asche gelegt, die Einwohner fielen „der heftig grassierenden Pestilentzschen Contagion zum Opfer" oder kamen wegen Mangel an Lebensmitteln jämmerlich um. Die Stadt selbst blieb „wüste und unbewohnt", so daß die Stadtherren 1652 durch Erteilung von Privilegien den Wiederaufbau zu fördern suchten, wobei dem Rat und den Bürgern 24 jährlich zur Burg zu leistende Fuhren auferlegt wurden. 1657 starb die „schwarze Linie" der Edlen zu Putlitz aus.

Verfall der Gänseburg.

Ende des 17. Jahrh. brannte die Stadt noch mehrfach nieder, auch die Gebäude der Gänseburg erlitten mannigfachen Schaden und gerieten erst recht in Verfall, als man in dem alten Gemäuer nach Schätzen zu graben begann. 1806 wurde die alte Stammburg durch Carl Friedrich Maximilian Gans verkauft. Eugen v. Putlitz († 1893 zu Laaske) hat i. J. 1891 den Burghof wiedergekauft.

---

[1]) Noch heute hat der Herr v. P.-Philippshof bei der Berufung des Superintendenten mitzuwirken über die Liste der evangelischen Pastoren seit 1600 vgl. Riedel, a. a. O., S. 293.

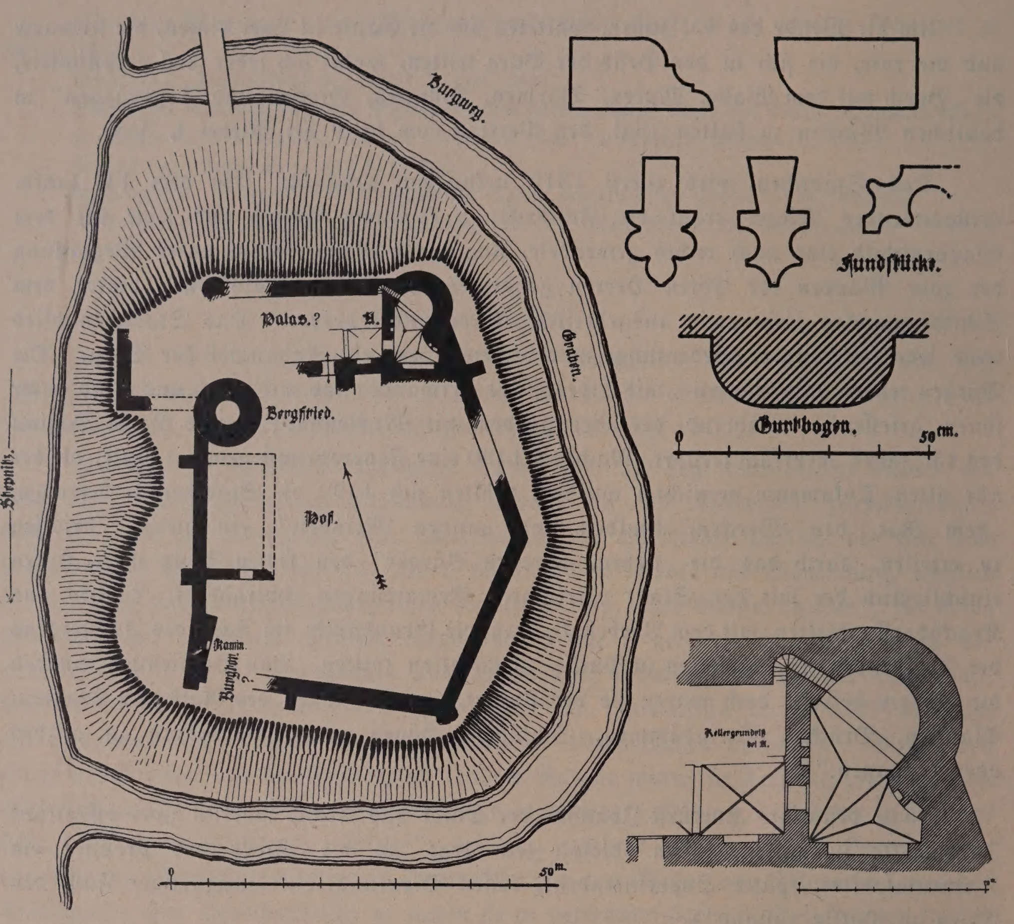


Abb. 252. Putlitz. Lageplan der Burg, Grundriß der Nordostecke und Profile.

Das Städtchen und die Edlen Gans im 19. Jahrhundert.

Im Jahre 1801 zählte das Städtchen 142 mit Ziegel gedeckte Häuser aus Fachwerk. Ackerbau und Viehzucht bildeten die Hauptnahrung der im 18. Jahrh. von 600 auf 900 Seelen anwachsenden Einwohner. Durch die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung wurden die Bürger aus dem Untertänigkeitsverhältnis zu den Edlen zu Putlitz gelöst. Um 1850 zählte man zu P. 1600 Einwohner[1]); Ende 1905 betrug die Einwohnerzahl 1805. Die Gemarkung umfaßt 1963 ha. Die Edlen Herren zu Putlitz, deren Senior seinen Sitz zu Philippshof hat, sind noch heute zu Laaske, Pankow, Retzin, Rohlsdorf, Rosenhagen und Wolfshagen begütert[2]).

---

[1]) Berghaus, Landbuch I, 628.

[2]) Ein gemeinsamer Lehnskonnex fehlt heute dem Geschlecht, während früher Triglitz lange Zeit ein gemeinsames Lehn der Familie war, bis es Anfang der 50er Jahre des 19. Jahrh. verkauft wurde.

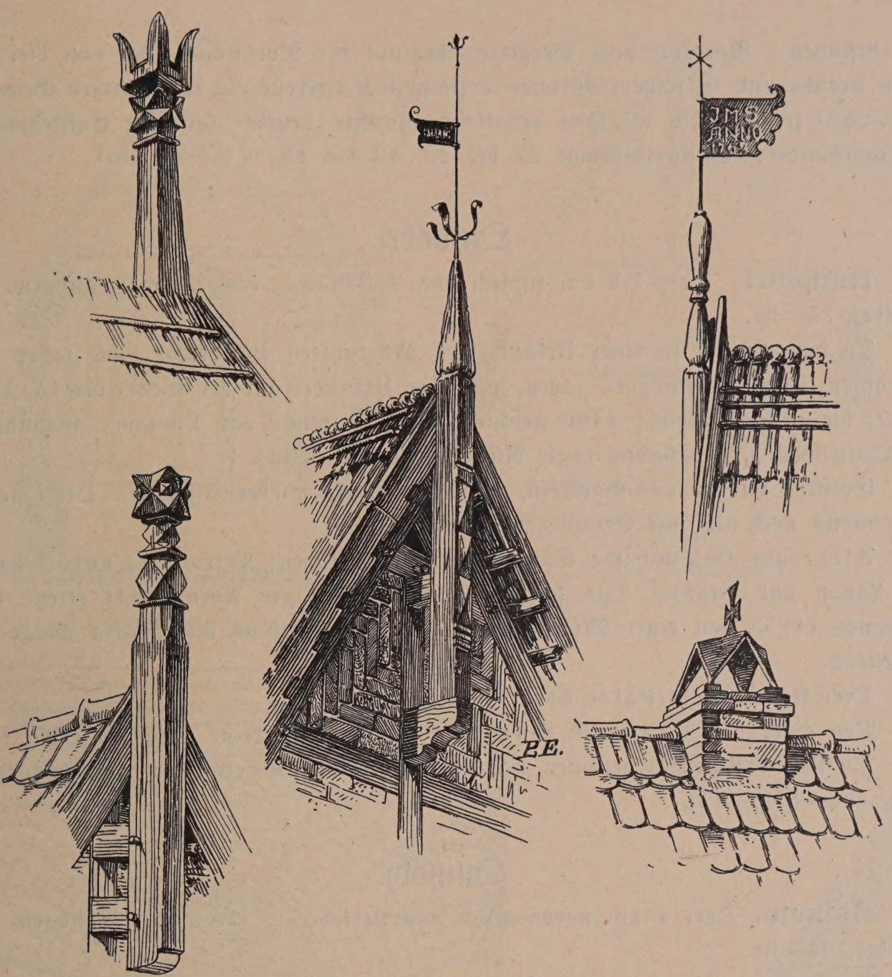


Abb. 253. Quitzöbel. Giebelpfosten, Wetterfahne und Schornstein.

Denkmäler.

Kirche um 1850 neu erbaut, Turm Fachwerk mit abgestuftem Oberteil und Laterne. Kirche und Turm wenig erfreulich.

Die **Burg** der Edlen Herren Gänse von Putlitz ist nur noch in geringen Resten erhalten (Abb. 252). Sie liegt am linken Ufer der Stepenitz, deren Lauf an dieser Stelle annähernd von Norden nach Süden gerichtet ist. Der ansehnliche Hügel, auf dem sich die Burg erhob, fällt auf der Westseite ziemlich steil zum Flusse ab, während er auf den drei anderen Seiten von einem breiten Graben umgeben ist. Das Hauptgebäude stand nach Bekmann in der Richtung der Stepenitz auf deren hohem Ufer. Die Giebel waren nach Bekmann aus Fachwerk und trugen die Jahreszahl 1514. An der Nordostecke der Burg erhebt sich der im 19. Jahrh. wiederhergestellte mächtige Bergfried von kreisförmiger Grundform, in dessen oberen Geschossen sich noch Kamin-

reste befinden. Nördlich vom Bergfried beginnt der Nordflügel, der von hier nach Osten streicht und in seinem östlichen Teile noch Kellerreste mit eigenartigen Gewölben (Abb. 252) zeigt. Die wenigen erhaltenen Profile deuten auf ihre Entstehung im 14. Jahrhundert (Backsteinformat 27 bis 29 . 13 bis 15 . 9 bis 10 cm).

Quitzöbel.

Quitzöbel, Dorf 7,5 km südlich von Wilsnack. 596 Einw., Landgem. 616, Gutsbez. 748 ha.

In dem bereits in einer Urkunde des Markgrafen Waldemar vom Jahre 1310 erwähnten Dorfe „Quitzhovel" saßen, wie aus Urkunden aus der Wende des 15. Jahrh. erhellt, die von Quitzow. 1496 geschieht des „Laurentze van Quitzow, wahnhafftig tho Quitzowell", Erwähnung (vgl. Riedel, Codex II, 232).

Gotische **Kirche** aus Backstein, 1662 und 1876 wiederhergestellt. Der Ostgiebel größtenteils noch alt, mit Stichbogenblenden.

Altar aus Holz mit zwei Säulen und zwei Figuren: Petrus (?) und Johannes (mit Lamm und Stab). Das frühere Gemälde (heiliges Abendmahl) ersetzt durch ein neues (1853 von einer Münchener Künstlerin), Christus mit Maria Magdalena darstellend.

Drei kleine Messingleuchter.

Von einer hier vermuteten Burg der Quitzows ist keine Spur zu erkennen.

Die **Bauernhäuser** zeichnen sich durch zahlreiche Giebelpfosten von verschiedener Form aus (Abb. 253).

Quitzow.

Quitzow, Dorf 4 km nordwestlich von Perleberg. 339 Einw., Landgem. 839, Gutsbez. 347 ha.

Nach einer mecklenburgischen Urkunde von 1319 hatten die von Quitzow Haus und Feste zu „Quitsaw" (vgl. Riedel, Codex II, 207). 1345 belehnte Markgraf Ludwig die Perleberger Bürgerfamilien Radolph und Conold mit $2^1/_2$ Wispel Abgaben von den dortigen Bauern (vgl. Riedel I, 145). Um 1800 war Feldmarschall von Möllendorf im Besitz des adligen Gutes (Bratring, Beschreibung der Mark I, 425).

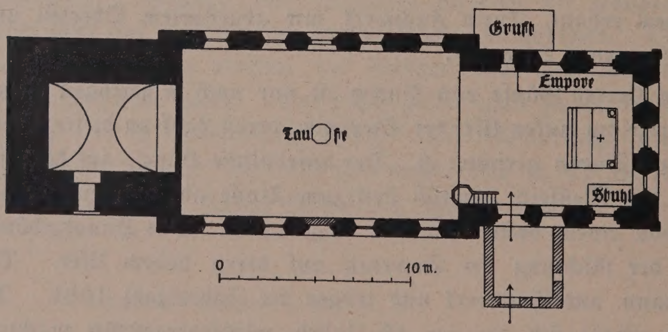


Abb. 254. Quitzow. Grundriß der Kirche.

Stattliche frühgotische **Kirche,** bestehend aus breitem Turmhaus, Schiff und Chor (Abb. 254).

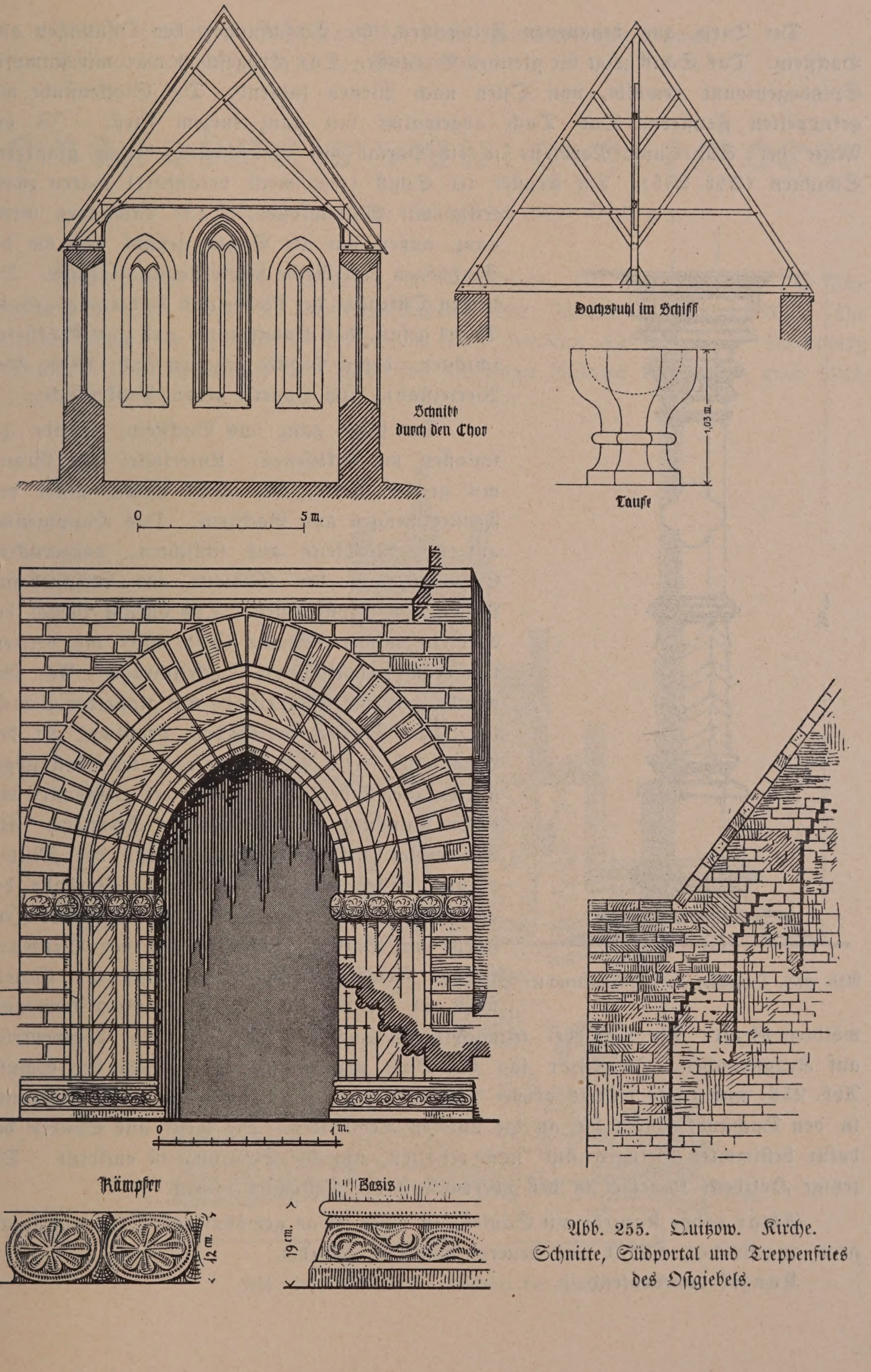


Abb. 255. Quitzow. Kirche.
Schnitte, Südportal und Treppenfries
des Ostgiebels.

Der Turm aus behauenen Feldsteinen, die Einfassungen der Öffnungen aus Backstein. Das Schiff zeigt die gleichen Baustoffe. Das Erdgeschoß war mit stumpfer Spitzbogentonne gewölbt, von Osten nach Westen laufend. Die Glockenstube mit gekuppelten Fenstern. Das Dach abgewalmt mit ganz kurzem First. In der Mitte der Süd- und Nordseite je ein Portal mit abwechselnd braun glasierten Schichten (Abb. 255). Die Fenster im Schiff (jetzt meist verändert) waren zweiteilig mit Mittelpfosten. Die Laibungen innen ganz, außen nur im Bogen geputzt und um die Spitzbögen eine Reihe Köpfe hochkant gestellt. Die beiden Ostfenster der Nord- und Südseite abgestuft. Sockel gefast, das Hauptgesims aus zwei Backsteinschichten, deren Profile gehauen sind (Kehle über Viertelstab). Im Innern gerade Balkendecke.

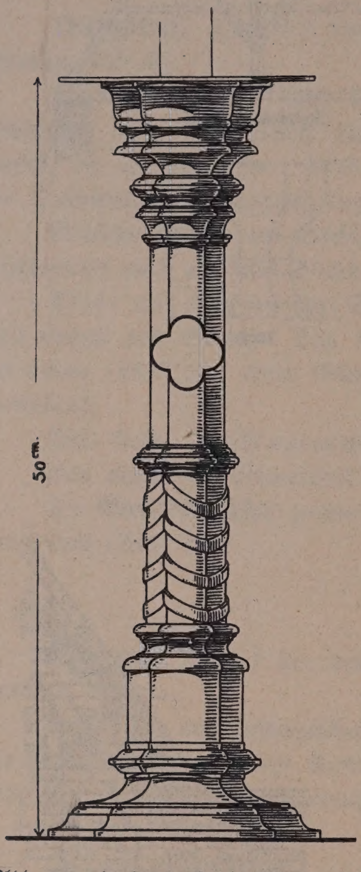


Abb. 256. Quitzow. Kirche, Altarleuchter.

Der Chor ganz aus Backstein, gerade geschlossen mit Ecklisenen. Untersockel aus Granit mit großer Kehle, der obere Sockel unter den Fensterschrägen aus Backstein. Das Hauptgesims auf der Nordseite aus schlichten, vorgerückten Schichten, auf der Südseite aus verschiedenen Resten von Profilsteinen. Das östliche Portal der Südseite in der Vorhalle (Abb. 255) mit verziertem Kämpferwulst und Sockelschräge. Am Gewände gedrehte Bündelstäbe mit glasierten Schichten. Die Fenster verschieden profiliert, an den Längsseiten teils mit Schmiege, teils mit abgestuften Gewänden. Das mittlere Ostfenster mit dickem Rundstab, die seitlichen mit Schmiege. Alle Chorfenster ursprünglich zweiteilig, der Mittelpfosten stellenweise erhalten. Die Vorhalle der Südseite aus Backstein, erst 1693 vorgebaut (Inschrift am Balken), schneidet mit der Westwand in das Gewändeprofil des Portals ein. Gegenüber auf der Nordseite die Spur einer tonnengewölbten Gruft. Am Ostgiebel entwickelt sich aus den Ecklisenen ein Treppenfries auf Kragsteinchen. Im Chor lag die Decke ursprünglich höher (siehe den Schnitt Abb. 255) und ragte mittels großer Längskehlen in Form einer Spiegelgewölbetonne in den Dachstuhl hinein bis an die unteren Kehlbalken. Die Reste und Spuren des dafür bestimmten Gefüges sind noch erhalten, nur die Schalung ist entfernt. Die jetzige Holzdecke schneidet in den oberen Teil der Ostfenster hinein.

Altar (ohne Kanzel) mit Säulen, in einer etwas gewöhnlichen Spätrenaissance, grau angestrichen, Ölbild aus neuerer Zeit (19. Jahrh.).

Kanzel unbedeutend.

Einfach gotischer Taufstein (Abb. 255), gemauert und geputzt.
Zwei zinnerne Altarleuchter (Abb. 256).

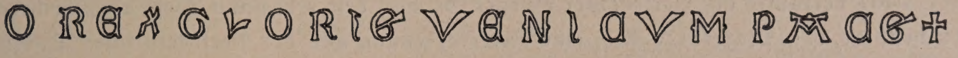


Abb. 257. Quitzow. Inschrift der großen Glocke.

Drei Glocken. Die große 1,10 m Durchm. mit der Inschrift: O Rex Glorie Veni Cum Pace in Unzialbuchstaben, ohne Jahreszahl (Abb. 257). Die mittlere trägt die Inschrift: 1591 hat mich Joachim Genderich in Havelberg gegossen. Die kleine mit der Inschrift: Christian Heintze von Berlin gosh mich 1728.

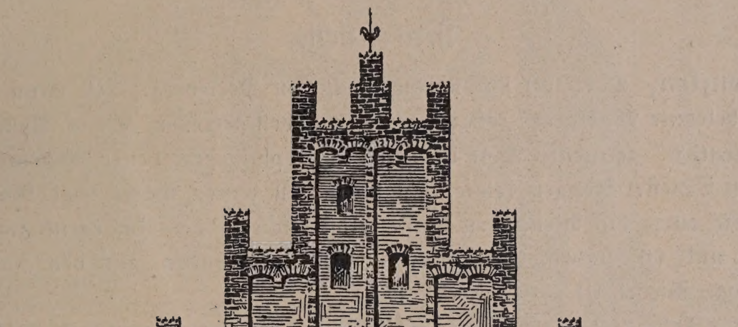


Abb. 258. Rambow. Ostgiebel der Kirche.

Rambow.

Rambow, Dorf 11 km südöstlich von Perleberg. 192 Einw., 697 ha. Dorfanlage in Hufeisenform.

1507 verkaufte der Perleberger Bürger Gleman dem Hermann Westval, „kercheren (Kirchenherr, d. h. Pfarrer) to R.“, eine Getreidehebung aus der Perlebergischen Dammmühle (vergl. Riedel, Codex XXV, 111).

Gotische **Feldsteinkirche** mit stattlichem Backsteingiebel im Osten (Abb. 258). Das Kirchdach war früher steiler (Spur am Giebel). 1874 wurde anstatt des früher getrennt stehenden hölzernen, ein Feldsteinturm errichtet.

Zwei Glocken. Die große 0,75 m Durchm., ohne Inschrift. Die kleine 0,64 m Durchm., von 1704.

Reckenzien.

Reckenzien, Dorf 20 km nordwestlich von Perleberg. 342 Einw., 834 ha.

1482 belehnte Markgraf Johann seinen „lieben getreuen“ Hans Wenckstern mit dem „to Rakentzin“ gelegenen Hofe des Hinrick Sophie, von dessen dreieinhalb Hufen alljährlich 30 Scheffel Roggen sowie Pflugdienste zu leisten waren (vgl. Riedel, Codex III, 488); wie eifrig die Wenckstern in R. selbst sowie in der Umgegend ihren Lehnsbesitz im 15. und 16. Jahrh. vermehrten, erweisen Urkunden aus den Jahren 1491 und 1527 (vgl. Riedel III, 504; XXV, 157).

Kirche (Abb. 259). Gotischer Feldsteinbau mit quadratischem, eingezogenem Chor und getrennt stehendem geböschtem Fachwerkturm mit achteckigem, spitzem Helm. Schiff und Chor mit Giebeln, die in einfachen Backsteinaufsätzen endigen. Triumphbogen spitz, Fenster und Türen im Spitzbogen geschlossen mit Schmiege innen und außen und von weißen Putzstreifen umrahmt, zum Teil mit Kreuzen an den Spitzen und Kreisen am Kämpfer verziert (1857?). An der Südseite des Chores kleine Freitreppe zur Empore. Im Nordosten dicker Strebepfeiler. Decke gerade mit sichtbaren Balken. Abb. 260 gibt das Innere der Kirche. 1804 wurde das Pflaster hinter der Eingangstür im Süden erneuert. Am Chorfenster die Jahreszahl 1857. In der Wetterfahne die Inschrift: 1861 B. v. W.

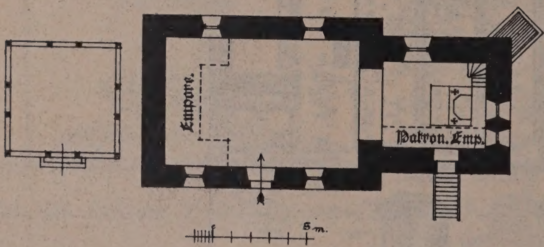


Abb. 259. Reckenzien. Grundriß der Kirche.

Altar und Kanzel vereinigt, barock, mit zwei Säulen, die Verzierungen an den Seiten handwerklich geschnitzt, in Naturfarbe. Am Aufsatz befinden sich zwei gotische Figuren, die anscheinend aus einem alten Schreinaltar stammen.

Abb. 260. Reckenzien. Inneres der Kirche.

Empore an der Westseite mit Eckpfosten in einfachen gotischen Formen. Die Brüstungsbretter mit verschiedenen spätgotischen Mustern bemalt, die stellenweise nur noch schwer zu erkennen sind; Farben anscheinend schwarz, weiß, grün und rot (Abb. 261).

Die Gestühlwangen (Abb. 262) endigen in Kreisformen, ihr unterer Teil zeigt ein einfaches, schwarzes Schablonenmuster auf dem Naturgrunde des Holzes, weiter oben aber sind sie auf Kreidegrund mit saftigen Farben bemalt gewesen, wovon noch mehrfach Reste erhalten. Die aus Blattformen und Blumen bestehende Zeichnung der rechteckigen, unteren Füllungen ist leider nicht mehr vollständig festzustellen.

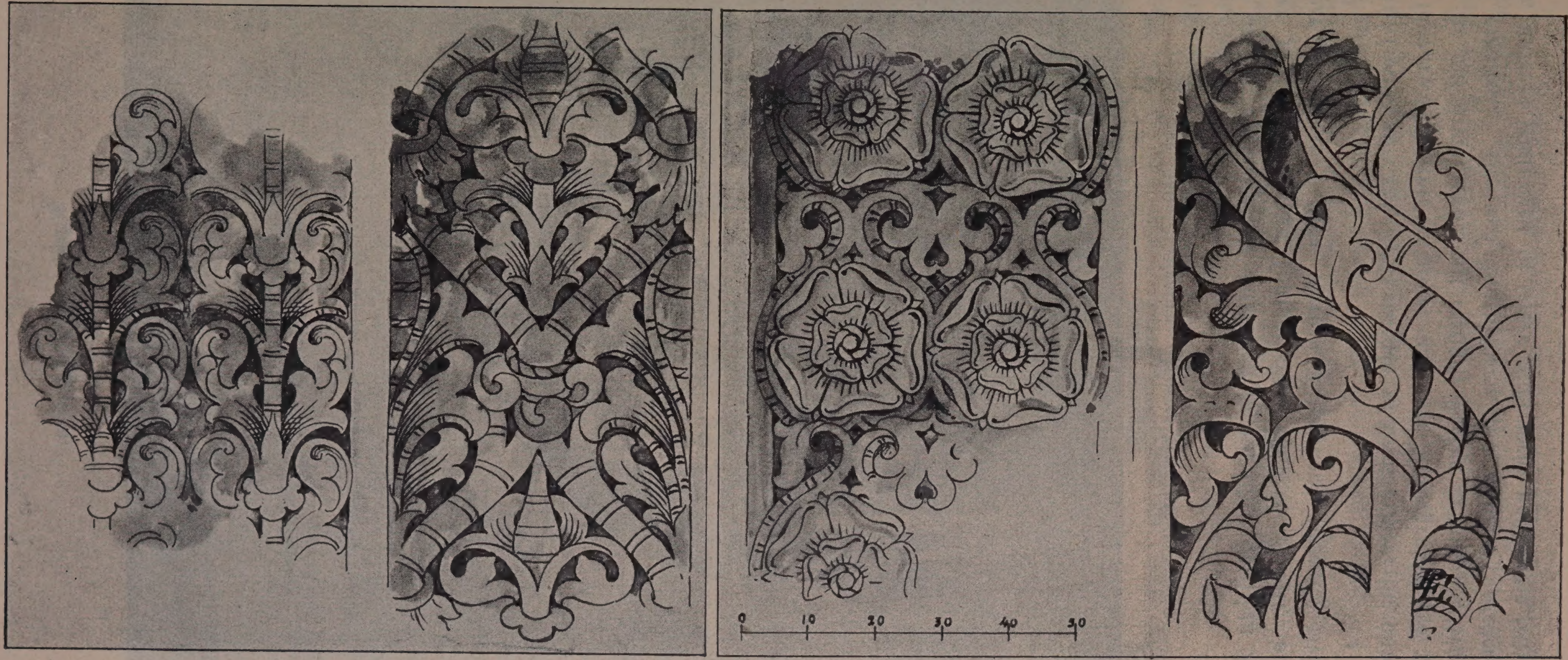


Abb. 261. Neckenzien. Kirche, gemalte Muster an der Emporenbrüstung.

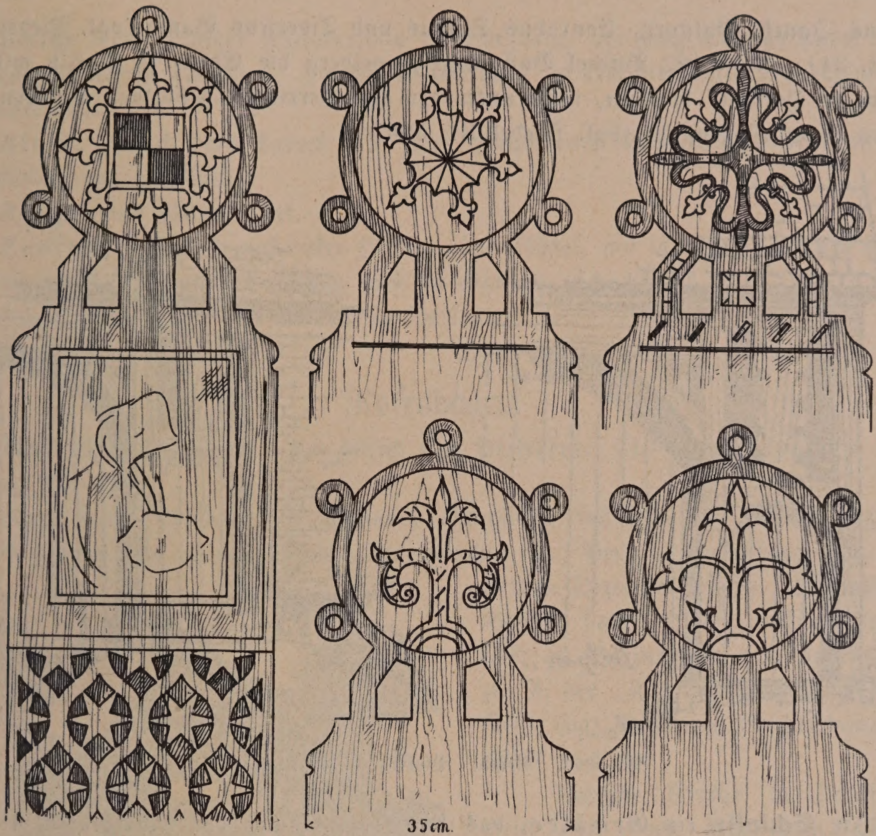


Abb. 262. Reckenzien. Kirche, bemalte Gestühlwangen.

Kleine Glasmalerei an der südlichen Emporentür: ein Apfelbaum mit Inschrift: Joh. Heinr. Holzäpfel.

Auf dem Dachboden befinden sich noch einige Figuren, sowie eine hölzerne Büste und ein Taufengel.

Von den beiden vorhandenen Glocken hat die große etwa 80 cm Durchm., gedrehte Schnüre und einzelne sinnlose Kleinbuchstaben am Halse. Am langen Felde ein Buchstabe e, statt Punkt quer über ein i gelegt — vielleicht das Gießerzeichen.

Retzin.

Retzin, Dorf ohne Kirche, 10 km nordöstlich von Perleberg. 156 Einw., Landgem. 204, Gutsbez., 271 ha. Kleiner Rundling.

1367 schenkte Markgraf Otto der Finne zur Stiftung eines Altars in der Pfarrkirche zu Pritzwalk einige Abgaben und Hufen im Dorfe Groß-Retzin, „in villa majori Retzin"; als abgabenpflichtig werden bezeichnet Martinus Senior, Bernardus

Bansus, Janeke Gulstorp, Conradus Slavus und Tidericus Banse (vgl. Riedel, Codex II, 31). Als 1492 Bischof Busso von Havelberg die Edlen zu Putlitz mit dem „Lande to Poetlest“ belehnte, wird unter den zur Herrschaft gehörigen Dörfern auch „lutken Rettzin“ genannt (vgl. Riedel III, 506).

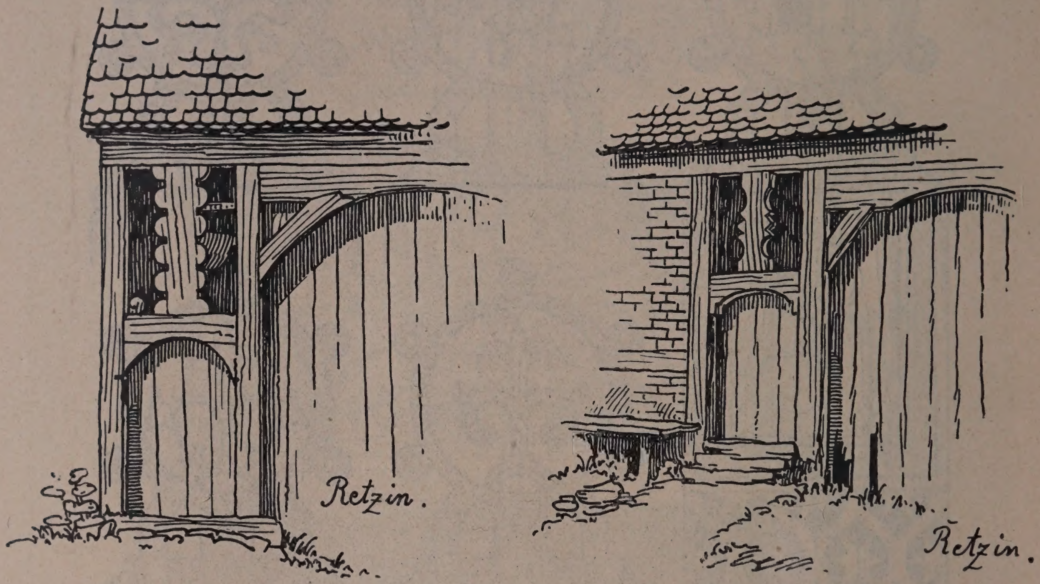


Abb. 263. Retzin. Pforten an Torhäusern.

Im **Schlosse** ein Gemälde, das die Erbhuldigung des Markgrafen Albrecht Achilles darstellt. Der Markgraf vorn kniend, hinter ihm der Graf v. Lindow mit dem Kurhute und ein Putlitz mit dem Kurschwerte (nach Angabe des Freiherrn v. Putlitz-Barskewitz in dem Fragebogen).

Mehrere **Torhäuser** (Abb. 263).

Eine Laube von Holz vor einem der Bauernhäuser (wohl das frühere Gasthaus), bis gegen 1900 noch mit Stroh gedeckt.

Roddan.

Roddan, Dorf 6 km südöstlich von Wilsnack. 232 Einw., 1384 ha. Rundling.

1478 verkaufte Hans v. Quitzow zu Stavenow dem Perleberger Bürger Cord Sielemann „in deme Dorpe to Rodane“ drei Höfe, die von Hans Goreke, Bertelt Goreke und der Witwe Fresse bewohnt wurden (vgl. Riedel, Codex II, 228). Das zu Beginn des 16. Jahrh. als wüst bezeichnete Dorf wurde bald von denen von Kröcher wieder aufgebaut (vgl. Geschichte des Geschlechts von K., II, 6). Nach der Ritterschaftsrolle von 1666 hatte „Hans Jürgen von Kröchern in der Roddahn“ dem Markgrafen mit 1/8 Pferd zu dienen bezw. fünf Taler zu zahlen (vgl. v. Eickstedt, Beiträge S. 348).

Kirche sehr einfacher Fachwerkbau in Saalform, der ganz niedrige Turm ebenfalls aus schlichtem Fachwerk. In der Wetterfahne an dem vierkantigen Giebelpfosten die Jahreszahl 1705.

Altar, einfach derb barock mit zwei gewundenen Säulen und Christus mit Siegesfahne auf der Spitze.

Kanzel von gleicher Art.

Taufengel stehend auf dicker Plinte, ohne Flügel, mit langem schwarzem Haar, hält das muschelförmige Taufbecken noch in Händen.

Glocke von 1739 von Heintze in Berlin.

Rosenhagen.

Rosenhagen, Dorf 4 km östlich von Perleberg. 210 Einw., Landgem. 598, Gutsbez. 223 ha.

Nach einer Urkunde des Bistums Havelberg saß Henning Wartenberg auf dem Rittersitze im Dorf (Geh. Staatsarchiv zu Berlin, Havelberg Nr. 35, vom 3. Dezember 1459). Die adligen Besitzer haben später vielfach gewechselt; zu Beginn des 19. Jahrh. war zu R. der „Kapitän" von Lüderitz ansässig (vgl. Bratring, Beschreibung der Mark I, 424).

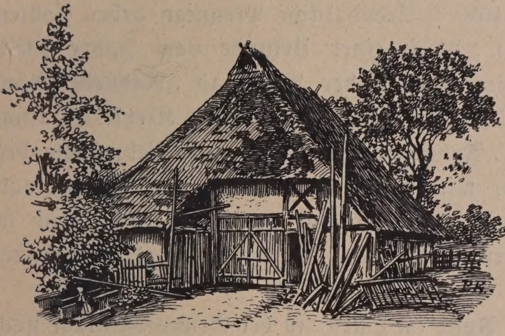
Gotische **Kirche** in Saalform, meist aus rohen Feldsteinen, Giebel Backstein mit einzelnen Blenden.

Bretterturm quadratisch mit hoher achteckiger Spitze.

Kleine Glasmalerei, Apostel Petrus (?) mit Inschrift: „Peter Blomendahl, 1651".

Grabstein des Hans Caspar von Platen, † 1727.

Die große Glocke 0,76 m Durchm., mit Inschrift: Anno 1476. o rex. glorie. xpe. veni. cum. pace in gotischen Kleinbuchstaben.



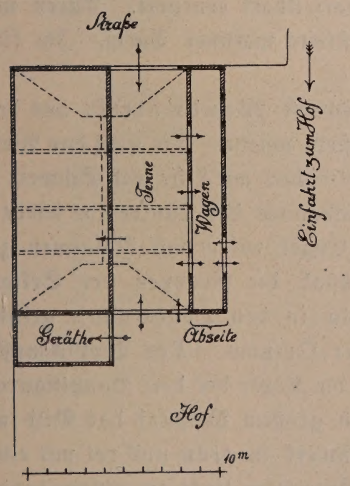


Abb. 264. Rosensdorf. Kleine Scheune an der Straße.

Rosensdorf.

Rosensdorf, Dorf 9 km westsüdwestlich von Lenzen. 144 Einw., 228 ha.

1491 verlieh Kurfürst Johann denen von Wenckstern das Gericht sowie 5¾ Wispel Hafer jährlicher Hebungen in „Rossenstorp“ (vgl. Riedel, Codex III, 504; XXV, 104).

Die **Bauernhäuser** zeigen die Form und Einrichtung der übrigen in der Lenzener Wische. Kleine Scheunen mit Abseite stehen hier häufig wie Torhäuser an der Straße mit Durchfahrt zum Hof, neben welcher indessen noch eine andere Einfahrt besteht (Abb. 264).

Rühstädt.

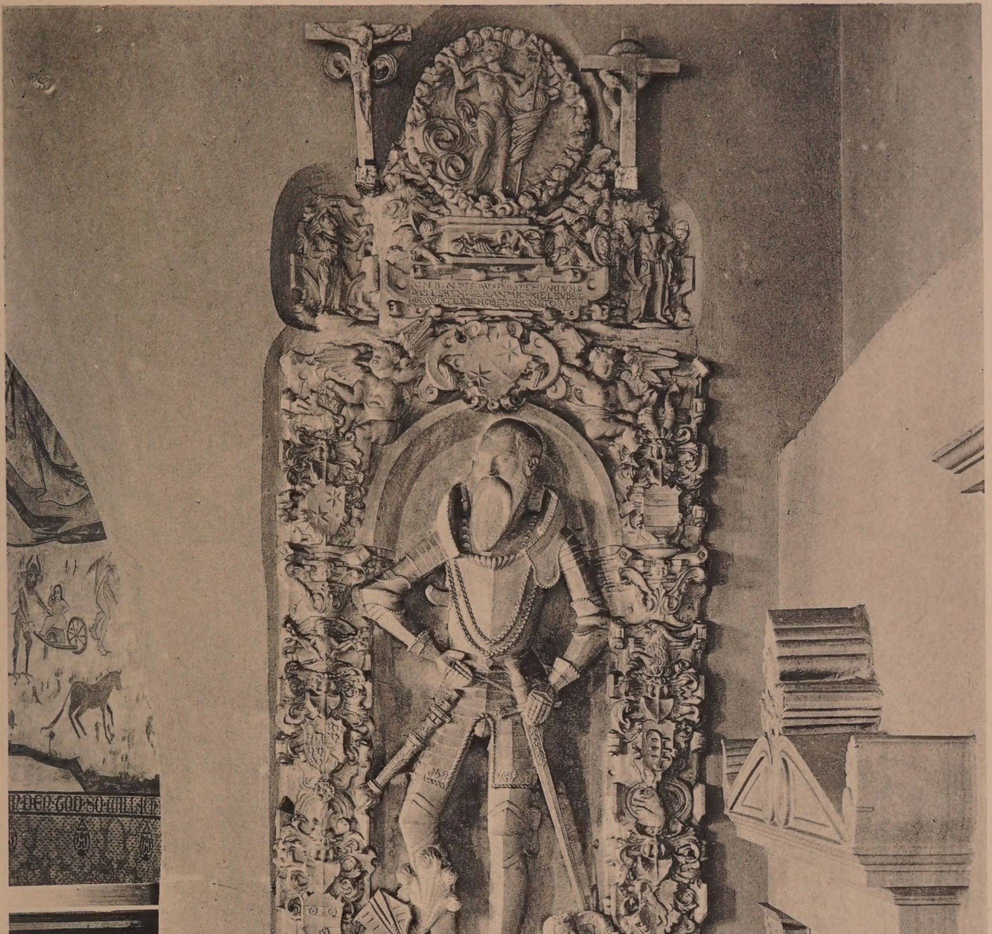
Rühstädt, Dorf und Rittergut 7 km südwestlich von Wilsnack. 464 Einw., Landgem. 589, Gutsbez. 544 ha.

In dem Vertrage, den die von Quitzow, die seit altersher vom Bischof mit dem Fährfloß zu „Rustede“ belehnt waren, im Jahre 1448 mit der Stadt Seehausen wegen einer gemeinschaftlichen Elbfähre abschlossen, wurde bestimmt, daß die Rühstädter dem Fährmann aus jedem Hause alljährlich 4 Stendalische Pfennige geben sollten (vgl. Riedel, Codex XXV, 337; III, 480). Nach einer Urkunde vom Jahre 1489 wurde das Patronat über einen Liebfrauenaltar in der Kirche zu „Ruhstede“ vom Kurfürsten Johann den Gebrüdern von Quitzow, zu Eldenburg und Kletzke ansässig, übertragen. 1525 hatten die Quitzow zu „Ruhstede“ und Kletzke als Lehnsleute des Bischofs von Havelberg ihrem Lehnsherrn mit insgesamt 5 Pferden zu dienen (vgl. Riedel XXV, 153). Im 18. Jahrh. kamen die bereits im 13. Jahrh. urkundlich in der Prignitz erwähnten v. Jagow in den Besitz des Rittergutes (vgl. Berghaus, Landbuch I, 667).

Kirche in Saalform mit halbrunder Apsis im Osten, in der Grundrißanlage noch mittelalterlich, im übrigen 1888 bis 1890 sehr unvorteilhaft erneuert. Türen und Fenster verändert. Material Backstein. An der Westseite massiver Turm. Im südlichen Anbau die Patronatsloge.

Die Kuppelfläche der Apsis bedeckt eine beachtenswerte Wandmalerei aus dem 15. Jahrh., die gegen 1890 von A. Olbers wiederhergestellt wurde. Sie stellt das Weltgericht dar: Christus auf dem Regenbogen sitzend als Weltrichter mit Lilie und Schwert zu Seiten des Hauptes. Links von ihm Maria, rechts Johannes der Täufer im härenen Gewande, beide auf felsigem Grunde. Schwebende Engel rufen mit Posaunen zur Auferstehung. Weiter nach außen in kleinerem Maßstab die Gruppen der Seligen (links) und der Verdammten (rechts), die von Teufeln in den Höllenrachen geführt werden. Darunter zwei Wappen, unter ihnen das der Quitzow. Das Teppichmuster am Sockel ist neu hinzugefügt, am meisten ergänzt sind die Köpfe der drei Hauptfiguren. Gegen den Triumphbogen schließt ein Wolkenmotiv in großem Maßstab das Bild ab. Die Bogenlaibung mit magerem spätgotischem Rankenwerk in grün und rot mit einer großen, stilistischen Blume über dem Kämpfer rechts. Gegenüber links an entsprechender Stelle ein Wappen (schwarzer Stier auf gelbem Grunde).

Rühstädt. Epitaph des Dietrich v. Quitzow († 1593).



Rühstädt. Epitaph des Dietrich v. Quitzow († 1569).

Rühstädt. Grabstein des Dietrich v. Quitzow († 1552).

In der Apsis links die Bildnis-Figur eines Fräulein von Quitzow nach Art eines Grabsteines.

Altargemälde, Jesus mit dem Zinsgroschen darstellend, ohne höheren Kunstwert.

Kanzel barock, nach vier Seiten des Sechsecks gestaltet.

Epitaph des 1593 in Legde erschlagenen Dietrich von Quitzow neben der Apsis links. Hervorragend schönes Werk der Hochrenaissance mit der Figur des Verstorbenen in Rüstung. Figuren und Säulen aus weißem Marmor, das übrige aus Sandstein. Am unteren Teil der Säulenschäfte in Relief die christlichen Haupttugenden. Im bekrönenden Aufsatz die Auferstehung. Die Ausbildung der Einzelheiten ist durchgehends reif, schwungvoll und künstlerisch hochstehend. Die Wappen waren heraldisch bemalt, das übrige nur mit wenig Grün und Gold. Meister unbekannt (Tafel 35).

Epitaph eines weiteren Dietrich von Quitzow († 1569) mit neun Wappen. Der Ritter in muldenförmiger Vertiefung stehend, in Plattenrüstung (Tafel 36).

Grabstein des Jürgen (? unleserlich) von Quitzow († 1527), Hauptmann der Prignitz, zeigt den Verstorbenen lebensgroß in Relief mit Plattenrüstung und Befehlshaber-Stab.

Grabstein eines Dietrich von Quitzow, gest. 1552 (Tafel 37).

Grabstein des Dietrich von Quitzow († 1569) in Plattenrüstung, mit Gemahlin. Frührenaissance.

Grabstein des Dietrich von Quitzow (1593 in Legde erschlagen), in Plattenrüstung mit Streithammer dargestellt. Schönes Werk.

Denkmal des Thomas Günther von Jagow († 1777) in klassizistischer Art, über einem Gebälk auf zwei toskanischen Säulen das Bild und Wappen des Verstorbenen.

Denkmal der Frau Bertha von der Schulenburg, geb. von Jagow († 1835): eine Mutter mit Kind in Relief aus weißem Marmor unter einem Baldachin aus grauem schlesischen Marmor, von Drake.

Marmorbrustbild des Otto Friedr. von Jagow († 1810), von Wichmann.

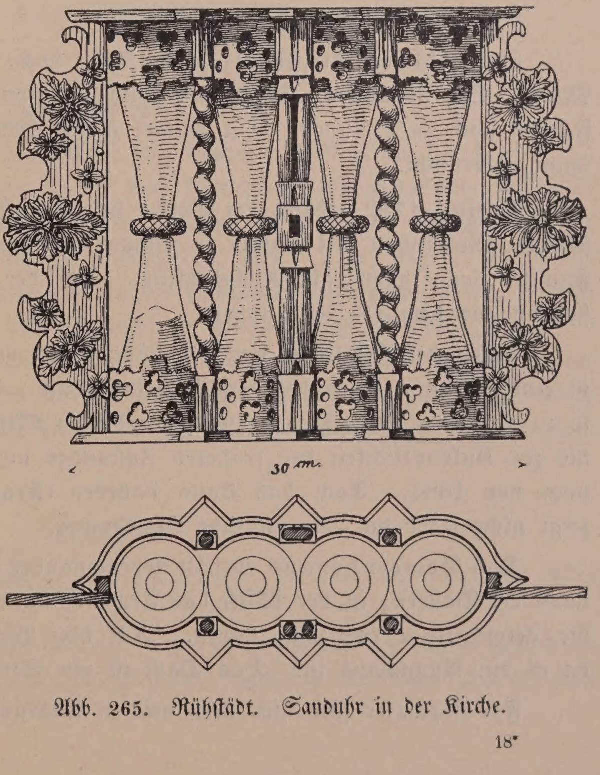


Abb. 265. Rühstädt. Sanduhr in der Kirche.

Marmorbrustbild des Thomas Achaz von Jagow († 1854), von Cauer.

Marmorbrustbild des Carl Georg Eduard von Jagow († 1888).

Taufstein (im Turm) in Form eines länglich runden Sandsteinpostamentes ohne Plinte.

Das dazugehörige Messingbecken am Rande mit einpunktiertem Blumenschmuck 18. Jahrhundert.

Silberne Oblatenbüchse mit getriebenem Spätrenaissance-Schmuck.

Vierteilige Sanduhr in teilweise vergoldetem Holzgestell mit Metallauflagen und durchbrochener Lederarbeit, 18. Jahrh., in der Patronatsloge (Abb. 265).

Glocken. Die große 1,04 m Durchm., Inschrift am Halse mit gotischen Kleinbuchstaben:

Anno . dom . m . 5h . u . 13 . jahr .
sanctus . martinus . bin . ick . genannt .
to . rustede . bin . ick . wol . bekannt .
dus . ions . wedwe . (dominus Joh. Wedwe)
mi . goten . hat .
gat . gewe . siner . seilen . rat .
ihs . maria . anna . wegen . gotslam .

Viele Buchstaben stehen schief. Am langen Felde zwei kleine erhabene Figuren in Umrahmung. Die mittlere ohne Inschrift. Die kleine 1751 von C. D. Heintze.

Auf dem Boden des Pfarrhauses:

Spätgotischer Flügelaltar 1,45 m hoch, 1,30 m breit mit der Krönung Mariä, St. Johannes, St. Georg und anderen Figuren. Die Bekrönung fehlt. Farben noch zu erkennen. Die Flügel außen bemalt (Verkündigung), schon einmal leicht übertüncht.

Schloß 1782 erbaut, im Besitze der Familie von Jagow, ein einfacher zweistöckiger Rokokobau mit Putten in einigen Fensterbrüstungen und dem Wappen der Familie von Jagow als Giebelaufsatz. Auf der Brücke einige zierende Sandsteinfiguren aus dem 18 Jahrhundert.

Unter den **Häusern** von Rühstädt treten mehrfach zweistöckige auf, besonders in einer Gruppe gegenüber dem Gemeindehause. Sie hatten wohl früher eine Diele, so z. B. Haus Aug. Dasse (nach mündlicher Mitteilung des Besitzers), sind aber jetzt bis zur Unkenntlichkeit des früheren Zustandes umgebaut. Der Giebel bei Dasse ist noch von 1684. Auch das Haus daneben (Frau Witte) mit seinen zwei Küchen zeigt nicht mehr die ursprüngliche Anordnung.

Das Gemeindehaus enthält nebeneinander drei Wohnungen: links das Hirtenhaus der Bauern; in der Mitte das Armenhaus; rechts das Hirtenhaus der Kossäten, die gesonderte Verwaltung haben. Alle drei Wohnungen haben Schwibbogenherde, da es ein Rauchhaus ist. Das Dach ist mit Stroh gedeckt.

Flechtzäune sind hier noch viel in Gebrauch.

Sagast.

Sagast, Dorf 6 km westnordwestlich von Putlitz. 306 Einw., Landgem. 592, Gutsbez. 564 ha. Rundling (Abb. 266).

In dem 31 Hufen zählenden Dorfe saßen um 1800 acht Ganzbauern und drei Kossäten (Bratring, Beschreibung der Mark I, 426).

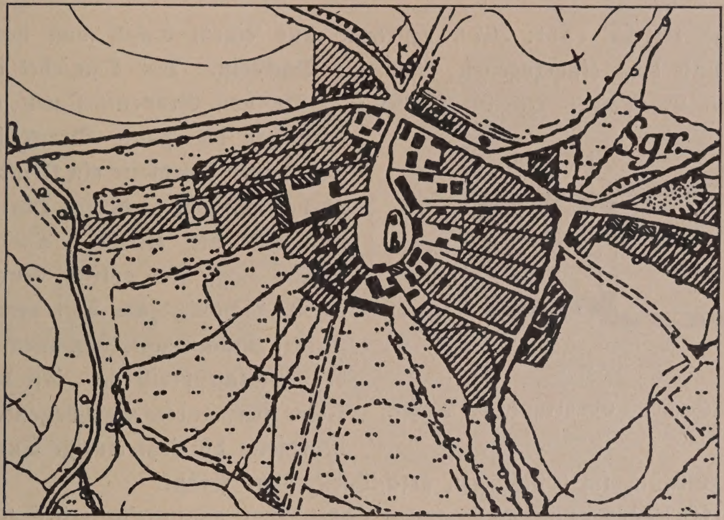


Abb. 266. Sagast. Dorfplan (1:10000).

Sargleben.

Sargleben, Dorf 16 km nordöstlich von Lenzen. 279 Einw., 711 ha.

1491 verlieh Kurfürst Johann denen von Wenckstern die Gerichtsbarkeit über „Sarkeleve", ferner Abgaben von je einem Wispel Hafer und Roggen, sowie auch das Schulzengericht (vgl. Riedel, Codex III, 504; XXV, 104). Als 1649 die Freiherren von Blumenthal in den Besitz des Schlosses Stavenow kamen, werden 6 Kossäten in S. als Untertanen des Schloßherrn genannt (vgl. Riedel II, 191).

Saalkirche aus rohen Feldsteinen, Fenster rundbogig. Turm von Brettern.

Gotischer Altar mit hölzernem Aufbau und nur noch acht bemalten Holzfiguren, etwa 30 cm hoch (Christus, Apostel und Heilige), liegt im Erdgeschoß des Turmes.

Schilde.

Schilde, Dorf 7 km südwestlich von Perleberg. 221 Einw., Landgem. 321, Gutsbez. 541 ha.

1339 überantwortete Markgraf Ludwig einem in der Kirche zu Lüben gestifteten Altar Hebungen aus dem Dorfe „tu dem Schilde", woselbst um diese Zeit die von

Retzdorf saßen (vgl. Riedel, Codex III, 373; XXV, 54). Im 15. Jahrh. wurde das altmärkische Geschlecht derer von Grävenitz zu Sch. ansässig, und als sich 1438 die Herzöge von Mecklenburg über Raubzüge des Prignitzschen Adels beschweren, wurden auch die „Grevenitze tom Schilde" unter den angeblichen Friedensbrechern genannt (vgl. Riedel B. IV, 172; III, 434). Zu Beginn des 19. Jahrh. zählte Sch. 222 Einw., darunter 14 Ganzbauern und 4 Kossäten (vgl. Bratring, Beschreibung der Mark I, 426).

Gotische **Kirche** (Abb. 267), bestehend aus einem Schiff von hammerrechten Feldsteinen und dem eingezogenen Chor aus Backstein. Der Ostgiebel des Schiffes ebenfalls aus Backstein. Die Gruft der Familie von Grävenitz-Quetz an der Ostseite hat die ganze Breite des Chores. Auf seiner Nordseite ein kleiner Fachwerkvorbau mit sehr niedrigen Türen von außen und von der Kirche. Die Fenster der Kirche meist noch gotisch, sehr schmal (15 cm im Lichten), zum Teil vergrößert oder je zwei zusammengezogen durch Wegbrechen des Zwischenpfeilers. An der Südseite kleine vermauerte Spitzbogentür. Auf der Nordseite die jetzt einzige Tür aus sauber bearbeitetem Granit, im Spitzbogen geschlossen, ohne Profil.

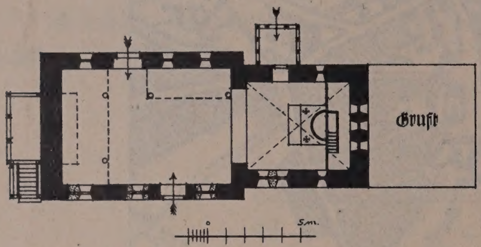


Abb. 267. Schilde. Grundriß in der Kirche.

Renaissance-Turm aus Fachwerk (Abb. 268), quadratisch mit Schiefer gedeckt, die achteckige Laterne mit geschweifter Haube. An einem Riegelholz in der Glockenstube die Jahreszahl 1723. An der Südseite des Turmes ein Treppenanbau. Die Decke des Schiffs gerade mit sichtbaren Balken, welche unterwärts bemalt waren. Der Triumphbogen ist im Halbkreis gewölbt. Der Chor hat ein spitzbogiges rippenloses Kreuzgewölbe. Der Dachstuhl ist leider unzugänglich.

Altarwand mit Kanzel, sehr derb barock, bunt bemalt. Wappen an den Säulenpostamenten: links kurzer Ast mit drei Blättern (von Grävenitz); rechts steigender Löwe (von Pentzen). Rechts und links vom Altar zwei Holzgittertüren mit Verdachung und aufgelegten Metallwappen. Vorn an der Kanzelbrüstung drei Apostelfiguren, grob geschnitzt und bemalt.

Einige Bankwangen mit Sprüchen in gotischer Kleinschrift, Palmetten, unbeholfen dargestellten Tieren, sowie auch Blumenvasen.

Zwei Glocken. Die große 1610 von Jacob Foltzke (Inschrift am Schlagring). Am langen Felde neben einer Golgathagruppe ein erhabenes Gießerzeichen. Die kleine 1730 von Joh. Christian Schultze in Berlin.

Schönfeld.

Schönfeld, Dorf 6 km nordwestlich von Perleberg. 185 Einw., 530 ha.

1312 verkaufte Markgraf Waldemar den Nonnen des Klosters Eldena neben verschiedenen Besitzungen im Lande Perleberg, in terra parleberghe, auch das Eigentum

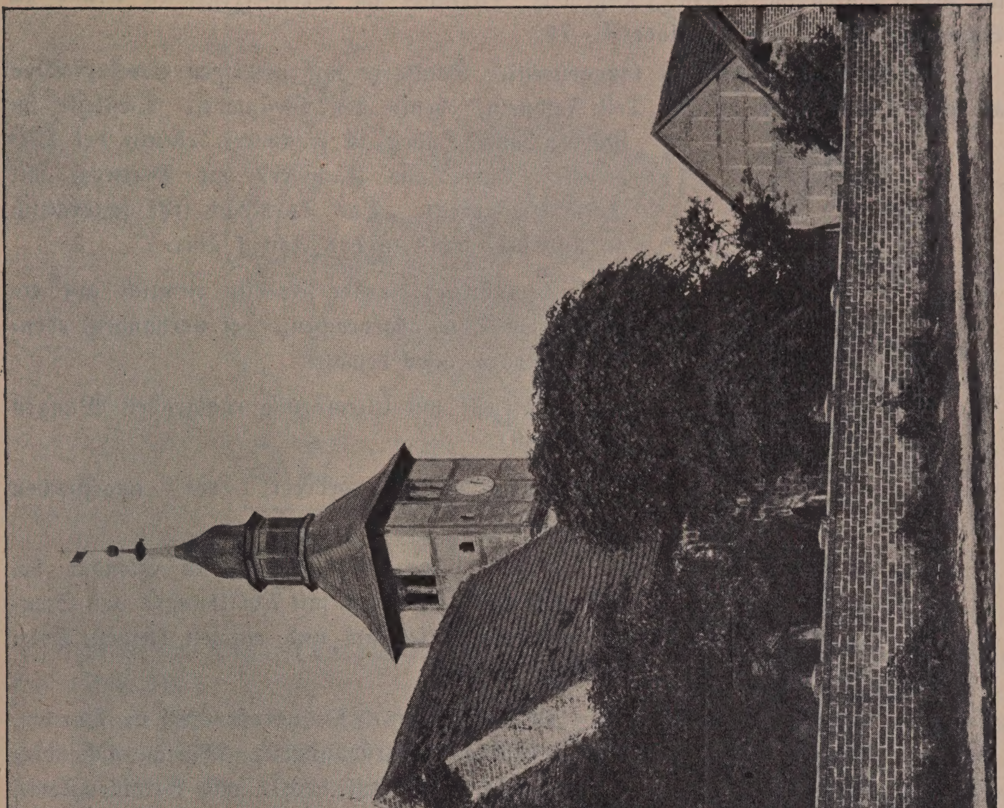


Abb. 268. Schilde. Kirche von Nordosten.

an ſieben Hufen im Dorfe „Sconevelte“ (Urkunde im Großherzoglichen Archiv zu Schwerin, abgedr. Riedel, Codex II, 79).

Kirche klein, niedrig in langgeſtreckter Saalform mit niedrigen Strebepfeilern an den Ecken. Der öſtliche Teil Feldſtein, ebenſo der Weſtgiebel. Weſtteile im Norden und Süden in Fachwerk, ebenſo der Oſtgiebel. Turm aus Fachwerk mit Brettern, mit Schindeln gedeckt. Das Turmdach ſetzt quadratiſch an und geht dann in das Achteck über.

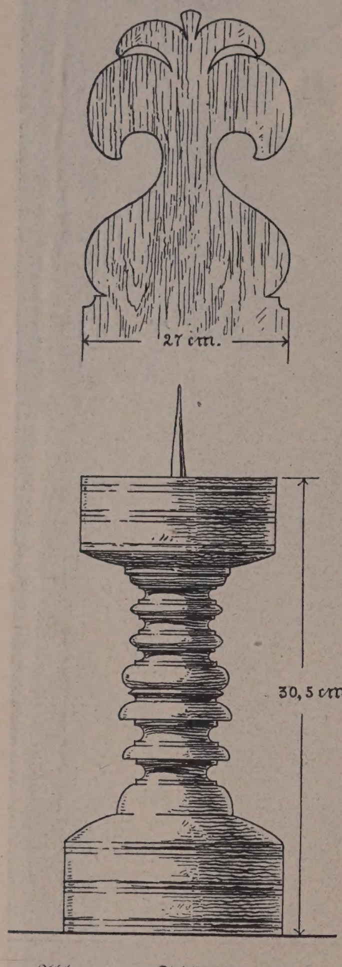


Abb. 269. Schönfeld. Kirche. Endigung der Bankwangen und Altarleuchter von Holz.

Taufengel, grobe Arbeit, ziemlich gut erhalten, ein Bein abgebrochen, aber vorhanden, ebenſo der Kranz, alles bemalt.

Geſtühl mit lilienförmig endigenden Wangen (Abb. 269).

Holzleuchter gedreht, rot angeſtrichen (Abb. 269).

Bibel von 1702, verlegt in Stendal bei Joh. Melch. Süſtermann, mit Abbildungen von Stendal auf dem Titelblatt und einigen kleinen Holzſchnitten im Text.

Zwei Glocken. Die große 0,86 m Durchm. mit erhabenen Darſtellungen: Maria auf dem Monde ſtehend (20 cm hoch), mit Strahlenglorie, Sternen und Kranz von Roſen, darin in Kreiſen die vier Evangeliſtenzeichen; Biſchofskopf mit Stab und Roſen. Inſchrift in ſchlanken, erhabenen gotiſchen Kleinbuchſtaben, 3 cm hoch: anno . dm . m ccccc XXV . maria . heit . ick . de . van . schanevelde . hebben . mi . laten . gheiten . m . peter . mi . fecit . ihs . Die Worte ſind durch kleine erhabene Lilien getrennt. Darunter ſchmaler Schmuckfries mit kleinen Löwenköpfen. Schrift und Fries oben und unten durch zierlichen Spitzenfries eingeſchloſſen.

Die kleine Glocke von 1874.

Schweinekofen.

Schweinekofen, Dorf 11 km weſtlich von Putlitz. 126 Einw., 366 ha. Beiſpiel eines Rundlings (Abb. 270).

Zu Beginn des 19. Jahrh. wohnten in dem 155 Einwohner zählenden Dorfe „Schweinekaven“ 14 Ganzbauern, 1 Büdner und 14 Einlieger; Gutsherren waren die von Winterfeldt zu Neuhauſen (vergl. Bratring, Beſchreibung der Mark I, 426).

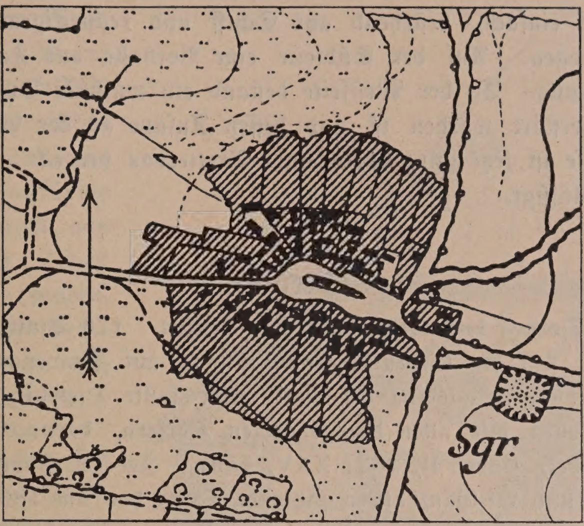


Abb. 270. Schweinekofen. Dorfplan (1:10000).

Seddin.

Seddin, Dorf 12 km nordöstlich von Perleberg. 278 Einw., 949 ha. Haufendorf (Abb. 271).

Einer Urkunde von 1352 zufolge war einst Ritter Johann Wardenberg in „Cedyn“ ansässig (vgl. Riedel, Codex I, 150). Um 1800 zählte „Zeddin“ 18 Ganzbauern und 9 Kossäten; Gutsherren waren die Edlen zu Putlitz (Bratring, Beschreibung der Mark I, 429).

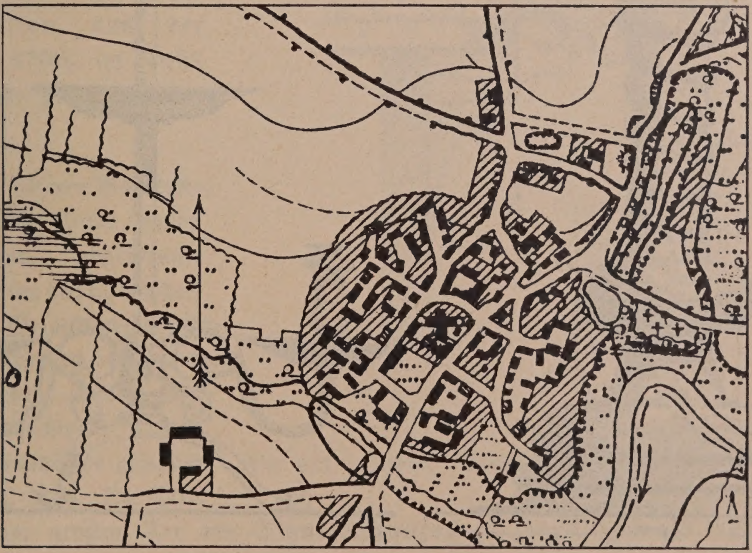


Abb. 271. Seddin. Dorfplan (1:10000).

Kirche sehr einfach, bestehend aus Schiff und rechteckigem Chor. Zwischen beiden ein Spitzbogen. Auf der Südseite eine Vorhalle aus Fachwerk mit roher Backsteinausmauerung. An der Westseite bestand ein massiver Turm aus Feldstein, der durch Blitz zerstört worden ist und dessen Ansätze an der Westfront noch vorhanden sind. Diese ist jetzt ganz durch einen Bretterbau verdeckt. Alles sehr schlicht, aber auch vernachlässigt.

Seedorf.

Seedorf, Dorf 3 km nordwestlich von Lenzen. 176 Einw., 359 ha.

1496 setzten sich die Gebrüder von Quitzow auf Stavenow und Eldenburg wegen ihrer Besitzungen auseinander, und zwar sollte Dietrich und seinen rechten Erben die Eldenburg mit allen dazugehörigen Dörfern, darunter auch „Seedorp", zufallen (vgl. Riedel, Codex II, 233; XXV, 459). Im 18. Jahrh. unterstand das zwei Lehnschulzen und 20 Ganzbauern zählende Dorf, das um 1800 222 Einwohner hatte, dem Domänenamt Eldenburg (Bratring, Beschreibung der Mark I, 428).

Barocke **Kirche** in Saalform aus Backstein, Turm aus behauenen Feldsteinen. Beide sind geputzt und stammen nebst Emporen von 1754 (Jahreszahl in der Wetterfahne).

Im Chor zwei herrschaftliche Stühle.

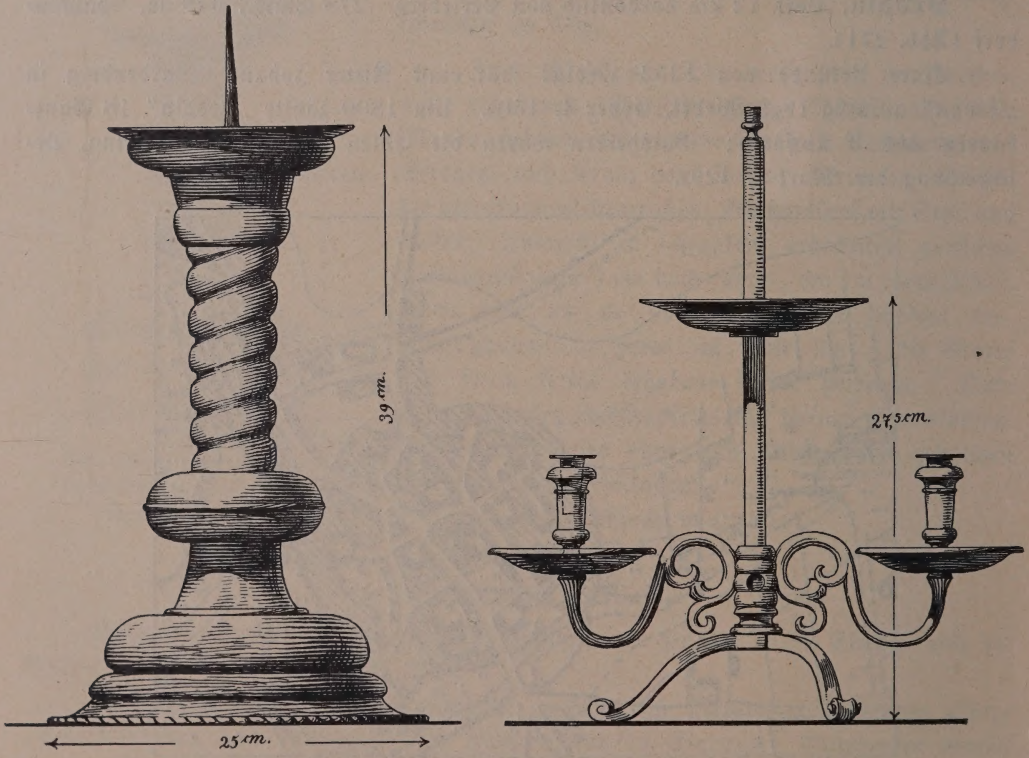


Abb. 272. Seedorf. Messingleuchter in der Kirche.

Zwei getriebene Messingleuchter, je 39 cm hoch, ohne Jahreszahl (Abb. 272). Ein gegossener Messingleuchter (Abb. 272) für drei Kerzen; als Ersatz für die mittelste dienten große, aus Holz nachgeahmte Kerzen mit Spiralfeder im Innern, die eine gewöhnliche kleine Kerze in dem Maße wie sie abbrannte, nachschob.

Zwei Glocken. Die große 1690 von H. A. Kramer in Soltquel (Salzwedel). Die kleine 1481 mit teilweise unverständlicher Inschrift am Halse in gotischen Kleinbuchstaben: o. ius . hgilh . here . sundedigen (?) . na . goddes . bord . 1481 . jare . o . hep . godd . unde . maria.

Zwei gußeiserne Ofenplatten aus der Zeit um 1700, im Besitz von Herrn Pastor Handtmann.

Die älteren **Bauernhäuser** des Ortes haben alle schon abgetrennte Küchen. Eine häufig wiederkehrende Besonderheit ist, daß die Enden der durch das Dielentor unterbrochenen Hausschwelle durch schräge Prellhölzer geschützt sind (Abb. 273). Die Mittelstütze am großen Tor des Schulzenhauses ist sorgfältiger als sonst gewöhnlich ausgebildet (Abb. 273).

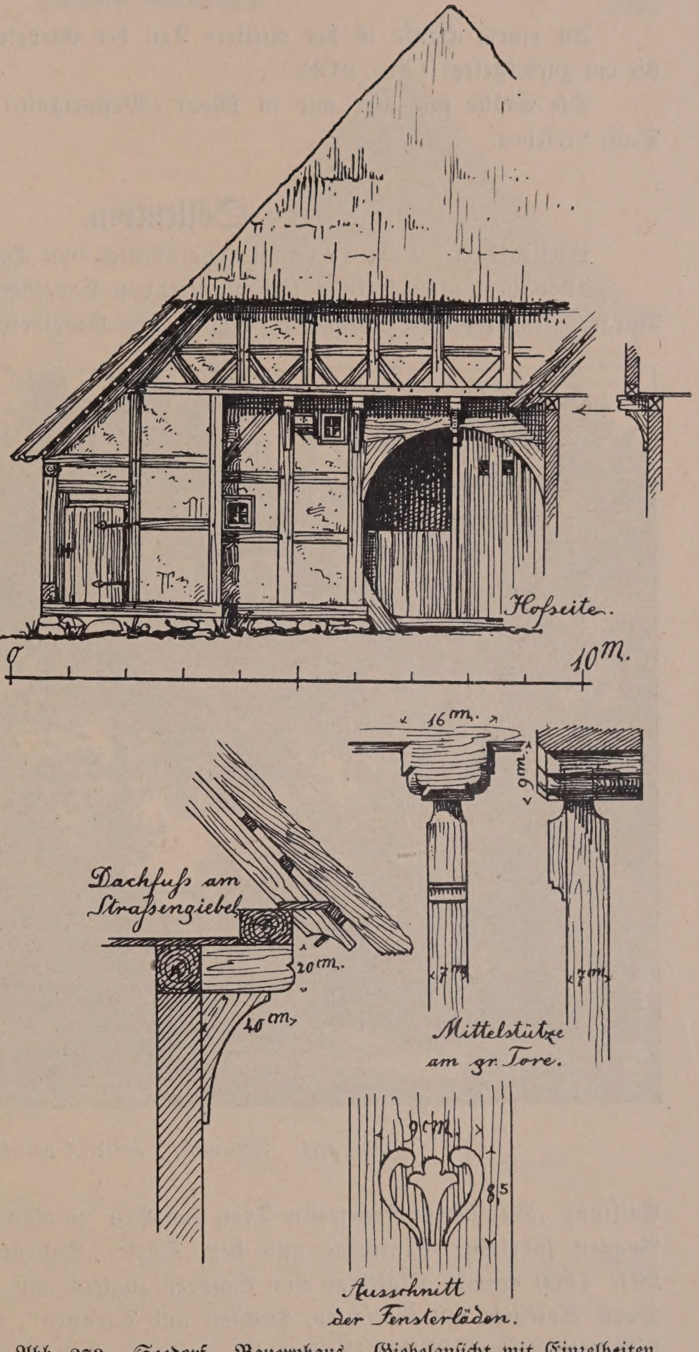


Abb. 273. Seedorf. Bauernhaus. Giebelansicht mit Einzelheiten.

An einem Hause ist der mittlere Teil der Giebelwand um das große Tor um 38 cm zurückgesetzt (Abb. 273).

Die Ställe sind hier wie in Moor (Westprignitz) mit einseitig überhängendem Dach versehen.

Söllenthin.

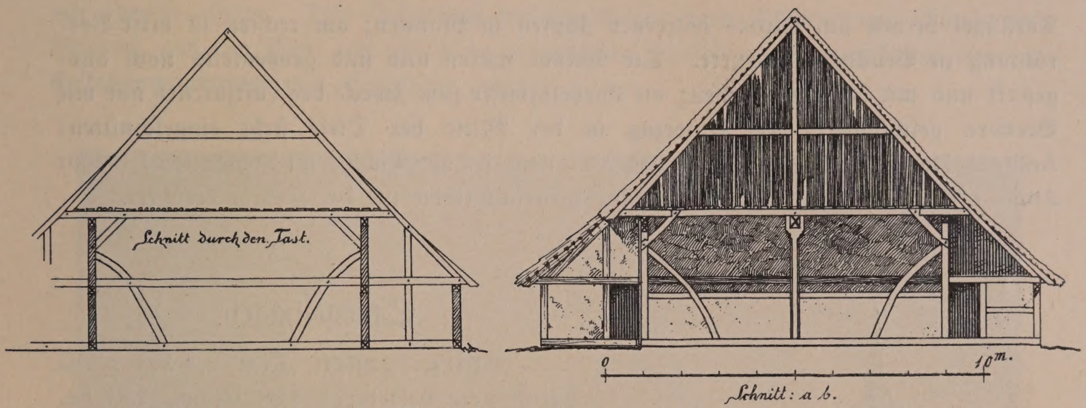
Söllenthin, Dorf 14 km nordnordöstlich von Havelberg. 245 Einw., 707 ha.

1346 verkauften Bischof und Kapitel von Havelberg der Witwe des Havelberger Bürgers Johann von Rathenow, die in der Havelberger Pfarrkirche eine geistliche

Abb. 274. Söllenthin. Friedhof und Kirche.

Stiftung „allen Verstorbenen zum Trost und Heil" zu machen beschlossen hatte, 2 Wispel Roggen jährlicher Einkünfte aus dem Dorfe „Sollentyn" (vergl. Riedel, Codex I, 29). 1560 erwarb Matthias von Saldern zugleich mit der Plattenburg „das gantze Dorff Solentin mit Gerichten, Pechten und Diensten", wie es zuvor dem Bischof gehört hatte (vergl. Riedel II, 112).

Gotische **Kirche** in Saalform aus gemischten Baustoffen. Die Kanten in Backstein, das übrige aus unbehauenen Feldsteinen. Auf dem breiten Zwickelverstrich sind Quaderfugen eingeritzt. Auf der Nordseite sind keine Fenster, die der Ostseite sind



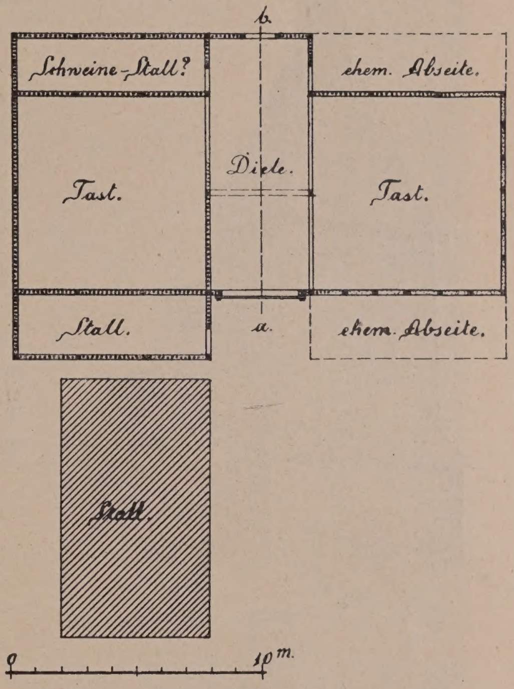


Abb. 275. Söllenthin. Scheune.

noch ſpitzbogig, die der Südſeite erweitert. Auf der Südſeite eine Spitzbogentür in Stichbogen-Niſche. Gerade verſchalte Decke. Der Turm von der Breite der Kirche hat ein Satteldach, die Schallöffnungen ſind gekuppelt unter Spitzbogenblenden (Abb. 274).

Gotiſcher Flügelaltar. Im Schrein eine figurenreiche Darſtellung, welche die Kreuzigung zum Hauptgegenſtande hat. Daneben im unteren Teile rechts ein bewegter Vorgang, einen Überfall durch Räuber darſtellend, der wohl zur Stiftung des Altars Anlaß gab. In den Flügeln Heilige unter Baldachinen. Die Bemalung nicht mehr urſprünglich.

Gotiſcher Kelch, Silber vergoldet, mit kleinem Kruzifix am Fuß als Weihzeichen. Der Knauf gebuckelt. Der ſpätere Becher geſchweift.

Drei Glocken. Die große 0,95 m Durchm. mit Inſchrift am Halſe in gotiſchen Kleinbuchſtaben: fulle bracht ys dyt yn der oct (Oktave) corporis xpe . anno dmn 1475. Die zweite und dritte ohne Inſchrift.

Friedhofsportal (Abb. 274) aus Backſtein mit Spitzbogentor und Zinnenkrönung.

Scheune auf dem Lübzowſchen Bauernhofe (Abb. 275). Das alte Wohnhaus iſt nicht mehr vorhanden. Die Scheune ſteht im Hinterteil des Hofes gleichlaufend zur Straße. Von den Abſeiten ſind nur noch die beiden links von der Diele erhalten; der einſtige Beſtand der beiden anderen iſt nur noch aus Zapfenlöchern zu erkennen. Die

Torflügel drehen sich mittels hölzerner Zapfen in Pfannen; am rechten ist diese Vorrichtung in Brusthöhe erneuert. Die Wände waren und sind großenteils noch ausgestakt und mit Lehm verstrichen; die Giebeldreiecke zum Zwecke des Luftzutritts nur mit Brettern geschlossen. Am Unterzug in der Mitte der Diele steht eingeschnitten: Andreas Hamel, Catharina Kuhirten, von dem ist sie widder im Stange (sic) bracht Anno 1701. Demnach ist die Scheune vielleicht schon im 16. Jahrh. errichtet.

Spiegelhagen.

Spiegelhagen, Dorf 2,5 km nordöstlich von Perleberg. 128 Einw., 730 ha.

1293 übertrug der Ritter Friedrich, genannt Wardenberch, dem Perleberger Bürger Dietrich Arns 2 Hufen in „Spighelhaghen“, mit denen das Schulzengericht, prefectura, verbunden war (vgl. Riedel, Codex I, 124).

Die **Kirche** ist ein moderner Backsteinbau von 1854.

Der Turm (Abb. 276) alt, Erdgeschoß Feldsteinmauerwerk, darüber Holzwerk mit Brettern, darin verschieden geformte Öffnungen (Abb. 276). Auf dem First des Walmdaches ein quadratischer Dachreiter

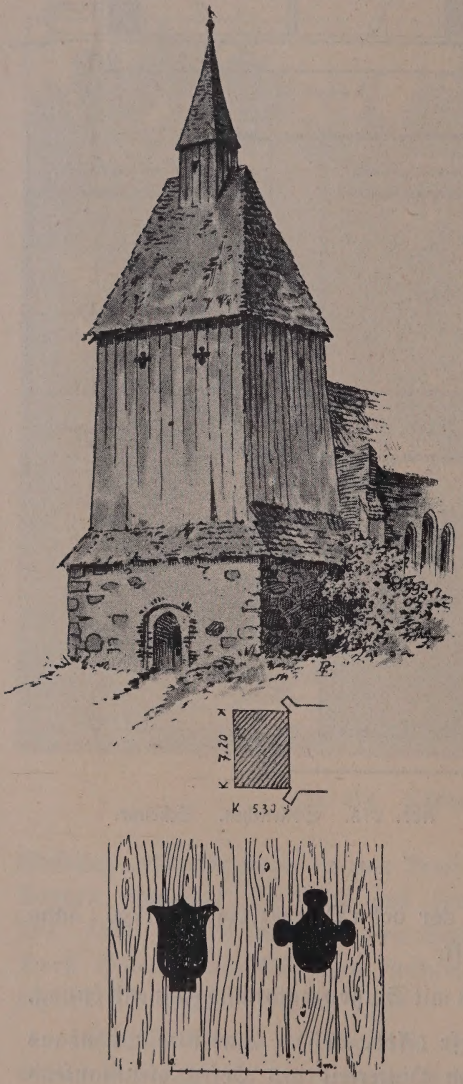


Abb. 276. Spiegelhagen. Turm der Kirche und Formen der Schallöffnungen.

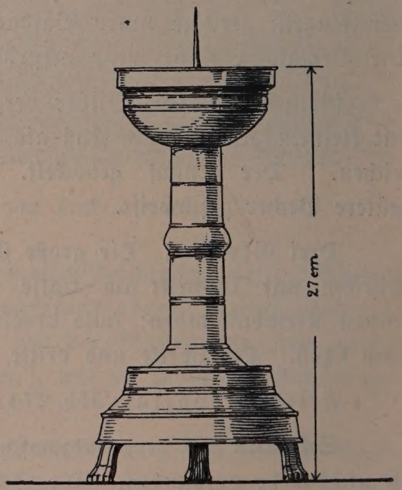


Abb. 277. Spiegelhagen. Altarleuchter in der Kirche.

mit spitzem Helm. Das Turmdach auf der Nord- und Ostseite mit Mönch und Nonnen, auf der Süd- und Westseite, ebenso der Dachreiter und der Absatz über dem Feldsteinmauerwerk mit Schindeln gedeckt.

Abb. 278. Spiegelhagen. Altarfiguren in der Kirche.

In dem neuen gotischen Altarschrein drei alte, gotische Figuren (Abb. 278), etwa 70 cm hoch: links St. Georg mit dem Drachen; in der Mitte Maria mit dem Kinde, in wagerechter Lage; rechts weibliche Heilige, gekrönt, in der Rechten den Kelch, in der Linken eine Kirche haltend. Alle drei bemalt und vergoldet..

Zwei Leuchter, Rotguß, je 0,27 m hoch (Abb. 277).

Zwei Glocken. Die größere 0,74 m Durchm., 1682 von Martin Heintze in Berlin. Die kleinere 0,62 m Durchm., ohne Inschrift.

Stavenow.

Stavenow, Rittergut 12 km nordwestlich von Perleberg. 333 Einw., 2524 ha.

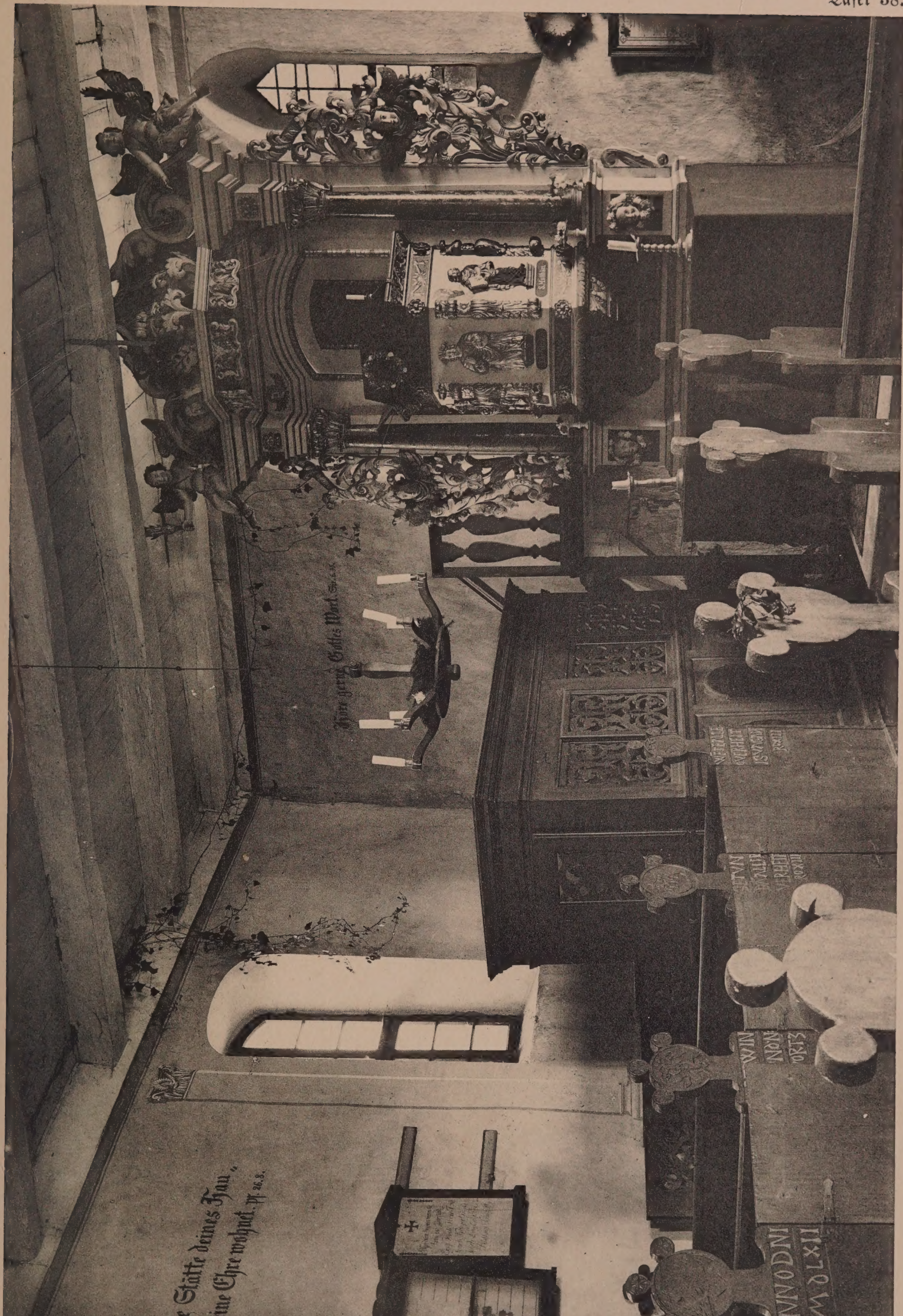
In einer Urkunde des Markgrafen Otto III. von 1252 für Lenzen wird ein Gerhard von Stavenow als Zeuge erwähnt (vgl. Riedel, Codex II, 185 f.). Noch mehrfach erscheinen Mitglieder dieser Familie im 13. und 14. Jahrh. in der Umgebung des Landesherrn. Die durch die Löcknitz und Sümpfe geschützte Burg, auf die auch die Grafen von Schwerin Anspruch erhoben, gehörte zu den ältesten Grenzfesten der Prignitz. 1345 belehnte Markgraf Ludwig die von St. mit dem „Hus to Stavenowe". In der Folgezeit wechselte die Burg mehrfach den Besitzer. Lange Jahre saßen hier die von Quitzow. 1496 teilten sie ihre Besitzungen derart, daß Cöne von Quitzow und seine rechten Erben Stavenow, „Glävesin, Prempselin, Karstede und Garlin" sowie die wüste Feldmark „Duvenholl" erhielten (vgl. Riedel XXV, 159). Lüttke von Quitzow, der seinem Hause 1533 den erblichen Besitz von „Sloß Stavenow" sicherte, gehörte zur Zeit der Reformation zu den angesehensten Männern der Prignitz (vergl. Riedel II, 200, 237). Nachdem die Quitzows während des dreißigjährigen Krieges in Vermögensverfall geraten waren, kam St. 1647 in den Besitz der von Blumenthal, an deren Stelle zu Beginn des 18. Jahrh. die von Kleist traten. 1819 verkaufte Graf Kleist von Nollendorf das Gut an den Staatsminister Grafen von Voß (vl. Berghaus, Landbuch I, 670).

Kirche, ein sehr schlichter, rechteckiger Putzbau mit eingezogenem, in zwei Seiten eines gleichschenkligen Dreiecks schließendem Chor und achteckigem Turm im Westen. Über der Stichbogentür an der Nordseite nebeneinander die Wappen der von Kleist und von Hacke, mit der Jahreszahl 1717, in welcher Zeit die ganze Kirche gebaut zu sein scheint. Die Decke glatt geputzt mit Kehle, auch im Chor. Die Fenster mit Stichbogen, im Westen kein Portal, auf der Südseite ein großer nüchterner Gruftanbau. Der Oberteil des Turmes aus neuerer Zeit in einer Art italienischer Renaissance.

Das Motiv des Altaraufbaus beruht auf einem bedauerlichen Mißgriff. Er stellt einen frei schwebenden, in Falten geordneten Stoffbehang aus Eichenholz dar, an den sich zwei Dreiviertelsäulen mit Gebälkstücken lehnen (!). Zwischen den Säulen hat der Behang eine Füllung mit umlaufendem Profil (!). Unter dieser sitzt die schwere, glatt gegliederte Kanzel.

Am Anfang des Chors rechts und links zwei barocke Herrschaftslogen.

Die Glocken vom Anfang des 18. Jahrhunderts.



Sückow. Inneres der Dorfkirche.

Strehlen.

Strehlen, Dorf 11 km nordnordwestlich von Perleberg. 188 Einw., 535 ha.

1344 verlieh Markgraf Ludwig dem Ritter Conrad von Winterveld die Anwartschaft auf Hebungen in „Strel“ (vgl. Riedel, Codex II, 282).

Kirche ein Erneuerungsbau von 1903.

Drei Figuren eines kleinen Flügelaltars, etwa 50 cm hoch, neu vergoldet und bemalt.

Einfacher gotischer Kelch, Silber vergoldet.

Eine alte runde Laterne mit drei Hornscheiben und gelochtem Kegeldach.

Sückow.

Sückow, Dorf 4 km westlich von Perleberg. 317 Einw., 899 ha.

1317 verkauften die von Wartenberg dem Perleberger Hospital zum heiligen Geist zwei Hufen im Dorfe S., in villa Sucow (Riedel, Codex I, 131). 1328 überließ der Knappe Otto Hunger dem Kloster Stepenitz das Patronat über die Kirche in „Sucowe“ zum ewigen Besitz (Urkunde im Stift, abgedr. Riedel I, 251).

Gotische **Kirche** (Abb. 279) des 14. Jahrh., in Saalform aus behauenen Feldsteinen, die Einfassungen der Öffnungen aus Backstein (Format 28 . 13 . 8,5 cm). Im Westen ein rechteckiger Turm aus behauenen Feldsteinen mit Backsteinkanten. Die Kirche ist älter als der Turm. Ihr Ostgiebel hat unten drei kleine Spitzbogenfenster, nahe der Spitze eine rechteckige Blende und seitlich davon zwei kreuzförmige Öffnungen. Die Giebelkante aus Backstein hat sieben Pfeileraufsätze mik schmalen Blenden. An den Längsseiten der Kirche sind westlich je ein Spitzbogenfenster und östlich je drei vergrößerte Fenster mit Korbbogen. An der Südseite zwei in Backstein einfach abgestufte Spitzbogentüren. Die ganze Nordseite des Kirchdaches ist mit Efeu bewachsen, auf der Giebelspitze ein Storchnest. Der Turm ist im Erdgeschoß mit einer von Norden nach Süden gelegten Rundbogentonne gewölbt und hat an der Westseite eine kleine Rundbogentür. Die Glockenstube hat zwei Paar gekuppelte Fenster in Spitzbogenblenden. Das hohe gewalmte Turmdach hat alten Dachstuhl (1546) und trägt einen ganz geschlossenen achteckigen Dachreiter mit spitzem Schindelhelm.

Altar mit Kanzel verbunden, barock, handwerksmäßig, seitlich zwei Säulen mit Gebälk. An der Kanzelbrüstung Figuren (Taf. 38).

Der Predigerstuhl mit durchbrochenen Füllungen, vergittert.

Das Gestühl von 1562 mit verzierten Wangen, Wappen von Prignitzer Adelsfamilien und verschiedenen Tieren in Flachschnitzerei.

Inschriften an der Empore in Holz geschnitten, in römischen Kapitalbuchstaben:

Joachim Herbrecht ist 28 Jahr Pharher gewesen. Dun de stole und dat Köhr Gebuwet. Is de Meister Clawes Bake, Heft es gemaket: Jurgen Tide. Clawes Smedt sine beide Gesellen Clemens Gaede 1562.

Abb. 279. Sückow. Kirche von Südosten.

Ao: Chri. 1648 den 15. Febr. ward die Spitz vom Turm durcn Werhörl: West-Sturm abgeworffen uf die Kirche. Ao 1651 aber wider gerichtet: auch Thurm und Kirche ausgebawet: Collatores waren die wohledle Joachim von Vielroggen: Wittwe Frau Ilsabe von Grevenitzen respect zu Kuhmink. Pfarrherr Andreas Vilitz Wusterhus Vorsteh. Hans Herde Hans Lindenberg 1655.

Einfacher Kronleuchter von Holz für sechs Kerzen.

Drei Glocken. Die große vom Jahre 1631. Inschriftlich die Namen der Gebrüder Vielrogge als Patrone und M. Jochim Ballowre MBKE (in römischer Großschrift). Die mittlere mit Inschrift: Anno dom. 1446. O rex Glorie xpe veni in pace (gotische Kleinschrift). Die kleine trägt in gotischen Kleinbuchstaben die Inschrift: Ave Maria gratie plena.

Das **Pfarrhaus** wurde 1730 neu gebaut.

Tacken.

Tacken, Dorf 7,5 km südlich von Putlitz. 271 Einw., 1014 ha.

1345 belehnte Markgraf Ludwig die Perleberger Bürgerfamilie Radolph mit Getreideabgaben aus dem Dorfe Tacken, das später, laut einem Lehnsbrief des Bischofs Busso von 1492 für die Edlen Gans, zum Lande „to Poetlest" gerechnet wurde (vgl. Riedel, Codex I, 145; III, 506).

Gotische **Saalkirche**, massiv, aus gemischtem Material, am Ostgiebel fünf Spitzbogenblenden, darunter zwei ebensolche Fenster. Die anderen Fenster im Korbbogen geschlossen. Turm unten aus unbehauenen Feldsteinen, oben Fachwerk mit kurzem vierkantigem Spitzdach.

Kanzel, einfach barock mit gewundenen Ecksäulchen.

Fünf kleine Holzfiguren aus gotischer Zeit, je 40 cm hoch: Christus, Petrus, Paulus, St. Catharina und St. Dyonisius.

Zwei Glocken, 1816 von G. Becker in Halle.

Toppel.

Toppel, Dorf 2,5 km nördlich von Havelberg. 182 Einw., 668 ha.

1469 vereignete das Havelberger Domkapitel dem Schulzen und allen Hüfnern seines Dorfes, „uhme dessulven Dorpes Beterung willen", das dritte Feld des Mühlenfeldes gegen die Verpflichtung, alljährlich

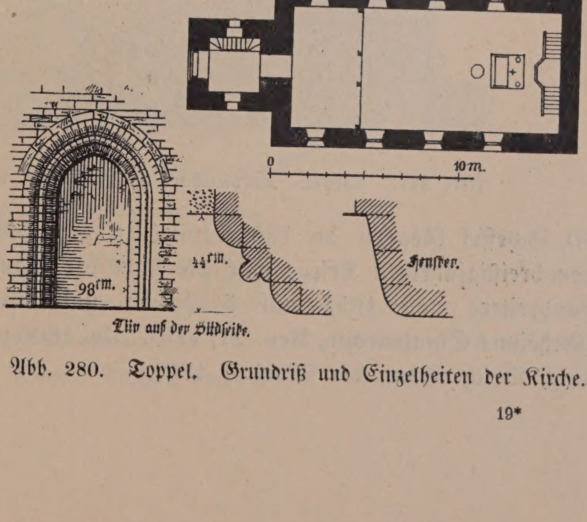


Abb. 280. Toppel. Grundriß und Einzelheiten der Kirche.

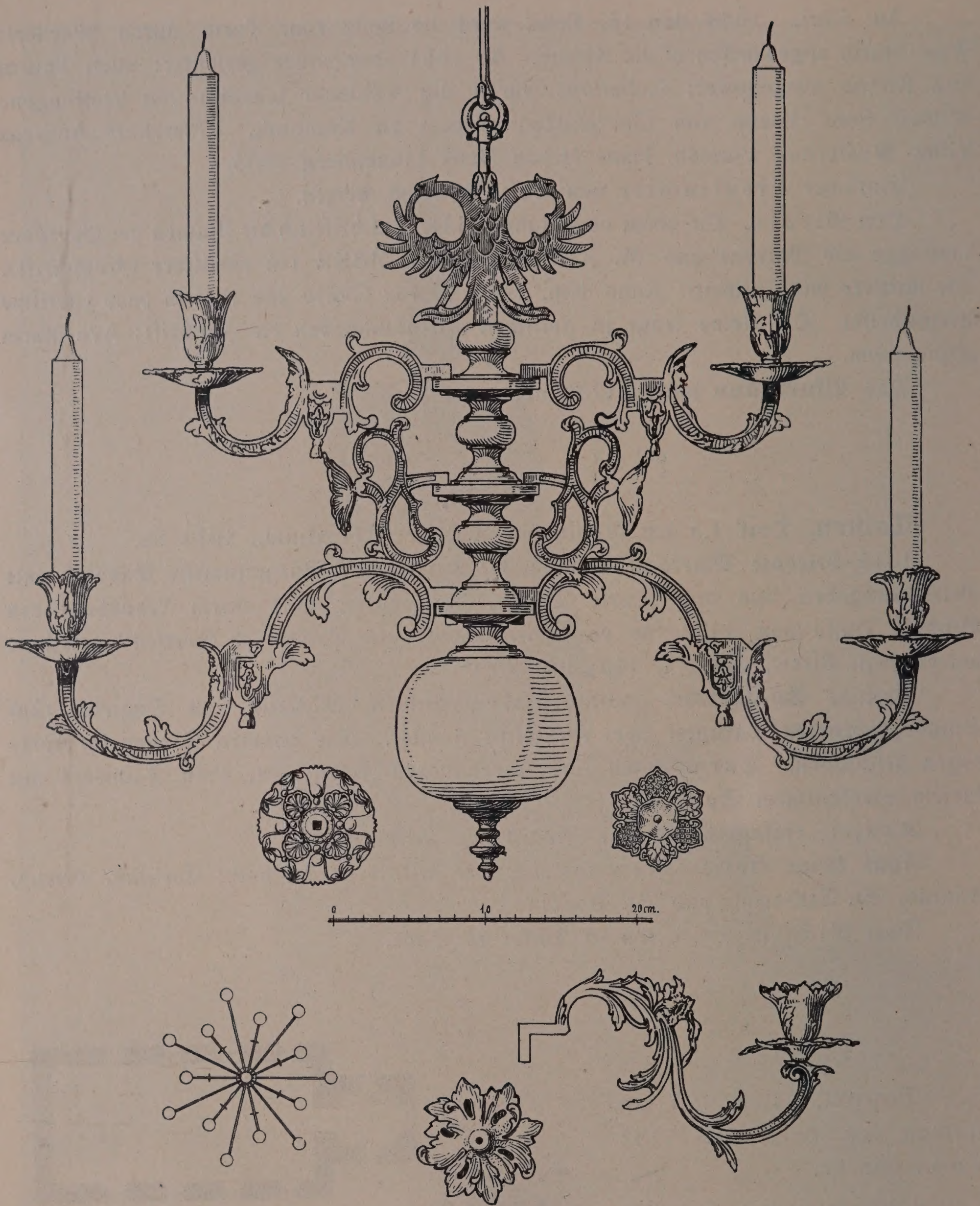


Abb. 281. Toppel. Kronleuchter in der Kirche, nebst einem späteren Ersatzarm.

70 Scheffel Roggen an das Kapitel zu geben (vgl. Riedel, Codex I, 46). Nach dem dreißigjährigen Kriege war die Zahl der Bauern laut Bericht des kurfürstlichen Landreiters von 1652 auf 5 Hüfner und einen Kossäten zusammengeschmolzen (Geheimes Staatsarchiv, Rep. 21, 113). Um 1800 zählte Toppel 145 Einwohner (Bratring, Beschreibung der Mark I, 488).

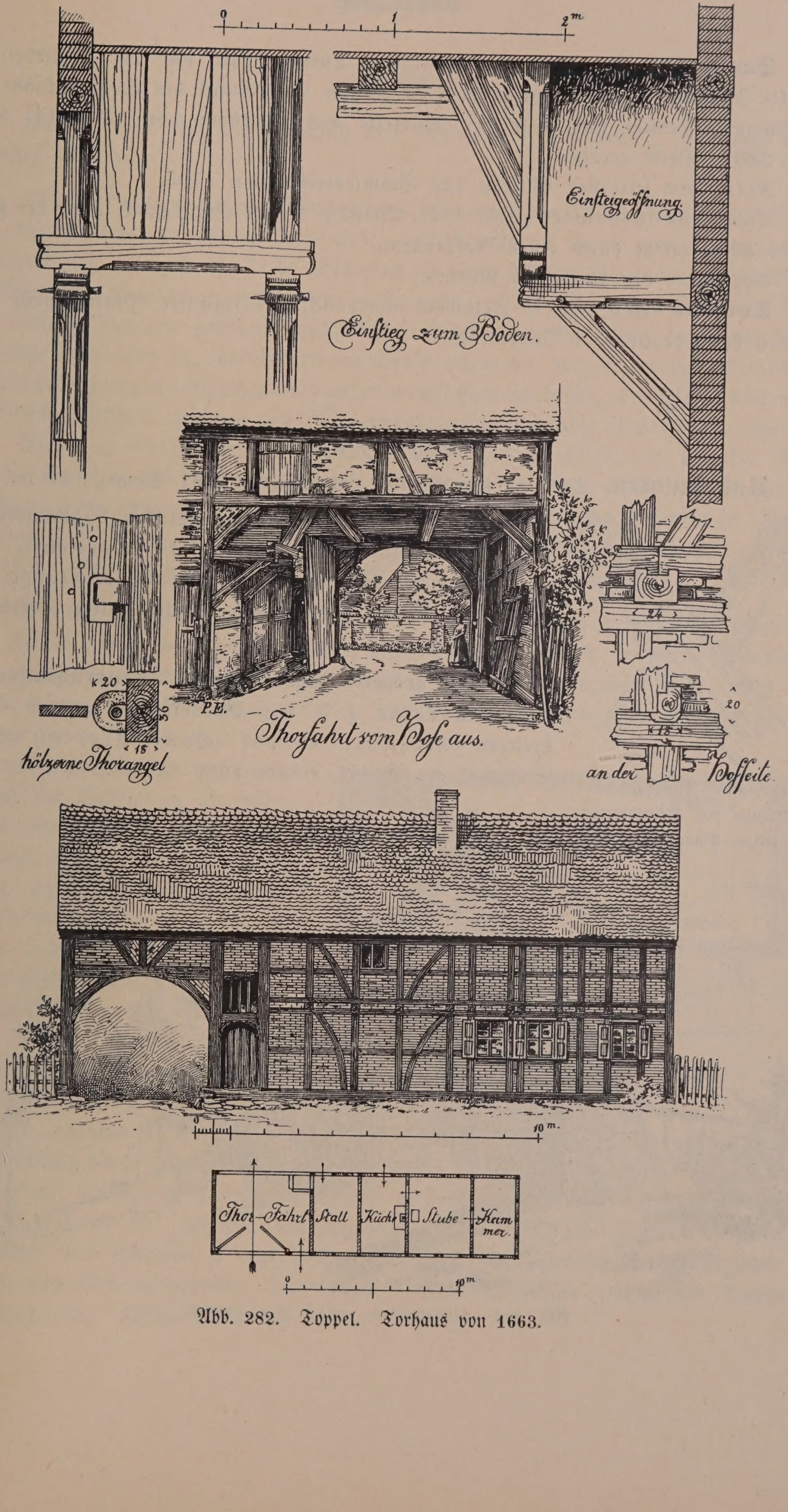


Abb. 282. Toppel. Torhaus von 1663.

Saalkirche (Abb. 280) mit westlichem Turm; dieser und der Ostgiebel aus dem 19. Jahrhundert. Das übrige im Kern gotisch. Das Schiff bis Sohlbankhöhe aus Bruchstein. Fenster und Tür der Südseite aus Backstein von 27,5 . 14 . 9 cm (Abb. 280). Decke gerade.

Altar mit seitlichen Gittern aus Schmiedeeisen von 1705.

Kleiner Kronleuchter (Abb. 281), Messing, reiches Spätbarock, einer der sieben oberen Arme ersetzt durch einen Rokokoarm.

Gegenüber der Kirche im Norden:

Torhaus (Abb. 282) in Fachwerk von 1663, mit Inschrift (Psalmenstelle nebst Namen der Erbauer und Jahreszahl).

Unbesandten.

Unbesandten, Dorf 11 km westlich von Lenzen. 167 Einw., 411 ha.

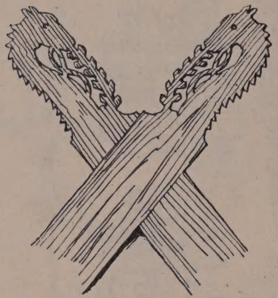


Abb. 283. Unbesandten. Endigung von Stirnbrettern an einem Bauernhausgiebel.

Nach dem Bericht des kurfürstlichen Landreiters von 1652 saßen zu „Unbosandete“ 14 Hauswirte, die, wie „Heinricus Lüttken, pastor ibidem“, bescheinigt, ausnahmslos weder Sohn noch Knecht hatten (Geheimes Staatsarchiv, Rep. 21, 113).

Eine größere Anzahl älterer **Bauernhäuser** des sächsischen Typus, z. T. mit Pferdeköpfen an den Stirnbrettern (Abb. 283). Beispiel: Haus Ebel mit offenem Fachwerk am Giebel, erbaut 1686 (Abb. 284).

Abb. 284. Unbesandten. Haus Ebel (1686).

Ünze.

Ünze, Dorf 6,5 km südöstlich von Perleberg. 389 Einw., Landgem. 1380, Gutsbez. 253 ha.

1349 verkauften die von Wardenberg, wie aus einer Eintragung in das Kopialbuch der Perleberger Pfarre hervorgeht, den Gebrüdern Buls zwei Hufen auf der Feldmark von „Untze", die beide alljährlich je einen Wispel Roggen und vier lübische Schilling an Abgaben zu entrichten hatten und zu den Höfen des Nikolaus Voght und Conrad Rambow gehörten (vgl. Riedel, Codex III, 380). 1358 nahm der Bauer Gerhardt Beermann zu „Untissa" ein im Dorfe gelegenes, zur Perleberger Vikarei gehörendes Koſſätengut nebst einer Hufe an; er verpflichtete sich dafür, von diesem „Kostergud" 14 Scheffel Gerste, 7 Hühner und 16 brandenburgische Pfennige alljährlich zu entrichten (vgl. Riedel I, 154). In der Urkunde vom 1. Juni 1407, in der die Ritter Stefan Kerselin und die von Lüderitz der Stadt Perleberg einen ewigen Frieden gelobten, wird unter den Vermittlern Gherd Wardenberghe, der Pfarrer zu „Untze", genannt (vgl. Riedel XXV, 54). Gutsherr war um 1800 der Leutnant v. Bröſicke (Bratring, Beschreibung der Mark I, 428).

Gotische **Kirche** (Abb. 285 und 286) aus wenig bearbeiteten Feldsteinen. Die Fenster meist barock umgeändert, mit Stichbogen und geputzten Schmiegen, einige an der Südseite noch mit Spitzbogen, reichten ehemals nach oben und unten weiter als die jetzigen, hatten statt der Schmiegen gerade Gewände, die Pfosten hatten Fasen und Verglasungsfalz. Die drei gotischen Fenster der Ostseite in Umrissen außen noch erkennbar. Drei Portale mit steifen, scharfen Spitzbögen und Backsteingewänden. Die Profile aus Rund- und Birnstäben gebildet. Das nördliche Portal jetzt vermauert, das südliche mit Sperrbalken zu verschließen, ohne Schloß. Das Glockenhaus setzt in der Breite der Kirche an. Sein Erdgeschoß besteht aus Feldstein, darüber an der Nord- und Südseite etwas eingezogen, aus Backstein, mit vielen Rüstlöchern. Die Glockenstube hat eine Spitzbogenarchitektur, so daß jeder Bogen zwei spitzbogige Fenster umschließt und rechts und links von je einer schlanken Blende begleitet ist. Solche Gruppen sind an der West- und Ostseite je zwei, an der Nord- und Südseite je eine. Das Turmdach ist abgewalmt, teilweise noch mit Mönch und Nonnen gedeckt. Darauf ein dünner sechseckiger geschieferter Dachreiter mit Spitzhelm. Wetterfahne von 1813.

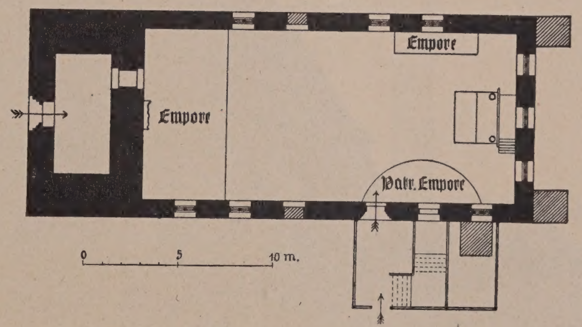


Abb. 285. Ünze. Grundriß der Kirche.

Abb. 286. Ünze. Kirche von Nordwesten.

An der Südseite ein späterer Fachwerkbau, der für das Südportal als Vorraum dient und die Emporentreppe einschließt. An der Ostseite der Kirche zwei spätere, an der Südseite ein einzelner geböschter Strebepfeiler.

Altar mit Kanzel, barock mit baldachinartigem Schalldeckel und Zackenbehang, 1753 von Peter Pankow aus Wittenberge (Inschrift auf der Rückseite).

Sakramentshäuschen aus Eichenholz (Abb. 287). Ursprüngliche Höhe etwa 3,20 m. Aus wenigen starken Holzklötzen (0,46 m im Quadrat) herausgearbeitet, nur drei wagerechte Fugen. Der Fuß aus zwei gekreuzten Hölzern bestehend, darauf ein Schaft, der aus Kreuzform ins Achteck übergeführt ist. Das Häuschen oben mit vier Eckfialen und dem Ansatz eines Mittelriesen (in Abb. 287 ergänzt).

Urwüchsiger eiserner Kirchenschlüssel von 0,35 m Länge am Westportal.

Drei Glocken. Die erste 1,08 m, die zweite 0,93 m Durchmesser. Beide aus neuerer Zeit, die Inschriften durch Taubenschmutz unleserlich. Die dritte Glocke 0,52 m Durchm., mit Inschrift am Hals aus gotischen Kleinbuchstaben: ave maria gracia plena.

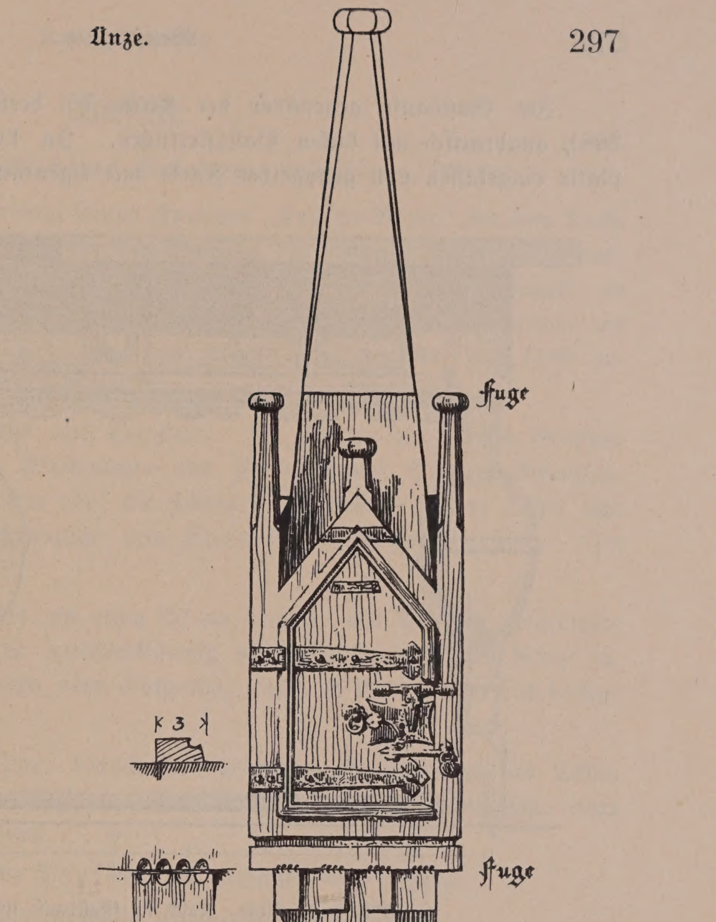


Abb. 287. Ünze. Sakramentshäuschen aus Holz (Spitze ergänzt).

Im Gasthause gegenüber der Kirche ein derber Renaissance-Tisch (Abb. 288), quadratisch mit dicken Ballusterfüßen. In die Tischplatte ist eine Marmorplatte eingelassen von graugelber Farbe mit eigentümlicher dunkelgrauer Aderung.

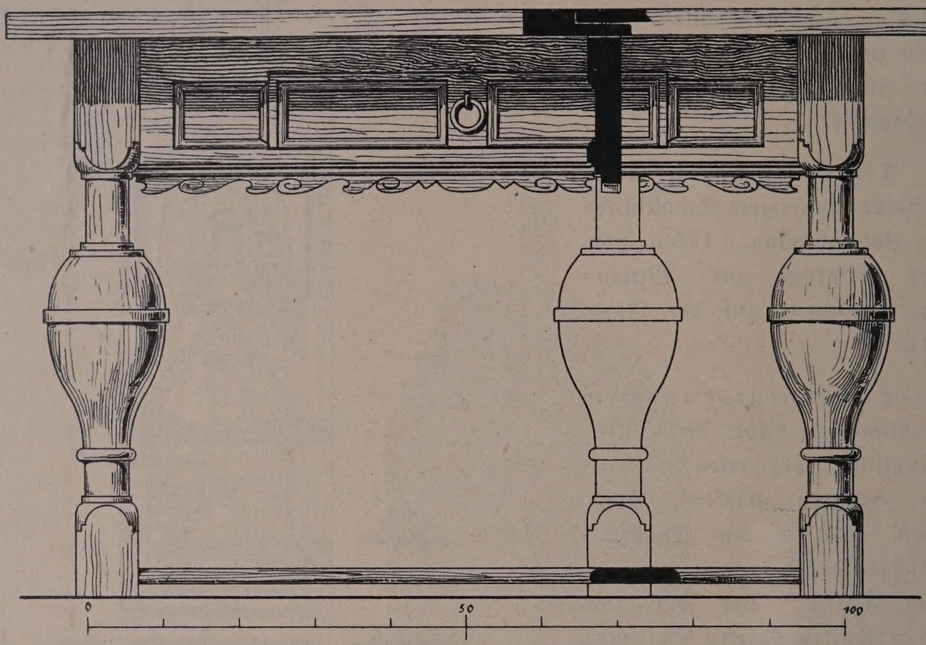


Abb. 288. Ünze. Tisch im Gasthause nördlich der Kirche.

Vahrnow.

Vahrnow, Rittergut 10 km südwestlich von Putlitz. 92 Einw., 513 ha.

1495 belehnt Kurfürst Johann seinen getreuen Heinrich Eichhorst mit der wüsten Feldmark „Wendischen-Warnow" und einem Hof im Dorf „Warnow, darauff itzund Schrotter want" (vgl. Riedel, Codex III, 508).

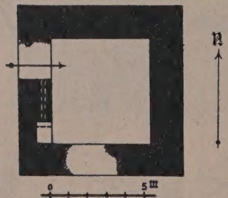


Abb. 289. Vahrnow. Sogenannte Kuhburg.

Die sog. **„Kuhburg"** im „Wüstenfeld" südlich von Vahrnow (Abb. 289), eine etwa 6 m hohe Ruine eines schlichten, fast geviertförmigen Feldsteinbaus. An der Westseite befindet sich eine Bresche, in welcher anscheinend einst der Eingang war (Sperrbalkenöffnung 20.20 cm), daneben in der Südwestecke eine mit Backstein gefütterte, im Stichbogen geschlossene Nische, deren Unterkante jetzt etwa 4 m über Erdboden liegt.

Viesecke.

Viesecke, Dorf 13 km südlich von Perleberg. 265 Einw., 710 ha.

1335 belehnte Markgraf Ludwig seinen Knappen „Fritscho Borre" mit dem Dorfe „Vysak" (vgl. Riedel, Codex III, 368); der Verpflichtung des dortigen Schäfers Dietrich, „Thidericus sceper", alljährlich Hühner von seinem Hofe zu geben, geschieht in einer Urkunde von 1343 Erwähnung (abgedr. Riedel I, 142). Über die Dienste des Schulzen Claus Peter zu „Vießiche", gibt das Kletzkesche Erbregister von 1560 genaue Auskunft (vgl. unter Kletzke).

Schlichte, ältere **Saalkirche** aus Feldstein. Im Westen ein breites Glockenhaus mit Satteldach, nur die Glockenstube aus Fachwerk mit Bretterverschalung, alles andere Feldstein. Das Innere roh; die sichtbare Balkendecke in der Mitte und an den Längswänden durch Unterzüge und Stiele mit Streben unterstützt. Im Westen eine Empore; Orgel fehlt.

Altar. Den Aufsatz bildet ein etwa 20 cm breiter, mit Blumen geschnitzter und bemalter Rahmen, der oben halbkreisförmig und mit Engelsköpfen besetzt ist. Darin zwei Bilder ohne Kunstwert, oben Golgatha, unten in Breitformat das heilige Abendmahl.

Kanzel, getrennt vom Altar, barock, mit gedrehten Säulchen an den Ecken, getragen von einer knienden Engelsfigur. Das Ganze derb handwerksmäßig, aber hübsch; eichen lasiert in zwei Tönen.

Der unförmlich große, runde Taufstein ist gemauert und geputzt.

Zwei Zinnleuchter, je 25,8 cm hoch, urwüchsig, von 1651.

Zwei Glocken. Die große 1893, von Heinr. Ulrich in Apolda. Die zweite 1622 von Hans Naesel in Hamburg.

Warnow.

Warnow, Dorf 23 km nordwestlich von Perleberg. 522 Einw., 1039 ha.

In der Urkunde des Markgrafen Woldemar für das Kloster Eldena von 1312 werden 5 Hufen im Dorfe W., in villa Warnowe, erwähnt, die der Markgraf an die Nonnen verkauft hat (Urk. im Großherzogl. Archiv zu Schwerin, abgedr. Riedel, Codex II, 79). Später erwarb, wie aus einer Urkunde von 1340 erhellt, die Liebfrauengilde zu Perleberg Abgaben, die auf den Höfen des Annecke und Heinrich Feber ruhten (Urk. im Perleberger Archiv, abgedr. Riedel III, 365). Die Belehnung der Gebrüder Hans und Achim von Winterfeldt mit der halben Feldmark zu W. erfolgte 1513; die andere Hälfte gehörte zum „Ampt zu Lenczen" (v. Eickstedt, Beiträge, S. 184). Im 18. Jahrh. waren die v. Blumenthal zu Vehlow im Besitze

der Gutsobrigkeit. Die Gemarkung des Dorfes, in dem sich ein Nebenzollamt von Lenzen befand, zählte $10^1/_2$ Hufen. Es saßen hier 20 Ganzbauern, 7 Büdner und 15 Einlieger (vgl. Bratring, Beschreibung der Mark I, 439).

Spätgotische **Kirche** (Abb. 290) in Saalform, aus Feldstein, 1865 zuletzt wiederhergestellt. Das Turmhaus von 1865. Ostgiebel Fachwerk. Zwei Absätze inmitten der Längswände deuten auf ungleiche Bauzeiten. Der Kirchenraum hat Balkendecke.

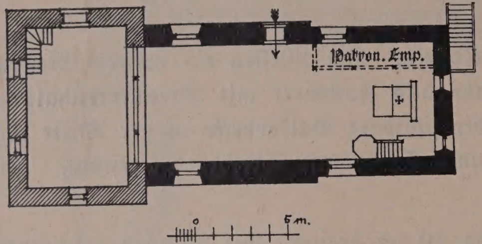


Abb. 290. Warnow. Grundriß der Kirche.

Der Altar (Otte, Archäol. II, 749) ist ein schöner, spätgotischer Flügelaltar (Taf. 39). Im Mittelteil des Schreins eine äußerst zarte, schlanke Architektur von Pfeilern und Gewölben, die drei ungleich hohe Nischen bilden. In der mittleren hohen: Maria mit dem Kinde auf der Mondsichel, in den seitlichen: links Johannes der Täufer mit einem Buch in der Hand, worauf ein Lamm liegt, rechts St. Georg, den Drachen tötend. Die Flügel sind der Höhe nach halbiert und die Figuren daher kleiner und außer Verhältnis (große Köpfe). Im linken Flügel: oben St. Petrus und St. Paulus, unten St. Crispus und St. Crispinianus, im rechten Flügel: oben der Evangelist Johannis und der Apostel Bartholomäus, unten der Apostel Thomas und der Bischof St. Loin. Der Altar war einst „mit Farben und Gold schön gezieret" (Bekmann, Bd. II, S. 246), jetzt (1903) leider ganz mit weißer Ölfarbe überstrichen. Das durchbrochen geschnitzte Ornament über den Figuren ist von großer Feinheit und besonders die drei Hauptfiguren sind tüchtige Arbeiten.

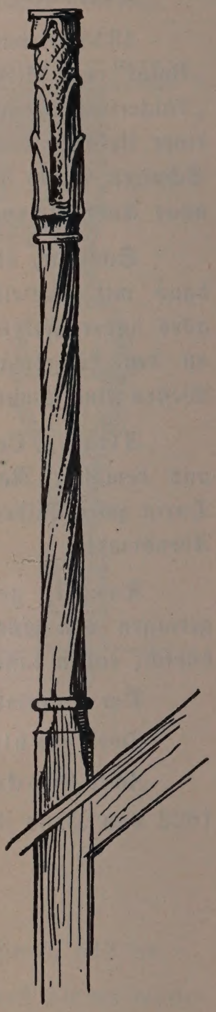


Abb. 291. Warnow. Pfosten der Kanzeltreppe.

Kanzel, südlich vom Altar, Mitte des 16. Jahrh., die Füllungen teils noch mit gotischen Pergamentrollen. Der Treppenpfosten hat eine beachtenswerte Verlängerung (Abb. 291).

Gestühlwangen in Kreisform endigend, zum Teil mit Sprüchen und eingegründeten Verzierungen.

Die Emporenbrüstung bemalt mit Wappen verschiedener Zeiten.

Zwei Glocken. Die große 0,91 m Durchm. ohne Inschrift. Die kleine 0,71 m Durchm., 1714.

Warnow. Spätgotischer Flügelaltar in der Kirche.

Weisen.

Weisen, Dorf 3 km nördlich von Wittenberge. 457 Einw., Landgem. 739, Gutsbez. 149 ha.

Um 1488 stahl Hasse von der Mernitz, ein mecklenburgischer Ritter, wie aus dem Kopialbuch des Markgrafen hervorgeht, „by nachtslabender Tid" dem „Didrich von Restorp uth sinen Vorwergk to Weysen" 9 Kühe, deren Wert auf 12 Gulden geschätzt wurde (vgl. Riedel, Codex B. V, 458). Viele Jahre waren die v. Retzdorf, wie sich aus einer Urkunde von 1570 und statistischen Nachweisungen aus dem Anfang des 19. Jahrh. ergibt, im Besitze des Rittergutes (vgl. Riedel I, 295; Bratring, Beschreibung der Mark I, 428).

Kirche in Saalform aus Fachwerk, 17. Jahrhundert. Jahreszahl 1746 in der Wetterfahne. Fenster aus dem 16. oder 17. Jahrh. mit Spitzbogen. Turm mit geschweifter Haube und offener Laterne. Gesimsbildung (Abb. 292).

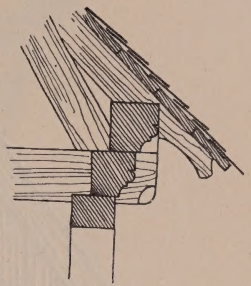


Abb. 292. Weisen. Dachfuß der Kirche.

Altar, Renaissance mit zwei Säulchen und durchbrochenen Verzierungen an den Seiten.

Kanzel, Spätrenaissance mit gewundener Säule als Fuß (mit Weinlaubschmuck). An den Ecken kleine gewundene Säulchen.

Glocke von 1712 von M. C. S. Mebert.

Wentdorf.

Wentdorf, Dorf 6 km nordwestlich von Wittenberge. 270 Einw., Landgem. 669, Gutsbez. 68 ha. Rundling (Abb. 293).

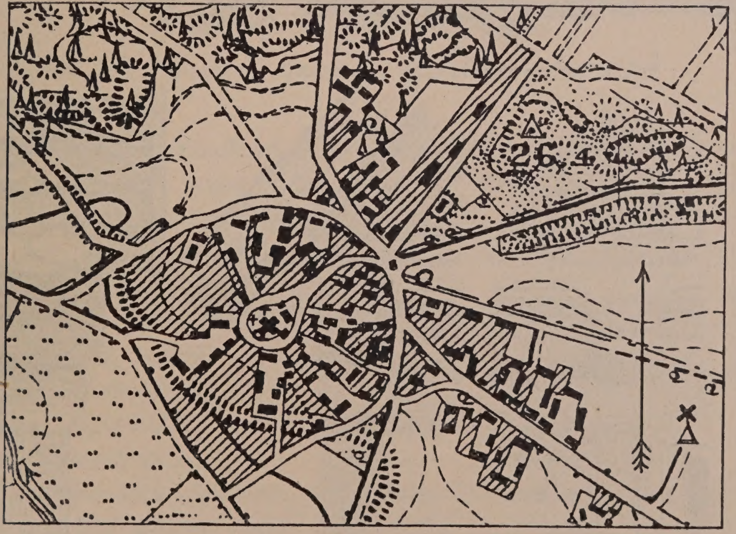
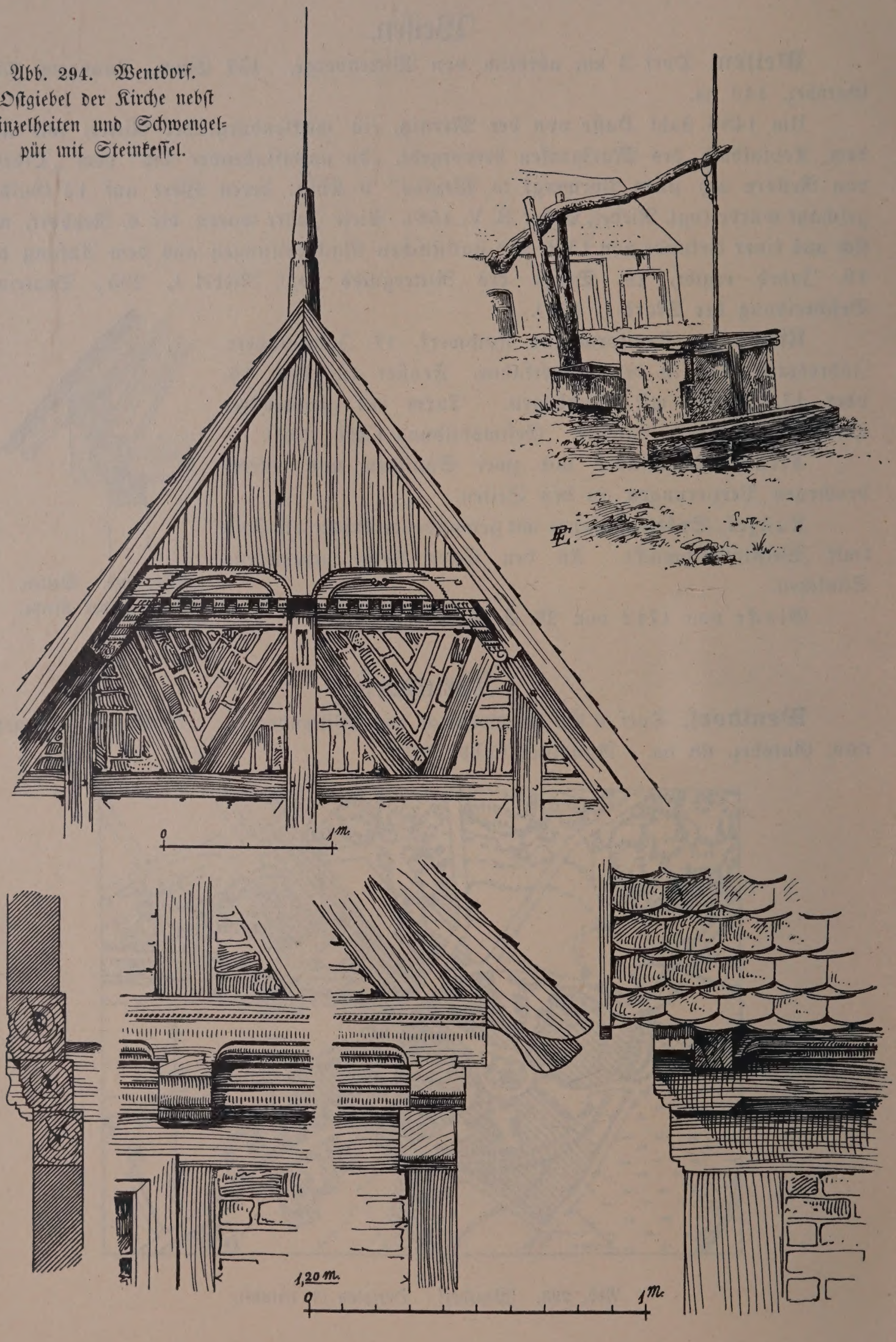


Abb. 293. Wentdorf. Dorfplan (1:10000).

Abb. 294. Wentdorf. Ostgiebel der Kirche nebst Einzelheiten und Schwengelpüt mit Steinkessel.



Dem Bericht des kurfürstlichen Landreiters von 1652 zufolge saßen in „Wenttorff" 17 Hüfner und 2 Kossäten, deren einer der Schulze Peter Hacken war. Die Pfarre war, eine Seltenheit in jener Zeit, besetzt und zwar durch den Prediger Joachim Wörse (Geheimes Staatsarchiv zu Berlin, Rep. 21, 113). Heute ist Wentdorf v. Wilamowitz-Möllendorfsches Majorat (Berghaus, Landbuch I, 669).

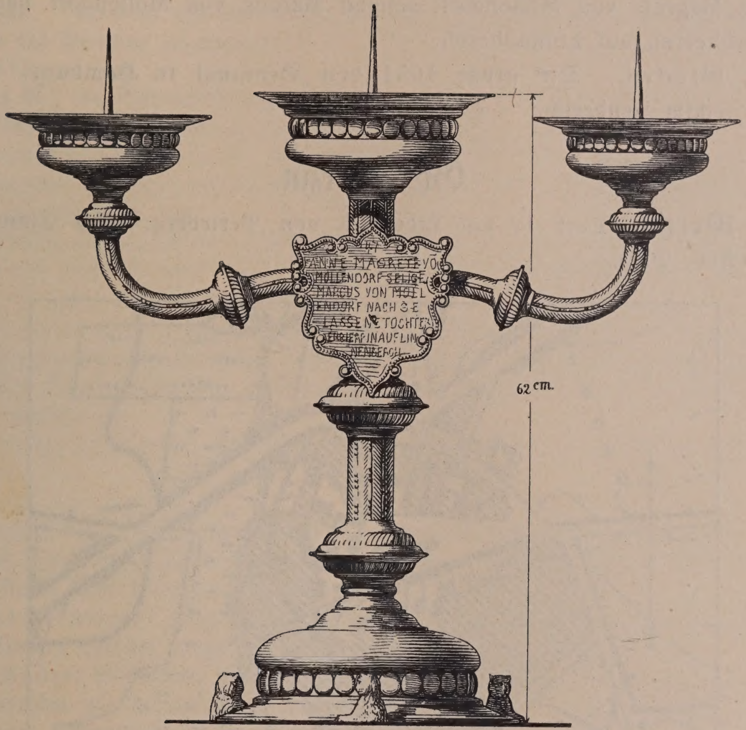


Abb. 295. Wentdorf. Getriebener Altarleuchter in der Kirche.

Fachwerkkirche in Saalform, laut Inschrift am Türbalken 1663 erbaut vom Zimmermeister Kruse, 1861 erneuert, der angebaute Turm von Holz. Schwelle und Füllhölzer am Hauptgesims der Kirche sind profiliert und vorgekragt. An der Emporenbrüstung die Jahreszahl 1749. Abb. 294 gibt die Giebelspitze und den Giebelfuß. In der Wetterfahne die Jahreszahl 1767.

Altar, Spätrenaissance mit Gemälde (Abendmahl). Auf der Rückseite Inschrift: M. Baltzer Sengespeik Seehausen . Anno 1682.

Kanzel, Spätrenaissance.

Zwei Messingleuchter je 39 cm hoch, auf drei kleinen Löwen.

Auf dem Kirchenboden:

Kleiner gotischer Flügelaltar, der Schrein 58 cm breit, 72 cm hoch. Die drei Hauptfiguren, zum Teil zerstört, liegen quer verpackt im Schrein, außerdem noch drei andere gotische, bemalte Holzfiguren. Die Flügel innen und außen bemalt, ziemlich

gut erhalten. Außen die Verkündigung Mariä, innen links Verspottung und Geißelung Christi, rechts Christus vor Kaiphas und vor Pilatus.

Ein getriebener Leuchter für drei Kerzen (Abb. 295), Messing, 62 cm hoch, der Fuß (30 cm Durchm.) steht auf drei kleinen Tieren (Löwenvorderteilen?). Die drei Lichterteller groß, schüsselförmig. Am Mittelschaft Schild mit Rollwerk und der Inschrift: 1678 Anne Magrete von Möllendorf, seligen Marcus von Möllendorf nachgelassene Tochter, Erbherren auf Linnenberch.

Zwei Glocken. Die große 1654 von Benningh in Hamburg. Die kleine 1588 von Jochim Jenderich.

Gr. Werzin.

Gr. Werzin, Dorf 12 km südöstlich von Perleberg. 156 Einw., 617 ha. Rundling (Abb. 296).

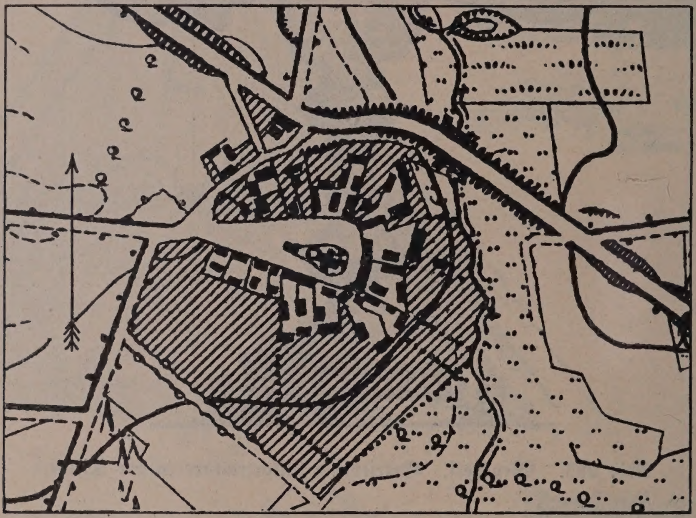


Abb. 296. Gr. Werzin. Dorfplan (1:10000).

1343 verkaufte der Knappe Fritz Borre dem Perleberger Bürger Conold eine halbe an den Hof des Lemmeke Raschen stoßende Hufe in „magna Wertzin"; von ihr waren 6 Scheffel Roggen und ein Schilling jährlich zu entrichten (vgl. Riedel, Codex I, 142). Um 1800 zählte das Dorf 8 Bauern und 4 Kossäten (Bratring, Beschreibung der Mark I, 428).

Kirche sehr schlichter Fachwerkbau in Saalform, Turm klein und dürftig mit stumpfem Satteldach.

Altar einfach, derb barock, 1721.

Kanzel für sich, wie der Altar einfach barock von 1721, an der Brüstung und als Fuß gedrehte Säulchen.

Zwei Glocken 1758 von C. D. Heinze.

Wilsnack.

Quellen.

I. **Urkunden, Akten und Manuskripte.**

Pfarre zu W.: Urkunden aus dem 14. bis 16. Jahrh. (z. T. mit Randmalerei); Akten betr. Altarstiftung, 15. Jahrh.; Ablaßbulle von 1500 (vgl. Breest, Märk. Forschungen XII, 275).

Rathaus: Urkunden aus dem 15. bis 17. Jahrhundert; das sogen. Rudowsche Buch, Kopien der Privilegien und Verträge, zusammengestellt i. J. 1608 durch den Bürgermeister Johann Rudow (vgl. Riedel II, 137 f.).

Schloß W., von Saldernsches Archiv: Akten und Urkunden vom 16. bis 19. Jahrh., betr. Kirchenpatronat und Restaurationen, Belehnungen, Familienverträge u. s. f.

Plattenburg: Urkunde v. J. 1395 (vgl. Riedel II, 139); Kopialbuch aus der ersten Zeit der Saldernschen Herrschaft, enthaltend u. a. Privileg wegen Überlassung der nach Berlin gebrachten großen Glocke (vgl. Riedel II, 168).

Geh. Staatsarchiv zu Berlin: Urkunden märkischer Ortschaften, Wilsnack Nr. 1, Ablaßbrief Papst Gregors von 1471 (Riedel II, 163). Kopialbuch mit dem Gewerkschaftsprivileg der Schuster von 1580 (Riedel II, 169). Rep. 22, 283a: v. Saldern.

Königl. Bibliothek zu Berlin: Traktat de sacro cruore (Manuscr. fol. Boruss., No. 980).

Magdeburg, Provinzial-Archiv: Ablaßbrief von 1389, aus dem hervorgeht, daß die Kirche nach fünfjährigem Bau mit Gewölben versehen und ein „Supremum altare in choro ad partem aquilonarem“ errichtet war.

Stadtarchiv zu Siegen: Jährliche „Offer zom hilgen Blode zo der Wiltzenach“ 1465/6 (vgl. Breest, S. 279).

II. **Literatur.**

Stephan Arnd: Historia inventionis et ostensionis sacramenti in W. (Lübeck 1520); ein deutscher Druck, 1509 durch Jakob Winter in Magdeburg veranstaltet, befindet sich in der Königl. Bibliothek zu Berlin (Libr. impr. rar., 4°, 194).

Matthäus Ludecus: „Historia von der Erfindung des vermeinten heiligen Blutes zur Wilßnagk“ (Wittenberg, Clemens Schleich, 1586).

G. G. Küster: Bibliotheca historica Brandenburgica, p. 170: Zusammenstellung der Notizen bei älteren Chronisten wie Angelus u. s. f.

Bekmann: Churmark (1753), V. Teil, II, Sp. 314.

Bratring: Beschreibung der Mark (1804). I, 491.

Riedel: Codex diplomaticus II, 121 bis 184; B. V, 253, 303; C. II, 191; III, 113.

Berghaus: Landbuch (1854) I, 628 f.

E. Breest: Das Wunderblut (Märkische Forschungen XVI, 133 bis 301). Verf. hat die Bibliotheken und Archive zu Dessau, Wolfenbüttel, Göttingen und Magdeburg besonders auf das handschriftliche Material bez. des Kampfes der Magdeburger gegen das Wunderblut durchforscht.

P. Heitz: Wunderblut zu Wilsnack (Straßburg 1904).

B. Hennig: Friedrich II. und das Wunderblut (Forschungen zur brandenb. preuß. Gesch., 1906, S. 391 f.).

Geschichte.

Der Name des Landstädtchens W., das in einer weiten Ebene an der munter fließenden Karthane gelegen ist, erinnert an die slavische Völkerschaft der Wilzen, die zur Zeit Karls des Großen in der Prignitz saß. In dem deutschen, zu Beginn der askanischen Epoche im 12. Jahrh. gegründeten Dorf gehörten denen von Möllendorf die weltlichen Gerechtsame, während das Patronat dem Bischof von Havelberg zustand. Nach einer aus dem Anfang des 16. Jahrh. stammenden, in ihrem Kern

Das Dorf und sein Name.

Brand von 1383.

geschichtlich zuverlässigen Erzählung wurde das Dorf 1383 durch den Ritter von Bülow in Brand gesteckt und zwar in Abwesenheit des Pfarrers, „der um Gnade und Ablasses willen“ nach Havelberg gezogen war, nachdem er zum Besten kranker Leute das heilige Sakrament in drei Partikeln auf dem Altar zurückgelassen hatte. Groß war des Priesters Erstaunen, als er bei seiner Rückkehr „wunderliker Wys unde vom gödliker Schickunge de dre klene Hostie von dem Vüre unvorserget“ und in einer jeglichen Hostie einen Tropfen Blutes fand[1]). Nachdem der Altar mit Hilfe der in ihre Heimat zurückgekehrten Bauern neu aufgerichtet war, hielt der Pfarrer wiederum Messe. Die Kunde von diesen Blutzeichen verbreitete sich bald im ganzen Lande, und als Ritter Dietrich von Wenckstern „dat hillighe Sacramente behonslahete“, wurde er der Überlieferung nach sofort mit Blindheit geschlagen. Bereits 1384 mahnten die drei märkischen Bischöfe zugleich mit ihren Metropoliten von Magdeburg die Gläubigen, vor den Hostien, auf denen ein Tropfen Bluts erschienen war, niederzuknien und zu Gott zu beten. Mehrfach wurde von deutschen Bischöfen sowie vom Papst, der freilich das „heilige Blut“ noch mit Stillschweigen überging, den Wallfahrern Ablaß in Aussicht gestellt. Bischof Johann Wöpelitz erklärte, der dritte Teil der Gaben der Wallfahrer sollte zum Bau eines Klosters verwendet werden. Die Anziehungskraft der Wunderstätte wurde noch durch eine wertvolle Reliquie, ein Stück von dem Arm der heiligen Barbara, vermehrt und so ging der Neubau der Kirche, dank der Förderung durch den kunstsinnigen Havelberger Prälaten, der vom Papst Urban VI. einen Ablaß für das heilige Blut erwirkt hatte, rüstig von statten. Nachdem bereits 1387 Bischof Johann den Gebrüdern von Möllendorf alle Güter und Gerechtigkeiten „in den Dorpe to der Wilsnack“ für 50 Mark Silber abgekauft hatte, übertrug 1395 Papst Bonifaz VIII. dem Bischof das Pfarramt, das er fortan durch einen Vikar verwalten ließ. Die ursprüngliche Absicht des Bischofs, ein Kloster zu errichten, wurde nicht ausgeführt, da seine geldbedürftigen Nachfolger vorzogen, die Einkünfte der Wallfahrtskirche für sich zu behalten.

Das Wunderblut.

Bau der Wallfahrtskirche.

Die Stadt Wilsnack.

Die Zahl der Wallfahrer[2]) und damit auch der Herbergen mehrte sich bald so, daß die breite Dorfstraße allgemach städtischen Charakter annahm. 1424 erlaubte Bischof Otto von Havelberg den Bürgern, auf dem Markt ein von jederlei Abgaben freies Kaufhaus zu errichten. Der Ort wurde mit Gräben, Zäunen und Wällen umgeben. „Schindeln oder Lehmdäcke“ waren für die Häuser vorgeschrieben. Hatte abends die Wächterglocke ertönt, so wurde niemand mehr herausgelassen. Gebannten Personen war, einem durch Papst Bonifaz i. J. 1397 an Rat und Bürgerschaft gerichteten Befehl zufolge, der Aufenthalt zu verbieten.

Die Zahl der Wallfahrer blieb im ständigen Wachsen. Besonders am Tage Bartholomäi pflegte das Gedränge um die Kirche lebensgefährlich zu sein. Aus

---

[1]) Vgl. die Unterschriften zu den Holzschnitten in dem Werk von Ludecus.

[2]) Das Stadtbuch von Dux in Böhmen erzählt, daß Totschläger eine Wallfahrt zum heiligen Blute gelobten (vgl. Festschr. des Vereins für österr. Volkskunde 1904, S. 223).

Ungarn und Polen kamen Scharen, die nach Hunderten zählten. Könige und Fürsten erschienen mit zahlreichem Gefolge[1]). Die Kanzel der Kirche war mit den Ablaßbriefen der Kardinäle behangen; Priester lasen an den zahlreichen Altären Messen zur Vergebung der Sünden. Kranke genasen, sobald sie an dieser Stelle beteten. Der Überlieferung nach wurde eine Sündenwage in Tätigkeit gesetzt, auf welche der nach Vergebung der Sünden verlangende Pilgrim soviel Gaben zu legen hatte, bis die durch eine kunstvolle Maschinerie in einem Kellerraum in Bewegung zu setzende Wage sich senkte. Vor ihrer Rückkehr pflegten die Wallfahrer, stolz auf ihr erfülltes Gelübde, Wallfahrtszeichen aus Blei an den Hüten zu befestigen. Wallfahrten.

Frühzeitig lenkte das Treiben in der Wunderstadt die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich. Nachdem schon 1403 Magister Johann Huß erwiesen hatte, daß der Fuß eines angeblich zu W. genesenen Knaben schlimmer geworden war als zuvor, verbot der Erzbischof von Prag bei Strafe der Exkommunikation die Wallfahrt, doch ohne nachhaltige Wirkung! 1446 richtete der Magdeburger Domherr Heinrich Tocke an den Erzbischof Friedrich von Magdeburg die dringende Aufforderung, diese Abgötterei abzustellen[2]). Politische Rücksichten veranlaßten damals Friedrich II. von Brandenburg den Papst Eugen zu bitten, einen neuen Ablaßbrief für W. zu erteilen, zugleich befahl er über die drei blutigen Hostien eine geweihte Hostie zu legen, damit jene nicht durch das häufige Vorzeigen in ihren Eigenschaften (qualitates) litten und zugleich auch der Gefahr des Götzendienstes vorgebeugt würde. Doch die Gegner gaben nicht nach. Bald spalteten sich die deutschen Kirchenfürsten in zwei Lager; eine heftige literarische Fehde begann. Es kam soweit, daß 1451 der päpstliche Legat Nikolaus von Cusa die Wundertaten für einen Betrug des Volkes erklärte und bei Strafe des Interdiktes verbot, weiterhin die blutigen Hostien vorzuzeigen. Und als sich die Kleriker in Wilsnack dagegen sträubten, wurden sie sowie der Bischof von Havelberg von dem Erzbischof von Magdeburg exkommuniziert und die Wallfahrtskirche mit dem Interdikt belegt. Die Pröpste von Brandenburg und Stendal sprachen hierauf öffentlich gegen den Erzbischof und seinen Anhang die Exkommunikation aus. Da legte sich 1453 Papst Nikolaus ins Mittel und erklärte alle von beiden Seiten ergangenen Verbote und Entscheidungen für null und nichtig. Und so blieb denn alles beim Alten. Auch fernerhin schenkte Kurfürst Friedrich II. der Wallfahrtsstätte sein Interesse. Nachdem er bereits 1443 hier den Schwanenorden gestiftet hatte, weilte er auch später noch zur Verhandlung weltlicher Geschäfte — die Wallfahrten wurden oft mit politischen Zwecken verbunden — mit fremden Fürsten in Wilsnack. Literarische Fehden.

Da die Wilsnacker Opfergaben einen wesentlichen Bestandteil der Einkünfte der Havelberger Bischöfe bildeten, so wendeten sie auch weiterhin dem Städtchen ihre Für- Die Bischöfe von Havelberg.

---

[1]) Vgl. Annales ecclesiae Danicae diplomatici, S. 690 über den Besuch der Königin von Dänemark.

[2]) Vgl. Tockes Synodalrede von 1451 in Dessau; ferner Dreihaupt, der Saalkreis (Halle 1749), besonders für die Jahre 1452/3, Dorstens Consultatio in Wolfenbüttel, u. a. m. (vgl. Breest, a. a. O., S. 134).

Die Biſchöfe von Havelberg und das Wunderblut.

ſorge zu. So verlieh Biſchof Johann von Schlabrendorf 1513 den Ratmannen und gemeinen Einwohnern das Recht, Markttage abzuhalten, nämlich am erſten Freitag nach der Faſten und nach dem Sonntag Eſtomihi, alsdann alle Freitage das ganze Jahr hindurch. Obwohl Luther in ſeiner Schrift „an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation“ riet, die Kirche zu „Welsnacht“ dem Erdboden gleich zu machen, dauerten die Wallfahrten fort.

Reformation.

Nach dem Tode des letzten Biſchofs Buſſo i. J. 1548 zog Joachim II. trotz des Widerſpruchs des Kapitels das reiche Silbergerät der Kirche für ſich ein. Die größte Glocke der Kirche, ein Werk von außerordentlicher Schönheit, mußte damals auf landesherrlichen Befehl der Domkirche zu Berlin überantwortet werden[1]. Der ſtädtiſche Rat nahm um dieſelbe Zeit auf eigene Koſten den evangeliſchen Prädikanten Joachim Ellefeld aus Pritzwalk an. Da der Havelberger Domdechant Peter Conradi von Zeit zu Zeit das Wunderblut aus der Kapelle herausholte und es zur Anbetung darbot, verbrannte Ellefeld nach mehrfachen Beratungen mit evangeliſchen Amtsbrüdern am 28. Mai 1552 die drei Wunder wirkenden Hoſtien. Ungehört verhallten die Klagen des Domkapitels über die „gantz erſchrecklich wichtige, auch mher als Turkiſche that“[2]. Freilich mußten die Kapitulare ſelbſt zugeſtehen, die Wallfahrten hätten „in dieſen geſchwinden Zeiten merklich abgenommen“.

Die v. Saldern als Stadtherren.

Um dieſe Zeit trat Joachim II. das Städtlein Wilsnack zugleich mit der Herrſchaft Plattenburg ſeinem Rate Matthias von Saldern, der ihm 26000 Gulden vorgeſchoſſen hatte, zuerſt als Pfand, ſpäter als erbliches Lehen ab. Hiermit gelangte dieſe niederſächſiſche, bereits im 12. Jahrh. urkundlich erwähnte Familie in den Beſitz eines 2¼ Quadratmeile großen Diſtrikts oder „Kreiſes“. Seitdem wurde die Roſe, das Wappen des Geſchlechts, vielfach in der Kirche angebracht.

Ein altes Kopialbuch des Rathauſes enthält einen ausführlichen Bericht darüber, wie i. J. 1588 den Gebrüdern Jacob und Burchard von Saldern auf dem Markte feierlich gehuldigt wurde. Obwohl die adligen Stadtherren verſprachen, die Bürger bei ihren alten Privilegien und Gerechtigkeiten zu ſchützen, waren manche unter der Bürgerſchaft unzufrieden und behaupteten, der Eid wäre erzwungen.

Wilsnack im 19. Jahrhundert.

Bis zur Einführung der Steinſchen Städteordnung blieben die v. Saldern Herren der Stadt. Im Beſitz des Kirchenpatronats ſowie eines ſtattlichen mit der Kirche verbundenen Gutshauſes befinden ſie ſich noch heute. Seitdem die Wallfahrten aufgehört, verſank W. immer mehr in dörfliche Stille. Um 1850 belief ſich die Einwohnerzahl auf 2080. Ende 1905 zählte der Ort 2106, hauptſächlich von der Landwirtſchaft lebende Einwohner. Wenn auch in neueſter Zeit die Mühleninduſtrie ſich zu entwickeln begonnen hat, ſo iſt W. doch eine Ortſchaft, die von ihrer Vergangenheit zehrt, recht im Gegenſatz zu der Nachbarſtadt Wittenberge, in der die Gegenwart alles, die geſchichtliche Vergangenheit nur wenig bedeutet. Die Gemarkung des Städtchens umfaßt 1195 ha.

---

[1] Vgl. Plattenburger Kopialbuch, abgedr. Riedel II, 168.
[2] Vgl. Stölzel, Brandenburger Schöppenſtuhlsakten I, 272.

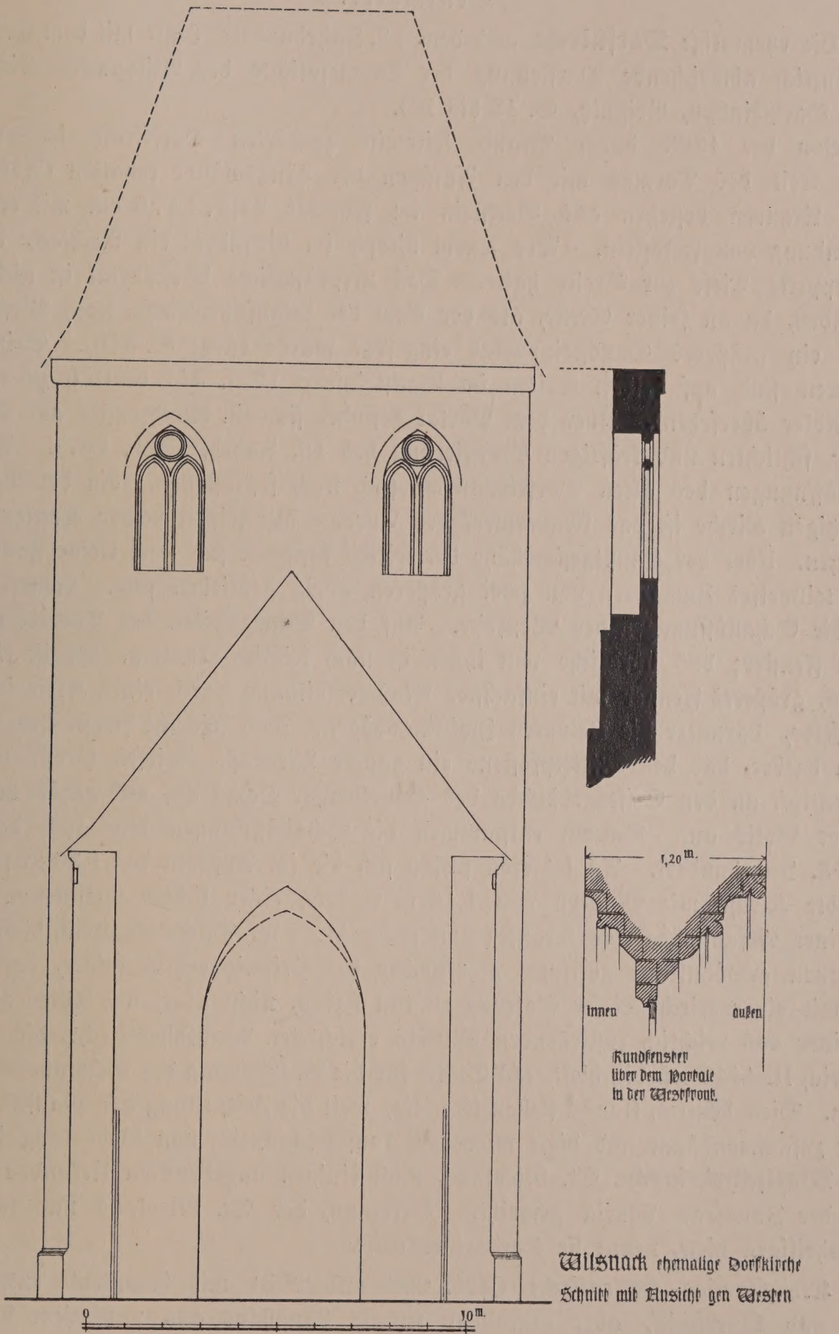


Abb. 297. Wilsnack. Schnitt durch die ehemalige Dorfkirche (Herstellung).

Denkmäler.

Die ehemalige **Dorfkirche** aus dem 13. Jahrhundert (vgl. mit dem Folgenden die gänzlich abweichende Darstellung der Baugeschichte der Wilsnacker Kirche bei Adler, Backsteinbau, Prignitz, S. 13 bis 16).

Von der 1383 durch Brand teilweise zerstörten Dorfkirche ist noch ein großer Teil des Turmes mit den Ansätzen der Längswände erhalten (Abb. 297). Seine Mauern bestehen aus Backstein im Format 27,5 . 13 . 9 cm mit teilweiser Verwendung von Feldstein. Der Turm bildete im Grundriß ein Rechteck, das fast die doppelte Tiefe zur Breite hatte. Das ursprüngliche Westportal ist nicht mehr vorhanden, da an seiner Stelle, als der Bau der Wallfahrtskirche nach Westen vorrückte, ein größeres Sandsteinportal eingesetzt wurde (siehe S. 319). Seine Einsatzspuren sind auf beiden Seiten im Backsteinwerk (Taf. 41) deutlich zu erkennen (von Adler übersehen). Über dem Portal befindet sich ein Rundfenster aus Backstein in der schlichten und kräftigen Profilierung des 13. Jahrh. (Abb. 297). Auch die Schallöffnungen des alten Dorfkirchturms sind noch festzustellen. An der Westfront der jetzigen Kirche ist das Mauerwerk des Turmes mit seinen beiden Kanten gut zu verfolgen. Über der Hauptgesimshöhe der Kirche befinden sich zwei kleine Fenster, die durch teilweises Zumauern von zwei größeren übrig geblieben sind. Letztere waren einst die Schallöffnungen der Westseite. Auf den Schmalseiten des Turmes war nur je ein Fenster; das nördliche von ihnen ist noch leidlich erhalten. Es ist ein zweiteiliges, größeres Fenster mit einfachster Maßwerkbildung durch einen Kreis im Spitzbogenfelde, darunter die kleineren Zwillingsbögen. Das seitliche Profil des Fensters ist ein halber, das des Mittelpfostens ein ganzer Vierpaß. Dieses Profil tritt verschiedentlich an den Stiftsgebäuden des Havelberger Doms auf und gehört der Frühzeit der Gotik an. Danach entstammen die Schallöffnungen wie auch der Turm dem 13. Jahrhundert. An letzteren schloß sich die im Äußeren um 1,30 m schmalere gewölbte Kirche mit Mauern von 1,16 m Stärke, einer lichten Weite von 8,62 m und einer Gesamthöhe (bis Traufe) von etwa 11,25 m. Durch Vergleich dieser Maße mit denen gewöhnlicher gotischer Dorfkirchen der Prignitz erhellt sofort, daß wir es hier mit einer Kirche dieser Gattung zu tun haben, nicht aber, wie Adler annimmt, mit einer aus reichlich zufließenden Mitteln errichteten Wallfahrtskirche, die Kurfürst Friedrich II. 1443 würdig hielt, als Stätte für die Begründung des Schwanenordens zu dienen. Dies deutlich klar zu stellen ist nötig, weil die Zeitstellung der Wallfahrtskirche damit zusammenhängt und diese wiederum kunstgeschichtlich von Bedeutung ist.

Wallfahrtskirche St. Nicolaus, nach einigen ungedruckten Urkunden zugleich auch der Jungfrau Maria geweiht. Bekmann, der St. Nicolaus nur für einen Nebenheiligen hielt, nennt sie Katharinenkirche.

Kreuzförmige Hallenkirche (Abb. 298 und 299) mit bedeutend entwickeltem Chor und Querschiff, aber auffallend kurzem Langhaus aus putzfreiem Backsteinwerk. Die Ausführung geschah im wesentlichen in drei Abschnitten; der erste umfaßte Chor und Querschiff, sowie die unteren Teile des Langhauses bis etwa 1,50 m über Fenstersohlbank, der zweite die oberen Teile des Langhauses und der dritte den Giebel der Westfront.

Wilsnack. Inneres der Kirche gegen Osten gesehen.

Abb. 298. Wilsnack. Wallfahrtskirche von Südwesten.

1. Bauzeit, etwa 1384 bis 1390. Der einschiffige und wie die ganze Kirche, kreuzgewölbte Chor (Taf. 40) im Backsteinformat von 29.14.9 cm, besteht aus zweieinhalb Joch und einem Chorschluß in fünf Seiten des Zehnecks. Ein äußerer gewölbter Umgang auf Erdgleiche umzieht den Chor und verbindet, die Strebepfeiler durchbrechend, die Kapellen der beiden Kreuzarme. Jetzt zum größten Teile zerstört, war er einst nach der Kirche zu geöffnet (nach Breest in Märk. Forsch. XVI), nach außen aber anscheinend mit verglasten Fenstern versehen. Die Strebepfeiler waren am Fuß in ihrem äußeren Teile zu schwach bemessen, um die bedeutende Last zu tragen und mußten später durch geböschte Verstärkungen gesichert werden. Vermutlich hat dieser Mangel den

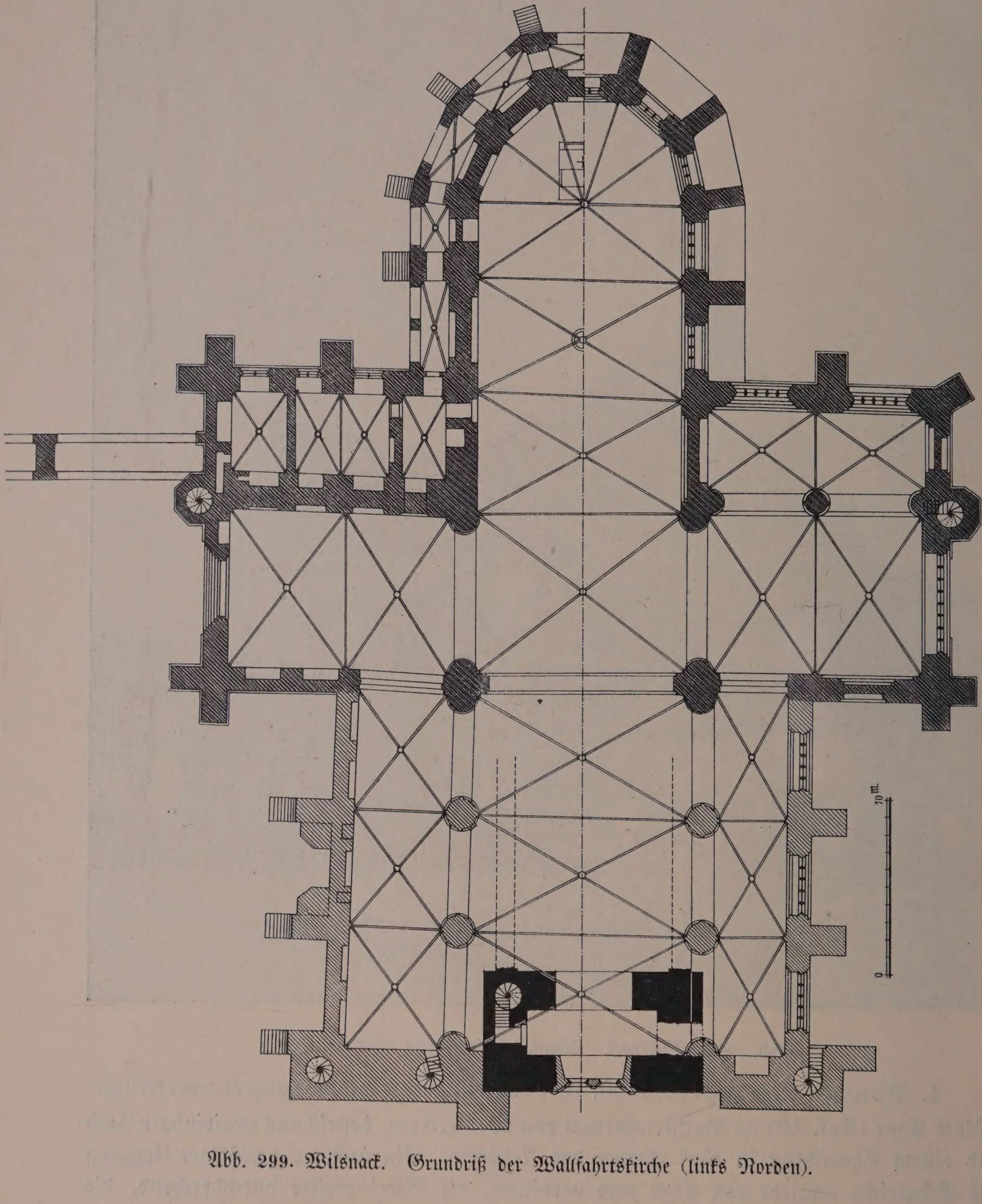


Abb. 299. Wilsnack. Grundriß der Wallfahrtskirche (links Norden).

Verfall des Umgangs mit herbeigeführt. Weiter oben sind die Strebepfeiler an der Stirnseite einmal abgesetzt und endigen dicht unter dem Hauptgesims in steiler Schräge, indem sie dessen Gitterfries durchschneiden. Der Kühnheit in der Anlage und der Leichtigkeit im Aufbau des Werkes entsprechen die hohen, schlanken

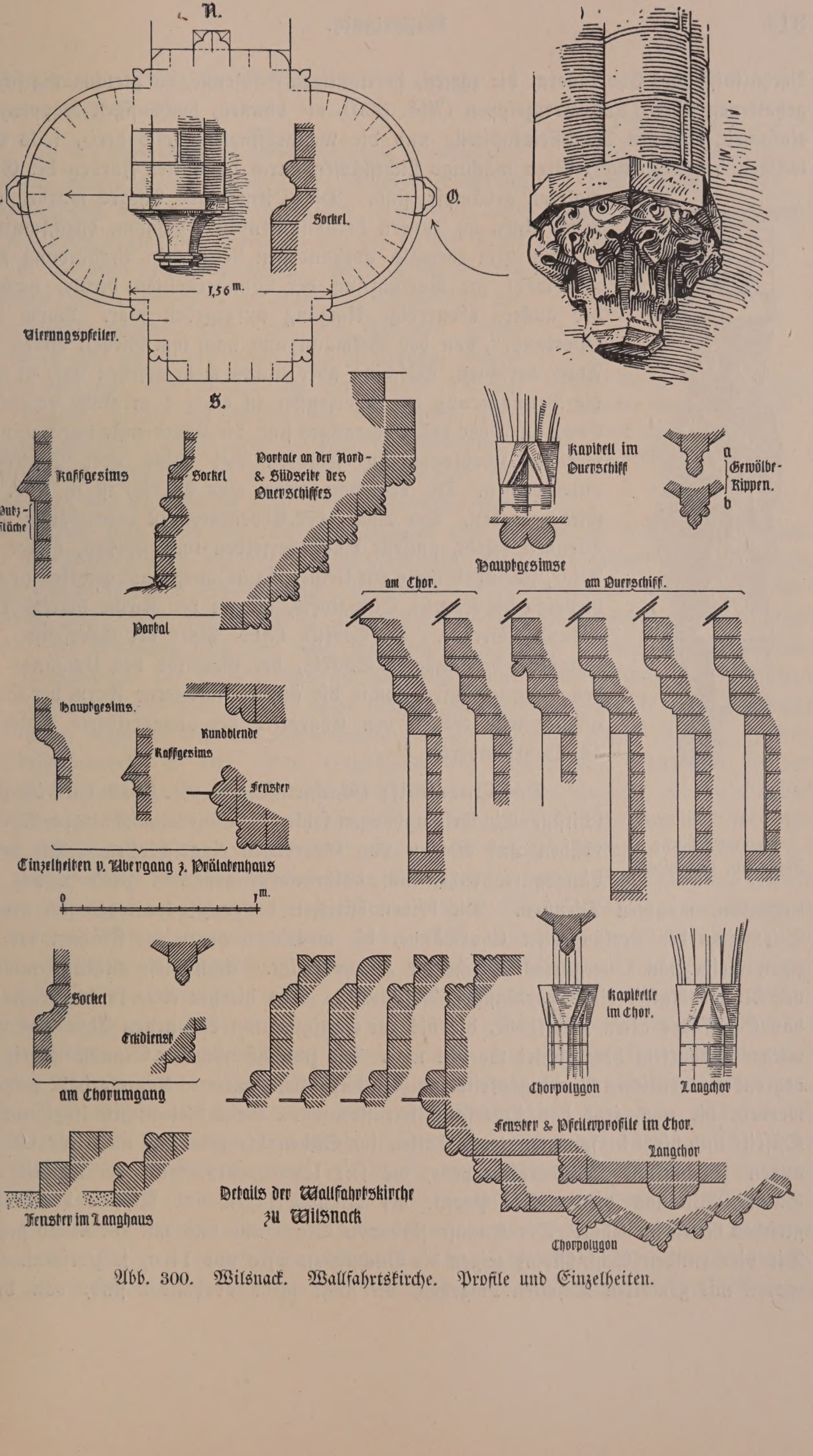


Abb. 300. Wilsnack. Wallfahrtskirche. Profile und Einzelheiten.

Verhältnisse des Chorinnern, die zarten, dreikantigen Eckdienste, die gleichmäßig schmal gehaltenen Gurt- und Kreuzrippen (Abb. 300), die dünnen, hochbusigen Kappen, die einfachen, knappen Sandsteinkapitelle und die weitgeöffneten, teils drei-, teils vierteiligen hohen Fenster, deren mächtige Lichtflächen durch die satten Farben der Glasmalerei gedämpft sind. Die Dienste des Chores wurden einst durch einen im Innern herumlaufenden Hochgang durchschnitten, der mit dem ehemals vorhandenen Lettner in Verbindung stand und wohl zur Vorführung der Wunderhostien diente, nachdem der äußere ebenerdige Umgang aufgegeben war. Durch diese „Porlaube", von der Bekmann und nach ihm Riedel, Breest und Adler berichten, Büsching aber nichts mehr gesehen hat, ist wohl die Vermauerung der Chorfenster in etwa 4 m Höhe veranlaßt. Etwa in Höhe des Hochganges sind die Chordienste durch minderwertige, schablonenhafte Figuren aus Gips oder Stuckmasse unterbrochen. Die beste von ihnen, eine Maria, ist in Abb. 301 wiedergegeben. Der Sockel des Chorinnern ist gegenwärtig durch Blenden belebt, anstelle einer derselben im Südosten, hinter dem Altar, scheint ehemals ein kleiner Raum ausgebaut gewesen zu sein, vielleicht die Kapelle Salvatoris, die an der Kirche bereits 1462 bestand (Breest). Die Profile (Abb. 300) der Chorfenster, der Gewölbe, des äußeren Sockels, der Gewölbe des Umgangs und des Hauptgesimses, sowie die äußerst nüchterne Form der Sandsteinkapitelle tragen den Charakter der ausgebildeten Gotik des 14. Jahrhunderts.

Abb. 301. Wilsnack, Wallfahrtskirche. Figur am Chordienst.

Das Querschiff (Backsteinformat 29.14.9 cm) ist zweischiffig. Ein Triumphbogen fehlt. Die Vierung ist nur im Norden, Süden und Westen von Gurtbögen eingeschlossen. Die beiden Längsgurte ruhen auf halbrunden, geputzten Pfeilern mit aufliegenden, mageren Diensten. Die beiden östlichen dieser Pfeiler legen sich vor die Stirnseiten der verlängerten Chorwände, die westlichen gegen die Flächen der einzigen Reihe von Quergurten, welche die Kirche besitzt. Auch diese entstand nur aus der Notwendigkeit eines vorläufigen Abschlusses. Bis hierher etwa reichte vermutlich das Schiff der alten Dorfkirche, die bis zur Fertigstellung des neuen Chorbaus wohl wieder notdürftig hergerichtet worden war. Die zunächst noch der Standsicherheit entbehrenden westlichen Vierungspfeiler mußten durch Eisenanker in Kämpferhöhe gehalten werden, die noch jetzt das Querschiff durchkreuzen. Sein Nebenschiff liegt auf der Ostseite und birgt in seinen unteren Teilen im Süden die gewölbte und jetzt nur von außen zugängliche Wunderblutkapelle, die seit langem als Gruft der Familie von Saldern-Wilsnack dient. Die Profile der Wandvorlagen und Rippen der Kapelle gleichen denen im Chor. Die Knäufe sind von Stuckmasse und mit Weinlaub geziert. Die vier runden Schlußsteine zeigen die Buchstaben x p̄ c und i h c, je zweimal. Sie waren mit gemalten Rosetten umgeben, die nicht mehr vorhanden sind, von denen

ſich aber eine Skizze im v. Quaſtſchen Nachlaſſe erhalten hat (Abb. 302).

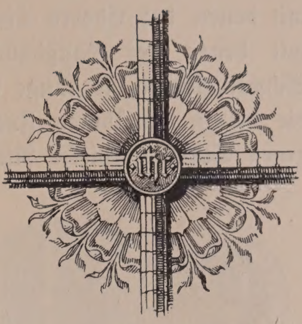


Abb. 302. Wilsnack. Gemalte Roſetten um die Schlußſteine der Wunderblutkapelle (nach einer Skizze im v. Quaſtſchen Nachlaſſe).

In der nördlichen der beiden öſtlichen Wandniſchen ſteht ein Altar, in der ſüdlichen der Wunderblutſchrank (Beſchreibung ſiehe unten). Gegenüber im Norden liegt die Sakriſtei nebſt einem Vorraum und der kleinen Gruft der v. Saldern auf Plattenburg. Über dieſen unteren Räumen liegen Emporen, die nach dem Hauptſchiff des Querhauſes geöffnet ſind. Die des ſüdlichen Kreuzarmes iſt jetzt gegen den Chor ganz geſchloſſen, ehedem führte von hier eine kleine, jetzt vermauerte Tür auf den Lettner. Über ihr öffnete ſich ein großes, vierteiliges Fenſter. Ganz ähnlich wird die Anordnung urſprünglich gegenüber am Nordkreuz geweſen ſein. Die Einfaſſung des Fenſters iſt oben noch vorhanden, unten aber bildete man ſtatt der Tür nachträglich eine rundbogige Laubenöffnung aus, eine Art Fürſtenlaube, die durch einen vermutlich gleichzeitig ausgeführten Übergang (ſiehe unten) mit dem benachbarten „Prälatenhauſe“ (dem jetzigen Schloſſe) in Verbindung ſteht. Von den bei Adler angeführten eiſernen Hängezapfen an den Schlußſteinen der Emporen ſind nur noch die Löcher vorhanden („durch die Schlußringe der Kreuzgewölbe der Oberkapellen am Querſchiffe ſind eiſerne Stangen mit Blumen am Ende hindurchgeführt, welche, durch reichgeſchmückte Maßwerkſtücke mit den Rippen verbunden, wahrſcheinlich zur Aufhängung von Lichterkronen gedient haben“; Adler, Backſteinbauwerke S. 16). Das Hauptſchiff des Querhauſes öffnet ſich an den Stirnſeiten in gewaltigen, ſiebenteiligen Fenſtern, die ohne Zweifel nur im Hinblick auf künftige Glasmalereien ſo bedeutend angelegt wurden. Sie waren früher von unten herauf teilweiſe vermauert, 1872 wurden ihre äußeren Felder geſchloſſen, da bei der großen Länge der Sturmſtangen und der Zartheit der Pfoſten das ganze Gefüge kaum vor dem Ausbiegen zu bewahren war. Das Seitenſchiffsfenſter im Südkreuz wurde ganz vermauert und zwar im Jahre 1763, wie die Inſchrift daran wohl zu deuten iſt. Während der nördliche Kreuzarm ein ſchlichtes Walmdach trägt, endigt der der Straße zugewendete ſüdliche in einem ungleichſeitigen Giebel, wie er ſich aus den ungleichen Schiffen ergibt, mit Treppenturm zwiſchen beiden. Das Giebeldreieck iſt in Pfeiler aufgelöſt, deren obere Endigungen leider zerſtört ſind. Zwiſchen den Pfeilern ſind in drei Reihen übereinander kleine Blenden angeordnet, die durch wagerechte durchbrochene Frieſe getrennt ſind. Unter den großen Fenſtern der Kreuzarme befinden ſich im Norden und Süden reich profilierte Portale, von denen das ſüdliche (Abb. 303) von zwei ſeitlichen Niſchen begleitet iſt. Die darin ſitzenden, ſtark beſchädigten Geſtalten Chriſtus und Maria bildeten einſt wohl eine Darſtellung der Krönung der Jungfrau. Die Einzelheiten und Profile des Querſchiffsinnern ſind denen des Chors durchaus verwandt. Die weinlaubverzierten Dienſtkonſolen (Abb. 300) ſind aus Stuckmaſſe. Von den Rippen ſtimmen nur die der Vierung und der Kreuzarm-Seitenſchiffe noch

mit denen des Chores überein, die beiden Hauptschiffsjoche der Kreuzarme dagegen mit denen des Langhaus-Mittelschiffes. Die Wölbung des Querschiffes hatte Schwierigkeiten, so lange das Langhaus noch nicht entsprechend hochgeführt war, da die beiden erwähnten Zuganker der einzige Halt der westlichen Vierungspfeiler gegen Schub in dieser Richtung waren. So ist es nicht zu verwundern, daß durch nachträgliche Setzungen später Unfälle eintraten und Erneuerungen nötig wurden. Bereits 1446 ist in der Ablaßbulle des Papstes Eugen ausdrücklich von der conservatio und reparatio des Gebäudes die Rede. Eben diese Jahreszahl erinnert sich Büsching am Gewölbe des Langhauses gelesen zu haben. Die Jahreszahl 1525 befand sich früher an einigen Gewölbekappen des Südkreuzflügels und des Mittelschiffes (siehe Breest und Adler). Der Fragebogen von 1845 sagt davon: „An vier Stellen der Gewölbe steht, einmal dicht bei den Schlußsteinen, mit erhaben vortretenden lateinischen Buchstaben 1525, einmal mit dem Beisatz: die palmarum.“ Diese Inschriften deuten nicht sowohl auf die erstmalige einheitliche Gesamtausführung der Gewölbe von Querschiff und Langhaus, als vielmehr auf einzelne Ausbesserungen hin. Abgesehen von diesen ist Chor und Querschiff um 1390 als vollendet anzusehen (siehe den Ablaßbrief des Erzbischofs von Magdeburg 1389), ja man hatte bis zu dieser Zeit sogar schon die unteren Teile des Langhauses ausgeführt. Es war nur auf drei Joch Länge angelegt, wiewohl ein etwas längeres Schiff für die Wirkung des Kirchenraumes vorteilhafter gewesen wäre. So konnte man indessen die Westmauer des alten Turmes als Abschlußwand mit benutzen. Ein weiteres Hochführen der Langhausmauern als etwa 1,50 m über Fenstersohlbank war zunächst nicht angängig, ohne den Gebrauch der dazwischen stehenden alten Kirche zu beeinträchtigen. Ehe man aber an den Abbruch dieser denken konnte, mußte wenigstens die innere Ausstattung

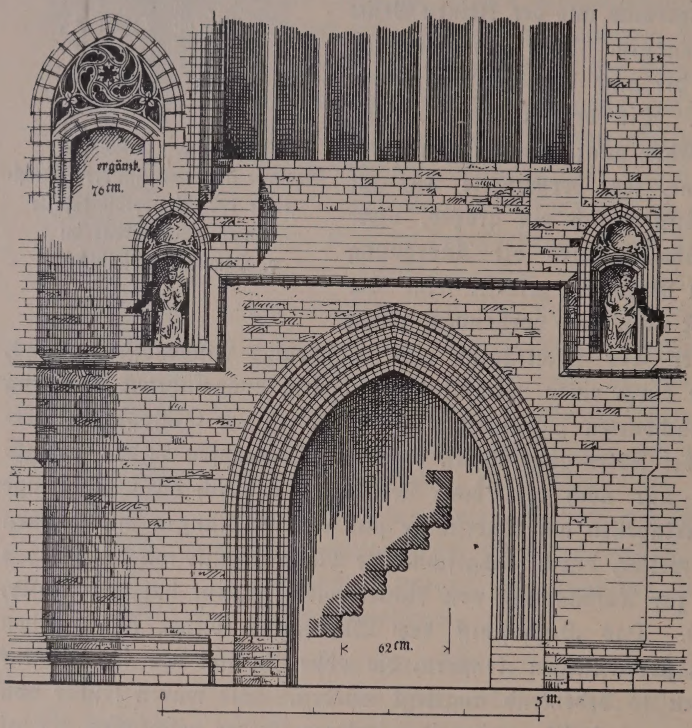


Abb. 303. Wilsnack. Wallfahrtskirche, Südportal.

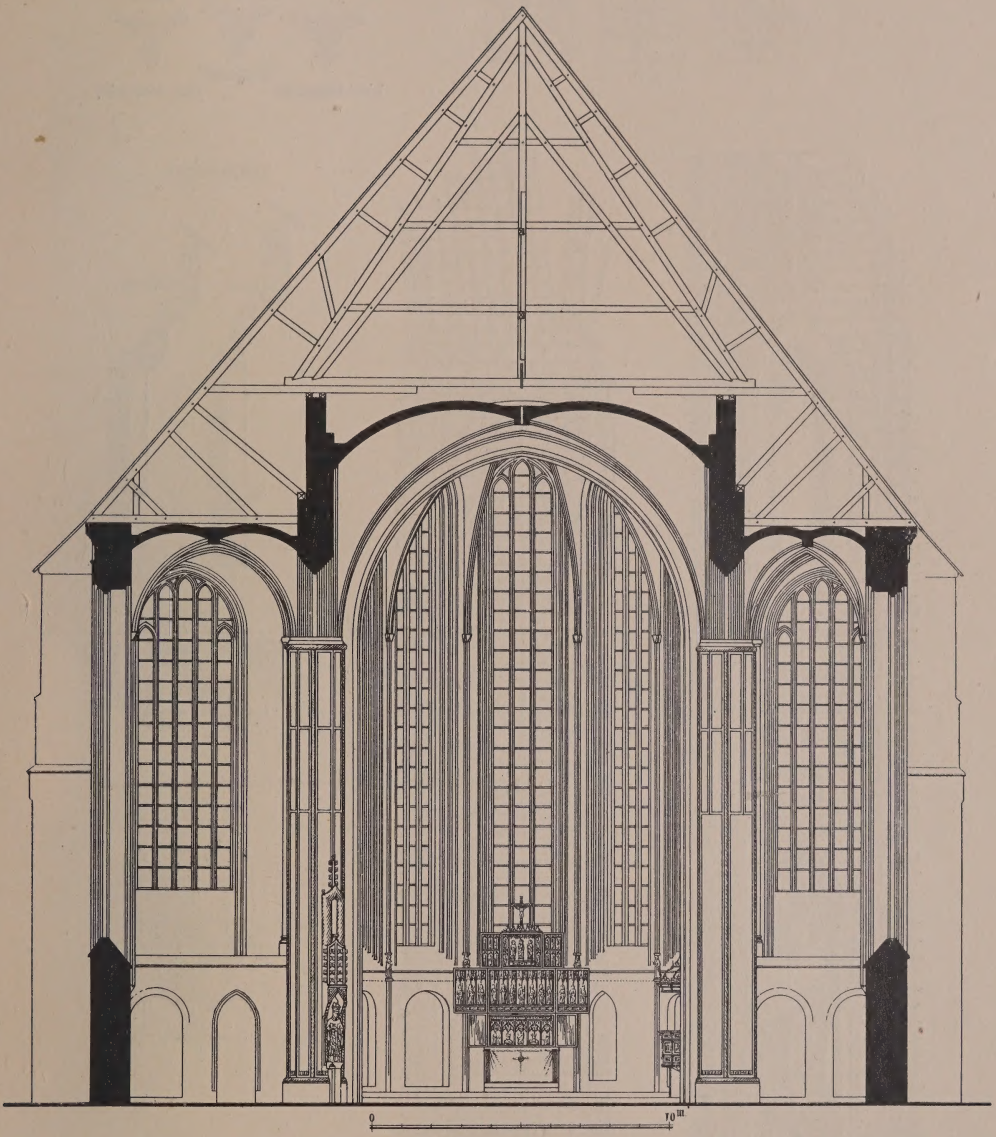


Abb. 304. Wilsnack. Wallfahrtskirche, Querschnitt durch das Langhaus mit Blick gegen Osten.

des Chores vollendet sein. Der große Gönner des Werkes, Bischof Wöpelitz, starb indessen 1401 und die Finanzen des Stifts waren, wie feststeht, bis gegen 1412 sehr im Tiefstande. So trat eine Pause im Baubetrieb ein, die wohl durch das erste Jahrzehnt des 15. Jahrh. anhielt.

2. Bauzeit. Als man den Betrieb wieder aufnehmen konnte, wurde nun zunächst die alte Kirche bis auf den Turm niedergelegt, dann aber ohne große Bedenken

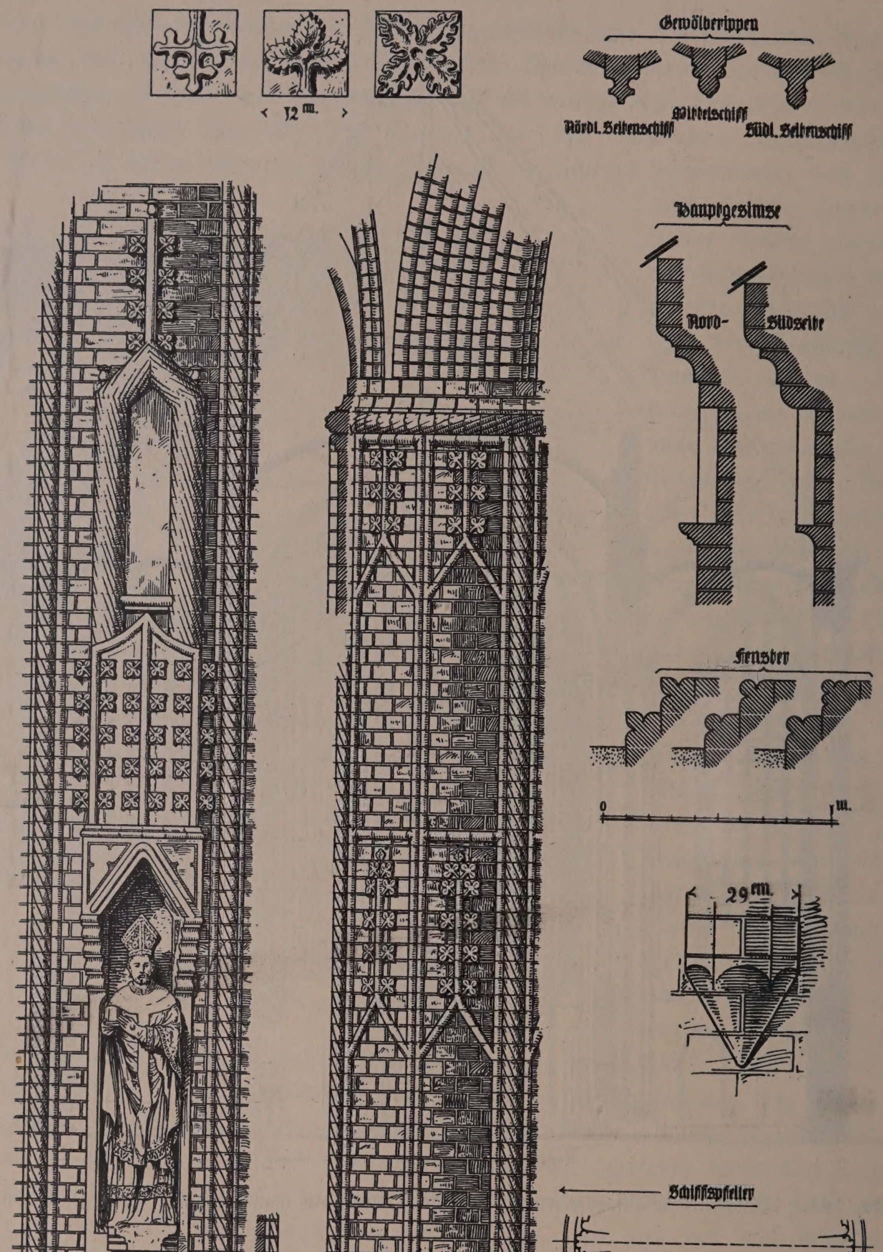
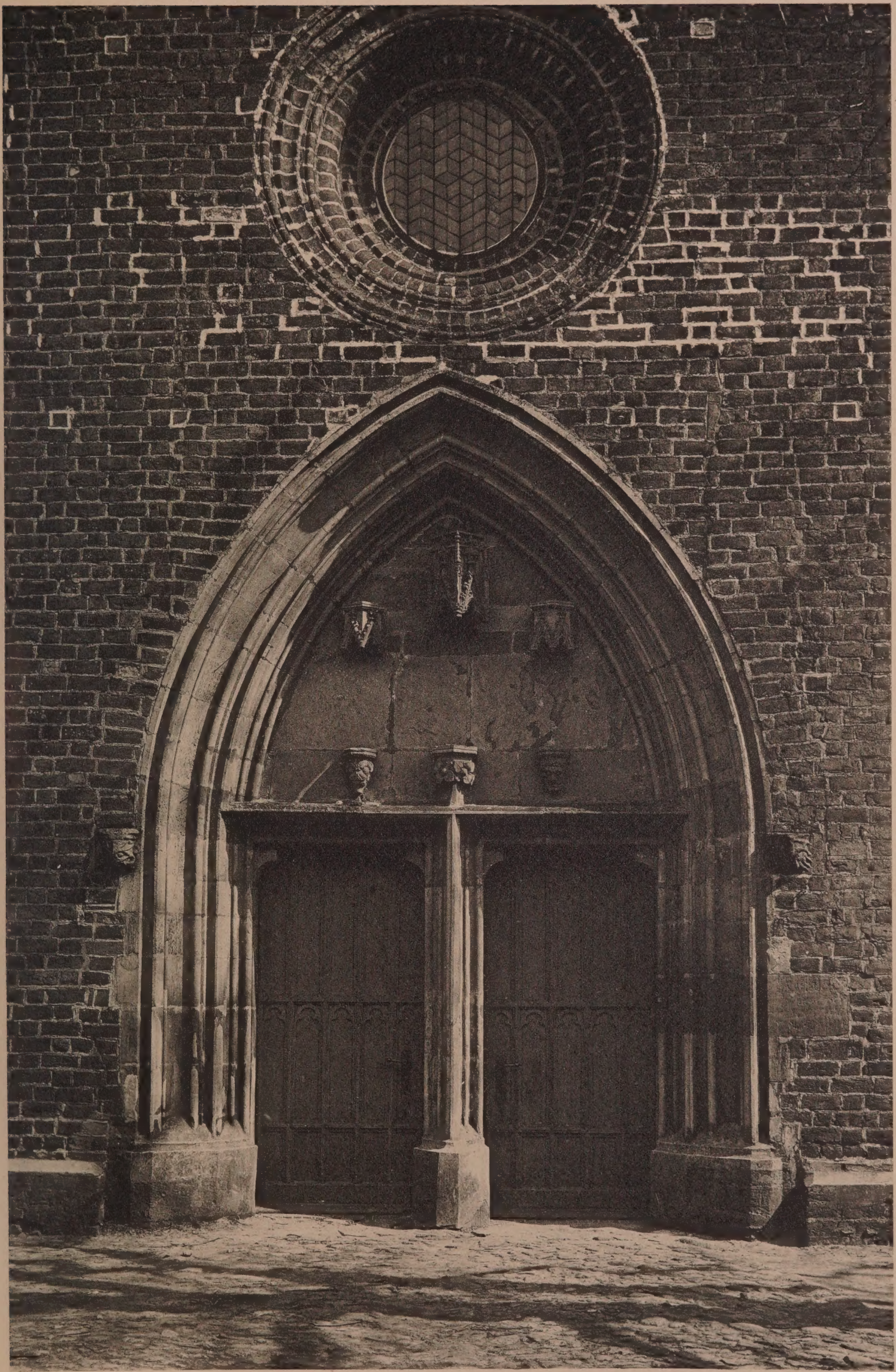


Abb. 305. Wilsnack. Wallfahrtskirche, Einzelheiten vom Langhause.



Wilsnack. Westportal der Kirche.

nach verändertem Grundriß auf den Schiffsmauern weiter gebaut. Die Fenster erhielten größere Breite (1872 sind sie wieder auf geringere Breite eingeschränkt), andere Teilung und Profile, die Pfeiler bei ähnlichem Grundriß eine ganz abweichende, reich geschmückte Ausstattung (Abb. 304 u. 305) mit einer Musterung mittels gesinterter Köpfe, mit tauartig gewundenen Bündelstäben und im oberen Teile mit einer Felderteilung aus Stabwerk, mit Wimpergformen, die in langen, mit Kantenblumen geschmückten Zapfen endigen. Die Rosen und Blätter, welche an den Pfeilern Verwendung fanden, haben große Verwandtschaft teils mit denen an der kleinen gotischen Tür des Schlosses Meyenburg (Ostprignitz), teils mit denen am Ostgiebel der Kirche in Wulfersdorf (Ostprignitz). Die reichste Ausbildung in reinem Backsteinwerk erfuhr der Baldachin über der Standfigur des Bischofs Wöpelitz, die dem zweiten nördlichen Schiffspfeiler angelehnt ist (Abb. 305). Putzflächen sind an den vier Schiffspfeilern ganz vermieden. Die reich profilierten Längsgurte über ihnen sind wie die Fenster in gedrückten, fast halbkreisförmigen Spitzbögen ausgeführt. Die Rippen des Mittelschiffes, deren Steine wohl der alten Dorfkirche entstammen, zeigen einen Birnstab, begleitet von zwei Rundstäben; die Rippen des südlichen Seitenschiffes nehmen das Profil des Chores wieder auf, während die des nördlichen ganz abweichend ein Kehlenprofil zeigen. Außen an den Längsmauern ist nicht nur das Gesims mit breitem, durchbrochenem, aber nicht glasiertem Fries geschmückt, sondern auch die Strebepfeiler sind im Gegensatz zu denen des Chores und Querschiffes mit einem ähnlichen Fries und einem giebelartigen durchbrochenen Dreieck verziert. Auf der Nordseite des Schiffes sind im mittleren der drei Joche in den Ecken der Strebefeiler zwei zerstörte Pfeilerstümpfe mit abgeschrägten Ecken aus Feldstein und Backstein, deren sichere Deutung bei ihrem verfallenen Zustand nicht mehr möglich erscheint. Von dem Dachstuhl des Chors, der zunächst durch einen, in den Hölzern noch vorhandenen Fachwerkgiebel abgeschlossen worden war, zeigt der des Langhauses beachtenswerte Unterschiede in der Zahl der vollen Binder und der Kehlbalken.

Die wirtschaftliche Lage der Kirchen-Fabrik war im 15. Jahrh. immer schwieriger geworden und man mußte sich entschließen, den Bau kurzer Hand zum Abschluß zu bringen, selbst unter Beibehaltung des alten Turmes, der bisher den Gewölben als Strebepfeiler gedient hatte.

Zur würdigen Ausgestaltung der Westfront erschien es indessen erwünscht, wenigstens den Haupteingang zur Wallfahrtskirche im Westen etwas großartiger zu gestalten. Statt der bisherigen bescheidenen Tür setzte man ein stattliches Sandsteinportal ein (Taf. 41). Der reich profilierte Spitzbogen umschließt zwei eckig umrahmte Pforten und ein hohes Bogenfeld, an dem sich drei Kragsteine nebst Baldachinen für drei Standfiguren befinden. Zwei der Kragsteine zeigen fratzenhafte Gesichtsbildungen, zwei andere seitlich am Portal in Kämpferhöhe, wie es scheint, für Fialen bestimmt, bestehen aus wundersamen Verschmelzungen von Menschengesichtern und tierischen Gebilden (Abb. 306).

Es finden sich an den Profilstücken des Portals sieben verschiedene Steinmetzzeichen (ein Beweis übrigens, wie eilig man es mit der Arbeit hatte), die einige

Verwandtschaft haben mit denen am Lettner und an den Chorschranken im Dome zu Havelberg, eines stimmt sogar mit einem der dortigen überein. Allem Anschein nach hat der beschleunigte Abschluß des Baues der Kirche etwa gegen 1430 stattgefunden, womit auch die überlieferten geschichtlichen Nachrichten in Einklang sind, denn einmal wird fortan in den Ablaßbriefen stets von der Erhaltung und Ausbesserung des Bauwerks gesprochen und zweitens scheinen die hier durch Kurfürst Friedrich II. vorgenommene Gründung des Schwanenordens und die durch König Christoph von Dänemark geplante Fürstenversammlung (beides im Jahre 1443) eine wenigstens im Innern fertige Kirche vorauszusetzen.

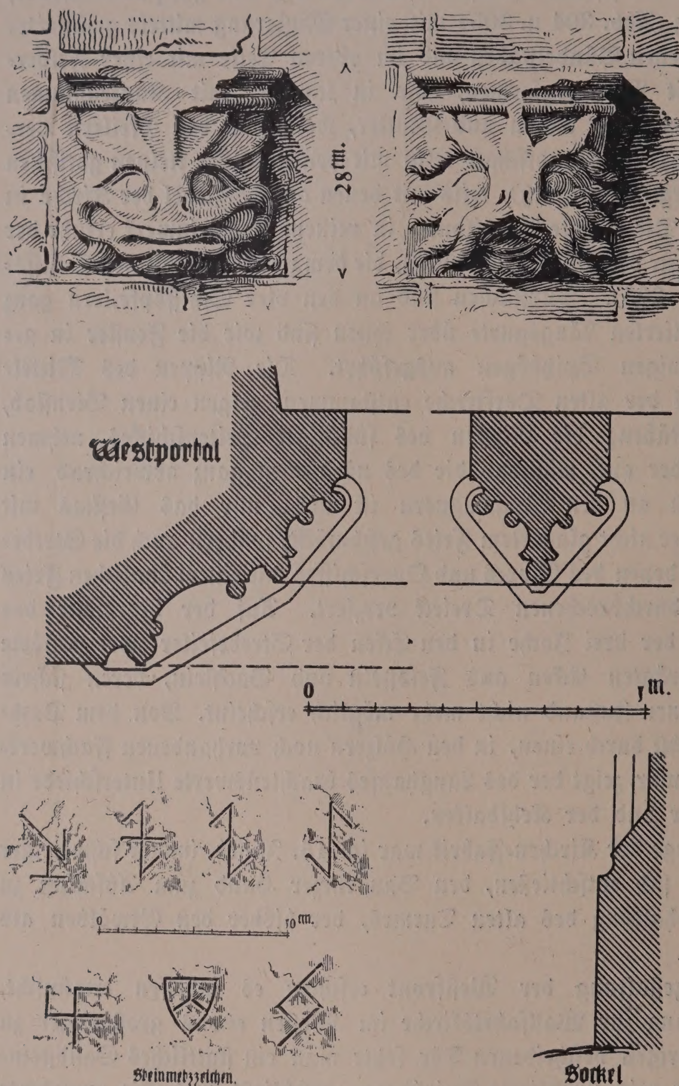


Abb. 306. Wilsnack. Wallfahrtskirche, Einzelheiten vom Westportal.

Zwar enthält die starke Westmauer drei gleichbreite Wendeltreppen, doch waren Türme für die Westfront nie geplant worden. Das bezeugen ihre Verzahnungen, die für Strebepfeiler, nicht aber für Turmmauern angelegt sind, ferner die Fensteröffnungen am Westende des südlichen Seitenschiffs, die Rundblenden an den Seitenflächen der nach Süden und Norden vortretenden Westmauer und das Rautenmuster am unteren Teile der Westseite (wie an den Seiten).

3. Bauzeit. Vermutlich gegen Ende des 16. Jahrh., nicht lange nach dem „Rezesse" von 1587, durch den das Patronat der Kirche an die Familie von Saldern

überging, wurde der mächtige Giebel in Renaissanceformen (Abb. 298) ausgeführt, der immerhin einen wirkungsvollen Abschluß gab.

Ursprünglich hatte über der Vierung ein Dachreiter gestanden, der 1690 abbrannte (Bekmann). 1733 wurde ein neuer „ansehnlicher" auf dem Westende errichtet, der nach einer Skizze im Nachlaß des Konserv. v. Quast 1849 noch bestand. Der jetzige rührt von einer Erneuerung im 19. Jahrh. her. In der Wetterfahne die Jahreszahl 1803.

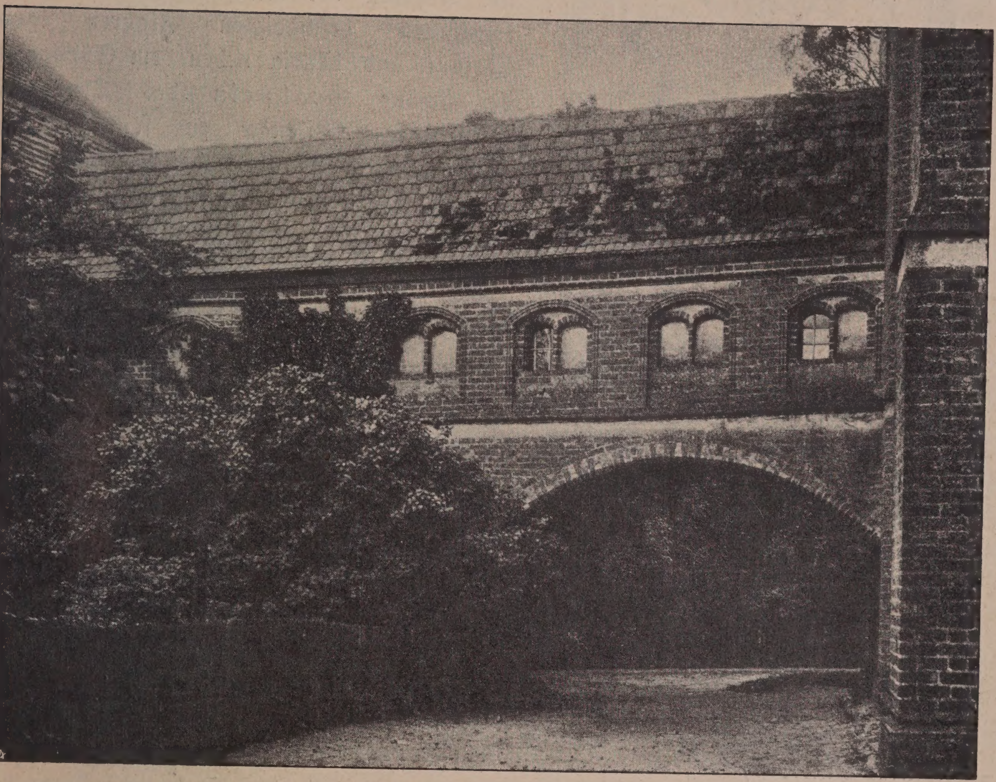


Abb. 307. Wilsnack.
Verbindungsgang zwischen der Kirche und dem sog. Prälatenhause (dem jetzigen Schlosse).

Zur Kirche gehört auf der Nordseite ein mit dem Querschiff gleichzeitig erbauter Übergang von 1,70 m lichter Breite, der über zwei großen Bögen zum „Prälatenhause" führt. Das Ganggeschoß ist beiderseits durch eine Reihe von gekuppelten Stichbogenblenden gegliedert, die nur teilweise als Fenster geöffnet sind (Abb. 307).

Die oben mehrfach betonte Zeitstellung der Wilsnacker Kirche ist von Bedeutung im Hinblick auf die auffallende Ähnlichkeit, die sie namentlich im Grundriß mit dem Dome zu Stendal hat. Es entsteht die Frage: Welche von beiden Kirchen ist die frühere, an welcher hat der begabte Meister seine Ideen zuerst erprobt? Wenn

die oben entwickelten Zeitangaben zutreffend ſind, ſo würde der Stendaler Dom ungefähr zu der Zeit begonnen ſein, als das Schiff der Kirche zu Wilsnack ſeiner Vollendung nahte und es iſt demnach für den letztgenannten Bau der zeitliche Vorausgang in Anſpruch zu nehmen. Die Anregung zur Nebenſchiffanlage des Querhauſes gaben vielleicht die Kreuzarme des Havelberger Doms.

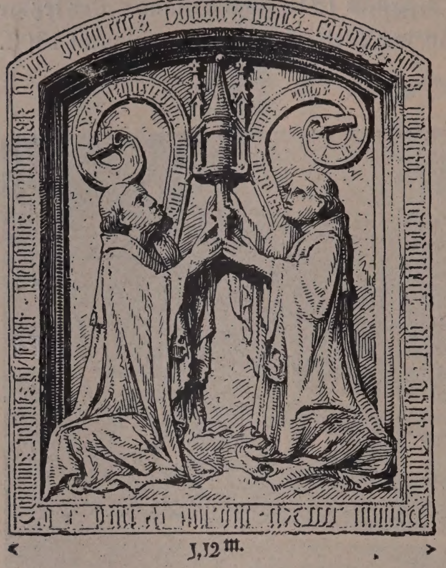


Abb. 308. Wilsnack. Grabſtein von zwei Geiſtlichen am Querſchiff der Kirche.

Von Bildhauerarbeiten findet ſich am Äußeren der Kirche außer den oben erwähnten beſchädigten Figuren von Chriſtus und Maria neben dem Südportal der ſchöne Grabſtein des Ortsgeiſtlichen, der Wilsnack zu ſeinem Aufſchwunge verholfen hat, des Plebans Joh. Cabbuez und ſeines Amtsgenoſſen Joh. Bielefeld, an einem Strebepfeiler der Oſtſeite des nördlichen Kreuzarmes (Abb. 308). Die beiden Geiſtlichen ſind in Relief in einer vertieften Blende dargeſtellt, wie ſie kniend die ſegensreiche Monſtranz zwiſchen ſich emporhalten, von zwei Spruchbändern begleitet. Die Arbeit zeichnet ſich durch ſtrengen Entwurf, edle Haltung der Figuren und ſchönen Faltenwurf aus. Die ſtark beſchädigte Inſchrift am Rande in flach erhabenen Kleinbuchſtaben lautet: Dominus johannes bylevelt plebanus in wilsnak Anno dom. 1410. Dominus johannes cabbues (?) plebanus inventor sacramenti qui obiit anno dom. 1412 . . . . . . die . . . .

Altar. Die Weihkreuze der Menſa ſind flach eingegründet (Abb. 309). Der hölzerne, bemalte Aufſatz beſteht aus drei verſchiedenen Teilen (Taf. 42): 1. Einem Unterbau, deſſen Vorderwand fünf offene Bögen mit reichſtem Maßwerk bilden. Holz, ganz vergoldet. Darin ſtehen jetzt: a) in der Mitte eine Figur der Maria auf der Mondſichel mit dem Kinde; b) vier kleinere Figuren, zwei ſtehende und zwei ſitzende; c) zwei Reliquienbehälter in Form von weiblichen gekrönten Bruſtbildern, das Haar in langen gedrehten Strähnen herabhängend, der Hals und die Schultern entblößt, in der Bruſt die Reliquienkapſel. 2. Der zweite Teil darüber iſt ein Flügelſchrein, der in langer Reihe Maria mit dem Kinde und die zwölf Apoſtel enthält, getrennt durch Scheidewände in Form von durchbrochenen Strebepfeilern. Alle ſtehen auf einem Sockel mit zart durchbrochenen Maßwerkfüllungen und unter reichen übereckgeſtellten Baldachinen. 15. Jahrhundert. 3. Der dritte Teil iſt ein kleinerer Flügelaltar, welcher in der

Abb. 309. Wilsnack, Wallfahrtskirche. Weihkreuz der Menſa.

Wilsnack. Hochaltar der Kirche.

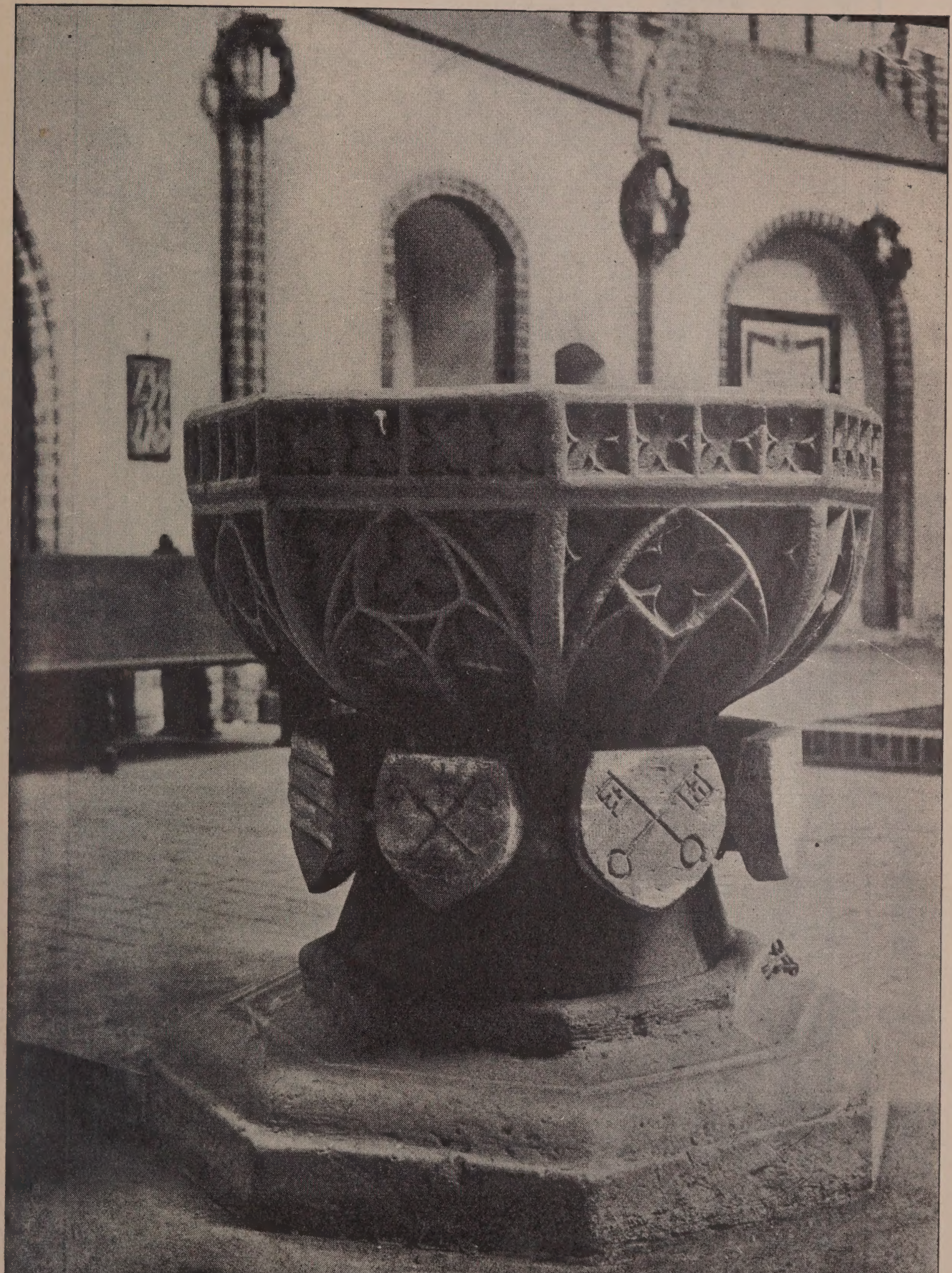


Abb. 310. Wilsnack. Wallfahrtskirche, Taufe.

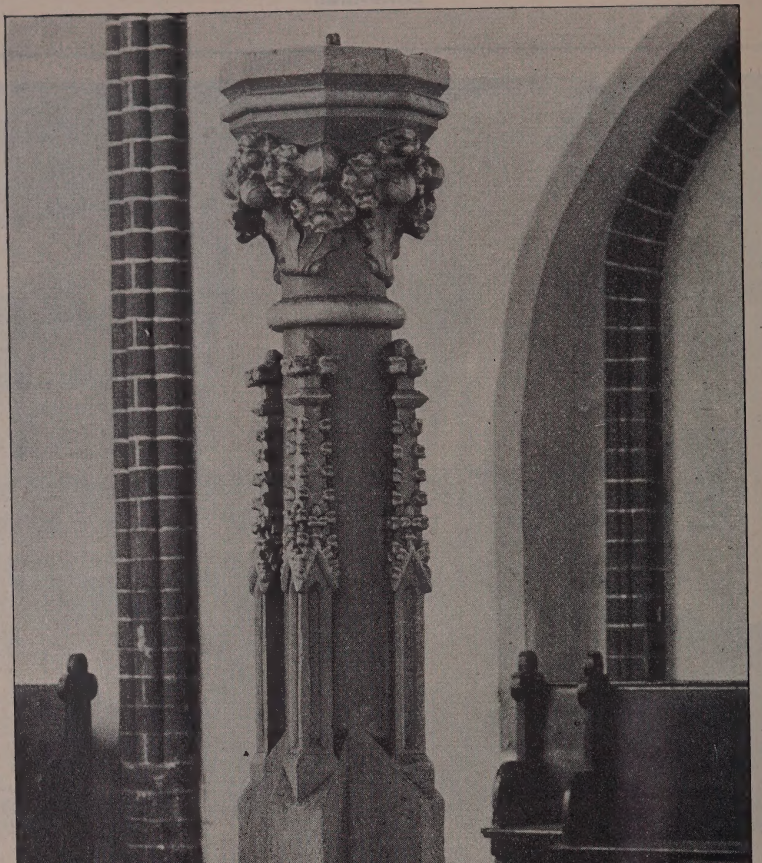


Abb. 311. Wilsnack. Wallfahrtskirche, Sandsteinleuchter.

Mitte drei größere und daneben auf jeder Seite acht kleinere Heilige in zwei Reihen hat. 15. Jahrhundert. Das Ganze krönt ein Kruzifixus an ſilbernem Kreuz.

Der gotiſche Taufſtein (Abb. 310), in mächtigen Abmeſſungen aus Sandſtein in Kelchform, achteckig, anſtelle des Knaufes ein Kranz von Wappenſchilden. Das Gefäß ganz mit Maßwerkformen in kräftigem Relief überzogen. Die acht Wappenſchilde ſind zur Hälfte leer, die vier anderen zeigen: ein Kreuz; drei wagerechte Balken; zwei gekreuzte Biſchofſtäbe mit einem Kreuzchen oben zwiſchen ihnen; zwei gekreuzte Schlüſſel.

Im Taufſtein ſteht eine glatte ſilberne Schüſſel von 1747 mit Spruch (Laſſet die Kindlein . . .).

Kanzel aus Holz in Spätrenaiſſance, ſteht auf gewundener, mit Blattwerk und Trauben umſchlungener Säule an den ſüdöſtlichen Vierungspfeiler gelehnt. Auch ihre Ecken ſind mit kleinen gewundenen Säulen auf Engelsköpfen als Tragklötzen verziert. Die Füllungen mit ausgearbeitetem Blumenwerk und den Wappen der von Saldern (Roſe) und dem Wunderblutzeichen, einer Zuſammenſtellung von drei goldenen Hoſtien und drei grünen Blättern, im Dreieck ſtehend zwiſchen den Hoſtien. Von den Bleizeichen der Pilger iſt keines mehr vorhanden, doch wird berichtet, daß ſie die Form von drei Hoſtien mit drei gefärbten Flecken gehabt hätten. Ein aus drei hoſtienartigen, im Dreieck zuſammengeſtellten Kreisformen gebildetes Zeichen zeigte: 1. das Siegel des biſchöfl. Kommiſſars in W. mit der Umſchrift: „S. commissarii ī wilsnacii“ (der Stempel dazu war nach Bergau im Beſitze des Rechnungsrats Warnecke in Berlin); 2. das Wappen im unteren Teile des Kirchenſiegels; 3. die mittlere Glocke in W.; 4. die Glocke in Klein-Lüben bei Wilsnack, weiſt es (wiewohl ſchwer erkennbar) als Trennungszeichen der Inſchrift auf. Später ſcheint der Denkſtein der beiden Geiſtlichen (Abb. 308) als Vor-

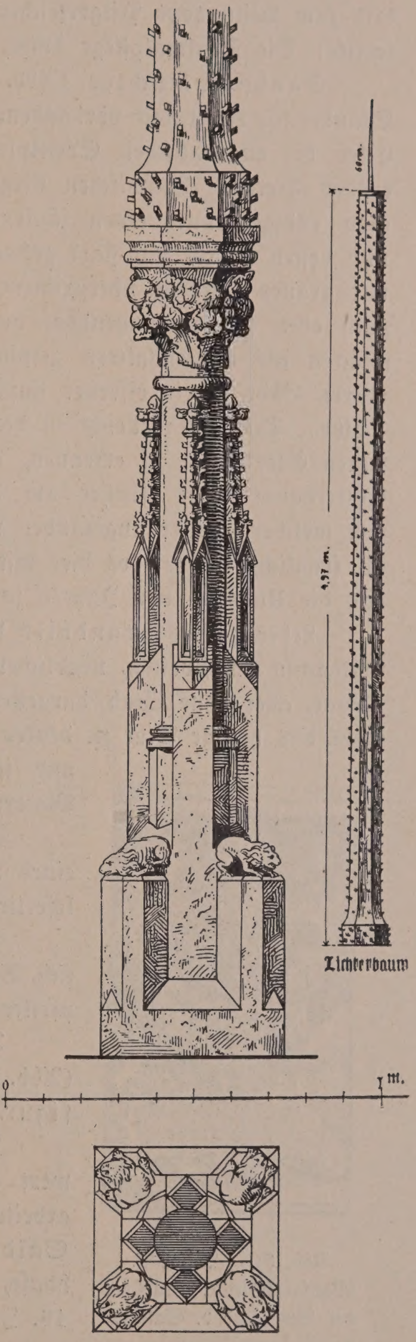


Abb. 312. Wilsnack. Wallfahrtskirche, Sandſteinleuchter mit hölzernem Lichterbaum.

bild zum Wilsnacker Pilgerzeichen benutzt worden zu sein (P. Eichholz in der Zeitschrift: Die Denkmalpflege 1906, S. 40 und 1908, S. 45).

Sandsteinleuchter (Abb. 311 u. 312), ein ewiges Licht oder Osterleuchter, Ständer für einen noch vorhandenen Lichterbaum. Ende des 14. Jahrhunderts. Auf den Ecken der quadratischen Sockelplatte erheben sich vier vieleckige Pfeilerchen mit kauernden Tieren. Dazwischen steigen vier Strebepfeiler in Kreuzform auf, die in Fialen endigen und einen säulenförmigen Kern umgeben, dessen Sockel vieleckig und dessen Knauf mit stark gebuckelten Blättern geschmückt ist.*) Dieser jetzt leider mit grauer Ölfarbe überstrichene Leuchter trug vermutlich den fünf Meter langen, nach oben sich verjüngenden, vieleckigen, hölzernen Ständer, der mit kleinen Holzpflöcken als Kerzenhaltern gespickt ist und jetzt auf der Empore liegt. An seinem oberen Ende ist ein eiserner Zapfen von 60 cm Länge angebracht für eine bekrönende Spitze. Diese ist vielleicht in dem in Metall gefaßten und mit achteckiger Fiale besetzten Straußenei zu erkennen, das sich in der Sakristei befindet (siehe dort). Der Lichterbaum stand früher am linken Ende des Lettners vor der Orgelempore, von welcher aus er angezündet wurde (die Kirche hatte ehedem drei Orgeln). Es ist fraglich, ob wir es hier mit dem „erschrecklich groß Wachslicht" zu tun haben, das die Ungarn „von Jahren zu Jahren aus Andacht zu Wilsnack gehalten haben".

Lebensgroßes Standbild des Bischofs Wöpelitz (Taf. 43) unter gemauertem Baldachin am zweiten, nördlichen Pfeiler des Langhauses. Der Bischof ist in vollem Ornat, aber ohne Stab dargestellt, er hält mit beiden Händen eine Kapsel, worin wohl das heilige Blut zu denken ist. Die Figur erscheint vollkommen bildnisähnlich und ist eine vorzügliche Arbeit des 15. Jahrhunderts. Material Sandstein, bemalt.

Abb. 313. Wilsnack. Wallfahrtskirche, Grabstein des Burckhard v. Saldern.

Zwei Grabsteine im nördlichen Kreuzarm: der eines Rektors († 1572) und einer Frau (Jahreszahl unleserlich).

Eine Maria mit dem zwölfjährigen Jesus neben sich, Sandstein, in einer Nische des nordöstlichen Vierungspfeilers (siehe Taf. 40 links).

An der Südseite desselben Pfeilers eine Maria (Abb. 301) und gegenüber am Kanzelpfeiler eine Christusfigur.

Zwei kleine (schwer erkennbare) Figürchen ohne Kunstwert auf einem Absatz des alten Turmes. Schön gearbeitetes Wappen des Patrons Burckhard von Saldern, auf der Empore beim Übergang zum Prälatenhause, aus Sandstein in Renaissanceformen, Ende des 16. Jahrh. (Abb. 313).

*) v. Quast hält den unteren Teil des Sandsteinleuchters (wohl irrtümlich) für verstümmelt. Zeitschr. für christl. Archäol. und Kunst 1858 (II, 278).

Wilsnack. Standbild des Bischofs Wöpelitz in der Kirche.

Zwei Messingleuchter (Abb. 314), je 46,6 cm hoch, auf drei Füßen mit kleinen, sitzenden Figürchen. Jeder der Leuchter hat ein besonderes Meisterzeichen am unteren Teile des Schaftes.

Ein Bronzeleuchter, 47 cm hoch, glatt profiliert.

Ein kleiner gotischer Kelch, in der Wohnung des Oberpfarrers.

Nach Bekmann hatte die Kirche im Chor eine „Porlaube", an welcher, linker Hand beginnend, die Bilder der Apostel und einiger anderer Heiliger dargestellt waren. „Die 24 Bilder umwärts der Porlaube herum enthalten die Geschichte von dem Anfang und Fortgang der Sache mit den drei Hostien." Von diesen grau in grau gemalten Bildern gibt Ludekus eine größere Anzahl in Holzschnitt wieder (neuerdings veröffentlicht von Heitz, mit Text von Schneider). Die Gemälde nebst erklärenden Sprüchen in niederdeutscher Mundart befanden sich an den Längswänden des Chors. Riedel beklagt 1841 (in den Märk. Forsch. S. 169), daß die wurmstichigen Bretter zu Grunde gehen müßten. Seit 1872 befanden sie sich auf der Empore über der Heiligen-Blut-Kapelle. Gegen 1900 wurden die Bilder so gründlich „gereinigt", daß nur noch wenige dürftige Spuren davon übrig geblieben sind.

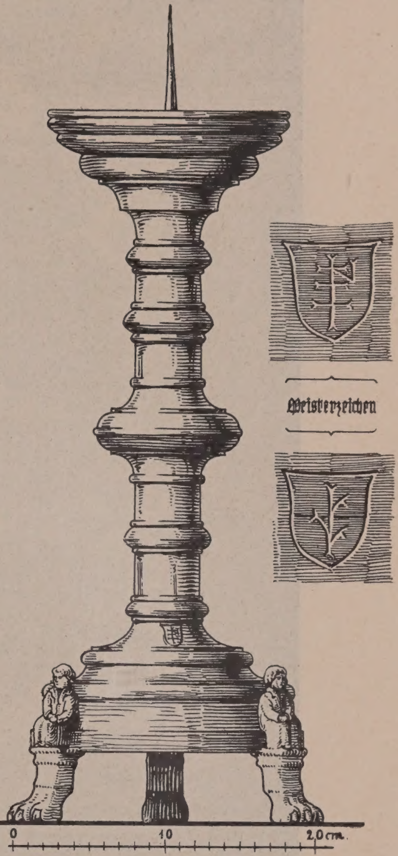


Abb. 314. Wilsnack. Wallfahrtskirche, Altarleuchter.

Wandmalereien waren nach Bekmann noch einige vorhanden. Erhalten ist nur noch ein St. Christophorus (Abb. 315), Malerei des 15. Jahrh., an der Westwand des südlichen Kreuzarmes; sie füllt den unteren Teil einer Fensterblende, ist fast 2 m breit und etwa 5,50 m hoch. Dunkle Umrißzeichnung in Wasserfarben leicht ausgemalt. Die weit über lebensgroße Figur des bärtigen Heiligen ist bekleidet mit Turban, rotem Mantel, hellgrünem, gelbgesäumtem Rock und weißem Gürtelbund mit herabhängenden Enden. In den Händen hält er einen Baumstamm mit kleiner Blätterkrone als Stab. Auf der linken Schulter trägt er das Christuskind, das in der Linken die mit Kreuz bekrönte Weltkugel hält und dessen Haupt von der Glorie umrahmt ist. Der Himmel ist weiß. Im Hintergrunde rechts auf hohem Felsen am Ufer streckt ein Einsiedler, dessen Häuschen hinter ihm steht, mit beiden Armen eine Laterne nach dem Wasser hinaus, durch welches St. Christoph schreitet.

Abb. 315. Wilsnack. Wallfahrtskirche, Gotische Wandmalerei (St. Christophorus).

Wilsnack. Kirche, Teil eines gemalten Fensters.

Der untere Teil des Bildes mit dem Wasser ist bis auf etwa 1,20 m Höhe zerstört, ebenso die Ränder und eine Stelle am linken Auge des Heiligen. Oben ist das Bild durch einen 12 cm breiten roten Streifen abgeschlossen. Es scheint noch nicht überarbeitet.

Glasmalereien füllen jetzt noch fünf Chorfenster (nach Büsching 1819 noch neun Fenster). Die drei mittleren sind farbig und enthalten vorherrschend figürliche Darstellungen. Sie sind, da viel verloren gegangen war, jetzt nicht mehr in der ursprünglichen Weise angeordnet. Man kann dem Charakter nach unterscheiden:

1. Rechtes Fenster unten: Eine Reihe von Kreisen übereinander geordnet, die aus starken weißen Ranken mit wenigen spätgotischen stilistischen Blättern gebildet werden und folgende Darstellungen umschließen: die Anbetung der Könige; St. Michael mit der Sündenwage; Maria, über deren Haupte Gottvater erscheint und umgeben von 10 Engeln (Taf. 44). Die Farbengebung deutet in einigen Teilen bereits auf späte Zeit (um 1500). Weiß herrscht in Gewändern vor und tritt häufig in den Gesichtern auf. Demnächst ist blau vorwiegend. Sparsamer ist ein kaltes Gelb angewendet, wozu sich stellenweise bräunlich, grün und braunrot gesellt, namentlich im obersten Felde. Die beiden unteren Kreisformen zeigen etwas reichere, vollere Farbenwirkung.

2. Linkes Fenster unten: Eine ähnlich angeordnete Gruppe zeigt die umrahmenden Kreise in Bandform, von Blättern durchflochten und wie jene durch gelbe Ringe verbunden. In diesen sind zwei Vorgänge aus dem Martertum eines heiligen Bischofs dargestellt. In beiden Gruppen sind die Zwickel durch Propheten mit Spruchbändern und Blattwerk gefüllt.

3. Rechtes Fenster oben: Eine dritte Gruppe wird gebildet aus Standfiguren, von denen Maria, St. Jacobus, St. Georg zu nennen sind. Zu diesen scheinen die drei Wappen zu gehören, die sich jetzt im rechten Fenster unten befinden.

4. Das Mittelfenster (nach Breest früher im Nordosten des Chores, nach Büsching das 7. von neun Fenstern) trägt annähernd einheitlichen Charakter. Über einem Architektursockel folgen zunächst unter Baldachinen zwei Reihen Wappen. Darüber Christus am Kreuz, dessen Blut von Engeln in Kelchen gesammelt wird, rechts und links Johannes und Maria. Diese berührt mit der Hand den im Vordergrunde knienden Donator (Kurfürst Friedrich II.? mit grünem Gewande, rotem Mantel und roter Churmütze, die mit Hermelin verbrämt ist) an der Schulter. Die oberste Darstellung bildet die gekrönte Gottesmutter mit dem Kinde, auf der Mondsichel in der Strahlen-Mandorla stehend und umgeben von vier musizierenden Engeln. Eine Baldachinarchitektur schließt nach oben den Entwurf. Das Mittelfenster zeigt die prächtigste Farbenwirkung (zweite Hälfte des 15. Jahrh.). Namentlich die Wappen erscheinen in vollen frischen Farben, sind aber wohl stark erneuert (1886 bis 1887 Wiederherstellung der drei mittleren Chorfenster unter Architekt Stöckhardt).

5. Die dem Querschiff zunächst liegenden beiden Fenster enthalten fast nur im Ton gemalte Schmuckformen. Das südliche spielt mehr in grünlichen, das nördliche mehr in bräunlichen Tönen. Die einzelnen Felder, welche von den Pfosten und

Windeisen gebildet werden, enthalten abwechselnd zwischen Weinranken sternartige Blumen und Wappen mit Hausmarken nach Art von Steinmetzzeichen (Breest will als Umschrift noch gelesen haben: Rostock, Aachen u. a.), jetzt sind Beischriften nicht mehr zu finden. 1887 Vervollständigung dieser beiden Fenster, von denen nur wenige Stücke noch alt erscheinen, durch Teppichmuster.

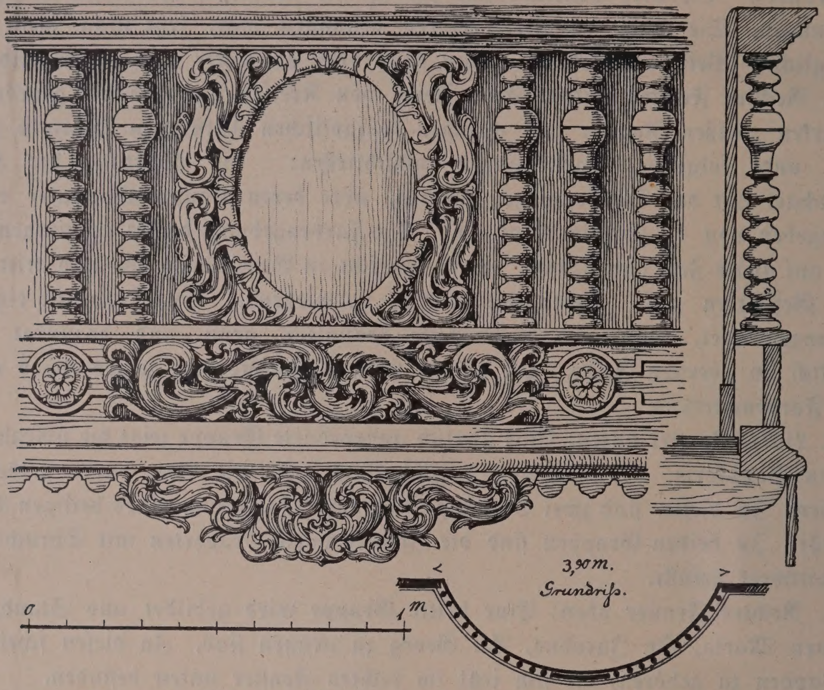


Abb. 316. Wilsnack. Wallfahrtskirche, Brüstung der Orgelempore.

Auf der Empore im südlichen Kreuzarm befinden sich außer dem bereits erwähnten großen Lichterbaum und dem kaum nennenswerten Rest der Brüstungsbretter der ehemaligen Chorempore:

1. Ein Christus am Kreuz mit Dornenkrone. Die 1,36 m hohe hölzerne Figur ist spätmittelalterlich.

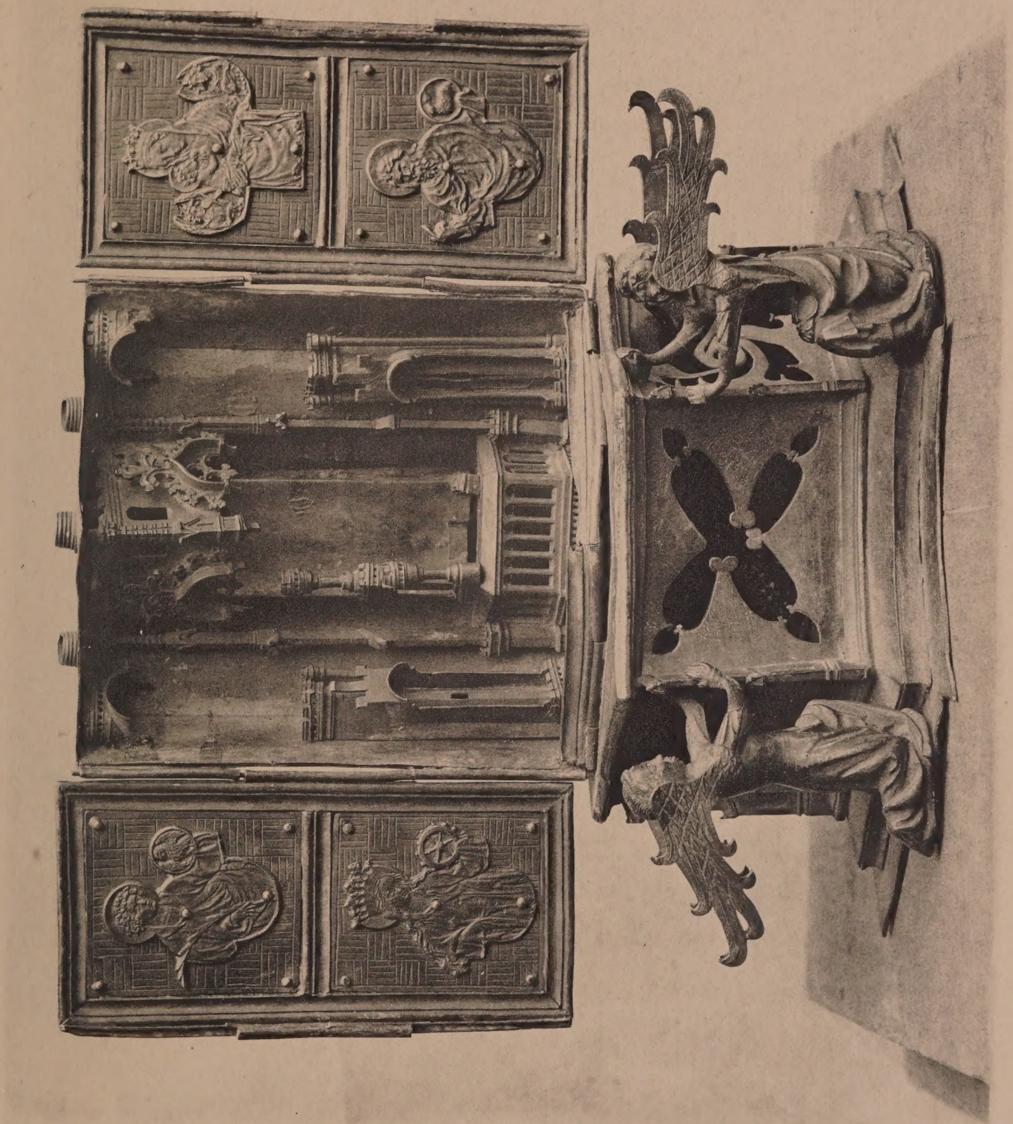
2. Eine Maria, 1,40 m hoch, aus Holz. Die Hände abgebrochen, tüchtige spätgotische Arbeit.

3. Ein auf dem Felsen sitzender, trauernder Christus, Holz, 1,50 m hoch.

4. Ein gekrönter, bärtiger Ritter mit Krone in Plattenrüstung (Schuhformen noch spitz), beide Unterarme abgebrochen, steht auf einem Tier mit bärtigem, gekröntem Manneskopf. 15. Jahrhundert.

5. Fünf kleinere Holzfiguren, je 80 cm hoch, minderwertig.

Auf der Orgelempore im Westen: Die Orgel, Spätrenaissance, unbedeutend. Die mit Ballustern geschmückte Brüstung hat an dem segmentförmig ausgebogenen Mittelteil schwungvoll geschnitztes Ornament (Abb. 316).



Wilsnack. Tragaltar in der Kirche.

Wilsnack. Linker Flügel am Tragaltar.

Wilsnack. Rechter Flügel am Tragaltar.

Wilsnack. Christuskopf aus Sandstein in der Kirche.

Rechts und links neben der Orgel an der Turmwand zwei Epitaphien der Familie von Saldern. 18. Jahrhundert.

In der Sakristei befinden sich:

Ein gotisches Reliquiar aus Messing (Taf. 45 bis 47), in Form eines kleinen Tragaltars, schadhaft und unvollständig. Die halb vieleckige Mensa hat an den Ecken zierliche Strebepfeiler und durchbrochene Füllungen. Auf den Stufen knien zwei Engel. Der Aufbau in Form eines Schreins enthält fünf Baldachingehäuse, anscheinend für Figürchen, in der Mitte ein größeres und an jeder Seite zwei kleinere übereinander. Die Innenseiten der Türen sind mit je zwei getriebenen Halbfiguren in flachem Relief geschmückt, die augenscheinlich einem anderen Kunstwerk entnommen sind und ursprünglich in vierpaßförmigen und ähnlichen Füllungen gesessen haben. Es sind Stücke von ausgezeichneter Arbeit und künstlerischer Auffassung der Köpfe. Sie stellen dar: Maria mit dem Kinde und zwei musizierenden Engeln, Johannes den Täufer mit dem Agnus dei, St. Vitus (mit Hahn und Palme ?) und St. Katharina (mit Rad und Schwert). Oben auf dem Schrein sind drei Ansätze zur Befestigung von Bekrönungen. 15. Jahrhundert.

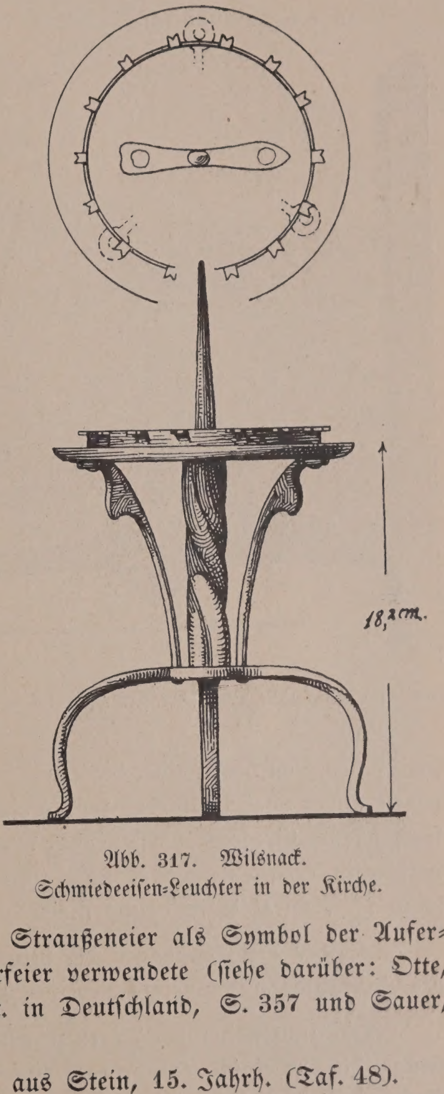


Abb. 317. Wilsnack.
Schmiedeeisen-Leuchter in der Kirche.

Zwei Straußeneier in Metallfassung, eines davon mit achteckiger Fiale als bekrönender Spitze. Es diente vielleicht als Endigung des großen (oben erwähnten) Lichterbaumes auf dem Osterleuchter, da man Straußeneier als Symbol der Auferstehung ansah und vornehmlich bei der Osterfeier verwendete (siehe darüber: Otte, Archäol, I, 212; Bergner, Kirchl. Kunstaltert. in Deutschland, S. 357 und Sauer, Symbol. der Kirchengeb., S. 213).

Ein schöner lebensgroßer Christuskopf aus Stein, 15. Jahrh. (Taf. 48).

Zwei in Kupfer getriebene Christusfiguren am Kreuz, je 25 cm hoch, vergoldet.

Ein schmiedeeiserner Leuchter (Abb. 317).

Ein Schlußstein des achtrippigen Gewölbes im Chorschluß aus Sandstein mit Agnus dei, 64 cm Durchm., 23 cm hoch, außer Gebrauch. Das Profil der Rippen besteht aus Kehle, Plättchen und Birnstab.

Zwei niederdeutsche Bauernstühle aus gedrehten Stäben, mit Sitz aus Bastgeflecht.

An der Tür der Sakristei hübsches verziertes Schloßblech (Abb. 318), an den Schränken daselbst geschmiedete Türbänder (Abb. 319).

Eine metallene Schale als Rest der „Sündenwage".

In eine Wandnische der Wunderblutkapelle ist ein eichener Schrank eingebaut (Taf. 49). In der unteren Hälfte sind sechs Öffnungen, deren Türen meist fehlen. Die obere Hälfte bildet einen Raum, der durch zwei Flügel zu schließen ist. Die Türbänder und Schlösser sind verziert und gut erhalten (Abb. 319). Während die untere Hälfte des Schrankes roh geblieben, sind die Türen der oberen Hälfte außen und innen mit Malerei bedeckt, die nur die Beschlagteile freiläßt. An der Außenseite ist zunächst ein Backsteinsockel (dunkelbraunrot mit weißen Fugen) gemalt, vor welchem ein gemusterter Teppich hängt. Auf diesem Sockel knien vor einem Altare mehrere Figuren, auf schwarzem Hintergrunde ein Papst mit Gefolge von Geistlichen, von denen einer die Tiara des obersten Kirchenfürsten trägt. Auf dem Altare stehen außer zwei Leuchtern, zwei Kelchen und einem Buch ein Christuskind. Diese die sog. Messe Gregors darstellende Malerei ist zum größten Teil in frischen Farben vorzüglich erhalten. Dabei steht in gotischen Kleinbuchstaben: adoratio salutis est istud . . . mirabile in oculis meis.

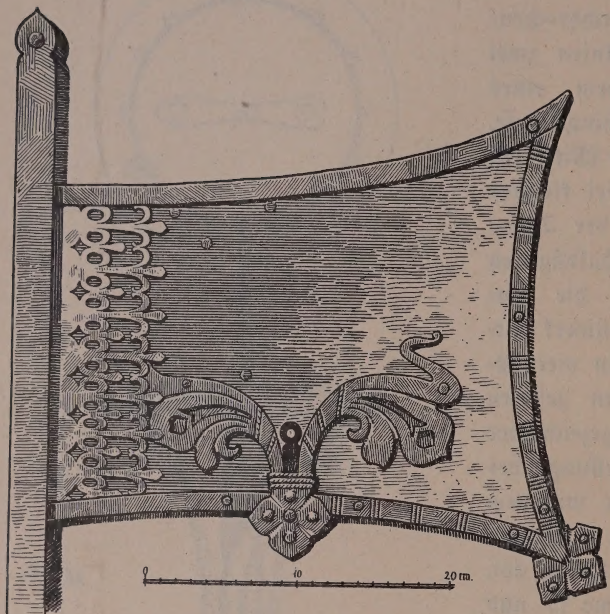
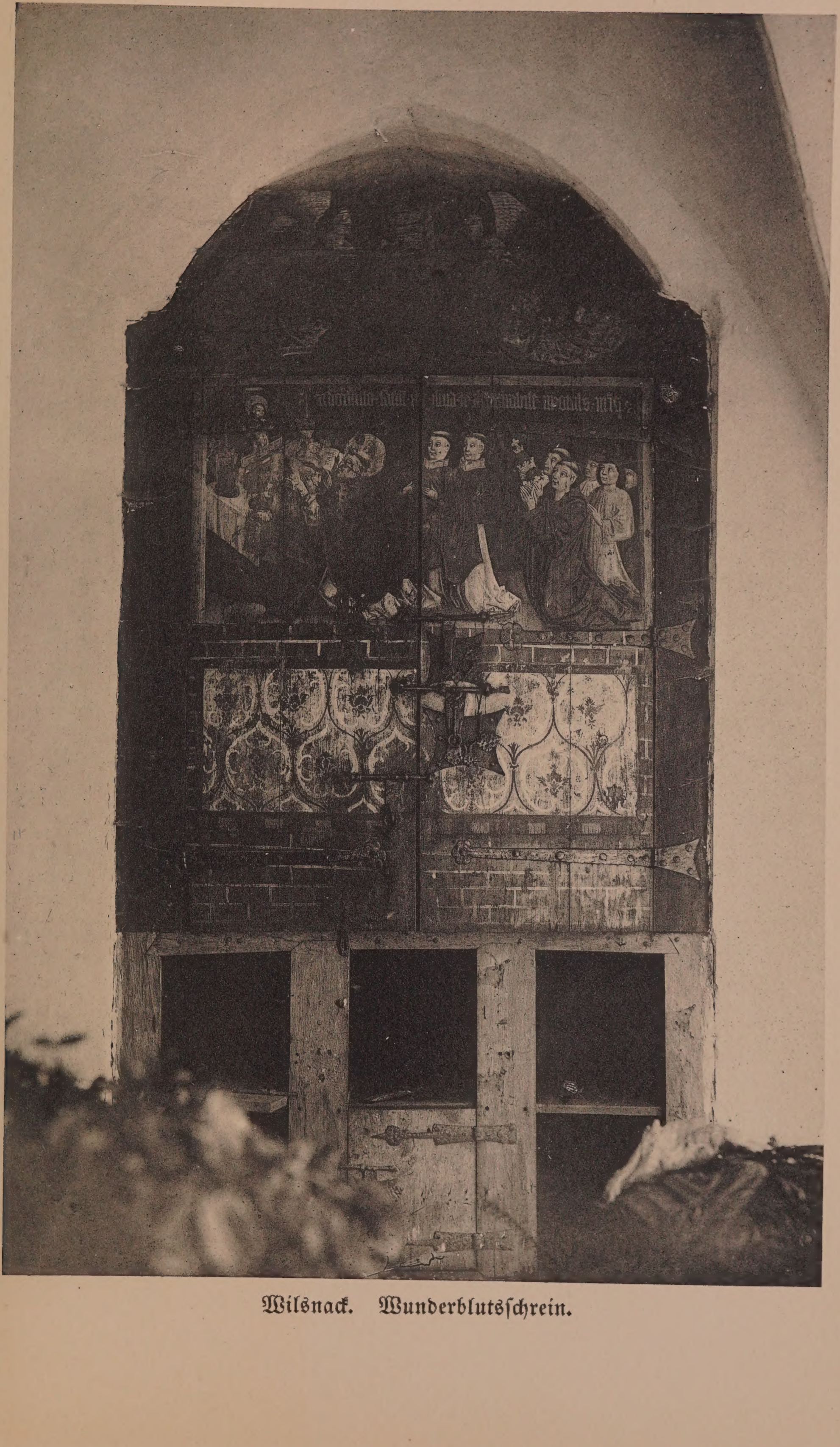


Abb. 318. Wilsnack. Wallfahrtskirche, Schloß an der Sakristeitür.

An der den Spitzbogen der Nische schließenden unvollständigen Bretterbekrönung des Schrankes sind zwei schwebende Engel gemalt, die eine Monstranz halten.

Die Innenseiten der Türen zeigen zwei getrennte Darstellungen und zwar der linke Flügel die Dreieinigkeit: oberhalb eines Teppichs, dessen Muster teilweise in vergoldeten Reliefauflagen besteht (im übrigen hellgrau und grün gehalten), tragen zwei schwebende und zwei kniende Engel den Kruzifixus mit der Taube des heiligen Geistes zu Häupten. Dahinter erscheint Gottvater in blauem, wallendem Gewande. Auf dem Teppich steht in gotischer Kleinschrift: adoranda trinitas, o verifianda unitas misere nobis. Der rechte Flügel zeigt über einem ähnlichen Sockel eine Verspottung Christi. Die Malerei dieser Innenseiten ist im allgemeinen stark verblichen und verschmutzt.



Wilsnack. Wunderblutsschrein.

Außer diesem Schranke befinden sich in der Kapelle, die als Gruft der Familie von Saldern-Wilsnack dient, noch mehrere reichgeschmückte Särge in Spätrenaissanceformen, teils aus Holz, teils von Metall.

Glocken. Eine große, hervorragend schöne Glocke von 1421 ist im Jahre 1552 auf Befehl des Kurfürsten nach Berlin gekommen (Riedel, Cod. II, 168) und gehört jetzt zum Geläute des neuen Domes am Lustgarten. In W. sind z. Z. noch drei vorhanden.

Die große 1,26 m Durchmesser. Die Inschrift nennt die Patrone Fr. Christ. v. Saldern und Hans Georg Fr. von Saldern.

Die mittlere 0,67 m Durchm., mit gotischer Kleinschrift am Hals: O rex gloriae christe veni cum pace amen. Am langen Felde mehrere kleine, erhabene Darstellungen: ein Bischof mit Stab und Spruchband; in einem Kreise ein Sechspaß mit aufrecht stehender Figur und Blattwerk; in einem kleineren Kreise Christus am Kreuz mit

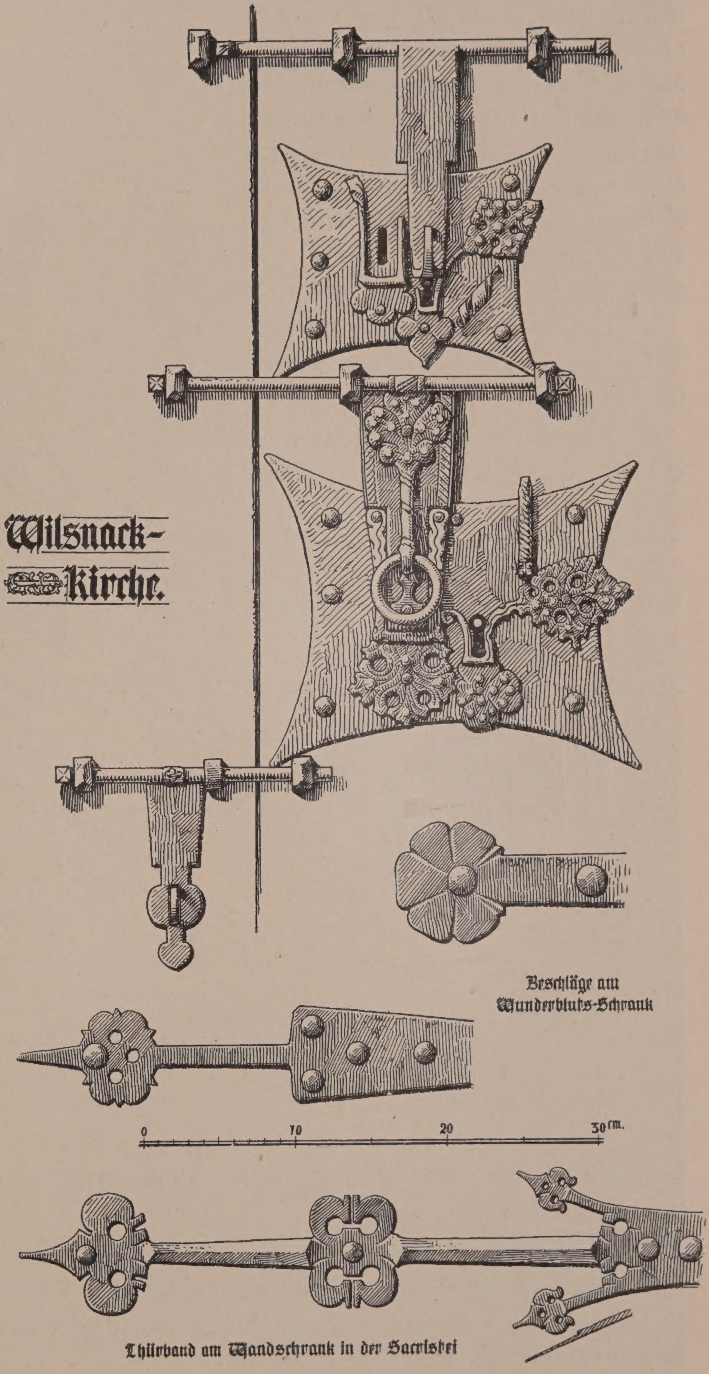


Abb. 319. Wilsnack. Wallfahrtskirche, Beschläge am Wunderblutschrank und an den Schränken der Sakristei.

Maria und Johannes; das Wunderblutzeichen: drei Kreise (zwei und einer), über den oberen kleine Kreuzchen als Bekrönung, zwischen den Kreisen die Spitzen eines Dreiecks. In den Kreisen: figürliche Darstellungen, z. B. Christus am Kreuz (schwer erkennbar). Am Schlagring steht in einzelnen, weit gesperrten Kleinbuchstaben: m a r i a.

Die kleine 0,42 m Durchm., Inschrift am Hals mit der Jahreszahl 1464.

Das Kirchensiegel zeigt einen Bischof mit Stab, der auf einem

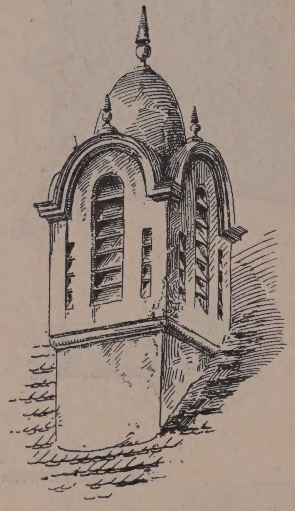


Abb. 320. Wilsnack.
Schornstein am Schlosse.

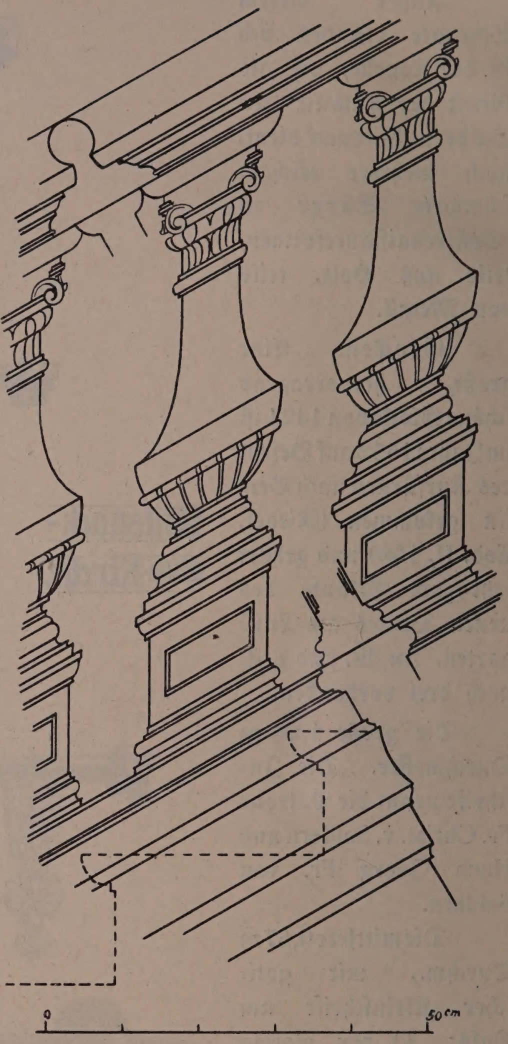


Abb. 321. Wilsnack.
Treppengeländer im Schlosse.

Wappen mit den drei Hostien steht. Unterschrift in römischen Großbuchstaben: Wilsnacksches Kirchensiegel.

Ein runder bronzener Siegelstempel aus dem 15. Jahrh. mit dem Bilde eines Bischofs über einem Schilde, darauf drei Hostien, trägt die Umschrift: „S. comissarii ī wilsnacii" und befand sich (nach Bergau S. 783) im Besitz des Rechnungsrates F. Warnecke in Berlin.

Das **Schloß** auf der Nordseite der Kirche ist mit ihr durch einen Übergang verbunden und steht demnach an der Stelle des ehemaligen „Prälatenhauses". Es ist in ein-

Abb. 322. Wilsnack. Kamin im Erdgeschoß des Schlosses.

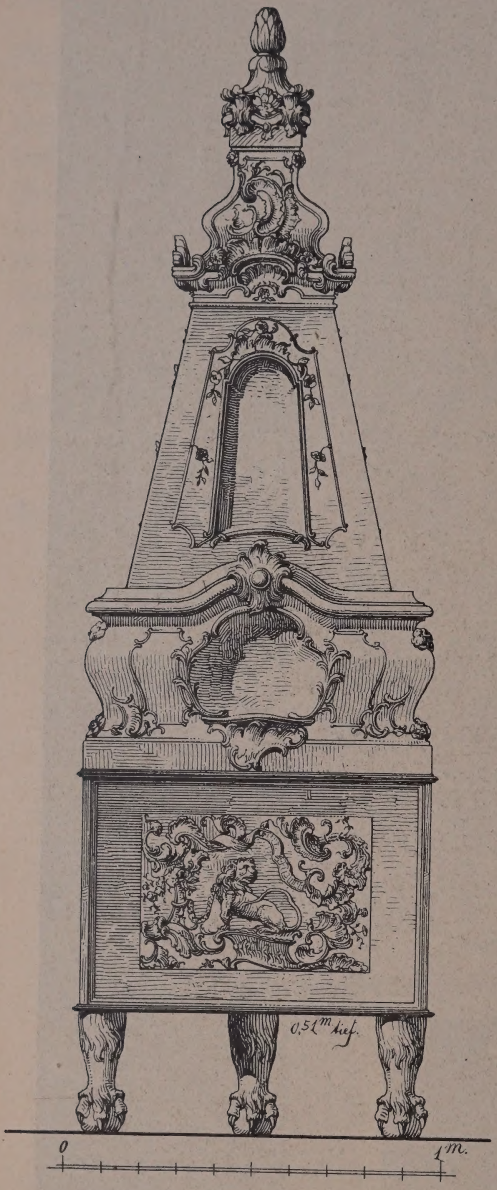


Abb. 323. Wilsnack.
Rokoko-Ofen im Schloß.

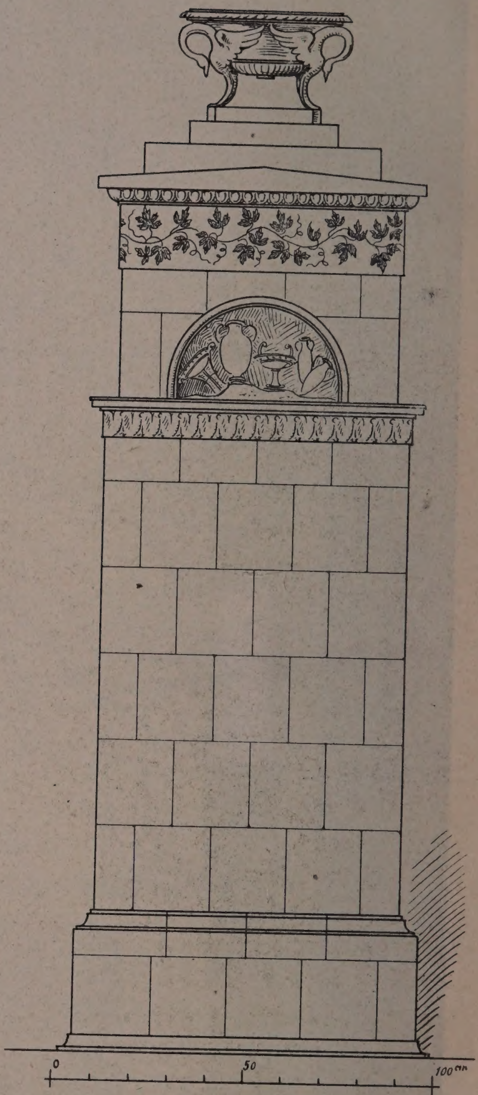


Abb. 324. Wilsnack.
Ofen im Obergeschoß des Schlosses.

fachen Barockformen mit holländischem Dach und fünf zierlich als Kuppelbauten ausgebildeten Schornsteinen errichtet (Abb. 320). Von mittelalterlichen Resten enthält es nichts, doch gehört zur Ausstattung seines Innern eine Anzahl wertvoller Stücke, von denen hier nur folgende erwähnt seien:

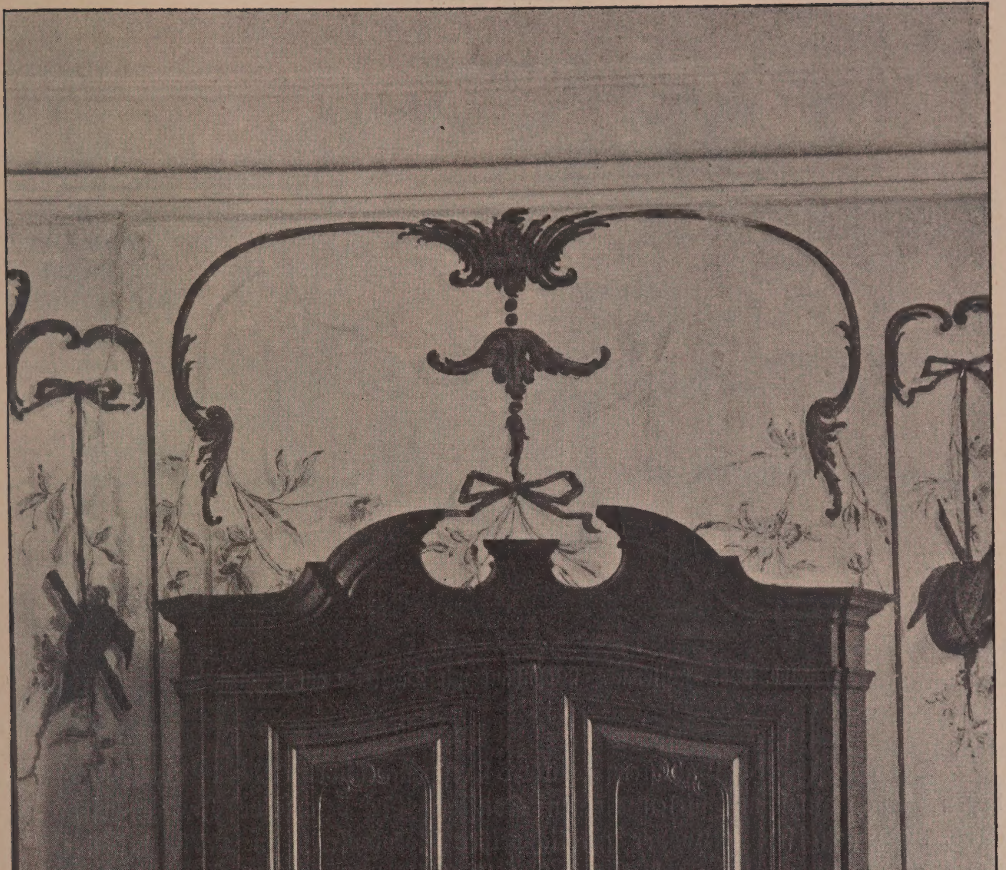


Abb. 325. Wilsnack. Wanddekoration und Schrank im Schlosse.

Abb. 326. Wilsnack. Wohnhaus mit Dacherker auf Säulen.

Das aus schweren Ballustern gebildete Treppengeländer (Abb. 321); ein Kamin, dessen Rauchmantel mit vielen kleinen Konsolen für dekorative Zwecke besetzt ist (Abb. 322); ein sehr reizvoller gelblichweißer Rokokoofen von 1776, dessen Heizkasten aus Eisengußplatten zusammengesetzt ist (Abb. 323).

Von einfacheren Empireöfen im Obergeschoß gibt Abb. 324 ein Beispiel.

Auch eine gemalte leichte Wanddekoration in Rokokoformen hat sich in einem der Obergeschoßzimmer erhalten. Sie ist in Abb. 325 zusammen mit einem einfachen aber schönen Schranke aus der gleichen Zeit dargestellt. Dieser muß als Vertreter des z. T. wertvollen Mobiliars dienen, unter dem sich mehrere eingelegte Schränke und Boulemöbel befinden.

Abb. 327. Wilsnack. Wetterfahne eines Bürgerhauses.

Von der Maria-Magdalenen-Kapelle vor dem hohen Tor (capella extra valvam que dicitur dat hogedar), in welcher 1469 die beiden Geistlichen von Wilsnack den Hochaltar stifteten, ist nichts mehr erhalten.

Einstöckiges **Wohnhaus** mit vorgeschobenem großem Dacherker, der auf zwei hölzernen Säulen ruhend, vor der Haustür eine Art Laube bildet, an einer Querstraße südlich der Kirche. Anfang des 19. Jahrhunderts (Abb. 326).

Die Wetterfahne des Hauses Große Straße 60 von 1803 gibt Abb. 327.

Wittenberge.

Quellen.

I. **Urkunden und Akten.**

Rathaus: Urkunde v. J. 1321 (vgl. Riedel I, 301).

Geh. Staats-Archiv zu Berlin: Rep. 8, 143. 1544 Schlichtung von Streitigkeiten innerhalb der Bürgerschaft durch kurfürstliche Kommissare u. a. m. Rep. 74, Akten der Staatskanzlei des Fürsten Hardenberg, J. 3. Inneres, Städte, 13. Kopialbuch v. J. 1570, enthaltend Urkunden des 13. bis 16. Jahrh. (vgl. Riedel I, 294 bis 335).

II. **Literatur.**

Christian Maximilian Spener: Handschriftliche Geschichte derer von Putlitz, betitelt: „Ehre des Freyherrlichen Hauses zu Putlitz" (vgl. Küsters Bibliotheca, S. 721; Riedel I, 299 f.).

Bekmann: Churmark (1753), IV. Sp. 961; V. Sp. 327.

Bratring: Beschreibung der Mark I, 414 (1804).

Riedel: Codex diplomaticus I, 268 bis 346: Die Herrschaften Putlitz und Wittenberge.

Berghaus: Landbuch der Mark I, 629 (1854).

Prüfer: Taufkessel von 1457 (Archiv f. kirchl. Baukunst V, 17).

Geschichte.

Die Anfänge von Burg und Stadt.

Burg und Stadt W., deren Name vielleicht von den weißen Sandbergen der Elbeniederung herzuleiten ist, sind wohl in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. entstanden. Urkundlich wird der Ort zuerst 1226 erwähnt, als die Markgrafen zum Besten der altmärkischen Stadt Werben das Verbot erließen, Fähren über die Elbe auf der Strecke von Werben bis Wittenberge anzulegen.[1] In der Urkunde des Johannes Gans für Perleberg v. J. 1239 tritt unter den Zeugen der Propst von W. (prepositus de Vittenberge) auf. Eben dieser Gans nennt sich sieben Jahre darauf in einer Urkunde für das Kloster Stepenitz „Johannes dictus Gans de Wittenberge"[2]), ist also als Herr über W. anzusehen. Aus der Mitte des 13. Jahrh. stammende Silberpfennige haben sich erhalten, die das Schildzeichen der Edlen Gänse zu Putlitz und den Namen der Stadt aufweisen. So wuchsen Burg und Stadt unter der Schutzherrschaft dieses mächtigen Geschlechtes, dem die Bürger, einer Urkunde von 1300 zufolge, zu jährlicher Zahlung von 22 Pfund Silber verpflichtet waren, empor.[3])

Wechsel der Stadtherrschaft im 14. Jahrhundert.

Im Verlauf des 14. Jahrh. wechselte die Stadt öfters ihren Herrn und so treten Ritter aus dem Geschlechte der Bözel, Buch, Clepizk als Burginhaber und Stadtherren auf, bestätigen die städtischen Freiheiten oder versprechen gegen jährliche Zahlung von einigen Pfund Silber, die Bürger von jeder außerordentlichen Steuer zu befreien. Zu Zeiten Kaiser Karls IV. saß zu „Wyttenberge" ein landesherrlicher Vogt, dem, wie das Karolinische Landbuch von 1375 besagt, die Bürger nahezu 18 Pfund Silber jährlich zu entrichten hatten[4]).

---

[1]) Gercken, Fragmenta March. I, 9.

[2]) Riedel I, 242.

[3]) Riedel I, 297; vgl. v. Sommerfeld, Beiträge zur Verfassungs- und Ständegeschichte der Mark, S. 153.

[4]) Fol. XXXII, Ausgabe von Fidicin, S. 30.

Die Edlen zu Putlitz als Stadtherren.

Der Landbesitz der Stadt erstreckte sich von der Peterslake bis in den Wald Schwartow und in den Hain Tusen, von hier bis zur Stepenitz und von da in die Elbe[1]). Im Jahre 1409 kehrte W. endgültig unter die Schutzherrschaft der Gänse zurück, dank dem Markgrafen Jobst, der in diesem Jahre dem Edlen Jaspar Gans Schloß, Haus und Stadt W. gnädiglich lieh. Mehrere Jahrhunderte hindurch haben sich die Putlitze als Herren über W. behauptet, mit einer einzigen Unterbrechung i. J. 1448, als Balthasar Gans für Räubereien, die er gegen Kaufleute auf der Elbe begangen hatte, dadurch bestraft wurde, daß ihm Schloß und Städtchen W. für einige Zeit vom Kurfürsten entzogen wurden[2]). Nach dem dreißigjährigen Kriege sahen sich die zu Putlitz genötigt, die „Burgk zu Wittenberge“ zeitweilig ihren Gläubigern zu verpfänden[3]).

Da die Häuser des Städtchens vornehmlich aus Holz erbaut waren, wirkten Brände besonders verheerend. Nach der Feuersbrunst vom 7. Dezember 1686 gerieten die Bürger in solche Bedrängnis, daß der Große Kurfürst zu ihrem Besten eine allgemeine Kollekte ausschreiben ließ. 1751 brannte die Stadt von neuem nieder; bei dem Neuaufbau wurden die Straßen erheblich verbreitert. Im Jahre 1730 zählte der offene Ort gegen 300, 70 Jahre später nahezu 900 Einwohner. Die an Bedeutung zunehmende Elbschiffahrt kam dem Städtchen, woselbst Zoll von den Schiffern erlegt werden mußte, sehr zu statten.

Die Stadt im 19. Jahrhundert.

Nach 1808 wurden die Bürger aus dem Untertänigkeitsverhältnis zu den Edlen zu Putlitz befreit, und so waren „Rat, Gewerke und Gemeine“ fortan nicht mehr verpflichtet, den Gänsen Erbhuldigung zu tun und ihnen Treue und Gehorsam zu versprechen, vielmehr trat die Stadt infolge der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung wieder in unmittelbare Beziehung zum Landesherrn. Nachdem hier 1818 ein Hauptzollamt errichtet worden war, erlangte die Stadt 1845 den Anschluß an die Berlin-Hamburger Bahn und wurde außerdem durch eine Eisenbahn mit Magdeburg verbunden. So wurde W. binnen kurzer Zeit aus einem stillen Ackerstädtchen zu einem Knotenpunkt des Verkehrs; viele Fabriken entstanden. An Bewohnerzahl überragt W. heute die alte Hauptstadt der Prignitz, Perleberg, um mehr als das Doppelte, denn gegen Ende des Jahres 1905 zählte die Stadt 18501 Einwohner. Die Gemarkung umfaßt 2089 ha.

Denkmäler.

Ortsbeschreibung. Die Stadt soll ursprünglich etwa 1000 Schritt östlicher gelegen haben, wo die Elbbrücke auf den sog. Schloßberg mündet, der bis zum Bau der Bahn (1846 bis 1851) noch kenntlich war. Der Platz liegt nahe dem Mündungsgebiet der Stepenitz in die „taube (dove) Elbe“ oder „alte Elbe“, führt noch heute den Namen „Alte Stadt“ und ist von Gräben und Wällen umzogen (Ulrici, die Prignitz, S. 299).

---

[1]) Riedel I, 298, Urk. von 1300.
[2]) v. Raumer, Codex continuatus I, 223.
[3]) v. Eickstedt, Beiträge, S. 343.

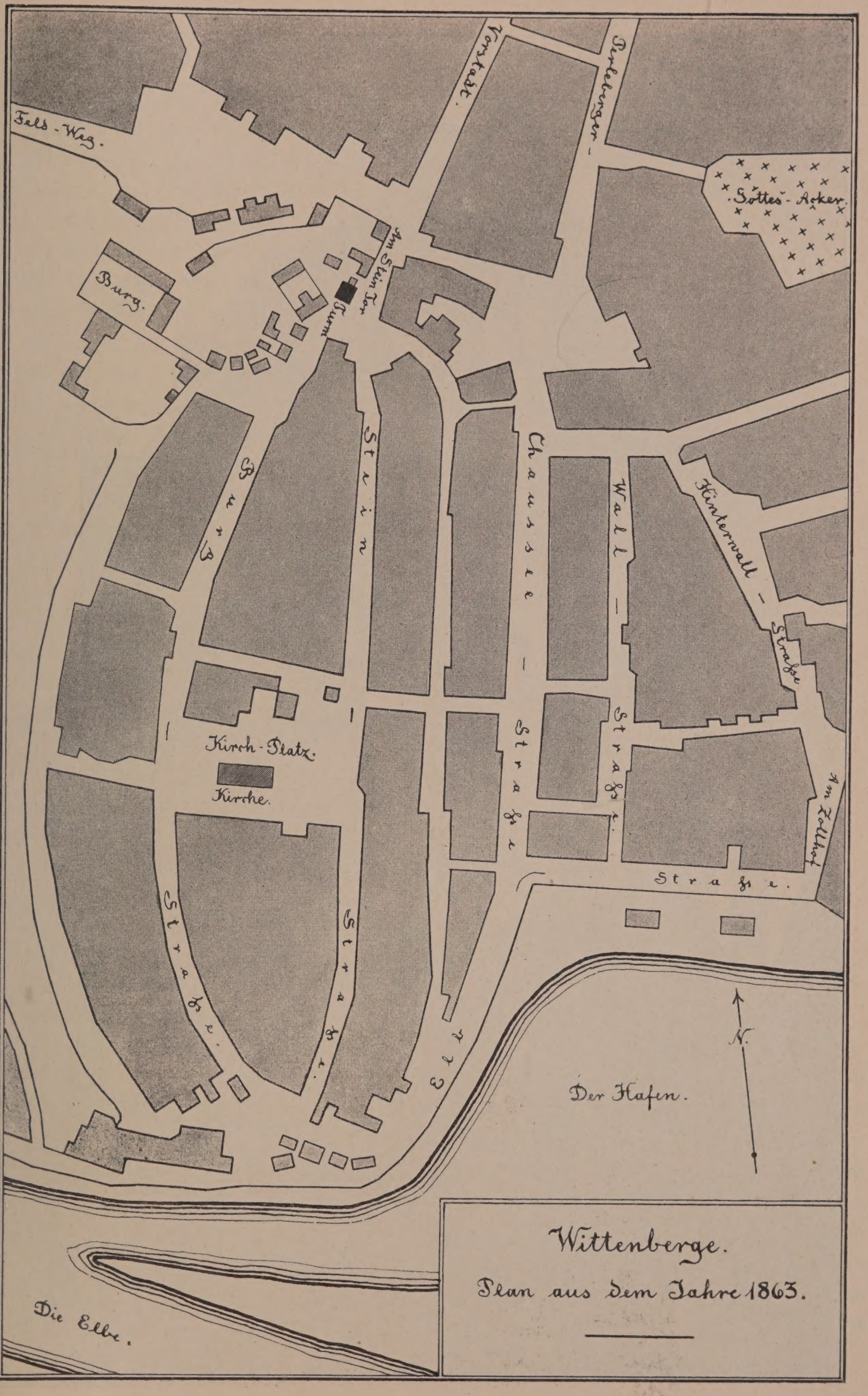


Abb. 328. Wittenberge. Plan der Stadt von 1863.

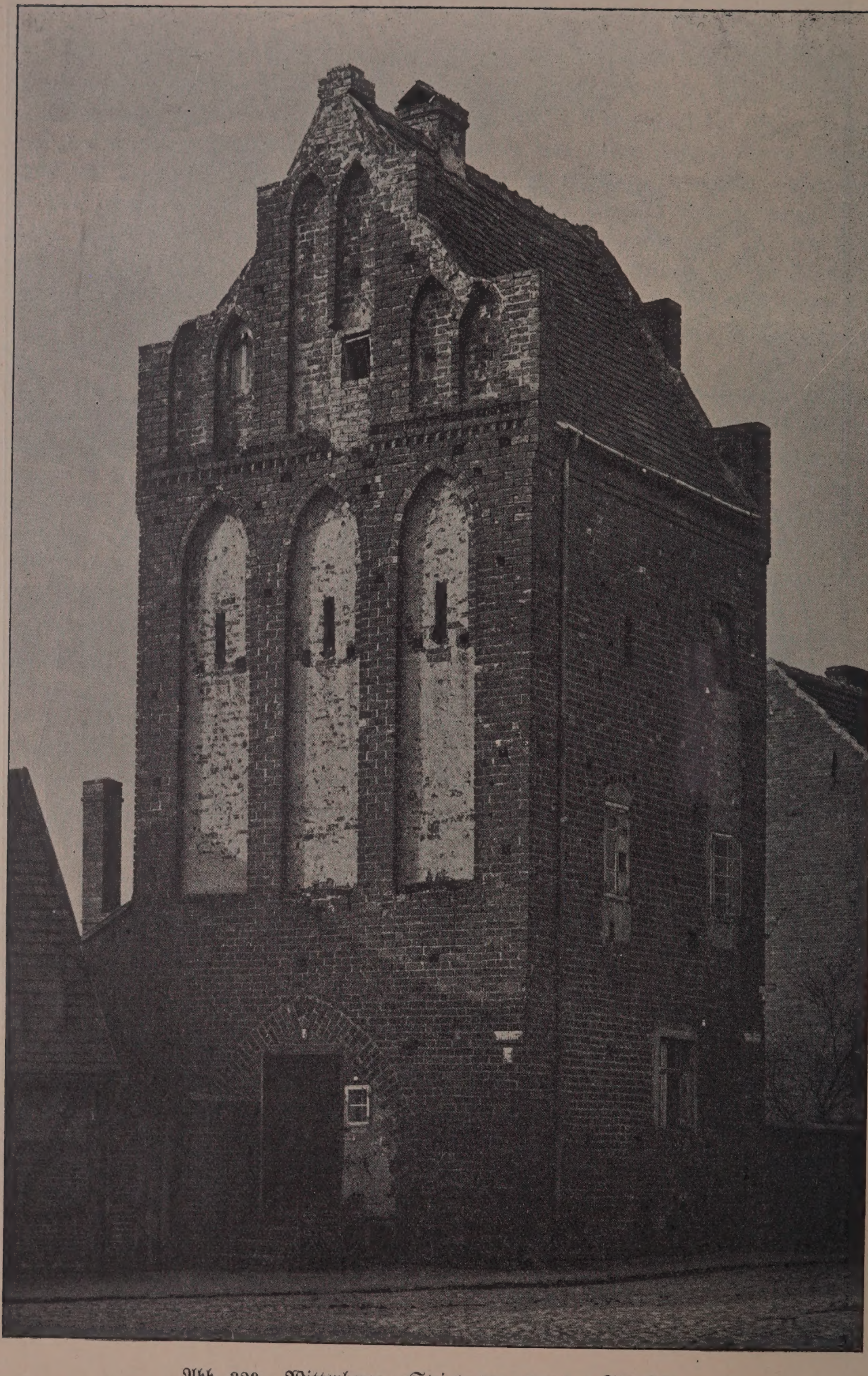


Abb. 329. Wittenberge. Steintorturm von der Stadtseite.

Die Verlegung der Stadt an ihre jetzige Stelle (Abb. 328), bei der Vereinigung der tauben Elbe mit dem Hauptarm, fand vermutlich im 12. Jahrh. ſtatt. Sie lehnte ſich mit dem Nordende an die Burg, welche auf einem flachen Ausläufer der Schartauer Berge ſtand, deren weißem Sande die Stadt wohl ihren Namen verdankt. Von dieſem etwas erhabenen Punkte reckte ſich die Stadt naturgemäß nach dem Elbſtrom hin, den hier eine Fähre und die Handelsſtraße von der Altmark nach Perleberg kreuzten. So erklärt ſich die merkwürdige Richtung der beiden annähernd parallelen Hauptſtraßen, die nicht am Strome hin, ſondern winkelrecht dazu laufen. Dieſe Straßen (die Burg- und die Steinſtraße) ſind in der Mitte ihrer Länge durch den Markt verbunden, auf dem die Kirche ſteht. Nach den Enden nähern ſie ſich, um ſich im Süden beim Elb- oder Waſſer-Tor und im Norden beim Steintore zu vereinigen. Weſtlich von dieſem berührte die Stadt die Burg, von der ſie vermutlich ihren Ausgang genommen hat.

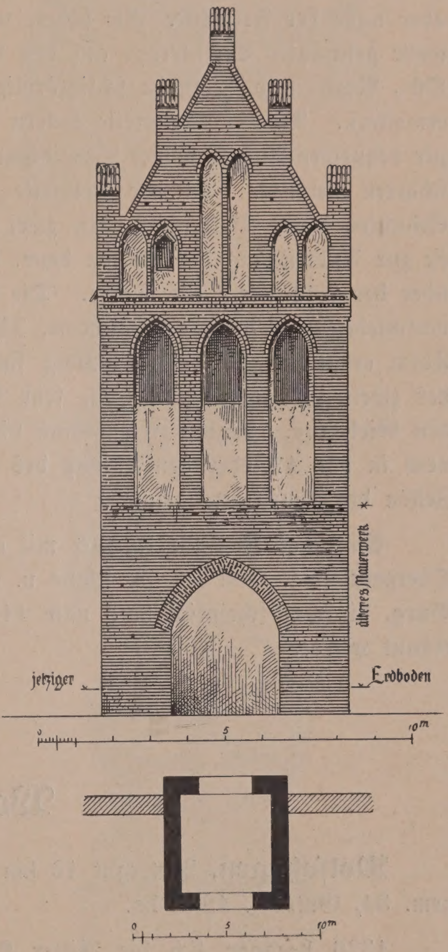


Abb. 330. Wittenberge. Steintorturm von der Stadtſeite (die Giebelkante iſt ergänzt)

Steintorturm (Abb. 329 u. 330). Er ſteht am Ende der Turmſtraße und bezeichnet die einſtige Ausdehnung der Stadt an dieſer Stelle. Der Weg durch die Torfahrt des Erdgeſchoſſes würde jetzt gerade auf die weſtliche Häuſerreihe der Turmſtraße laufen, während die Straße öſtlich am Turm vorbeiführt. Seit dem Beſtehen dieſer Vorſtadtſtraße iſt alſo die Torfahrt im Turm ſchon verſperrt und ein Tor öſtlich neben dem Turm angelegt geweſen. Sein Material iſt Backſtein von verſchiedenen Formaten. Mit Hilfe dieſer ſind zwei Bauzeiten zu unterſcheiden.

Erſte Bauzeit. Ihr gehört des Erdgeſchoß des Turmes mit der einſtigen Torfahrt an. Etwa 80 cm ſeiner Höhe ſtecken im Boden, da die Straßenhöhe im Laufe der Jahrh. um ſoviel geſtiegen iſt. Der Anſchluß der Stadtmauer fehlt jetzt auf beiden Seiten, doch iſt ihr Fundament vor einigen Jahren bei Grabungen auf der Oſtſeite (im Fahrdamm der Turmſtraße) gefunden worden. Das Steinformat des erſten Baues iſt noch ziemlich klein (27 . 12,5 . 8,5 cm). Er dürfte danach der erſten Hälfte des 13. Jahrh. angehört haben.

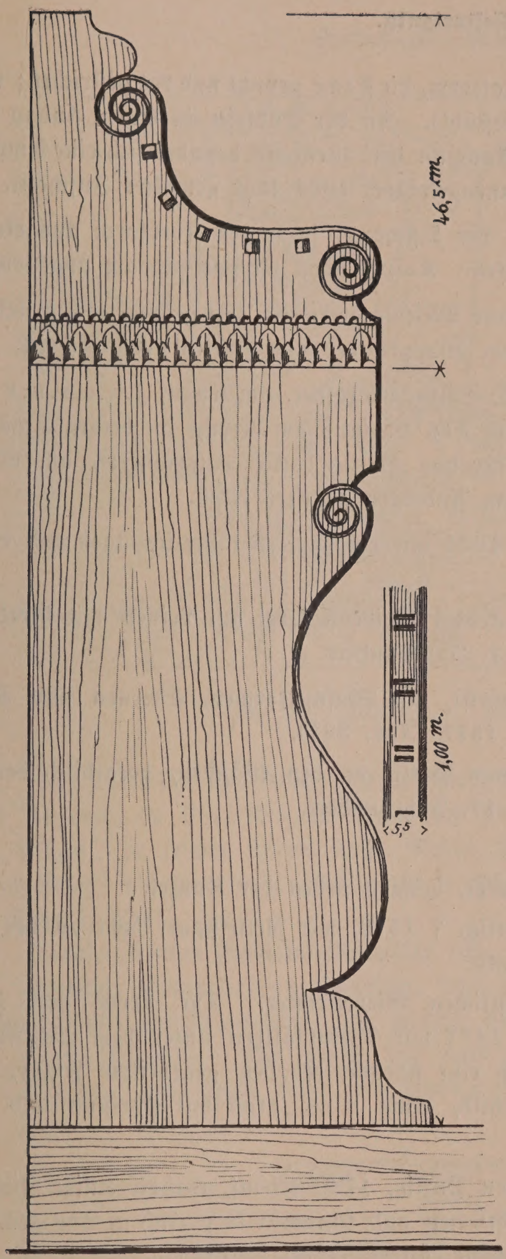
Zweite Bauzeit. Ihr Baumaterial ist erheblich größer: 28 . 14 . 9,5 cm (10 Schichten = 1,10 m). Sie beginnt mit den drei großen Blenden auf der Stadtseite. In dieser Höhe befand sich auf der Ostseite eine Stichbogentür (jetzt ein Fenster). Im zweiten Obergeschoß war ebenfalls an der Ostseite eine Stichbogentür, aber nahe der Feldseite. Sie führte vielleicht mittels absteigender, durch eine Brustwehr geschützter Steintreppe auf den Laufgang der Stadtmauer. Hier sind an der Ost-, Nord- und Westseite schlitzförmige Schießscharten, die sich nach unten ein wenig erweitern. An der Stadtseite waren ursprünglich drei größere Stichbogenöffnungen zur bequemen Aufnahme der Verteidigungsgegenstände. Jetzt sind sie auch zu Schießscharten verengt. An der Feldseite befinden sich über den Schießscharten (zwei Schichten hohe) Balkenlöcher in zwei Reihen übereinander. Wahrscheinlich dienten sie zur Anbringung der Balken bezw. des Fußbodens und Daches eines Überzimmers über der Außenseite des Tores. Die Giebel sind auf der Stadt- und der Feldseite verschieden durch Blenden gegliedert. Ihre Kanten sind nicht mehr in der ursprünglichen Form erhalten. In der Zeichnung sind sie vermutungsweise ergänzt. Die Formen der zweiten Bauzeit sind noch sehr schlicht. Ein doppeltes deutsches Band ziert den Giebelfuß. Man darf hiernach vielleicht auch die Ausführung der Obergeschosse noch in das 13. oder den Anfang des 14. Jahrh. setzen. Der Turm enthält jetzt die Zellen des Polizeigewahrsams.

Einfaches **Fachwerkhaus** mit eingeschnittenem Spruch an der Schwelle des Obergeschosses: Gott ist die Liebe u. s. w. Anno 1669. Dieses Haus gehörte zur Burg, die wahrscheinlich bald nach 1136 von dem Edlen Gebhard Gans zu Putlitz erbaut wurde.

Wolfshagen.

Wolfshagen, Rittergut 13 km nordöstlich von Perleberg. 403 Einw., Landgem. 34, Gutsbez. 1928 ha.

1326 begaben sich die Ritter Heinrich und Friedrich von Blankenburg unter den Schutz des Herzogs Heinrich von Mecklenburg und versprachen, ihm und seinen Erben mit ihrem „Slote tu Wulveshagen“ zu Dienst zu sein (Urkunde im Großherzogl. Archiv zu Schwerin, abgedr. Riedel II, 333). 1456 gelobten die von Blankenburg dem Kurfürsten Friedrich II., von ihrem Schloß „Wulfeshagen“ aus keinerlei Krieg oder Fehde zu führen (Urk. im Geh. Staatsarchiv zu Berlin, abgedr. Riedel III, 339). Bald darauf ging die Burg in den Besitz der Edlen zu Putlitz über, die sich bis heute in dem Ort behauptet haben (vgl. Riedel I, 320; Bekmann, Beschreibung der Churmark, V. Teil, S. 23). Bratrings Beschreibung der Mark (I, 429) zufolge saßen um 1800 in dem 101 Einwohner zählenden Dorfe, dessen Gemarkung 12 Hufen umfaßte, nur 1 Ganzbauer und 1 Kossät, ferner 8 Einlieger.



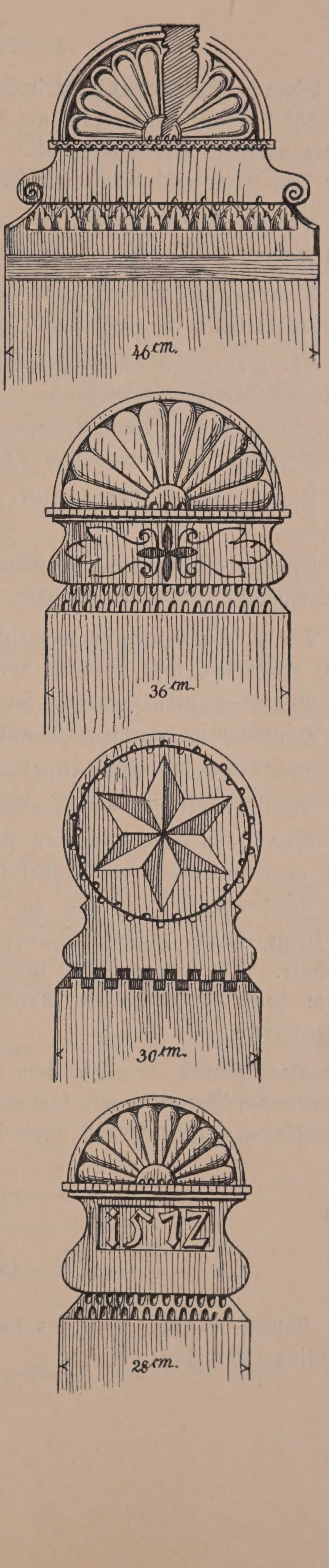


Abb. 331. Wolfshagen. Kirche, Bankwangen.

Einfache **Fachwerkkirche** in Saalform, die Fache geputzt und rot gestrichen; vielleicht 1572 erbaut (Jahreszahl am Gestühl). An der Südseite in einem Anbau eine Empore über der Herrschaftsgruft. Auch an der Westseite befindet sich eine Empore. Unter dem Altar eine Gruft mit Tonnengewölbe, 1621 laut gemalter Inschrift.

Kanzel hinter dem Altar an der Ostwand, in spitzer Korbform ausgekragt, mit gewundenen Säulchen an den Ecken. Kanzel nebst Treppe schwarz angestrichen.

Taufbecken, 70 cm Durchm., aus Messing getrieben, mit gravierter Darstellung im Grunde: Golgatha, am Rande zwei Wappen der von Putlitz nebst Schrift.

Ein Kelch, 19 cm hoch, gotisch, Silber vergoldet, am Knauf J.h.e.s.u.s und dazwischen Türkise und Granaten. Am Fuß Christus am Kreuz, die beiden Schächer, Maria, Johannes und das Wappen der von Putlitz (alles eingraviert), am oberen Rande: Trinket alle daraus usw. Zum Andenken gestiftet 1525.

Eine silberne Oblatenbüchse, 1624 mit eingravierten Verzierungen und einem Wappen.

Ein Kelchdeckchen, mit schmückender Seidenstickerei auf Leinen mit Gold, in den Ecken acht Wappen. 16 oder 17. Jahrhundert.

Die Gestühlwangen ausgeschweift, mit Muschelformen, Sternen und Kerbschnitt geschmückt, laut Inschrift von 1572 (Abb. 331).

Vier Gedächtnisschilde der von Putlitz an den Wänden, heraldisch bemalt, nebst Handschuhen daneben, 16. und 17. Jahrhundert.

Vier ältere Fahnenstangen.

Zwei Kruzifixe in Holz geschnitzt, hängen neben der Kanzel.

Grabstein einer Frau von Putlitz, † 1579, mit Reliefsigur, steht an der Ostwand angelehnt neben der Kanzel links.

Zwei Glocken hängen im östlichen Giebelfenster. Die große von 1657. Die kleine, schwer zugängliche, von 14?? mit Weinblättern unter dem Schriftband am Hals. Am langen Felde südlich eine sitzende, erhaben gearbeitete Figur, etwa 10 cm hoch. Nördlich ein Kreisschild, etwa 4 cm groß mit Christus und zwei Figuren (?).

Das **Schloß** des Freiherrn von Putlitz, 1780 erbaut, enthält einige Zimmer, in denen sich Malereien mit landschaftlichen und scheinbar körperlich in Ton gemalten Gegenständen (gegen 1800), sowie schöne, ältere Möbel befinden.

Groß-Wootz.

Groß-Wootz, Dorf 8,5 km südwestlich von Lenzen. 148 Einw., 325 ha. Rundling (Abb. 332).

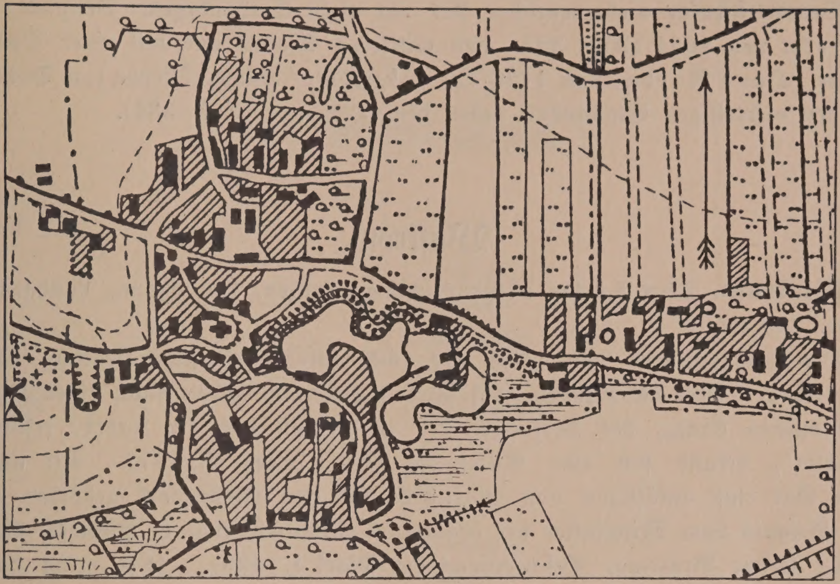


Abb. 332. Groß-Wootz. Dorfplan (1:10000).

1340 verkaufte der Knappe Fritz Borre dem Perleberger Bürger Heinrich Konold Abgaben an Getreide und Geld, die von dem Schulzengute (curia prefecti) in „Wözin“ zu leisten waren (vgl. Riedel, Codex III, 373). Um 1800 waren zu „Groß-Wutz“ 10 Bauern, 1 Kossät und 6 Büdner ansässig (Bratring, Beschreibung der Mark I, 439).

Kleine, schlichte **Fachwerkkapelle** (St. Catharina).

Gotischer Flügelaltar, kunstlose, sehr derbe Bauernarbeit, mit Figuren und unschön bunter Farbengebung. Die Flügel mit Malerei ähnlicher Art.

Zwei Glocken. Die große hat statt der Inschrift Sterne in Gruppen zu drei geordnet. Die kleine 1687 von Martin Heintze in Berlin.

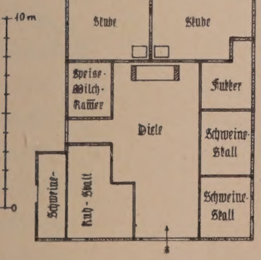


Abb. 333. Groß-Wootz. Haus Lambrecht (1654).

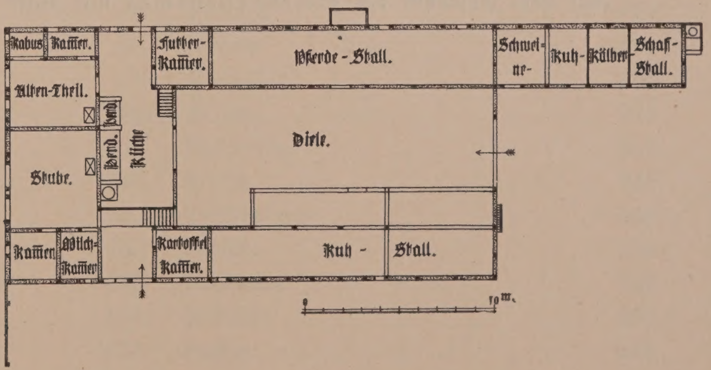


Abb. 334. Groß-Wootz. Haus Gaedge (1798).

Bauernhäuser niederdeutscher Art mit alten Herdanlagen. Beispiele: Haus Lambrecht von 1654 (Abb. 333), von mittleren Maßen und mit einer Diele ohne Einfahrt. Haus Gaedge von 1798 hat „abgebaute" Küche, Treppe zum Bodenraum und einen vierteiligen Stallanbau neben dem Dielentor (Abb. 334).

Wustrow.

Wustrow, Dorf 5,5 km ostsüdöstlich von Lenzen. 196 Einw., Landgem. 384, Gutsbez. 240 ha.

Den Lehnsregistern von 1499 und 1500 zufolge empfing Henning Mellberg vom Kurfürsten seine Lehen zu W. (vgl. Riedel, Codex II, 439). Nach einer Erzählung des Chronisten Cranz, des Verfassers der zu Beginn des 16. Jahrh. erschienenen „Vandalia", befand sich eine Ritterburg (vgl. Riedel II, 77). Die auf dem adligen Gut einst ansässigen von Warnstedt und von Möllendorf gehörten zu den in der Prignitz vom Mittelalter her begüterten Familien (vgl. v. Eickstedt, Beiträge, S. 345; ferner Bratring, Beschreibung der Mark I, 439). 1816 ging das Gut in den Besitz der v. Möllendorf über (Berghaus, Landbuch I, 677).

Schlichte **Fachwerkkirche** in Saalform von 1786, vom Zimmermeister Schulz aus Mödlich 1842 und 1843 ausgebessert; Balkendecke. Quadratischer Dachreiter im Westen. In der Wetterfahne die Jahreszahl 1786.

Altar und Kanzel vereinigt, urwüchsig und derb.

Taufbecken Messing, der Rand außen achteckig, 0,36 m Durchm., mit getriebenen Früchten verziert, 1704 inschriftlich.

Zwei Altarleuchter, Messing getrieben, 0,32 m hoch, der Schaft gewunden, Fuß und Teller verziert.

Ein kleiner alter Holzleuchter.

Drei Grabsteine der Familie von Warnstedt.

Zwei Glocken. Die große 1782 von A. C. Behrens in Salzwedel. Die kleine ohne Jahreszahl, um 1700.

Auf dem Friedhof ein Schifferdenkmal mit Vase auf Postament. 1804.

Ortschaftsverzeichnis.

	Seite
Abbendorf	1
Bäck	2
Bälow	2
Bendelin	5
Bentwisch	7
Groß-Berge	7
Blüthen	8
Boberow	9
Bochin	9
Bresch	11
Gr.-Buchholz	12
Burghagen	12
Cumlosen	16
Dallmin	16
Deibow	19
Dergenthin	19
Düpow	22
Eldenburg	23
Ferbitz	24
Gadow	24
Garlin	25
Glöwen	26
Gnevsdorf	28
Gr.-Gottschow	29
Kl.-Gottschow	30
Grube	31
Gühlitz	33
Guhlsdorf	33
Gulow	35
Havelberg	36
Hinzdorf	132
Hohenvier	133
Hülsebeck	133
Karstädt	134
Kietz	135

	Seite
Kleeste	139
Kleinow	139
Kletzke	140
Krampfer	147
Kreuzburg	154
Kuhblank	155
Laaslich	155
Lanz	157
Legde	159
Lennewitz	161
Lenzen	161
Gr.-Leppin	176
Kl.-Linde	179
Lockstedt	179
Kl.-Lüben	180
Lütkenheide	182
Mankmuß	182
Mannsfeld	183
Mellen	183
Mesekow	184
Milow	184
Mödlich	188
Moor	194
Motrich	194
Nebelin	196
Netzow	198
Neuhausen	199
Nitzow	211
Perleberg	213
Pirow	240
Plattenburg	240
Postlin	254
Premslin	256
Pröttlin	258
Putlitz	259

	Seite		Seite
Quitzöbel	264	Stavenow	288
Quitzow	264	Strehlen	289
Rambow	268	Sückow	289
Reckenzien	268	Tacken	291
Retzin	271	Toppel	291
Roddan	272	Unbesandten	294
Rosenhagen	273	Ünze	295
Rosensdorf	273	Vahrnow	298
Rühstädt	274	Viesecke	299
Sagast	277	Warnow	299
Sargleben	277	Weisen	301
Schilde	277	Wentdorf	301
Schönfeld	278	Gr.=Werzin	304
Schweinekofen	280	Wilsnack	305
Seddin	281	Wittenberge	339
Seedorf	282	Wolfshagen	344
Söllenthin	284	Gr.=Wootz	346
Spiegelhagen	286	Wustrow	348

Verzeichnis der Abbildungen.

Abb. 1. Abbendorf. Kirche, Grundriß.
" 2. Bäck. Altarleuchter in der Kirche.
" 3. Bälow. Kirche, Grundriß und Einzelheiten.
" 4. " Kirche, Deckenausbildung und Einzelheiten der Emporen und Bankwangen.
" 5. " Rauchhaus.
" 6. " Dachfuß und Giebelpfosten einer Scheune.
" 7. " Schwengelbrunnen.
" 8. Bendelin. Kirche, Taufbecken am Gestühl.
" 9. " Pfarrhaus, Grundriß.
" 10. " Türklopfer am Pfarrhause.
" 11. " Bauernhaus neben dem Pfarrhause.
" 12. Bentwisch. Giebelendigungen von Bauernhäusern.
" 13. " Haustür eines Eigentümerhäuschens.
" 14. Blüthen. Ostgiebel der Kirche.
" 15. Bochin. Kirche, Kanzelaltar.
" 16. Bresch. Dorfplan.
" 17. " Taufe aus Holz.
" 18. Gr.-Buchholz. Dorfplan.
" 19. Burghagen. Kirche, Kanzelaltar.
" 20. " " Altardecke.
" 21. " " "
" 22. Cumlosen. Dorfplan.
" 23. " Altarleuchter in der Kirche.
" 24. " Haus Karl Herr.
" 25. Dallmin. Kirche, Grundriß.
" 26. " Opferkasten in der Kirche.
" 27. Dergenthin. Freitreppe auf der Nordseite der Kirche.
" 28. " Kirche von Osten.
" 29. " Kirche, Emporenauskragung.
" 30. " " Bankwange.
" 31. " Weihrauchfäßchen und Leuchter in der Kirche.
" 32. Eldenburg. Der sog. Quitzowstuhl im Schlosse.
" 33. Gadow. Mausoleum, Grundriß.
" 34. " " Ansicht und Schnitt.

Abb. 35. Garlin. Inschrift der Glocke von 1510 (Schriftprobe).
„ 36. „ Rauchhaus von 1713.
„ 37. Glöwen. Dorfplan.
„ 38. „ Giebelpföstchen an Wohnhäusern.
„ 39. „ Wohnhaus, Fledermausluken.
„ 40. „ Grundriß und Schnitte des ehemaligen Schulzenhauses.
„ 41a. „ Truhe im ehemaligen Schulzenhause, Schloßblech und Seitenansicht.
„ 41b. „ „ „ „ „ Vorderseite und Deckel.
„ 42. „ Grundriß und Querschnitt des Schafhirtenhauses.
„ 43. Kl.-Gottschow. Aufgang zum Turm der Kirche.
„ 44. Grube. Hauptgesims der Kirche, Schnitt.
„ 45. „ Ofen im Gutshause.
„ 46. Guhlsdorf. Dorfplan.
„ 47. „ Kirche von Südosten gesehen.
„ 48. Gulow. Kirche, Grundriß.
„ 49. „ Nordportal und Ostwand der Kirche mit der Spur der ursprünglichen Decke.
„ 50. Havelberg nach dem Kupferstich von Merian.
„ 51. Havelberg. Das Gebiet des Domstiftes (nach dem Plane von Thal).
„ 52. „ Dom, Ansicht von Südwesten.
„ 53. „ „ Wiederherstellungsversuch des romanischen Baus.
„ 54. „ „ Westteil der romanischen Südfront.
„ 55. „ „ romanische Kämpferprofile in den Ostkapellen.
„ 56. „ „ Schallöffnung und Fenster im Turmbau.
„ 57. „ „ Querschnitt mit Blick gegen Osten.
„ 58. „ „ System des Langhauses.
„ 59. „ „ Gliederungen des gotischen Umbaus.
„ 60. „ „ Giebel am nördlichen Querschiff.
„ 61. „ „ Auskragungen an vier Pfeilern des Chores und Sockelbildungen.
„ 62. „ „ Schnitt und Übersichtsskizze vom Portal des südlichen Chorabschlusses.
„ 63. „ „ Bischofsfigur am Lettner.
„ 64. „ „ Steinkonsolen am Chorabschluß.
„ 65. „ „ Steinmetzzeichen am Lettner.
„ 66. „ „ Kirchentür am Nordende des östlichen Kreuzganges.
„ 67. „ „ Bogenteil der Kirchentür im östlichen Kreuzgang.
„ 68. „ „ Wetterfahne.
„ 69. „ „ Oberteil eines Altaraufsatzes im südlichen Seitenschiff.
„ 70. „ „ Sandsteinleuchter.
„ 71. „ „ Grabstein der Frau Hedwig v. der Streithorst.
„ 72. „ „ Grabstein des Bischofs Burchard.

Abb.	73	Havelberg.	Dom, Grabstein eines Mädchens.
"	74	"	" frühgotisches Chorgestühl.
"	75	"	" Stühle mit Drechslerarbeit.
"	76	"	Glasmalerei im nördlichen Seitenschiff des Domes.
"	77	"	Dom, Herstellung des romanischen Kapitelhauses mit dem Dormitorium.
"	78	"	" gemalte romanische Friese im Konventbau.
"	79	"	" Schnitt und Einzelheiten vom Ostflügel der Stiftsgebäude.
"	80	"	" Einzelheiten vom romanischen Dormitorium.
"	81	"	" östlicher Kreuzgang.
"	82	"	" Einzelheiten vom Ostflügel des Kreuzganges.
"	83	"	" Schnitt durch den Südflügel der Stiftsgebäude.
"	84	"	" Ansicht des südlichen Kreuzganges (hergestellt).
"	85	"	" Teil des südlichen Kreuzganges.
"	86	"	" Einzelheiten des Winterrefektoriums.
"	87	"	" Südseite und westlicher Kreuzgang.
"	88	"	" Schnitt und Fassadensysteme des Westflügels der Stiftsgebäude.
"	89	"	" Einzelheiten vom Westflügel des Kreuzganges.
"	90	"	" Relief über dem Eingange zur Klausur im Westflügel der Siftsgebäude.
"	91	"	Ofen aus der Dompropstei.
"	92	"	Ofen aus der Dompropstei.
"	93	"	Torpfeiler am Domfriedhofe.
"	94	"	Dom, Keller des ehemaligen Brauhauses (Superintendentur).
"	95	"	Krugtor.
"	96	"	Das ehemalige Domhospital. Grundriß, Schnitte und Ansichten nach Aufnahmen von Reg.-Bmstr. Renner.
"	97	"	Portal der Domschule, Schaubild und Grundrißteil.
"	98	"	Plan der Stadt (ohne Dom-Havelberg).
"	99	"	Grundriß der Pfarrkirche.
"	100	"	Pfarrkirche von Osten.
"	101	"	Profile der Pfarrkirche.
"	102	"	Profile der Pfarrkirche.
"	103	"	Turm der Pfarrkirche.
"	104	"	Kanzel in der Pfarrkirche.
"	105	"	Taufe in der Pfarrkirche.
"	106	"	Schrank in der Sakristei der Pfarrkirche.
"	107	"	Einzelheiten vom Schrank in der Sakristei der Pfarrkirche.
"	108	"	St. Annakapelle.
"	109	"	Grundriß- und Dachbalkenlage der St. Annakapelle.

Abb. 110 Havelberg. Eingangseite der St. Annakapelle nebst Einzelheiten.
„ 111 „ Kapelle des Heiliggeist-Hospitals (Beguinenhaus).
„ 112 „ Profile der Heiliggeist-Kapelle.
„ 113 „ Figurenfries über der Tür der Heiliggeist-Kapelle.
„ 114 „ Tisch im sog. Beguinenhause (Heiliggeist-Kapelle).
„ 115 „ Gebälk und Türklopfer des Hauses Steinstraße 4.
„ 116 „ Haus Düvert.
„ 117 „ Beischläge in der Mittelstraße.
„ 118 „ Sandsteinschild am Freihause Langestraße 13.
„ 119 „ Treppe im Freihause Langestraße 13.
„ 120 „ Anfang des Freibriefes Friedrich d. Gr. (1759) für das Haus Langestraße 13.
„ 121 „ Glastür im Hotel Stadt Magdeburg.
„ 122 „ Tür und Treppe im Hotel Stadt Magdeburg.
„ 123 „ Treppe im Hause Langestraße 33.
„ 124 „ Feuerbockfuß.
„ 125 Hinzdorf. Standuhr.
„ 126 Hohenvier. Dorfplan.
„ 127 Hülsebeck. Dorfplan.
„ 128 Karstädt. Altarleuchter in der Kirche.
„ 129 „ Torhaus nördlich von der Kirche.
„ 130 „ Pforte am Torhause südlich der Schule.
„ 131 Kietz. Bauernhaus am Deich.
„ 132 „ Bauernhaus Hope, Grundriß und Hinterwand der Diele.
„ 133 „ (am Sande). Bauernhaus.
„ 134 Kleeste. Dorfplan.
„ 135 Kleinow. Bankwange in der Kirche.
„ 136 Kletzke. Kirche.
„ 137 „ Kirche, Grundriß nebst Sockel und Portalgliederung.
„ 138 „ Grabstein eines Quitzow an der Westfront der Kirche.
„ 139 „ Taufe in der Kirche.
„ 140 „ Quitzowsches Grabmal in der Kirche (nach Bergau).
„ 141 „ Bekrönung des Epitaphs des Achatz (?) von Quitzow an der Südwand der Kirche.
„ 142 „ Tragstein vom Epitaph des Achatz (?) von Quitzow an der Südwand der Kirche.
„ 143 „ Gießerzeichen der Uhrglocke.
„ 144 Krampfer. Glockenverzierungen.
„ 145 „ Steinsitz, außen an der Nordwestecke der Kirche.
„ 146 „ Trinkhorn im Gutshause.
„ 147 „ Humpen im Gutshause.
„ 148 „ Silberner Doppelbecher im Gutshause.

Abb. 149 Krampfer. Geschliffener Glasbecher im Gutshause.
" 150 Kreuzburg. Kirchturm.
" 151 " Torhaus.
" 152 Kuhblank. Dorfplan.
" 153 Laaslich. Kirche von Osten.
" 154 " Hölzerner Altarleuchter in der Kirche.
" 155 " Ziehbrunnen mit Holztrog.
" 156 " Kirche. Bankwangen-Endigung und Füllungen der Emporenbrüstung.
" 157 Lanz. Dorfplan.
" 158 " Inneres der Kirche.
" 159 " Kirche. Gestühlwangen.
" 160 Legde. Turm der Kirche.
" 161 " Grundriß der Kirche.
" 162 Lenzen. Ansicht der Stadt nach einem Gemälde des 17. Jahrhunderts.
" 163 " Pfarrkirche.
" 164 " Taufe in der Pfarrkirche.
" 165 " Taufschüssel in der Pfarrkirche.
" 166 " Kronleuchter in der Kirche.
" 167 " Burgturm.
" 168 " Fenstergitter am Schloß.
" 169 " Standuhr am Gasthof zur Sonne.
" 170 " Stadtplan mit Befestigung.
" 171 Gr.-Leppin. Grundriß der Kirche.
" 172 " Grabstein des Jacob v. Saldern.
" 173 " Grabstein der Frau v. Saldern, geb. v. Klitzing.
" 174 Klein-Lüben. Dorfplan.
" 175 " Wasserbehälter in der Kirche.
" 176 " Inschrift der kleinen Glocke.
" 177 " Kleines Eigentümerhaus (Rauchhaus).
" 178 Lütkenheide. Giebelpfosten.
" 179 Mellen. Bankwangen in der Kirche.
" 180 Mesekow. Hölzerner Altarleuchter.
" 181 Milow. Grundriß und Schnitt der Kirche.
" 182 " Kirche, Altar.
" 183 " Eiserner Leuchter in der Kirche.
" 184 Mödlich. Grundriß und Ostansicht der Kirche.
" 185 " Bankwangen in der Kirche.
" 186 " Getriebener Wandleuchter.
" 187 " Gießerzeichen der großen Glocke.
" 188 " Traufenausbildung an Bauernhäusern.
" 189 " Endigungen von Giebel-Stirnbrettern.

Abb. 190 Mödlich. Fenster mit Schiebladen und Stabgitter.
„ 191 „ Schwibbogenherd im Tagelöhnerhause beim Pfarrhause.
„ 192 Moor. Hirtenhaus (jetzt Armenhaus). Grundriß und Schaubild.
„ 193 Motrich. Bauernhaus (Rathaus). Grundriß und Schaubild vom hinteren Teile des Hofes nach der Straße zu.
„ 194 „ Rauchhaus von 1702.
„ 195 Nebelin. Bankwange in der Kirche.
„ 196 „ Totenkronen in der Kirche.
„ 197 Netzow. Kirche vor dem Umbau i. J. 1884.
„ 198 Neuhausen. Grundriß der Kirche.
„ 199 „ Gliederungen der Kirche.
„ 200 „ Altarleuchter.
„ 201 „ Bemalte Holztaufe.
„ 202 „ Lageplan des Schlosses.
„ 203 „ Gewölbemalerei im Torhause des Schlosses.
„ 204 „ Gewölbemalerei im Torhause des Schlosses.
„ 205 „ 1905 freigelegte Burgfundamente im Süden des Schlosses.
„ 206 „ Tür zur Kapelle in der Durchfahrt des Tores.
„ 207 „ Einzelheiten vom Hauptbau des Schlosses.
„ 208 „ Gemalte Tapete im Schlosse.
„ 209 „ Schrank im Schlosse.
„ 210 „ Sogenannte Ruine.
„ 211 „ Sogenannte Ruine, Grundrisse, Ansicht der Rückseite und Einzelheiten.
„ 212 Nitzow. Schnitt und Grundriß der Kirche.
„ 213 „ Giebelpfosten von Bauernhäusern.
„ 214 „ Bauernhaus und Herdhaken darin.
„ 215 Perleberg. Ansicht nach Merian.
„ 216 „ Pfarrkirche St. Jakobi nach einer älteren Skizze im v. Quastschen Nachlasse.
„ 217 „ Grundriß der Pfarrkirche St. Jakobi.
„ 218 „ Pfarrkirche. Gliederungen der Portale der Nordseite.
„ 219 „ „ Kämpfer am westlichen Portal der Südseite.
„ 220 „ „ Gliederungen der Portale der Südseite und Hauptgesims.
„ 221 „ Fünfarmiger Standleuchter in der Pfarrkirche.
„ 222 „ Altarleuchter in der Pfarrkirche.
„ 223 „ Weinkanne in der Pfarrkirche.
„ 224 „ Malerei an einem der Schiffspfeiler der Pfarrkirche (nach Bergau).
„ 225 „ Verzierung der großen Glocke der Pfarrkirche.
„ 226 „ Grundrisse und Westgiebel der Gerichtslaube am Rathause.

Abb. 227 Perleberg. Schnitt und Einzelheiten der Gerichtslaube.
" 228 " Roland.
" 229 " Fachwerkhaus am Markt Nr. 4.
" 230 " Geschnitzte Konsolen am Fachwerkhause Markt Nr. 4.
" 231 " Ecke am Fachwerkhause Markt Nr. 4.
" 232 " Portal des Hauses Kirchplatz Nr. 11.
" 233 " Nicht mehr vorhandenes Bürgerhaus am Markt (nach einer Skizze im v. Quastschen Nachlasse).
" 234 Pirow. Dorfplan.
" 235 Plattenburg. Lageplan mit teilweiser Benutzung älterer Pläne im dortigen Archiv.
" 236 Die Plattenburg von Norden (nach einer älteren Karte im dortigen Archiv).
" 237 Plattenburg. Grundrisse.
" 238 " Treppengeländer in der Halle.
" 239 " Geländer einer Wendeltreppe im oberen Flur.
" 240 " Tür mit Treppe im Speisesaal.
" 241 " Tür im Speisesaal, Ansicht.
" 242 " Tür im Speisesaal, Schnitt.
" 243 " Tür in der Halle.
" 244 " Tür in der Halle.
" 245 " Ecktüren im zweiten Obergeschoß.
" 246 " Ofen im Ahnensaal.
" 247 " Handmühle aus Sandstein.
" 248 Postlin. Schreinaltar, geschlossen.
" 249 " Kelch in der Kirche.
" 250 Premslin. Kirche, Kanzel, Altarleuchter und Bretterstuhl.
" 251 Pröttlin. Kirche von Nordosten.
" 252 Putlitz. Lageplan der Burg, Grundriß der Nordostecke und Profile.
" 253 Quitzöbel. Giebelpfosten, Wetterfahne und Schornstein.
" 254 Quitzow. Grundriß der Kirche.
" 255 " Kirche. Schnitte, Südportal und Treppenfries des Ostgiebels.
" 256 " Kirche, Altarleuchter.
" 257 " Inschrift der großen Glocke.
" 258 Rambow. Ostgiebel der Kirche.
" 259 Reckenzien. Grundriß der Kirche.
" 260 " Inneres der Kirche.
" 261 " Kirche, gemalte Muster an der Emporenbrüstung.
" 262 " " bemalte Gestühlwangen.
" 263 Retzin. Pforten an Torhäusern.
" 264 Rosensdorf. Kleine Scheune an der Straße.
" 265 Rühstädt. Sanduhr in der Kirche.
" 266 Sagast. Dorfplan.

Abb. 267 Schilde. Grundriß der Kirche.
„ 268 „ Kirche von Nordosten.
„ 269 Schönfeld. Kirche. Endigung der Bankwangen und Altarleuchter von Holz.
„ 270 Schweinekofen. Dorfplan.
„ 271 Seddin. Dorfplan.
„ 272 Seedorf. Messingleuchter in der Kirche.
„ 273 „ Bauernhaus. Giebelansicht mit Einzelheiten.
„ 274 Söllenthin. Friedhof und Kirche.
„ 275 „ Scheune.
„ 276 Spiegelhagen. Turm der Kirche und Formen der Schallöffnungen.
„ 277 „ Altarleuchter in der Kirche.
„ 278 „ Altarfiguren in der Kirche.
„ 279 Sückow. Kirche von Südosten.
„ 280 Toppel. Grundriß und Einzelheiten der Kirche.
„ 281 „ Kronleuchter in der Kirche nebst einem späteren Ersatzarm.
„ 282 „ Torhaus von 1663.
„ 283 Unbesandten. Endigung von Stirnbrettern an einem Bauernhausgiebel.
„ 284 „ Haus Ebel (1686).
„ 285 Ünze. Grundriß der Kirche.
„ 286 „ Kirche von Nordwesten.
„ 287 „ Sakramentshäuschen aus Holz (Spitze ergänzt).
„ 288 „ Tisch im Gasthause nördlich der Kirche.
„ 289 Vahrnow. Sogenannte Kuhburg.
„ 290 Warnow. Grundriß der Kirche.
„ 291 „ Pfosten der Kanzeltreppe.
„ 292 Weisen. Dachfuß der Kirche.
„ 293 Wentdorf. Dorfplan.
„ 294 „ Ostgiebel der Kirche nebst Einzelheiten und Schwengelpüt mit Steinkessel.
„ 295 „ Getriebener Altarleuchter in der Kirche.
„ 296 Gr.-Werzin. Dorfplan.
„ 297 Wilsnack. Schnitt durch die ehemalige Dorfkirche (Herstellung).
„ 298 „ Wallfahrtskirche von Südwesten.
„ 299 „ Grundriß der Wallfahrtskirche.
„ 300 „ Wallfahrtskirche, Profile und Einzelheiten.
„ 301 „ „ Figur am Chordienst.
„ 302 „ Gemalte Rosetten um die Schlußsteine der Wunderblutkapelle.
„ 303 „ Wallfahrtskirche, Südportal.
„ 304 „ „ Querschnitt durch das Langhaus mit Blick gegen Osten.
„ 305 „ „ Einzelheiten vom Langhause.
„ 306 „ „ Einzelheiten vom Westportal.

Abb. 307	Wilsnack.	Verbindungsgang zwischen der Kirche und dem sog. Prälatenhause (dem jetzigen Schlosse).
" 308	"	Grabstein von zwei Geistlichen am Querschiff der Kirche.
" 309	"	Wallfahrtskirche, Weihkreuz der Mensa.
" 310	"	" Taufe.
" 311	"	" Sandsteinleuchter.
" 312	"	" Sandsteinleuchter mit hölzernem Lichterbaum.
" 313	"	" Grabstein des Burckhard v. Haldern.
" 314	"	" Altarleuchter.
" 315	"	" Gotische Wandmalerei (St. Christophorus).
" 316	"	" Brüstung der Orgelempore.
" 317	"	Schmiedeeisen-Leuchter in der Kirche.
" 318	"	Wallfahrtskirche, Schloß an der Sakristeitür.
" 319	"	" Beschläge am Wunderblutschrank und an den Schränken der Sakristei.
" 320	"	Schornstein am Schlosse.
" 321	"	Treppengeländer im Schlosse.
" 322	"	Kamin im Erdgeschoß des Schlosses.
" 323	"	Rokoko-Ofen im Schlosse.
" 324	"	Ofen im Obergeschoß des Schlosses.
" 325	"	Wanddekoration und Schrank im Schlosse.
" 326	"	Wohnhaus mit Dacherker auf Säulen.
" 327	"	Wetterfahne eines Bürgerhauses.
" 328	Wittenberge.	Plan der Stadt von 1863.
" 329	"	Steintorturm von der Stadtseite.
" 330	"	Steintorturm von der Stadtseite (die Giebelkante ist ergänzt).
" 331	Wolfshagen.	Kirche, Bankwangen.
" 332	Groß-Wootz.	Dorfplan.
" 333	"	Haus Lambrecht (1654).
" 334	"	Haus Gaedge (1798).

Verzeichnis der Tafeln.

Tafel 1. Dergenthin. Kirche, Teil einer Emporendecke.
" 2. Havelberg. Der Dom von Nordwesten.
" 3. " Grundriß des Domes und der Klausurgebäude.
" 4. " Das Innere des Domes gegen Osten gesehen.
" 5. " Lettner im Dome.
" 6. " Nordtür des Lettners.
" 7. " Südtür des Lettners.
" 8. " Dom, Darstellungen der Verkündigung Mariä an zwei Teilen.
" 9. " Dom, Sandsteinleuchter im Chore.
" 10. " Taufstein im Dome.
" 11. " Levitensitz im Chore des Domes.
" 12. " Chorgestühle im Dome.
" 13. " Ostteil des südlichen Domkreuzganges.
" 14. " Zwei Kelche der Pfarrkirche.
" 15. " Grabstein des Bürgermeisters Mathias Kurdes in der Pfarrkirche.
" 16. Kietz. Grabstein des Barth. v. Wenckstern.
" 17. Kletzke. Grabstein eines Quitzow und seiner Gattin an der Westfront der Kirche.
" 18. " Grabmal des Philipp v. Quitzow.
" 19. " Hauptfigur vom Grabmal des Philipp v. Quitzow.
" 20. " Figuren vom Grabmal des Philipp v. Quitzow.
" 21. Lenzen. Epitaph des kurfürstl. Amtmannes Hoffmann.
" 22. " Grabstein der Frau Anna Götz (sog. Brezeltante).
" 23. Mödlich. Taufe in der Dorfkirche.
" 24. Nebelin. Bemalte Decke in der Kirche.
" 25. Perleberg. Stadtplan.
" 26. " Ansicht der Stadt.
" 27. " Portal der Pfarrkirche.
" 28. " Portalkämpfer an der Pfarrkirche.
" 29. " Inneres der Pfarrkirche.
" 30. " Weinkanne in der Pfarrkirche.
" 31. Plattenburg. Gemälde aus der Werkstatt von Lucas Cranach d. Ält.
" 32. " Gemälde vom Ende des 16. Jahrh.; Nachbildung nach Lucus Cranach d. Ält.
" 33. Postlin. Spätgotischer Flügelaltar.

Tafel 34. Pröttlin. Spätgotischer Altarschrein.
„ 35. Rühstädt. Epitaph des Dietrich v. Quitzow (gest. 1593).
„ 36. „ Epitaph des Dietrich v. Quitzow (gest. 1569).
„ 37. „ Grabstein des Dietrich v. Quitzow (gest. 1552).
„ 38. Sückow. Inneres der Dorfkirche.
„ 39. Warnow. Spätgotischer Flügelaltar in der Kirche.
„ 40. Wilsnack. Inneres der Kirche gegen Osten gesehen.
„ 41. „ Westportal der Kirche.
„ 42. „ Hochaltar der Kirche.
„ 43. „ Standbild des Bischofs Wöpelitz in der Kirche.
„ 44. „ Kirche, Teil eines gemalten Fensters.
„ 45. „ Tragaltar in der Kirche.
„ 46. „ Linker Flügel am Tragaltar.
„ 47. „ Rechter Flügel am Tragaltar.
„ 48. „ Christuskopf aus Sandstein in der Kirche.
„ 49. „ Wunderblutsschrein.

Verzeichnis der Familien, Stifter u. s. w.

Seite
v. Ahren 36
Albrecht der Bär, Markgraf XXXII, 39, 40, 188
Albrecht II., Markgraf . XXXVI, 50
Albrecht Achilles, Markgraf 241, 272
v. Alvensleben . . . 80, 157
Annecke, Bauer . . . 299
Anselm, Bischof . XXXIII, 39, 40, 57
Arnold, Bischof . . . XXXVII, 64
Arns, Dietrich . . . 286
v. Arnsdorf (Arenstorff) 9, 11
Banse, Tidericus . . 272
Bansus, Bernardus . 272
v. Bardeleben . . . 77
Barthold, Dekan . . 147
Beermann, Gerhardt . 295
v. d. Berch 197
Bernd, Berte . . . 161
Beverneſt, Jürgen . . 33
Bielefeld (Byleveldt), Joh. 322
Bismarck . . . . . XXXVIII, 42
v. Blankenburg . . 344
v. Blumenthal (Blumendahl, Blomendahl) . XLIV, XLVI, 149, 273, 277, 288, 299
Blumenthal, Joachim . 118
Bözel (Bösel), Ritter . XXXVIII, 339
Bonifaz VIII., Papst . 306
Borchard (Burchard), Bischof XXXIX, 241
Borre, Fritscho (Fritz) 299, 304, 347
Borwin, Herr zu Mecklenburg 25
Botke, Mattias . . . 188

Seite
v. Bröſicke 295
v. Buch 79, 339
v. Bülow 306
Buls, Gebr. 295
v. Burghagen (Burchhagen) LXVI, 13, 139
Buſſo, Bischof . XLII, 43, 133, 154, 179, 183, 241, 272, 291, 308
v. Buſt, Johann, Bischof 77
Cabbuez, Joh. . . . 322
v. Capelle . . XXXVIII, 155, 182
Caſimir, Fürst von Pommern 40
Christoph, König von Dänemark 320
Clepizk 339
Conold 264, 304
Conow (Konow), Bürgermeister 225
Conradi, Petrus (Peter) LXII, 44, 78, 105, 106, 108, 124, 308
Cordes, Joh. . . . 84
von Corvey, Wibald . 58
Curdes (Kurdes) . . 118, 124
v. Cuſa, Nikolaus . . 307
Daſſe, Aug., Eigentümer 276
v. Deybow, Everd . . 19
Dietrich, Bischof 19, 26
Dudo, Bischof . . . XXXI
Düvert, Eigentümer . 126
v. Durings, Hoven Catrina 149
Ebel, Eigentümer . . 258, 294
v. Eckardſtein, Freiherr XLVI, 142, 253
Eggerstorph (Eggersdorphes) 198, 199
Eichhorſt, Heinrich . . 298

Seite

Ellefeld, Joachim . . 308
v. Estorf (Estorff) . . 80, 82
Eppo, Priester . . . XXXII, 162
Eugen, Papst . . . 307, 316
Feber, Heinrich . . . 299
v. Flotow 194
Franke, Caspar, Pfarrer 118
v. Freier XLVI
Fresse, Witwe . . . 272
Friedrich I., Kurfürst . 53, 216
Friedrich der Jüngere, Markgraf 42
Friedrich II., Kurfürst . XLI, 43, 180, 217, 233, 307, 310, 320, 344
Friedrich Wilhelm I. XLIV, XLV, 165
Friedrich der Große XLIV, XLV, 44, 159
Friedrich, Erzbischof von Magdeburg 307
Friedrich VI., Burggraf XXXIX, XL
Gaedge, Eigentümer . 348
Gallas, Feldmarschall . 218
Gans Edle Herren zu Putlitz XXXIV, XXXV, XXXIX, XL, XLIV, XLVI, 16, 19, 77, 133, 155, 179, 183, 213, 215, 216, 235, 240, 260, 261, 262, 263, 272, 281, 291, 339, 340, 344, 346
Gero, Markgraf . . . 39, 56, 93
Gisel van der Lyr (Gysel van Lier), Arnold . . 163, 188
Gleman, Bürger . . 268
v. Ghere, Johann, Prior 77
Götz, Anna (Brezeltante) 170
Goreke, Hans und Bertelt 272
Godschalk (Gottschalk) H. Slavenfürst . . XXXII, 39, 162, 170
v. Grabow, ... XXXIX

Seite

v. Grävenitz (Grevenitz, Grevenitzen) XLVI, 182, 278, 291
Greve, Hans 161
Gulstorp, Janeke . . 272
Gustav Adolf, König von Schweden . . . 176, 241
v. Hacke (Haken) . . 235, 288
Hacken, Peter . . . 303
Hamel, Andreas . . . 286
Handtmann, Pfarrer . 283
Heinrich I., König . . XXXI
Heinrich I., Bischof . 40, 140
Heinrich II., Bischof XXXVII, 40, 60, 96
Heinrich III., Bischof . 77
Heinrich, Graf von Schwerin 12, 344
Helmbert, Bischof . . XXXVII, 40
Herbrecht, Joachim, Pfarrer 289
Herde, Hans 291
Hermann, Markgraf von Brandenburg . . 23, 77
Herr, Karl, Eigentümer 16
von Hertesberg, Gerhard 215
Herwig von K. . . . 147
Hieronymus, Bischof . 94, 100
Hildebrand, Pfarrer . 140
v. Hirsau, Wilhelm . . 86
Hoffmann, Ernst, Friedrich, kurfürstlicher Amtmann 170
v. Hohenlohe 84
Hope, Eigentümer . . 137
Hovemann, Kersten . 119
Hubert, Bischof . . . XXXVII, 40
Hunger, Otto . . . 289
Huß, Johann 307
Huwtenberg, Hans . 216
Jahn . . . . . . XLV, 157, 159
v. Jagow . . . XLIV, 17, 26, 136 274, 275, 276
Joachim I., Kurfürst XLII, 43, 184, 216 258

Seite
Joachim II., Kurfürst XLII, 33, 43, 176, 217, 241, 261, 308
Joachim Friedrich, Kurfürst 43
Jobst, Markgraf XXXIX, XL, 163, 340
Johann I., Markgraf . XXXIV
Johann V., Markgraf . 215
Johann der Alchemist, Markgraf 42 132, 161
Johann, Kurfürst . . 1, 24, 136, 139, 163, 173, 183, 188, 268, 274, 277, 298
Johann Georg, Kurfürst XLII, 43, 241
Johann I., Bischof . . XXXVII
Johann III., Wöpelitz, Bischof XXXIX, 41, 67, 70, 73, 76, 306, 317, 319, 326
Johann, Bischof . . . 306
v. Kameke 141
v. Kaphengst . . . 149
Karl IV, Kaiser . . . XXXVIII
v. Karstedt, ... XXXVIII, XXXVIII, XLVI, 77, 134, 179, 256
Kehrberg XXXVIII
Keller, Leonhard, Propst 106
Kerselin, Stefan . . 295
Kirmer (Kremer), Thidericus 121
Kischke, Bürgermeister . 132
v. Kleist 11, 134, 258, 288
v. Klitzing (Clitsinc) . XXXVII, XXXVIII, XLIV, XLVI, 53, 179, 216, 249, 260
Knopp, Hans . . . 182
v. Königsmarck (Königsmark) XXXVIII, XLIV, 5, 79,

Seite
v. Königsmarck (Königsmark) 180, 241
Konold 7, 30, 35, 347
Konow, Hans . . . 217
Konrad III. 40
Kratz, Hanz 216
Kregenow, Petrus . . 255, 256
Kregerwyhe, Claus . 161
Krüger, Hans . . . 159
v. Kröcher . . . . XXXVII, XXXVIII, XXXIX, XLIV, XLVI, 23, 260, 272
v. d. Kruge, Reynicke . 258
Kuhirten, Catharina . 286
Kurdes (Curdes), Matthias, Bürgermeister 118
Lambrecht, Eigentümer 348
Lehmann, Caspar, Pfarrer 118
Lindenberg, Hans . . . 291
von Lindow, Graf . . XXXIX, 19, 260, 272
Ludekus (Ludecus), Math. Domdechant . . . 44, 85, 94, 105
Ludwig der Ältere, Markgraf 2, 7, 16, 19, 30, 35, 42, 198, 216, 233, 241, 254, 264, 277, 288, 289, 291, 299
Ludwig der Römer, Markgraf 53, 216, 233
Lupsdorp, Hans . . 84
Lübzow, Eigentümer . 285
v. Lüderitz 273, 295
Lütke, Adolf, Eigentümer 194
Lüttken, Heinricus, Pfarrer 294
Lützow, Wypert . . . 22
v. Maltzahn 201, 205
v. Manteuffel . . . 201

Seite

Matz, Peter 9
Mellberg, Henning . 348
Mernitz, Clas . . . 140
von der Mernitz, Hasse 301
Mertens, Georg, Eigentümer 193
Mewe, Pfarrer . . . 9
v. Möllendorff (Mollendorp, Mollendorpp) . . XXXVIII, XLIV, XLVI, 16, 24, 30, 76, 77, 139, 149, 153, 194, 264, 274, 304, 305, 306, 348
Moerike 45
v. Negelin 170
Nikolaus, Papst . . 307
Norbert, Erzbischof von Magdeburg . . . 39, 93
Ortmann, Wilhelm, Eigentümer 194
Otto I., Kaiser . . XXXI, 39, 49, 93
Otto II., Kaiser XXXII
Otto III., Kaiser . . . XXXII, 39
Otto I., Markgraf . XXXVIII, 40, 60
Otto III., Markgraf . XXXIV, 162, 288
Otto IV., Markgraf . XXXVII, 23
Otto der Finne, Markgraf XXXVIII, 26, 260, 271
Otto von Bamberg, Bischof XXXII, 39
Otto, Bischof von Havelberg 306
v. Pentzen 278
Peter, Claus 299
Pinnow, Henning . . 183
v. Platen XLIV, XLVI, 20, 194, 240, 273
v. Plothe XXXV
v. Putlitz (siehe unter Gans)
v. Quitzow XXXVII, XXXVIII, XXXIX, XL, XLII, XLIV, XLVI, 4, 8, 9, 11, 23, 24, 25, 28,

Seite

v. Quitzow 29, 31, 32, 33, 78, 134, 140, 141, 142, 144, 147, 157, 161, 163, 184, 194, 217, 258, 264, 272, 274, 275, 282, 288
Radolf (Radolph) . . 254, 264, 291
Rambow, Conrad . . 295
Raschen, Lemmeke . . 304
v. Rathenow . . . 122, 284
Ratibor, Fürst von Pommern . . . 39
Reiner (Reyner), Bischof 77, 241
v. Retzdorf (Restorp) . XXXVIII, XL, 29, 278, 301
Rhinow, Peter . . . 119
Ricboden 256
Rockenbruk, Bürger . 163
v. Rohr (Rohren) XXXVIII, XXXIX, XL, XLVI, 7, 12, 36, 79, 199, 201, 205
Rosenkrantz 147
Roloff, Pfarrer . . . 196
Sabelli, Johann . . 77
Sack, Heinrich . . . 17
v. Saldern . . XLII, XLIV, XLVI, 5, 53, 176, 179, 201, 241, 243, 249, 252, 253, 284, 308, 314, 315, 320, 325, 326, 331, 333
v. Santersleben, Conrad 77
v. Schlabrendorf (Slabringdorf) Johann, Bischof 79, 308
v. Schönhausen, Gerhard 77
v. Schrapelow, Burchard 216

Seite
Schröder, August, Eigentümer 136
v. d. Schulenburg . . 80, 106, 118, 173, 275
v. Schwerin . . . . XXXIV, 288
Seldius, Georg, Pfarrer 118
Senior, Martinus . . 271
Sibot, Bischof . . . 40
Sielemann, Cord., Bürger 272
Sigebode, Bischof XXXVII
Sigismund, Markgraf XXXIX, 163
Slavus, Conradus . . 272
Sophie, Hinrik . . . 268
v. Stavenow 288
von der Streithorst, Hedwig 77
Stesow, Witwe . . . 256
Thietmar, Bischof . . 39
Tocke, Heinrich . . . 307
Tuchscher 170
Udo, Bischof 39, 93
Ulrich, Pfarrer . . . 35
v. Vielroggen (Vielrogge) 291
Vilitz, Andreas . . . 291
v. Vohs . . . XLVI, 45, 77, 288
Voght, Nikolaus . . 295
Waldemar (Woldemar) Markgraf . . . 9, 183, 184 241, 264, 278, 299
Waldemar, der falsche XXXVIII
v. Wallwitz, Johann, Dompropst 73
Walo, Propst . XXXIII, 40, 59, 85
v. Wangenheim . . XLVI, 23
v. Warnstedt . . . 348
v. Wartenberg (Wardenberch, Wardenberg, Wardenberghe) XXXVIII, XLIV, XLVI,

Seite
v. Wartenberg (Wardenberch Wardenberg, Wardenberghe) 20, 33, 35, 134, 196, 273, 281, 286, 289, 295
Wedego, Bischof . XLII, 159, 182
v. d. Weide (Weyde) . XXXVIII, 140
v. Wenckstern XLIV, XLVI, 136, 157, 163, 184, 188, 268, 274, 277, 306
v. Werle, Fürsten . . XLI
Westval, Hermann . . 268
Wichmann, Erzbischof von Magdeburg . . . XXXVII, 40
Wiltprant, Claus . . 188
Wilhelm, Bischof . . XXXVII, 40
Wilhelm, Herzog . . 33
Wilhelm Markgraf . . XXXII
v. Willamowitz-Möllendorf 24, 303
v. Winterfeldt (de Winterveld, v. Wynterfelde, v. Winterveld) XXXVIII, XXXIX, XL, XLVI, 16, 17, 18, 139, 201, 216, 235, 255, 260, 280, 289, 299
Witte, Eigentümer . . 276
Woltersdorf, Pfarrer . 188
Worle 215
Wörse, Joachim . . . 303
Wulske, Christian, Dompropst 73
Wultzke, Hermann, Propst 79
Wusterhus 291
Wuthenow, Henning, Propst 77

Meisterverzeichnis.

		Seite
Bake, Clawes	Zimmermann	289
Ballowre, M. Jochim	Glockengießer	291
Becker, G.	Glockengießer	291
Behrens, C.	Glockengießer	304
Benningh	Glockengießer	8, 348
Bonstede, Harmen	Gießer	223
Briest	Wasserbauinspektor	73
Brunnen, Clas	Gießer	168
Burger	Glockengießer	7
Cauer	Bildhauer	25, 276
Dambeck, Math.	Baumeister	239
Drake	Bildhauer	275
Elers (Ehlers), Otto	Glockengießer	119, 149, 179, 240
Foltzke, Jacob	Glockengießer	278
Fowetgn, Davit	Glockengießer	256
Freude, Christjahn	Zimmermann	31
Gaede, Clemens	Zimmergeselle	289
Genderich (Jenderich), Joachim	Glockengießer	267
Gentzsch, Daniel	Glockengießer	24
Grawere, Hinrich	Gießer	167
Hackenschmidt	Glockengießer	228
Harderegt	Glockengießer	147
Harmes, Joh.	Zimmermann	240
Hausbrand, P. M.	Glockengießer	147
Heintze (Heinze), C. D.	Glockengießer	29, 31, 157, 185, 276, 304
Heintze, Chr.	Glockengießer	1, 19, 22, 26, 33, 161, 182, 267, 273
Heintze, Martin	Glockengießer	36, 134, 288, 347
Holzäpfel, Joh. Heinr.	Glasmaler	271
Jacobi, Joh.	Stückgießer	170
Jenderich, Jochim	Glockengießer	36, 140, 304
v. Kampen, Heinrich	Glockengießer	227

		Seite
Kamps, Christoph	Ziegelmeister	107
Kramer, H. A.	Glockengießer	161, 283
Kruse	Zimmermeister	303
Luitke	Glockengießer	26
Mebert, M. C. S.	Glockengießer	26, 135, 301
Mefert, M. C. S.	Glockengießer	140
Meves, Joachim	Zimmermann	12
Meyer	Glockengießer	19
Naesel, Hans	Glockengießer	299
Pankow, Peter	Zimmermann	297
Rhode, Bernhard	Maler	116
Rollet, H.	Bronzegießer	117
Schlichting, Christ. Ludwig	Maler	13, 117
Schulz	Orgelbauer	117
Schulz	Zimmermeister	348
Schulze, Joh. Jac.	Glockengießer	170
Schultz, Heinr. Joach.	Bildhauer	13, 223
Schultze, Joh. Christ.	Glockengießer	278
Sengespeik, M. Baltzer	Bildhauer	303
Siebenbaum, Ernst	Glockengießer	9
Siebenbaum, Vidus	Glockengießer	157
Smedt, Clawes	Zimmermann	289
Softegen, Davit	Glockengießer	135
Succo, Andreas	Maler	223
Thiele	Glockengießer	85
Tide, Jurgen	Zimmermann	289
Ulrich, Heinrich	Glockengießer	299
Wedwe, Johann	Glockengießer	276
Wernike (Wernicke) Mathes,	Zimmermann	190, 191
Wichmann	Bildhauer	275

Berichtigungen und Druckfehler.

Seite 40, Anm. 5 gehört zum Satz „Fürst Kasimir . . .“
(Zeile 18 von oben).

Anm. 6 kommt in Fortfall.

„ 161, Zeile 6 von oben: Rühstädt statt Rühstedt.

„ 260, Zeile 9 von unten: Nachbarn statt Nachbaren.

„ 278, Unterschrift unter Abb. 267 muß heißen:
Grundriß der Kirche.

„ 325, Zeile 8 von unten: comissarii statt commissarii.

„ 348, Zeile 18 von unten: hinter „befand sich“
einzuschalten „hier“.

Vossische Buchhandlung, Berlin W. 62.

86-B3687

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01641 6949

Vossische Buchhandlung, Berlin W. 62.